

Lebensgeschichte
der
Gemalin Ludwigs XVI.
Marie Antoinette
Königin von Frankreich.

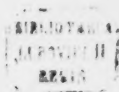
Aus dem Französischen
des
Herrn von Montjone.

Erster Theil.
Mit dem Bildnisse der Königin.

Leipzig,
im Verlage der Dylischen Buchhandlung
1798.

La vertu malheureuse en ces jours criminels,
Annonce à ma raison les siècles éternels,
Pour la seule douleur, la vertu n'est point née,
Le ciel a fait pour elle une autre destinée.

Gresset.



Zueignungsschrift des Verfassers

an

Madame Royale *).

Madame,

Von der frühesten Kindheit an war es Ihre Bestimmung, der ganzen Welt als ein erhabenes Beispiel von Unglück und Muth vor Augen gestellt zu werden. Was Ihnen entrisen ward, bleibt sowohl für Ew. Königliche Hoheit, als für ganz Frankreich, ein unersetzlicher Verlust. Nie werden hinführo der französischen Nation jene Vortheile zufließen, welche sie unter der väterlichen Regierung eines Königs zu hoffen hatte, der so gerechtliebend, so gut war, und dessen wohlthätige Absichten seine erhabene Gemalin bey jeder Gelegenheit mit der lebhaftesten Theilnahme zu befördern suchte. Nie, Madame, wird Ihnen die Welt durch irgend etwas, wie es immer Namen

*) Die hinterlassene Tochter Ludwigs XVI.

haben möge, den Verlust jener Glückseligkeit ersetzen, welche Sie sich von der zärtlichen Sorgfalt Ihrer geliebten Eltern versprechen konnten, deren Sie gerade in dem nemlichen Zeitpunkte beraubt wurden, wo sich die Triebe der Dankbarkeit und Liebe, welche sie in so hohem Grade verdienten, erst recht in Ihrem jugendlichen Herzen zu entwickeln begannen.

Ew. Königliche Hoheit waren ihre Leidensgefähr-
tin. Ihr unschuldsvolles Alter, die Reinigkeit Ihres
Geistes, die liebenswürdige und anhaltende Bereit-
willigkeit, womit Sie die Lehren derselben befolgten,
die Keime der reichhaltigsten Anlagen, deren Ent-
wicklung sie schon in der Blüthe des Lebens an Ihnen
bemerkten, Ihre Wahrheitsliebe, Ihre Empfindsam-
keit, dieß waren die Trostgründe, welche so oft und
so viel zur Beruhigung jener unglücklichen Per-
sonen beitrugen, die von der Bosheit der Men-
schen alle nur erdenkliche Drangsale zu erdulden hat-
ten. Was bleibt Ihnen übrig, Madame, als daß
Sie die Standhaftigkeit dieser Heldenseelen nachah-
men, daß Sie Ihr Augenmerk so oft als möglich auf
jene unvergängliche Belohnung richten, die endlich

ihrer Tugend jenseits des Grabes zu Theil ward?
Nur diese Betrachtung kann nach und nach den tief
empfundnen Schmerz lindern, dem Sie so gern im
Innersten Ihres Herzens immer neue Nahrung ver-
schaffen. Ein Land, das mit so schweren Verbrechen
besudelt ward, wo so viel Blut, so viele Thränen ver-
gossen wurden, konnte ihnen nicht länger zum Auf-
enthalt dienen. Statt jener vergänglichen Krone, die
ihnen hienieden die Wuth empörter Leidenschaft ent-
riß, erlangten sie die Krone der Unsterblichkeit. Sie
waren es werth, daß ihnen eine ungestörte Glückse-
ligkeit zu Theil wurde, und genießen sie nun auf
immer.

Im Schooße des Allgütigen, der Ihnen, Ma-
dame, alle Vorzüge Ihrer verklärten Eltern verlieh,
sehen Sie theilnehmend auf das Schicksal Ew. Kö-
niglichen Hoheit herab. Ihre Sorgfalt für Ihr Wohl
ist noch immer die nemliche, ist Ihnen immer zuge-
gen, ob Sie dieselbe gleich nicht mehr so wahrneh-
men, wie sonst.

Handeln Sie großmüthig, edel und nachsichtsvoll,
wie sie! Unterlassen Sie nie, dem unglücklichen Frankz

reich alles Gute zu wünschen! Es hat zwar eine Menge der entsetzlichsten Greuelthaten abzubüssen, verdienet aber dennoch in so fern bemitleidet zu werden, als die Verbrechen einer verhältnißmäßig nur kleinen Anzahl seiner Kinder nicht als Verbrechen des ganzen Landes zu betrachten sind. Wie wäre es auch möglich, Madame, daß Sie demselben hinführo Ihre Theilnahme gänzlich versagen könnten, da Ihr Herz ganz von der nemlichen Milde durchdrungen ist, die weiland Ihre Durchlauchtigsten Eltern besetzte; da Sie mit den Tugenden derselben zugleich ihre Gesinnungen erben; und da Sie hiernächst jene erhabene Worte Ihrer Königin Mutter „ich sah alles, ich hörte alles; ich habe aber alles wieder vergessen,“ sich tief ins Gedächtnißprägten?

Wenn Ewr. Königlichen Hoheit dieses Pflichtopfer, welches ich Ihnen hiermit zu widmen wage, je zu Gesicht kommen sollte, so diene es Ihnen zu einem Beweise der tiefen Ehrfurcht, welche ich für die lebenswürdigen und ausgezeichneten Eigenschaften einer Fürstin hege, die leider nur zu sehr verkannt wurde, deren Verlust aber von der französischen Nation, der endlich die Augen wieder aufgegangen sind, und bey

welcher nun nach und nach das Gefühl der natürlichen Billigkeit wieder eintritt, täglich mehr bedauert wird. 1

Ich habe jenen düstern Kerker, in welchem Sie so manche Thräne weinten, in Augenschein genommen. Ein heiliger Schauer überfiel mich, als ich daselbst jene Beweise der zärtlichsten Liebe wahrnahm, die Sie der besten unter allen Müttern gewidmet hatten. Sie wußten noch nichts von ihrem Geschick, als sie Ihnen bereits, so wie Ihre Prinzessin Tante, auf immer entrisSEN war. Da Ihnen die unbarmherzigen Gefangenwächter weder Feder noch Dinte zukommen ließen, so bedienten Sie sich einer Stachel, mit deren Knöpfe Sie, nicht weit vom Eingange des ersten Zimmers, auf die Papiertapete, welche eine Art von vorspringendem Mauerwerk in erhabener Arbeit vorstellte, die rührenden Ausbrüche der Zärtlichkeit niederschrieben, welche Sie für eine Mutter empfanden, die deren so würdig war.

Dort las ich Folgendes: Es lebe meine gute Mutter, die ich so herzlich liebe, und von welcher ich leider gar keine Nachricht erhalten kann!

Weiterhin stand: Charlotte ist die unglücklichste Person auf der Welt; man giebt ihr

keine Nachricht von ihren Eltern, will sie durchaus nicht zu ihrer Mutter thun, ob sie gleich zu tausend Malen darum gebeten hat.

Was ich Ihnen hier vorlege, ist ein treues Gemälde dieser so innig geliebten Mutter. Dieses Gemälde wird zwar schmerzliche Rückerinnerungen in Ihrer Seele erregen; es wird Sie aber auch zugleich an grosse Tugenden erinnern, und bey dessen Betrachtung werden Sie sich vielleicht mitten in Ihren Leiden von neuer Stärke beseelt, und um so mehr ermuntert fühlen, dieselben in Geduld zu ertragen.

Allem Vermuthen nach werden Sie das Urtheil fällen, daß ich, ungeachtet meines thätigsten Bestrebens, die Vollkommenheit meines Originals zu erreichen, weit unter demselben zurückgeblieben sey. In diesem Fall werden Sie wenigstens mit meinem guten Willen vorlieb nehmen.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

M a d a m e

Ewr. Königlichen Hoheit

unterthänigster treu- gehorsamster Diener

Montjone.

Vorrede des Verfassers.

Das Werk, welches man hier zu lesen bekommt, ist keine Lobschrift, kein Ehrendenkmal, noch weniger aber eine Satire. Ist etwa der gute Ruf Marien: Antoinettens nicht arg genug verlästert worden? Ward je ein Herz vom Gifte der Verläumdung auf eine grausamere Weise zerfleischt, als das ihrige?

Ich kenne die ganze Macht der Vorurtheile mehr als zu wohl, welche diese unglückliche Fürstin noch dermalen wider sich hat. Ich weiß, daß es sich die Anhänger des Lelbert und Marat noch immer zum angelegensten Geschäft machen, ihr Andenken zu schmähcn. So gab unter andern ein gewisser Herr Francois Pages ganz neuerlich eine sogenannte geheime Geschichte der französischen Revolution heraus, worin er zwar kein Geheimniß derselben enthielt, sich aber in Betreff der hochseligen Königin folgendergestalt ausdrückt:

„Es liegt am Tage, daß das Uebergewicht, welches die Königin und der Graf von Artois erlangt hatten, so wie die verschwenderische Habgier dieser beiden Personen, die eigentliche Veranlassung waren, weswegen Turgot und Neckér ihre Stellen niederlegten“).

Wenn dies so deutlich am Tage liegt, so hätte der Verfasser doch wenigstens eine oder die andere Thatsache anführen sollen, worauf diese vorgebliche Meinung sich gründet. Wie gieng es denn zu, daß Souquier-Tainville, der doch sonst eben keiner der gewissenhaftesten war, diese am Tage liegende Wahrheit, in seiner Anklagacte gegen Marien-Antoinetten, als eine offenbare Lüge unberührt ließ? Fürwahr, es gehört viel dazu, wenn man es in der Kunst, grundlose Beschuldigungen zu erdichten, sogar einem Souquier-Tainville zuvertruh!

Weiterhin behauptet dieser nemliche Schriftsteller, was Frankreich hauptsächlich ins Unglück gestürzt habe, sey der fatale Einfluß, welchen Madame Polastron de Polignac, die, wie er sagt, den ganzen Stolz der Marschallin D'Acute befaß, auf die Königin hatte^{*)}. Was soll man auf eine Angabe dieser Art antwor-

*) Im ersten Theil der Originalausgabe S. 59 und 60.

**) Ebendaselbst S. 72.

ten? Nichts, und zwar deswegen, weil sie sich auf keinen einzigen Beweisgrund stützt.

Endlich hat dieser Herr Francois Pages die Frechheit, sich ohne den geringsten Anstand des schamlosen Ausdrucks zu bedienen: die Regierung Ludwigs XVI. habe das Zeitalter des Claudius und der Messalina von neuem in Erinnerung gebracht *). Wer in einem solchen Tone spricht, der giebt sich als Verläumber, als Pasquillant zu erkennen, und handelt offenbar gegen die Würde des historischen Schriftstellers, der seine Erzählung mit unumstößlichen Beweisen belegt.

Daß dieser Herr Pages eine so beleidigende Sprache führt, ist eben nicht sehr bestrebend, da er die schlechtesten Menschen seines Zeitalters zu Gewährsmännern gewählt, und die Materialien seiner Geschichte aus den unsaubern Schmierereyen eines Hebert und Marat zusammengestoppelt hat; desto trauriger ist es hingegen, wenn selbst verständige Männer, die niemanden aufs Wort glauben sollten, noch heutiges Tages die ehrenrührigen Gerüchte wiederholen, die von den unbarmherzigen Verfolgern und Widersachern der Königin gegen diese unglückliche Person ausgesprengt wurden. Schwerlich wird jemand nachstehende Behauptung des Herrn de Sous *) Ebenb. S. 73.

tances in einem der schätzbarsten Journale *) durchlesen können, ohne sich zugleich von Erstaunen und Unwillen ergriffen zu fühlen. „Es ist nicht zu läugnen, sagt er, daß sich die Königin schwere Vergehungen zu schulden kommen ließ; sollten denn aber die marmichfaltigen Leiden und Mißhandlungen, welche man in ihren letzten Lebenstagen auf ihrem Haupte zusammen häufte, dem Mitleiden nicht zum Beweggrunde dienen, sie wenigstens noch im Grabe vor Beleidigungen zu sichern?“

Aus der erkünstelten Einkleidung dieser Stelle leuchtet eine gewisse Heuchelei hervor, die jedes führende Herz empört. Wenn das Mitleid Mariens Antoinettes Grab schützen soll, warum versündigt man sich denn, so ganz ohne alle Veranlassung, an ihrer Asche? Warum sucht man denn ihr Andenken durch den Verwurf schwere Vergehungen zu entehren, ohne nur eine einzige dieser Vergehungen namhaft zu machen? Hätten wohl ihre ärgsten Verläumder etwas Nachtheiligeres gegen sie vorbringen können?

Herr De Fontanes besitzt zu viel Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe, als daß er nicht über kurz oder lang wünschen sollte, diese Zeilen wieder zurück nehmen zu können, die seiner Feder, wahrscheinlich *) Im Memorial No. 24 S. 3.

ohne vorgängige Ueberlegung, entwischten. Wenn es ihm ernstlich darum zu thun ist, sein Urtheil nach wirklich erwiesenen Thatfachen zu bestimmen, so wird er bald einsehen lernen, daß man nicht sowohl das Mitleiden, als vielmehr die Gerechtigkeit auffordern müsse, das Andenken der Königin vor unverdienter Schmach zu schützen.

Wie lange soll denn endlich jene Tollheit noch fortbauern, vermöge deren man alles Unheil, das unsere Revolution nach sich zog, nur immer den vorgeblichen Fehlritten Ludwigs XVI und seiner Gemalin zur Last legt? Wir müssen doch in der That noch zur Zeit sehr unerfahrene Neulinge im Fache der Staatskunst seyn, daß wir die wahre Ursache jenes Unglücks nicht da entdecken, wo sie einzig und allein zu suchen ist.

Das, wodurch in unsern Tagen alles zerrüttet und dem Untergange preis gegeben wurde, war dieß, daß die Minister nicht das geringste von allem dem vorher sahen, was sich nun wirklich ereignet hat. Daher kam es, daß sie, denen es gar nicht einfiel auf Hülfsmittel oder Rettungsanstalten bedacht zu seyn, den außerordentlichsten Ereignissen immer nur Stolz oder Schrecken entgegenstellten; und als sie sich endlich übermannt sahen, sagten sie sehr naiv: Wer hätte dieß alles vorhersehen können?

Natürlicher Weise mußte unser Unglück desto fürchterlichere Folgen nach sich ziehen, da es wider alles Erwarten über uns hereinbrach. Wenn die Minister alle die Begebenheiten, welche sich in der Folge gegen sie hervorthaten, nur auf die entfernteste Art gesehnet, wenn sie so gehandelt hätten, als wenn diese Begebenheiten wirklich eintreten müßten, dann würde die monarchische Regierung nie gestürzt worden seyn. Zur Zeit der Ruhe sollte man jene Vorkehrungen treffen, welche zur Zeit der Gefahr erforderlich sind; dann würde man nicht gleich Furcht, in Schrecken gerathen, wenn über kurz oder lang ein Wettersturm furchtbar einherbrauset. Nachlässigkeit ist aber leider eines der Uebel, mit welchem alle Menschen ohne Ausnahme behaftet sind. Was man täglich treibt, das behandelt man endlich als eine Art von Schlendrian. Man regiert; alles scheint seinen Gang von selbst zu gehen; man bekümmert sich weiter um nichts, schläft ein, und vergißt, daß man die Zügel in der Hand hält.

Hiernächst wird aber auch jeder Billigdenkende den Satz zugeben, daß ein Regent das herrlichste Talent vom Himmel erhalten haben kann, das zur Regierung eines Reichs erforderlich ist, und daß sich demungeachtet nicht mit Gewißheit erwarten läßt, ob er auch wirklich gut regieren werde. Denn, es giebt in den politischen Ereignissen eben solche Zufälligkeiten,

wie im Spiel. Der geschickteste Spieler ist nicht immer der, welcher gewinnt. Nicht selten tritt eine oder die andere sonderbare Combination ein, die man unmöglich vorhersehen konnte, und dann macht ein plötzlicher Glückswechsel alle Klugheit zunichte.

Welche Verhaltungsregeln kann man einem Fürsten anrathen, der ohnehin noch jung ist, und sich wider alles Vermuthen in eine der sonderbarsten Revolutionen verwickelt siehet? Welche Vorwürfe können ihn treffen? Als die Unruhen in Frankreich zum Ausbruch kamen, konnte Ludwig XVI und der Staat nur durch ein glückliches Wagstück gerettet werden. Dadurch, daß man sich so mancherley gefallen ließ, und den Mantel immer nach dem Winde drehte, ward alles verdorben. Die Minister sahen nicht ein, daß man in der Lage, worin sich das Königreich befand, ganz ungewöhnliche Mittel zu Hülfe nehmen müsse. Diese Lage war von der Art, daß kein System, keine Ordnung, keine Grundsätze, im Allgemeinen mehr Statt finden konnte. Fehler begehen, war unter diesen Umständen tausendmal besser, als gar keine Parthen nehmen. In dringenden Gefahren giebt es nur eine Politik, eine Moral, ein Gesetz, nemlich: Rettung des Staats.

Da die Minister Ludwigen XVI und die Monarchie nicht mit hinlänglicher Macht ausgerüstet, son-

dern vielmehr beyde der ganzen Wuth ihrer abgesagtesten Feinde bloßgestellt hatten, so konnte es nicht anders seyn, als daß Ludwig XVI und die Monarchie zu Grunde gehen mußten; denn es giebe, wie schon der Abbe Mably sehr richtig bemerkt hat, in der Staatskunst eben so wie in der Arzneykunst, gewisse Uebel, gegen welche kein Hülfsmittel anschlägt.

Hier, in dieser Lage der Dinge, ist der Grund unsers Elends zu suchen, und nicht in den vorgebliebenen Fehlritten der Königin. Ich für meine Person kann mit Wahrheit versichern, daß ich unter diesen zahllosen Erdichtungen, welche anfänglich von einigen unzufriedenen und übel berathenen Hofleuten im Publikum verbreitet wurden, und deren sich nachher der verabscheuungswürdige Orleans zum Behuf seiner königsmörderischen Absichten bediente, schlechterdings nichts gefunden habe, als unverbürgte Gerüchte, alberne Mährchen, und Anecdoten, die offenbar mit einander im Widerspruch stehen; mit einem Worte nichts Erwiesenes, nichts, das irgend jemand auf eine feyerliche Art erhärten wollte.

Es fällt von selbst in die Augen, daß ich, ohne mich des Verbrechens jener Verräther theilhaftig zu machen, die Materialien zu gegenwärtiger Lebensgeschichte der Königin, unmöglich aus anonymen Eshmährchen entlehnen konnte, worin nicht eine einzig

einige Angabe vorkömmt, die einiges Zutrauen verdient.

Das meinige setzte ich bloß auf erwiesene Thatfachen, das heißt, auf solche, deren Wahrheit allgemein eingestanden, oder durch authentische Urkunden erwiesen, oder von solchen Augenzeugen bekräftigt worden ist, deren Name mit Achtung genannt und deren Glaubwürdigkeit von Niemanden bezweifelt wird.

Wenn diese Thatfachen dem Andenken der Königin Marie Antoinette zur Ehre gereichen; wenn ihre eigenen Handlungen, ihre eigenen Worte, ihr eigenes Verhalten, sie loben, so wird man mir um so weniger den Vorwurf machen können, als ob ich, in der Absicht eine vortheilhafte Idee von dieser Fürstin zu verbreiten, irgend etwas erdichtet habe.

Demzufolge kann hier der Umstand gar nicht in Betrachtung kommen, zu welcher Parthey sich der Verfasser dieses Werkes bekenne. Seine Meinung in Betreff unserer revolutionären Bewegungen sey welche sie wolle, so wird man ihm dennoch, so lang er nemlich bloß solche Thatfachen vorträgt, die ihren Beweis in sich selbst enthalten, auf keinen Fall das Recht versagen dürfen, für einen glaubwürdigen Gewährsmann zu gelten *).

*) Eine Anspielung, auf eine Stelle in Kulbiere's zweytem Schreiben an die Frau Gräfin von Egmont.

Ich habe mich nach der wahren Beschaffenheit der Dinge bey Personen erkundigt, welche die Ehre hatten um die Königin zu seyn; besonders bey solchen, die ihr seit dem Ausbruch der Revolution, bis zu dem fürchterlichen Tage des zehnten August, nie von der Seite wichen. Ich habe hiernächst auch mit mehreren andern Personen gesprochen, welche während ihrer Verhaftung, im Tempel und in der Conciergerie, Zutritt bey ihr hatten. Ich habe endlich die Erlaubniß gehabt, mehrere sehr wichtige Actenstücke zu benutzen, die in einem öffentlichen Depot gleichsam vergraben lagen, und eben darum gar nicht bekannt wurden. Ihre Richtigkeit ist so entschieden, daß selbst der erklärteste Revolutionär dieselbe nicht wegläugnen wird.

Kurz, ich habe weder Sorgfalt noch Mühe gespart, damit dieses Werk alles enthalte, was in dem Leben der Königin nur irgend von einiger Wichtigkeit war, und ich darf hoffen, daß Niemand dasselbe durchlesen werde, ohne sich von dem Ungrunde jener Vorurtheile zu überzeugen, welche von boshaften Menschen bloß deswegen gegen diese Fürstin verbreitet wurden, damit sie dadurch Gelegenheit gewinnen möchten ihr Vaterland in Stücken zu zerreißen.

Soldhergestalt würde ich dann also eine zweite Pflicht erfüllt haben, die meinem Herzen sehr theuer

und werth ist. Nachdem ich nemlich im Namen des vernünftigen Theils der französischen Nation den Tribut, welcher den preiswürdigen Eigenschaften Ludwigs XVI mit so vielem Rechte gebührt *), seinem Schatten dargebracht habe, trete ich nun auch auf, die erhabene und würdige Gattin dieses vortrefflichen Königs vor dem Richtersthule der Nachwelt zu vertheidigen.

Ich wiederhole hier nochmals die Versicherung, daß weder Intrigue, noch Parteygeist, noch irgend eine Art von persönlichem Interesse, auf das Sühnopfer, welches ich diesen im höchsten Grad unglücklichen Personen darbringe, nicht den allergeringsten Bezug hatte. Dieß kann um so weniger einigem Zweifel unterworfen seyn, da sie nunmehr in der Nacht des Grabes ruhen, und denen, die ihnen treu blieben, keinen Vortheil gewähren. Wer sich in dem Zeitalter, worin wir dermalen leben, zum Vertheidiger der unterdrückten Unschuld aufwirft, der hat sich fürwahr keine Gunstbezeugungen zu versprechen, und um so weniger wird er darum ansuchen. Unter denen, die darauf antrugen, daß das Blut Ludwigs und Marien-Antoinettens vergossen werden solle, be-

*) Diese Stelle wird dadurch verständlich, daß dieser nemliche Verfasser ein Eloge de Louis XVI geschrieben hat.

sanden sich welche, die dormalen die oberste Staatsgewalt in Händen haben, und folglich über unser Schicksal gebieten können. Diesen und nicht den erhabenen Schlachtopfern, welche sie hinrichten ließen, würde ich meinen Weihrauch dargebracht haben, wenn ich bey meinem Unternehmen auf meine Ruhe, auf meine Sicherheit, oder auf irgend eine Art von persönlichem Interesse Rücksicht genommen hätte.

Es sey fern von mir, daß ich mir diese Uneigennützigkeit zum Verdienst anrechnen sollte; im Gegentheil führe ich diese Bemerkung bloß deswegen an, weil es mir scheint, als wenn sie dereinst meinem Zeugniß in den Augen der Nachwelt einiges Gewicht geben könne. — —

Lebensgeschichte
der
Königin Marie = Antoinette
von Frankreich.

Erstes Buch.

Das Leben eines Mannes, der als oberster Regent über ein großes Reich herrschte, gleich viel übrigens ob den Krieg oder den Frieden liebte, bietet schon deswegen, weil alles auf seinen Kopf ankam, schon deswegen, weil das Wohl oder Wehe mehrerer Millionen Menschen auf seinen Einsichten oder Irrthümern beruhte, dem Grabstichel der Geschichtswise sehr reichhaltigen Stoff zu großen Gemälden dar. Da findet der Schriftsteller ein weites Feld vor sich, Schlachten zu beschreiben, Cabinetsgeheimnisse zu ergründen, die Myslerien der Politik zu entschlupern, hervorstechende Handlungen zu würdigen, und tausenderley andere Dinge in seine Erzählung zu verweben, wodurch dieselbe eben so sehr an Mannichfaltigkeit als an Interesse gewinnt.

Dieses Vortheils habe ich mich nicht zu erfreuen. Die unglückliche Fürstin, deren Eigenschaften und traurige Schicksale ich in gegenwärtigem Versuche zu schildern wage, saß zwar auf einem der vornehmsten Thronen Europas, war aber nichts weniger als souverain. Sie genoß zwar die ganze Hochachtung, das ganze Vertrauen des Monarchen, der diesen Thron mit ihr theilte, spielte aber nur die subalterne Rolle seiner Gattin, seiner Lebensgefährtin, hatte nicht einmal Antheil an seiner Vollkommenheit, und wurde nie zu den Berathschlaungen gezogen, welche Staatsachen betrafen. Ihr Rang umgab sie zwar mit aller Pracht und Majestät, die einer Königin gebührt, gewährte ihr aber, so erhaben er immer war, keinen andern Vorzug, als daß er sie vor allen andern Unterthanen auszeichnete, und ihr die einzige Verbindlichkeit auferlegte, denselben in ihrer Person ein Beispiel des Gehorsames vor Augen zu stellen. Kurz, sie hatte weder das Recht Gesetze zu geben, noch Tractaten zu schließen, noch Gesandtschaften zu verschicken, noch Kriegsheere zu befehligen, noch Minister zu ernennen und dieselben mit den erforderlichen Instructionen zu versehen.

Es ist daher leicht zu erachten, daß in der Lebensbeschreibung dieser Fürstin keine von jenen imponirenden Scenen vorkommen werde, welche der Welt diejenigen darstellen, die den Gang der Staatsangelegenheiten ohne fremde Verhülfe leiten, und sich dadurch auf

einen Standpunkt emperschwingen, wo man sie selbst dann nicht ohne Wohlgefallen anschaut und beobachtet, wenn es ihnen auch wirklich an Kenntnissen mangelt, um gut regieren zu können. Hingegen stützt sich meine Geschichtserzählung auf ein Interesse ganz anderer Art, das dieselbe gewiß nicht fallen lassen wird.

Obgleich die Königin, welche den Gegenstand derselben ausmacht, sowohl von den Rechten als von den Verpflichtungen der königlichen Gewalt ausgeschlossen war, so ward sie dennoch, vermöge ihres Geschmacks, ihrer Sitten und Verbindungen, ihres Genies und ihres vertrauten Umgangs mit dem Monarchen, in alle öffentliche Vorfälle auf eine ganz sonderbare Weise verwickelt. Anders konnte es auch unmöglich in jenem Zeitalter seyn, wo ein allgemein verbreiteter Geist der Unruhe, wo die Neuerungswuth und die Schmachsucht in der Nähe des Throns immer neue Nahrung und neuen Verwand zu Verschönigung ihres strafbaren Verhabens suchten.

Wiewohl diese Königin noch nicht über die Jugendjahre hinaus und von einem uralten Kaisergeschlecht entsprossen war, so machte sie doch die Vorzüge ihrer hohen Geburt und des Diadems, welches sie trug, nie anders als nur mit Mäßigung gelten. Ob sie gleich immer von Fallstricken umgeben, immer den Dolchflüchen der Verläumdung bloßgestellt war, so gestattete sie doch

nie dem Gefühl des Hasses, sich ihres Herzens zu bemächtigen. Ob sie gleich in ihren besten Lebensjahren von dem Gipfel irdischer Hoheit in den tiefsten Abgrund des Elends herabgeschleudert ward, so ertrug sie dennoch diesen fürchterlichen Glückswechsel mit standhaftem Muth. Als es ihr wohlgieng, fand sie ihr größtes Vergnügen darin, den Menschen Gutes zu thun; kannte sie keinen andern Stolz als nur den, ihrem Gemahl Ehre zu machen; keine reinere Freude als die, den Verdruß zu mildern, welchen ihm der Undank seiner Unterthanen verursachte. Als man ihr alles entriß, tränkte sie sich nur über die Leiden, die den erhabenen Schlachtopfern zugesagt wurden, welche mit in ihr Unglück verflochten waren. Ungeachtet ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an die Pflichten, welche sie als Gattin zu beobachten hatte, ungeachtet der rührenden und unermüdeten Sorgfalt, welche sie auf die Wohlfahrt ihrer Kinder verwendete, war sie noch überdies eine treue, eine zärtliche, eine standhafte Freundin.

Dies ist die Skizze der Schilderen, deren Ausführung ich übernahm; dieß der Charakter der Fürstin, deren getreues Portrait der Nachwelt zu überliefern, ich mir zur Pflicht mache. Möchte es mir gelingen, die Vollkommenheiten des Originals zu erreichen! Doch hier verdient nicht sowohl das Talent, als vielmehr die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers, in Betrachtung gezogen zu

werden. Gründet sich mein Zeugniß auf Thatfachen, gegen die schlechterdings keine Einwendung Statt finden kann, so muß man mir glauben. Ergeben sich daraus Wahrheiten, die dem Schlachtopfer zur Ehre; den Mördern zum Schrecken, den Unglücklichen zum Troste, und sowohl den Sitten als dem Vornehmen ganzer Länder und Reiche zum Nutzen gereichen, so habe ich einigen Anspruch auf Beyfall zu machen.

Marie Antoinette Josephe Johanne von Lothringen, Erbscherzogin von Oesterreich, ward am zwenten November 1755 zu Wien im Pallast ihrer Vereltern geboren. Sie war eine Tochter des Kaisers Franz Stephan von Lothringen, und der Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia, der Stammerbin Kaiser Karls des Sechsten.

Franz war ein Sohn Leopolds von Lothringen, der ganz unstreitig unter allen souveränen Fürsten neuer Zeit die gerechtesten Ansprüche darauf hatte, mit dem Kaiser Titus verglichen zu werden; denn er gab denen, welche sich darüber wunderten, wo er die großen Geldsummen hernähme, die er täglich unter seine Unterthanen ausspendete, zur Antwort: Wenn ich nicht Gutes thun könnte, so wollte ich lieber morgen des Tages meiner Souveränität entsagen. Der Hof dieses Fürsten war wegen der großen Menge von Fremden, wel-

che sich daselbst einzufinden pflegten, einer der glänzendsten in ganz Europa; ja er machte sogar in dieser Rücksicht dem zu Versailles den Vorzug streitig. Nach Versailles begab man sich in der Absicht, die Prachtliebe eines Monarchen zu bewundern, dessen Thron von einem wahrhaft asiatischen Luxus und dem Huh einer Nation umgeben war, die durch ihre Urbanität, ihre Kenntnisse, ihren Kunstseck, ihre öffentlichen Anstalten, und ihre Meisterwerke, es allen andern Völkern der Erde zuvorthat. Zu Luneville hingegen ergöhte man sich an dem interessanten Schauspiel, einen Fürsten zu sehen, der durch seine Neigung zum Wohlthun, so wie durch sein herablassendes und leutseliges Betragen, sich dergestalt auszeichnete, daß man ihn nicht sowohl als einen Volksherrscher, sondern vielmehr als den Vater seiner Unterthanen betrachtete; den bloß die Liebe seines Volks in Stand setzte, auf eine uneingeschränkte Art zu regieren, als irgend ein Monarch auf der Welt; dem, wo er sich nur hinarbeitete, die rührendsten Segenswünsche, die zärtlichsten Beweise der Dankbarkeit so zu sagen von Fuß auf solaten. Dieß war es, was man zu Luneville so gern in Augenschein nahm! Nur dort fand man die Abbildung menschlicher Glückseligkeit auf eine anschauliche Art darge stellt. In der That war wohl nie ein Fürst glücklicher als Leopold; so wie es auf der andern Seite notorisch ist, daß sich Leobringen nie in einem beglücktern Zustande befand, als unter seiner Regierung. Ich

Selbst habe noch einige Kreise dieses Landes gesprochen, die, als ich ihnen den Namen ihres herzensguten Leopold nannte, sich dergestalt von Begehrtheit ergriffen fühlten, daß sie die bittersten Thränen weinten. Marie Amoinette war eine von den Töchtern seines Sohnes. Schon um bedwillen hätte sie einem Volke theuer und werth seyn sollen, dem er so außerordentliche Wohlthaten erwiesen hatte. Die Nachwelt wird dereinst zu wissen begehren, was die ehemaligen Lothringer, als nunmehrige Franzosen, für diese Prinzessin gethan haben. Mit strenger Unpartheilichkeit wird sie untersuchen, in wiefern sie es sich angelegen seyn ließen, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche sie dem Andenken ihres tugendhaften und wohlthätigen Großvaters schuldig waren.

Leopold hatte den Herzog Karl zum Vater, der unter die größten Feldherren seines Zeitalters gehört. Franz Stephan hatte die ganze Herzensgüte, die ganze Leutseligkeit Leopolds geerbt, und bey mehr als einer Gelegenheit gab er zu erkennen, daß er hiernächst auch Karls persönlichen Muth und Geschicklichkeit besitze.

Eine weitere Fortsetzung dieser genealogischen Nachrichten würde meines Erachtens sehr überflüssig seyn. Es ist allgemein bekannt, daß das herzogliche Haus Lothringen keinem andern fürstlichen Hause in ganz Europa pa weder an Rang noch an Alterthum etwas nachgab.

Jedermann kennt dessen Entstehung. Es gehört zu der kleinen Anzahl derjenigen, deren Angehörige keinen andern Namen führten, als den, welcher ihnen in der Taufe bengelegt wurde, und keinen andern Zunamen, als den, ihrer souveränen Besitzungen.

Von Seiten ihres Vaters, des Kaisers, hatte Marie-Antoinette sechs und zwanzig Herzoge von Lothringen als Ahnen aufzuweisen. Von Seiten ihrer Mutter, der Kaiserin, stammte sie aus dem mächtigen Hause Oesterreich, das dem abendländischen Reiche dreizehn Kaiser gab, und über dessen wahren Ursprung die Meinungen der Gelehrten, nach den mühsamsten und sorgfältigsten Nachforschungen, noch dormalen getheilt sind. Was demnach die Verzüge der Geburt anbelangt, so hatte Marie-Antoinette schon in dieser Rücksicht alles Mögliche vor sich, was die Welt bis dahin für einen Gegenstand ihrer Verehrung und Bewunderung hielt. Allein diese nemliche Kaiserstochter, die noch überdieß durch die Verbindungen, in welchen sie mit den vornehmsten europäischen Höfen stand, so außerordentlich mächtig war, sah sich zu jedermanns Erbarmen durch eine kleine Anzahl von Hofswichtern in den hilflosesten erbarmenswürdigsten Zustand versetzt; in einen Zustand, gegen welchen die armseligste, niedrigste Weibespersen den ihrigen gewiß nicht vertauscht haben würde. Wir alle waren Zeugen ihres schrecklichen Geschicks. Auf immer-

währenden Zeiten wird es zu einem zwar fürchterlichen, zugleich aber auch lehrreichen Beispiel dienen, wie weit sich die Folgen erstrecken, welche das Aufbrausen menschlicher Leidenschaften auf der einen, und das Unvermögen der Regenten auf der andern Seite, nach sich zieht.

Maria Theresia, die ehemalige Königin von Ungarn und Böhmen, die Erbin Kaiser Karls des Sechszten, und Mutter Marien Antoinettens, besaß alle Vorzüge, die eine Regentin von rechtswegen besitzen sollte. Sie war die Zierde ihres Geschlechts, und verdiente selbst dem männlichen als ein lebendiger Beweis vorgestellt zu werden, daß Stärke des Geistes, Entschlossenheit und wahrer Heldennuth demselben nicht ausschließlich zugehören; denn, wenn man zwischen ihr und dem ganzen Troß der damals in Europa regierenden Fürsten einen Vergleich anstellte, so fiel derselbe, den einzigen König von Preussen ausgenommen, eben nicht zum Vortheil der letztern aus.

Maria Theresia hatte kaum den Thron bestiegen, als sie sich sogleich die allgemeine Liebe ihrer Unterthanen erwarb, und sich durch eine Reihe von Handlungen hervorthat, die eben so sehr von ihrem weitumfassenden Genie, als von ihrer ungewöhnlichen Geistesstärke zeugten. Ungarn war seit länger als zwey Jahrhunderten von innern Kriegen, von Zwietracht und Bürgerkriegen

zerrüttet worden; sobald sich aber Maria Theresia den Bewohnern dieses Reichs nur zeigte, sogleich war auch die Ruhe daselbst wieder hergestellt; sogleich machten die Ungarn ihren Streitigkeiten und langwierigen Fehden ein Ende, um sich von nun an bloß dem sanften Gefühl der Unterthanenliebe zu überlassen, das ihnen die Gegenwart ihrer erhabenen Leherrscherin einflößte.

Die größten Hindernisse, welche Maria Theresia zu überwinden hatte, wurden ihr von auswärtigen Mächten in den Weg gelegt. Der Kurfürst von Bayern, Karl der Siebente, machte derselben ihr Erbtheil streitig. Der König von Preussen ließ plötzlich, ohne vorgängige Kriegserklärung, ein Kriegsheer von dreißigtausend Mann in Schlesiens einrücken, und verlangte durchaus, daß man ihm wenigstens einen Theil dieses Herzogthums abtreten sollte. Die Könige von Pohlen und Sardinien suchten ebenfalls gewisse Ansprüche geltend zu machen. Auch Spanien erklärte sich gegen die neuermählte Königin, und Ludwig der Fünfte, bei welchem damals der Cardinal von Fleury Premierminister war, bedachte sich auch nicht lange, die Anzahl ihrer Feinde zu vermehren. Die Veranlassung hierzu gab der Graf von Belle-Isle, ein eingebildeter, hoffärtiger, unruhiger Mann, der bei jeder Gelegenheit auf seinem Kopfe bestand, und seine Entwürfe mit aller Gewalt durchsetzen wollte. Er war es, der dem Kar-

dinal von Fleury nicht eher Ruhe ließ, bis er ihn in diesen Krieg mit verwickelt hatte.

Die Lage der Maria Theresia war so kritisch, als sie nur seyn konnte. Alle ihre Freunde und Bundesgenossen ließen sie im Stich; England war unter allen Mächten die einzige, von welcher sie Beystand erhielt. Schwerlich ward je einem Monarchen der Thron mit größerer Erbitterung und von einer so furchtbaren Menge Truppen freitig gemacht, wie es damals der Fall war. Maria Theresia bot aber allen ihren Feinden die Stirn, verwarf die Anträge des Königs von Preussen mit Unwillen, und verließ sich ganz allein auf ihren unerschütterlichen Muth. Als die Franzosen in ihre Staaten eindrangten, entfernte sie sich plötzlich von Wien, in der Besorgniß, daß sie es angreifen würden. Glücklicherweise hatte der feindliche General keinen so richtigen Blick wie sie; denn anstatt die kaiserliche Residenz zu belagern, begieng er den Fehler, daß er mit seinen Truppen in Böhmen einfiel, und Prag, die Hauptstadt dieses Landes, mit stürmender Hand eroberte.

Mittlerweile hatte sich Maria Theresia zu ihren getreuen Ungarn geflüchtet. Auf ihre Veranlassung wurden die vier Stände des Reichs eiligst zusammenberufen. Sie befand sich damals in gesegneten Lebensumständen. Als sie in die Reichsversammlung trat, hatte

Sie ihren Thronerben auf dem Arme, der damals noch
 als Säugling an ihrer Brust lag, und in der Folge,
 unter dem Namen Joseph der Zweyte, als Kaiser re-
 gierte. Dieß erlauchte Kind hob sie jetzt vor den ver-
 sammelten Ständen empor, gieng damit von einer Reihe
 zur andern, trat dann wieder in ihre Mitte, und sprach:
 In Eure Hände übergebe ich hiermit die Tochter und
 den Sohn Eurer Könige. Von Euch erwarten sie
 ihre Rettung! Kaum hatte sie ausgeredet, als die
 sämtlichen Magnaten ihre Säbel entblößten, und ein-
 müthig riefen: *Moriamur pro rege nostro Maria The-
 resa!* (Laßt uns für unsern König, die Maria
 Theresia, sterben!) Fürwahr, eine Königin, die so
 handelte, war es werth, über Unterthanen dieser Art zu
 regieren, und die treue Ergebenheit dieser letzteren ist
 eine herrliche Lehre für alle Völker der Erde.

Indes sah sich Maria Theresia von ihren Feinden
 bergestalt in die Enge getrieben, daß sie in einem Briefe
 an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Lothringen,
 sich folgender Ausdrücke bediente: *Noch weiß ich nicht,*
ob mir eine Stadt übrig bleiben wird, wo ich meine
Wochen halten kann. Demungeachtet sah sie den her-
 annahenden Gefahren getrost entgegen, mit dem festen
 Vorsatz schlechterdings keinen ungerechten oder erniedri-
 genden Forderungen Gehör zu geben. Ueberall bot sie
 den zahlreichen Kriegsheeren ihrer Geyner die Spine.

Ihr

Ihr Gemahl, Kaiser Franz, hatte Linz wieder erobert und ganz Oesterreich von neuem unter seine Botmäßigkeit gebracht. Da man jedoch abermals von allen Seiten auf sie losstürmte, faßte sie den kühnen Entschluß, den Krieg in die eigenen Staaten Karls des Siebenten zu spielen. Die Einnahme von Scharding bahnte ihr den Weg; bald darauf mußte sich München, die Hauptstadt von Bayern, ergeben, und die unmittelbare Folge dieser erwünschten Eroberung war diese, daß sie das ganze Churfürstenthum in ihre Gewalt bekam. So wagte es diese heldenmüthige Fürstin, zu einer Zeit, wo sie nicht weniger als Alles zu vertheidigen hatte, einen Offensivkrieg zu führen, und die sämmtlichen Staaten eines Feindes zu erobern, der ihr Alles zu entreißen gedachte.

Bald darauf legte sie ihre Geschicklichkeit im Negotiren an den Tag; denn es gelang ihr, den König von Preussen von der Coalition zu trennen: ein Abfall, der ihre Hoffnungen eben so sehr belebte, als er jene ihrer Feinde darnieder schlug. Es fehlte wenig, so hätten die kaiserlichen Truppen die französische Armee, welche der Marschall von Maillebois befehligte, unter den Festungswerken von Prag umzingelt. Kaum hatte dieser noch Zeit, sich vermittelst eines Wandvres aus der Schlinge zu ziehen, welches ihm zwar in der Folge vielen Tadel zuzog, das aber wahrscheinlich unter allen

das einzige war, dem er seine Rettung zu danken hatte. Bald darauf wurde Prag von den Franzosen geräumt; sie warfen sich nunmehr in die Feste Eger, welcher sie aber im folgenden Jahr ebenfalls verließen.

Durch ihre Standhaftigkeit, durch das verdiente Gelingen ihrer Unternehmungen, und durch mehrere mit der größten Klugheit betriebene Negociationen, zwang endlich Maria Theresia allen ihren Feinden Bewunderung ab, und brachte einen Frieden zu Stande, der um so ehrenvoller war, da sie ihn einzig und allein ihrer Weisheit und Unererschrockenheit zu danken hatte. Von nun an wurde sie, nach dem einstimmigen Urtheil der öffentlichen Meinung, den größten Königen an die Seite gesetzt, und während einer vierzigjährigen Regierung ließ sie sich nie das geringste zu Schulden kommen, das diesem Urtheil widersprochen hätte.

So handelte die heldenmüthige Monarchin, die unserer unglücklichen Königin das Leben gab. Als Marie Antoinette gebohren ward, hatte ihre verehrungswürdige Mutter bereits zwei Prinzen und fünf Prinzessinnen zur Welt gebracht. Maria Theresia hatte alles das aus dem Innern ihres Pallastes verbannt, was darauf abzuwirken konnte, jene tiefe Ehrfurcht in Erinnerung zu bringen, die ihrer erhabenen Geburt und ihren persönlichen Vorzügen von rechts wegen gebührte. Sie behau-

belte alle die, welche sie um sich hatte, auf eine sehr herablassende Art, die sich bisweilen sogar in eine gewisse Vertraulichkeit zu verwandeln pflegte. Als sie das Kind unter ihrem Herzen trug, welches leider dazu bestimmt war, in unserm Vaterlande vom Gipfel des Glücks in das tiefste Elend herabgestürzt zu werden, legte sie eines Tages einem gewissen Hofcavalier folgende Frage vor: Was dünkt Ihnen? werde ich einen Prinzen, oder eine Prinzessin, zur Welt bringen? — Einen Prinzen; erwiderte der Cavalier. — Gut; fuhr die Kaiserin fort, ich wette um zwey Ducaten, daß ich eine Prinzessin bekomme! — Wollte der Cavalier wohl oder übel, er mußte die Wette annehmen.

Als nun die Kaiserin entbunden ward, befand sich der besagte Cavalier eben bey Hof, und da er vernahm, daß sie eine Prinzessin gebohren, er folglich die Wette verloren habe, sann er hin und her, wie er seine Schuld mit guter Manier abtragen könne. Zufälligerweise kam der berühmte Metastasio dazwischen, und fand ihn in tiefen Gedanken. Er fragte, was ihm fehle. Stellen Sie sich meine Verlegenheit vor! versetzte der Cavalier. Ich habe mit der Kaiserin um zwey Ducaten gewettet, daß sie einen Prinzen zur Welt bringen würde, und nun gebiert sie eine Prinzessin. — I nun, erwiderte Metastasio, Sie haben verloren, folglich müssen Sie auch bezahlen. — Freylich bezahlen, antwortete der Cava-

hier; wie kann ich es denn aber wagen, der Kaiserin zwei Ducaten anzubieten? — O, wenn es weiter nichts ist, versetzte der sinureiche Abbe, da will ich Ihnen bald helfen! — Mit diesen Worten zog er einen Bleistift aus der Tasche, und schrieb aus dem Stegreif folgende vier Verse auf ein Stückchen Papier:

Ho perduto, l' augusta figlia
A pagar m' ha condannato;
Ma s' è vero, eh' à voi simiglia,
Tutto'l mondo ha guadagnato *).

„Wickeln Sie nun, (sprach der Abbe Nicotasio ferner) Ihre zwei Ducaten in dieses Papier, und dann können Sie dieselben der Kaiserin getrost überreichen.“ — Der Cavalier befolgte diesen Rath, und die Kaiserin lächelte über den artigen Einfall, dessen man sich bediente, ihr eine Schuld abzutragen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier noch länger bey den frühern Lebensumständen Marien An-

*)

d. i.

Dir ward die erlauchte Tochter geboren;
Denn muß ich zahlen; ich habe verloren.
Doch ähnet sie, Erbähne, Dir,
So ist der Welt Gewinn, und mir.

soinettens verweilen wollte. Die Geschichte ihrer Jugendjahre hat zu wenig Interesse, und kann folglich nichts dazu beitragen, ihr Andenken für die Nachwelt aufzubewahren. Was sie am Wiener Hofe war, oder that, darum habe ich mich nicht zu bekümmern; der Hauptgegenstand, welchen ich ins Licht setzen muß, ist das Betragen, welches sie am französischen Hofe beobachtete.

Indeß ist leicht zu erachten, daß die Erziehung, welche sie unter den Augen ihrer erhabenen Eltern genoss, nicht im geringsten vernachlässigt worden sey; und zwar um so weniger, da es sich dieselben zu einem ihrer angenehmsten Geschäfte machten, alle diejenigen an ihren Hof einzuladen, die es in den Künsten und Wissenschaften zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht hatten. Hiernächst ist es allgemein bekannt, daß sowohl Kaiser Franz, als auch die Kaiserin Königin, nicht nur alle jene Kenntnisse besaßen, welche diejenigen, die mit glücklichem Erfolg regieren wollen, besitzen müssen, sondern, daß sie sich noch überdieß mit allen Fächern der Litteratur beschäftigten, welche dazu beitragen, die Kenntnisse des Menschen zu erweitern und zu berichtigen. Dieser mit Recht verdiente Lobspruch wird ihnen selbst von den gelehrtesten Männern beygelegt, welche Gelegenheit hatten, ihren Hof zu besuchen, und sich mit ihnen zu unterhalten.

Eben so gewiß kann man für bekannt annehmen, daß die Bildung der jungen Erzherzogin der Sorgfalt entsprach, welche man in ihren ersten Lebensjahren darauf verwendet. Alles, was wir an ihr wahrgenommen haben, läßt diese Vermuthung ganz und gar nicht bezweifeln. Sie sprach das Französische, Italienische und Lateinische eben so geläufig, wie ihre Muttersprache. Sie hatte es ziemlich weit in der Geographie gebracht, und aus der ältern sowohl als aus der neuern Geschichte konnte man nicht leicht einen schönen Zug anführen, der ihr fremd gewesen wäre. Zu Saint-Cloud, und auf manchem andern Lustschloß, wo sie einen Theil des Jahres zubachte, ereignete sich mehr wie einmal der Fall, daß sie Personen, welche diese Schlösser noch nie im Augenschein genommen hatten, die Umstände erklärte, welche die darin befindlichen Meisterstücke der Malerkunst abbildeten. Sie that dieß auf eine sehr gefällige und einnehmende Art, die ihr die Herzen der Zuhörer gewann; auch pflegte sie sich bey dergleichen Gelegenheiten in ein sehr umständliches Detail einzulassen, woraus man ersah, daß sie nicht nur sehr viel gelesen, sondern auch über das Gelesene nachgedacht habe.

Sie war eine große Liebhaberin der schönen Wissenschaften, und beurtheilte die Werte der besten Schriftsteller immer sehr treffend, selbst gegen solche Personen,

die vor allen andern am tiefsten in den Geist derselben eingedrungen waren. Aus ihren Urtheilen leuchtete gemeiniglich der feinste Geschmack, und nie weder Partheylichkeit noch Nationalstolz hervor. Ob es gleich ihrer Stimme an Diegsamkeit fehlte, so war sie dennoch eine sehr geschickte Tonkünstlerin, und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß man den Wettseifer, welcher demalen in diesem Fach unter der französischen Nation herrscht, größtentheils ihren Bemühungen zuschreiben habe. So viel ist wenigstens gewiß, daß man, seit der Zeit ihres Aufenthalts in Frankreich, die Ausführung in den Concerten auf einen Grad von Vollkommenheit trieb, der ehemals ganz unbekannt war. Wenn sie von einem Musiker hörte, der sich in seiner Kunst hervorthat, so bewarb sie sich um dessen Bekanntschaft, und munterte ihn zu weitem Fortschreiten auf, ohne übrigens in Rücksicht seines Vaterlandes und des Volks, zu welchem er gehörte, den geringsten Unterschied zu machen. Ihrer thätigen Verwendung haben wir das Theater in der Straße Feydeau zu danken, welches sie mit mehreren sehr geschickten Personen aus Italien besetzte, deren Gesang und Declamation selbst Kennern nichts mehr zu wünschen übrig ließ.

Alle die, welche sich auf dem Theater Tenschall erwarben, fanden in ihr eine eben so einsichtsvolle als großmüthige Beschützerin. Freylich war dieses nur ein

sehr unbedeutendes Verdienst, dessen die Geschichte gewiß nicht erwähnen würde, wenn Marie Antoinette mit jenen Kenntnissen, welche bloß zum Vergnügen dienen, nicht noch außerdem eine Menge anderer Kenntnisse vereinbaret hätte, die von entschiedenem Nutzen sind. Indes durfte ich diesen Umstand schlechterdings nicht mit Stillschweigen übergehen, weil er zum Beweis dienen kann, daß sie das Schöne überall auffasste und schätzte, wo sie es fand; ein Zug, der keine gemeine Seele charakterisirt. Ist es hiernächst nicht die größte Willigkeit, daß selbst die frivolsten Künste, wenn sie sonst nur zur Verschönerung des menschlichen Lebens beitragen, und der Nation, welche sich damit beschäftigt, zur Ehre gereichen, von Seiten des Throns Unterstützung und Aufmunterung finden? Und für wen unter uns allen schickte es sich wohl besser, sie auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu treiben, als für diejenige Person, welche den zweiten Rang im Staate behauptete, die, vermöge der Gesetze, keinen Antheil an den Staatsgeschäften nehmen durfte, und sich folglich mit allem Recht der Verwaltung solcher Angelegenheiten unterzog, zu welchen sich der König, der mit Dingen von ungleich größerer Erheblichkeit zu thun hatte, unmöglich herablassen konnte?

Auf jeden Fall sehen jene Kenntnisse, man nenne sie frivol oder nicht, die gegründete Vermuthung vor-

aus, daß die Prinzessin, welche sich dieselbe zu eigen gemacht hatte, die Sorgfalt, mit welcher sie erzogen wurde, gewiß nicht vereitelt habe.

Sie besaß aber nicht nur einen sehr gebildeten Geist, sondern verstand sich auch auf alle Arten weiblicher Arbeit. In dieser Rücksicht hatte sie es, wo nicht weiter, doch wenigstens eben so weit gebracht, wie andere Weibspersonen von der niedrigsten Herkunft. Während ihrer langwierigen und harten Gefangenschaft beschäftigte sie sich Tag vor Tag mit der Nähnadel, und diese Art von Arbeit machte ihre einzige Erholung aus. Sollte nicht das Schicksal einer so vornehmen Person, einer Kaiserstochter, die aus einem der ältesten Häuser Europas stammte, und sich in die Lage einer armen und hilfbedürftigen Näherin versetzt sah, jeden Hausvater zu dem ernstlichen Vorsatz bewegen, seine Kinder auf eine solche Art zu erziehen, als wenn sie dereinst in den Fall kommen könnten, ihr sauer verdientes Stückchen Brod mit ihrem Schweiß, ihren Thränen zu benetzen?

Außer den Früchten ihrer Erziehung, brachte die junge Erzherzogin Marie = Antoinette auch noch alle Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten mit nach Frankreich, welche sie am Wiener Hof angenommen hatte. Dieser Umstand darf um so weniger von mir mit Still-

schweigen übergegangen werden, da man in der Folge meiner Erzählung wahrnehmen wird, daß sie den Franzosen das Nämliche seyn wollte, was ihre erhabene Eltern ihren Unterthanen waren. Dieses Vorhaben verschaffte ihr zwar anfänglich einigen Beyfall; allein in der Folge bediente man sich dessen zum Vorwand, sie auf die größte Art zu verläumben und zu verunglimpfen. Vor den Zeiten des Kaisers Franz Stephan war der deutsche Kaiserhof unter allen europäischen Höfen der glänzendste und prachtvollste. Nirgends herrschte eine größere Strenge, eine größere Mäßigkeit, in Betreff dessen, was man die Etiquette zu nennen pflegt, wie dort. Kaiser Franz behielt zwar dieselbe in Aufsehung der Staatsceremonien bey, schaffte sie aber im Innern seines Hofwesens ein für allemal ab. Die Kaiserin ließ sich diese Veränderung um so bereitwilliger gefallen, da sie mit ihrer natürlichen Gutmüthigkeit ganz übereinstimmte. Sie und ihr Gemahl führten demnach, anstatt der ehemaligen Hofetiquette, eine Art von ungezwungenem, ich möchte fast sagen traulichem, Ton ein, dessen wohlthätige Wirkungen Kaiser Franz, während seines ehemaligen Aufenthaltes zu Luneville, mehr als zu oft wahrgenommen hatte. Beyde behandelten alle die, welche sie gewöhnlich um sich hatten, auf eben den Fuß, wie bloße Privatleute mit ihres Gleichen umgehen. Außer den Galatagen, war ihre Tafel meistens sehr sparsam besetzt, und sie pflegten nicht selten Personen beyderley Ge-

schlechts dazu einzuladen, die eben nicht von der vornehmsten Geburt waren, wenn sie nur sonst Verdienste besaßen. Bey ihren Zeitvertreiben suchten sie alles fleißig gezwungene Wesen so viel möglich zu verbannen, und in Rücksicht der Kleidung waren sie wenig oder nicht von denen unterschieden, die an diesen Vergnügungen Theil nahmen. Kurz, der eine wie die andere behandelten jedermann, der etwas mit ihnen zu sprechen hatte, auf eine wirklich populäre herablassende Art. Daß übrigens diese Behandlung dem Armen besser gefiel, als dem Reichen, daß sie den Mann von niedriger Herkunft stärker an sie fesselte als den Vornehmen und Großen, dieß bedarf wohl keines weitern Beweises.

Verschiedenwerth ist das Loos eines Regenten, der sich zu einer solchen Zutraulichkeit ohne Gefahr und Nachtheil herablassen darf; denn es muß doch in der That eine Art von Wonne für ihn seyn, wenn er bisweilen die drückende Bürde der Krone von sich entfernen, und die Freuden des Privatlebens genießen kann. Indes gab Marie Antoinette einem sehr trüglichen Gedanken Raum, als sie sich Hoffnung machte, ihrem Herzen den Genuß dieser beseligenden Gefühle ebenfalls verstatten zu dürfen, die denjenigen nie zu Theil werden, der sich in einem zu großen Abstände von seinen Nebenmenschen entfernt hält. Wie wenig kannte sie den Charakter unserer Nation, die, wie Brüyere sagt, von ihren Beherrschern

nicht nur mit Ernst, sondern sogar mit Strenge behandelt seyn will! Als sie denselben aus eigener Erfahrung kennen lernte, war es leider zu spät.

Noch muß ich eine andere Bemerkung hier einschalten, ohne welche sich manche Handlungen, die in dem Leben unserer Königin vorkommen, wohl schwerlich erklären lassen dürften. Da man sie nemlich schon in der frühesten Kindheit an die Bewunderung gewöhnt hatte, welche die erhabenen Eigenschaften der Kaiserin den sämtlichen Bewohnern Europens einflößten, und da sie in den Grundsätzen dieser vortreflichen Mutter erzogen worden war; so mußte sie ganz natürlich auf die Idee geleitet werden, daß sie sich auf keine bessere Art benehmen könne, als wenn sie das Beispiel derselben in allen Verhältnissen ihres Lebens zu befolgen suche. Allerdings hätte sie kein vollkommneres Muster zur Nachahmung wählen können; indeß ist leicht zu erachten, daß Marie-Antoinette während der eben so außerordentlichen als fürchterlichen Verhältnisse, in welche sie sich durch die Revolution versetzt sah, ihre Wegweiserin bisweilen ganz aus den Augen verlor. Wenn sie aber auch wirklich eines fortdauernden Glücks genossen hätte, so konnte sie doch, da ihr als Königin von Frankreich nur der zweite Rang nach dem Könige gebührte, unmöglich die nemlichen Maasregeln befolgen, wie ihre Mutter, die als Kaiserin ihre weitläufigen Staaten nach dem vollkommensten Souveränitätsrechte beherrschte.

Uebrigens hatte Marie Antoinette ungemein viel Aehnlichkeit mit der Maria Theresia, und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie derselben in keinem Stück etwas nachgegeben haben würde, wenn sie das Schicksal zu gleichem Rang emporgehoben hätte. Aber eben in dieser Gleichförmigkeit des Geschmacks und der Neigungen lag, wo nicht die Ursache zu dem nachherigen Unglück der Königin, doch wenigstens der Vorwand zu den mannichfaltigen Verläumdungen, wodurch man sie, nicht lange nach jenem Zeitpuncte, wo sie den Thron bestiegen hatte, auf alle mögliche Art zu verunglimpfen suchte.

Sie besaß zwar, eben so wie ihre Mutter, die Kaiserin, eine gewisse Festigkeit des Geistes, dergleichen selbst wenig Männer besitzen; allein da sie es sich einmal zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht hatte, ihren Willen in Staatsangelegenheiten immer dem Willen ihres Gemahls unterzuordnen, so konnte sie diese Festigkeit nur in ihren häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnissen äußern. Daher kam es, daß sie nur in Betreff solcher Gegenstände consequent zu handeln schien, die von geringem Belang waren; ein Umstand, welcher den Hoflingen, die ihr Interesse dabey fanden, die Königin auf alle mögliche Weise verhasst zu machen, nicht selten Gelegenheit an die Hand gab, sie der Unbiegsamkeit, der Härte und des Stolzes zu beschuldigen.

Indeß verbiente wohl nie eine Fürstin dergleichen Vorwürfe weniger als sie; denn ihr Charakter bestand im Grunde, so wie jener der Kaiserin Königin, aus einer Mischung von Keuschigkeit und Großmuth. Ihre Manieren waren nicht minder gefällig und populär, als jene der Maria Theresia; doch hatte sie noch überdies ein empfindsameres Herz. Diese Empfindsamkeit äußerte sich besonders dann, wenn sie jemanden eine Wohlthat erzeigte, und sie ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorbeigehen, wo sie Wohlthaten auspenden konnte. Bey dergleichen Vorfällen traten ihr gewöhnlich Thränen in die Augen; sie erröthete über die unbedeutendste Dankbezeugung; und nie bewilligte sie jemanden ein Geschenk, eine Geldunterstützung, ohne diese Gabe zugleich mit Ausdrücken zu begleiten, welche die Versicherung enthielten, daß sie dadurch eine in Vergessenheit gerathene Schuld abtrage, und daß folglich die Verbindlichkeit auf ihrer Seite sey.

Ihr Herz gab nie einer widrigen Empfindung Raum. Sie war weder hoffärtig, noch übermüthig, noch mißtrauisch. Gegen die Feinde ihres tugendhaften Gemahls war sie zwar sorgfältig auf ihrer Huth, aber hassen konnte sie dieselben nicht. Es war ihr nicht möglich, eine erlittene Beleidigung im Gedächtniß zu behalten.

Edel und großmüthig zu handeln, war ihr durch die anhaltende Ausübung guter Thaten zum dringenden

Bedürfniß geworden. Was aber ihre schöne Seele ganz charakterisirt, und zugleich beweist, wie sehr sie geliebt zu werden verdiente, ist dieß, daß sie die Freuden, welche die Freundschaft gewährt, jedem andern Lebensgenuß vorzog. Allein eben diese edle und liebenswürdige Neigung, welche sie unwiderstehlich antrieb, sich Freundin zu machen, und sie mit unauflöselichen Banden an sich zu knüpfen, ward ihr zu einer Quelle der bittersten Leiden; denn der Neid, welcher, wie alle andere Leidenschaften, bey Hofe in seinem Element ist, und dort sich einer solchen Energie und solcher Hülfsmittel bedient, wovon man sich im gewöhnlichen Menschenleben gar keinen Begriff machen kann, unterließ auch hier nicht, jenen unschuldigen Hang der Königin auf die gefährteste Art zu deuten.

Weit entfernt mit den mannichfaltigen Kenntnissen, womit sie ihren Geist in ihren Jugendjahren bereichert hatte, zu prahlen, war sie vielmehr die einzige Person, welche gar nicht daran dachte, daß sie in dieser Rücksicht einigen Werth habe. Ob es gleich an ihrem Hofe nur sehr wenige Menschen gab, welche so aufgeklärt dachten, wie sie, so vermied sie doch jede Gelegenheit, wenn von der Litteratur, oder von einer der höhern Wissenschaften die Rede war, sich mit ihrem Wissen zu blähen. Im Gegentheil hörte sie vielmehr zu, als ob es ihr um Unterricht zu thun wäre; und wenn sie sich ja in das

Gespräch mischte, so that sie es mit einer solchen Zurückhaltung, als wenn sie nicht sowohl ihre Meinung zu eröffnen, sondern sich vielmehr zu belehren suchte. Bemerkte sie, daß jemand einen Fehler gegen die Zeitrechnung oder die Geschichte begienge, so trug sie mit der größten Bescheidenheit einen Zweifel oder eine Frage vor, wodurch der Irrende von selbst wieder auf den rechten Weg kam.

Sie hatte viel Geist; doch lag eine gewisse Unruhe, eine Art von Unstätigkeit in ihrem Charakter, die immer den Wunsch in ihr erregte, bald da bald dort zu seyn, und sogar die Gegenstände, welche ihr zunächst lagen, immer durch andere ersetzt zu sehen. Die nemliche Einrichtung, welche ihr heute gefiel, erregte des andern Tages ihr Mißfallen. Im Innern ihres Hauswesens wollte sie alles mit eigenen Augen sehen, alles selbst anordnen. Ihre Leute waren daher immer auf der Flucht, und manche Dienstgeschäfte wurden ihnen um so lästiger, da sie nie mit Gewißheit vorhersehen konnten, ob die nemliche Ordnung, welche den einen Tag beobachtet werden mußte, noch des andern Tages die nemliche seyn werde. Daß diese öftern Abänderungen große Unzufriedenheit erregten, versteht sich von selbst; denn bey Hof wünschen die Diensteute, eben so wie anderwärts, ihre Geschäfte an bestimmten Tagen, zu bestimmten Stunden, und auf bestimmte Art, zu verrichten.

Diesen

Diesen natürlichen Widerwillen gegen eine ruhige einsfermige Lebensart hatte die Königin mit ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, gemein. Dieser Fürst war bekanntlich ein großer Liebhaber von Neuerungen, Kriegen und Reisen. Hätte er sich selbst besser gekannt; hätte er das, was bloß eine Folge seines aufbrausenden Temperaments und seiner noch nicht durch die Jahre gemilderten Lebenskraft war, nicht für seinen unterschiedenen Beruf gehalten; hätte er seine rastlose Thätigkeit, die ihn unaufhörlich in Bewegung setzte, entweder zu unterdrücken gesucht, oder sie auf minder wichtige Gegenstände verwendet; so würde er der Welt viel Unglück und Elend erspart haben. Dann würde auch wahrscheinlich der eben so unüberdachte als fürchterliche Stoß unterblieben seyn, welchen er seinen in Belgien liegenden Staaten versetzte, der sich von dort bis nach Frankreich erstreckte, und nachmals eine allgemeine Erschütterung durch ganz Europa verbreitete.

Indeß ist nicht zu vermuthen, daß Marie Antoinette, wenn sie auch wirklich die Obergewalt in Händen gehabt hätte, jene Geistesunruhe, welche sie in unbedeutenden Dingen an den Tag legte, auch in Betreff der Regierungsgeschäfte geäußert haben würde; denn, so oft eine Veränderung im Ministerium vorging, oder die Krone mit irgend einer grossen Corporation des Reichs in Handel verwickelt wurde, merkte man es ihr deutlich

genug an, wie bang ihr davor war, das Volk möchte sich vielleicht zu Schritten verleiten lassen, wodurch die Fundamentalverfassung der Monarchie verändert werden könne.

Mit dem Geiste und Genie ihrer erhabenen Mutter, und mit andern noch liebenswürdigen Eigenschaften, verband Marie Antoinette, eben so wie jene, zugleich eine sonderbare Art von Laune, die sich zwar schwerlich erklären läßt, aber dennoch nicht selten mit den ausgezeichneten Verdiensten vereinbar ist. Maria Theresia, die in ihrem großen Ideenumfange das ganze politische System Europas, und die ganze Staatsverwaltung ihres unermesslichen Reichs umfasste, ließ sich zum öftern, und selbst noch in alten Tagen, von tiefer Höhe herab, um an den unbedeutendsten Trivialitäten Theil zu nehmen. Eine neue Pariser Mode, ein Kleid, ein Kopfszeug, ein Band vom neuesten Geschmack, war vermögend ihre ganze Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, und sie in eine Art von Enthusiasmus zu setzen. Nach der hastigen Begierde zu urtheilen, mit welcher sie nach dergleichen Bagatellen trachtete, sich dieselben zuignete, und Gebrauch davon machte, hätte man, wenn sie eine Person vom Mittelstande gewesen wäre, allerdings glauben sollen, daß sie für nichts Empfänglichkeit habe, als für die Schwachheiten und Eitelkeiten ihres Geschlechts.

Eben diese Begierde, sich auf eine neumodische Art herauszupucken, merkte man Marien Antoinetten in den glücklichern Regierungstagen Ludwigs den Sechzehnten ebenfalls an. Freylich war es einer Dame von ihrem Alter zu verzeihen, daß sie aus dergleichen unbedeutenden Dingen eine so wichtige Angelegenheit machte, und wirklich erröthete sie selbst darüber, als sie bey zunehmenden Sorgen einen ernsthaftern Charakter erlangte; allein diese Ernsthaftigkeit stellte sich erst in den Tagen ihres Unglücks ein, wo man ihr nichts mehr zu gut hielt, und wo ihr die Schwachsucht sogar die unschuldigsten Vergnügungen als Verbrechen anrechnete.

Was ihr Aeußeres anbelangt, so hatte die Königin von Frankreich eine auffallende Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, der Kaiserin Königin. Sie war schön, wie es Maria Theresia im Venz ihres Lebens ebenfalls gewesen war. Sie hatte die nemliche Majestät in ihrer Haltung, die nemliche Würde in ihrem Betragen. Der ganze Umriss ihres Wuchses, der sich etwas über die mittlere Größe erhob, enthielt nicht den allergeringsten Fehler in der Zeichnung. Ihr abgemessener, fester, zwangsfreier Gang, war der Gemahlin eines so großen Königs gemäß. Die Art, wie sie den Kopf trug, verrath einen gewissen Stolz, der aber durch ihren sanften Blick, und durch das Lächeln, welches immer um ihren Mund schwebte, gemildert wurde. Ihre hinlänglich erhabene

Scheitel, die mit schönem, hellbraunen, trefflich vertheilten Haar besetzt war, trug nicht wenig dazu bey, ihrem Gesichte, welches ein schönes, etwas länglichtes Oval formirte, einen gewissen Ausdruck von Offenheit mitzutheilen, der zugleich Zutrauen einflößte und dasselbe zu verlangen schien. Ihre voll bewachsenen Augenbrauen waren auf eine anmuthsvolle Art ausgeschweift. Ihre zwar blauen, aber nichts weniger als matten Augen, worin sich Herzengüte und Lebhaftigkeit zeigten, erregten zugleich Ehrfurcht und zärtliche Theilnahme. Sie hatte sehr schöne Zähne, und einen kleinen Mund, an dem aber die Unterlippe etwas dick war, wie man es von jeher bey allen Abstammungen des Hauses Oesterreich wahrnahm. Ihre Habichtsnase war gegen das Ende ein wenig hager und zugespitzt. Sie schminkte sich nie, und hatte eine blendend weiße Haut. Was aber dieser Jürstin die meisten Reize verlieh, das war die unbeschreibliche Anmuth, die aus allen ihren Manieren, besonders aber aus den verbindlichen Ausdrücken hervorleuchtete, deren sie sich gegen alle diejenigen bediente, welche sie mit ihrem Wohlwollen und ihrem Zutrauen beehrte.

Es war Marie Antoinette! Es schien mir unumgänglich nothig, erst ihr Porträt aufzustellen, bevor ich sie den Schauplatz betreten lasse, wo wir sie, in einem Zeitraum von wenig Jahren, mit allen Emsstbezeugun-

gen des Glücks überhäuft, und bald darauf von allen Schrecknissen des Unglücks umringt sehen. Man wird ihre Handlungen um so richtiger beurtheilen können, wenn man den Grund hievon in den Beispielen aufsucht, die ihr schon am frühesten Morgen ihres Lebens vor Augen schwebten, in den Grundsätzen, nach welchen sie erzogen wurde, und in den Anlagen, die ihr die Natur verliehen hatte.

Sie war die jüngste von den sechs Erzherzoginnen, welche Maria Theresia geboren hatte. Die älteste war Aebtissin in dem adelichen Frauenstifte zu Prag; die zweite hatte sich mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, nachherigen Gouverneur der österreichischen Niederlande vermählt; die dritte war Aebtissin in dem adelichen Frauenstifte zu Innsbruck; die vierte war an den Herzog von Parma, und die fünfte an den König von Neapel verheirathet. Hiernächst hatte sie auch vier Brüder. Der älteste regierte als römischer Kaiser, unter dem Namen Joseph der Zweyte; der nächstgeborne war Großherzog von Toskana; der dritte, Gouverneur in der österreichischen Lombardey, und der vierte Churfürst von Köln. Schwerlich möchte man unter allen regierenden Fürstenhäusern der damaligen Zeit eines namhaft machen können, das dem Hause Oesterreich, in Rücksicht seiner Majestät und Würde, an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Die

Prinzen und Prinzessinnen, welche zu demselben gehörten, setzten es in Stand, den schönsten Theil von Deutschland, nebst einem Theil von Italien, zu beherrschen, und die zwiefache Verbindung mit dem Könige von Neapel und dem Herzoge von Parma verschafften diesem ohnehin sehr mächtigen Hause noch überdies einen neuen Zuwachs von Ansehen und Macht.

Marie Antoinette, die jüngste Prinzessin dieses erhabenen Fürstenhauses, war demnach in dem damaligen Zeitalter die ansehnlichste Heiratheparthie in ganz Europa, weil derjenige Prinz, welchem sie zu Theil wurde, durch diese Vermählung mit so vielen souveränen Fürsten in engere Verbindung trat, und eben dadurch die wichtigsten Vortheile erlangte. Diese Parthie schickte sich für niemand besser, als für den damaligen Dauphin, den Enkel und einzigen Erben Ludwigs des Junfzehnten, der damals noch nicht das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Marie Antoinette war nur ein Jahr jünger, als er. In aller und jeder Rücksicht schienen beide ganz für einander geschaffen zu seyn. Der Duc de Choiseul, welcher zu jener Zeit am französischen Hofe die Rolle des Premierministers spielte, ob er gleich diesen Titel noch nicht öffentlich führte, kam zuerst auf den Einfall, jene Vermählung in Vorschlag zu bringen. Ludwig der Junfzehnte ertheilte ihm den Auftrag, sich dießfalls in Negotiationen einzulassen. Der Duc und

Minister war bey dem glücklichen Erfolg dieser Sache persönlich interessirt. Da er sich nehmlich schon seit mehreren Jahren eine fast gränzenlose Gewalt angemasset hatte, so legte ihm sein Stolz die Verbindlichkeit auf, die Fortdauer derselben so viel wie möglich zu verlängern. Der Monarch, dessen uneingeschränktes Zutrauen er besaß, war schon ziemlich hoch in die Jahre, mithin konnte Choiseul leicht vorhersehen, daß ihm die Neuvermählten, sobald der Dauphin den Thron bestiege, nicht nur in seiner Ministerstelle aus Dankbarkeit von neuem bestätigen würden, sondern daß ihm zugleich ihre Unerfahrenheit in Staatsangelegenheiten die schicklichste Gelegenheit an die Hand geben werde, seine Macht noch mehr zu erweitern.

Prinz Louis von Rohan, welcher nachher unter dem Namen des Cardinals so viel Aufsehen in der Welt erregt hat, war damals am Wiener Hofe als französischer Vorschaffter angesetzt. Er erhielt Befehle, jene Vermählung in Nichtigkeit zu bringen. Die Schwierigkeiten, welche derselben auf beyden Theilen im Wege standen, waren bald beseitigt. Obwohl nun der glückliche Erfolg dieser Negociation dem Prinzen Louis eben nicht sehr erschwert worden war, so konnte er doch mit allem Recht erwarten, daß sich Marie Antoinette sehr dankbar gegen ihn erzeigen würde, da es ohnehin einer ihrer Charakterzüge war, daß sie nie einen Dienst unver-

gelten ließ, den man ihr, wenigstens ihrer Voraussetzung zufolge, erwiesen hatte. Allein Prinz Louis, der leichtsinnigste und unbesonnenste Mensch von der Welt, benahm sich auf eine solche Art, daß er es, und zwar gerade durch dasjenige, was ihm von Seiten dieser Prinzessin die größten Gnadenbezeugungen verschaffen konnte, auf immer bey derselben verlorb. Er entwarf nemlich in seinen Berichten eine Schilderung von Marien Antoinette, die nicht die allgeringste Aehnlichkeit mit ihr hatte, und deren schändliche Verunstaltung bey Erhaltung des Originals soseind in die Augen fiel. Da die Aussagen einander überhaupt sehr auffällig sind, so versetzte man auch bey dieser Gelegenheit nicht, Marien Antoinette jene Satire gleich nach ihrer Ankunft in Frankreich in die Hände zu spielen. Wiewohl nun Prinz Louis sich allerdings eines sehr strafbaren Vergehens schuldig gemacht hatte, daß er bey einer so wichtigen Gelegenheit, die das Wohl jener Prinzessin betraf, den ihr gebührenden Respekt und die Wahrheitsliebe ganz aus den Augen setzte, so kufferte sie doch hierüber weder gegen ihn selbst, noch gegen jemand andern, den geringsten Unwillen. Indes war sie von nun an darauf bedacht, den Prinzen, als einen Menschen, dem man keine Sache von Wichtigkeit anvertrauen könne, so viel es nur immer möglich war, von ihrer Person zu entfernen.

Desto lebhafter war hingegen das Interesse, welches sie an allem dem nahm, was den Duc de Choiseul betraf. Dieß dauerte so lang er lebte, und noch nach seinem Hinscheiden äusserte sie den lebhaftesten Schmerz, daß sie nicht im Stande gewesen sey, ihm ihre Dankbarkeit auf eine würdigere Art zu bezeigen.

Wie auch immer die Vorwürfe beschaffen seyn mögen, welche diesem Minister gemacht worden sind, so bleibt doch allemal gewiß, daß er der französischen Revolution ohne den nahen Ausbruch derselben vorher zu sehen, ein Hinderniß in den Weg legte, das seiner natürlichen Beschaffenheit nach unüberseiglich schien. Der Familienvertrag, und die Vermählung Marien Antoinettes mit dem Dauphin, setzten die beyden Fürstenhäuser Bourbon und Oesterreich in Stand, der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben, und für uns, die wir dieses Ereigniß mit ansahen, ist es fast unbegreiflich, wie es zugeing, daß diese beyden Häuser, die über so viele Völkerschaften herrschten, die so furchtbare Kriegeheere ins Feld stellen konnten, die so unermessliche Reichthümer, so unerschöpfliche Hülfquellen besaßen, sich jenes Uebergewicht aus den Händen winden ließen. Wahrlich, ein so schneller ganz unerwarteter Umsturz dieser politischen Verhältnisse, wodurch Schwäche an die Stelle der Stärke, Unerfahrenheit an die Stelle der Staatsklugheit trat, gehört unter jene außerordentliche Weltbegebenhei-

ten, die auf die Anerkennung einer höhern Macht führen, welche das Bestreben der Menschen nach ihrem Willen lenkt. Unter den blutigen und fürchterlichen Auftritten, welche diese Veränderung in den Staatsverhältnissen Europas nach sich zog, muß es der Menschheit wenigstens zum Trost gereichen, daß selbst der Himmel dafür sorgte, den Königen der Erde die Wahrheit einleuchtend zu machen, daß sie nur dann auf die Fortdauer ihres Ansehens rechnen dürfen, wenn sie sich angelegen seyn lassen über ihre Leidenschaften zu herrschen. Lange genug hat man ihnen vergebens vorgestellt, daß kein Reich ohne Religion und Sitten bestehen kann. Jetzt werden sie von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt. Seine Macht liegt schwer auf ihnen; nur ihre Nachfolger werden dereinst die Frucht davon ärnten.

Als die junge Erzherzogin in Erfahrung gebracht hatte, daß ihre Vermählung mit dem Dauphin unwiderruflich beschlossen sey, erkundigte sie sich auf das sorgfältigste nach allem, was zu Versailles Sitte wäre. Diese Neuheit, welche man bis dahin noch gar nicht an ihr bemerkt hatte, entsprang aus dem rühmlichen Vorsatz, an französischen Hofe keine befremdende Rolle zu spielen, sondern sich vielmehr in den Geschmack des Monarchen und ihres künftigen Gemahls fügen zu können. Da sie immer von der Gräfin du Barry reden hörte, welche sich an dem besagten Hofe durch ihre verderblichen Sitten

auszeichnete, erkundigte sie sich, was dieselbe dort zu thun habe, und welchen Rang sie bekleide. Man gab ihr zur Antwort, der König sähe sie gern, und finde deswegen Vergnügen an ihr, weil sie sehr aufgeräumt sey. Wenn das ist, erwiederte die Erzherzogin in aller Treuherzigkeit und in vollem Bewußtseyn ihrer Unschuld, wenn das ist, so erkläre ich mich hiermit für die Nebenbuhlerin der Frau Gräfin du Barry. Diese naive Antwort dienet zum Beweis, wie sehr diese junge Prinzessin darnach strebte, am französischen Hofe bloß solche Gesinnungen zu äußern, wodurch sie die Herzen zu gewinnen hoffte. Ihr ganzer Stolz schränkte sich auf diese einzige Erheberung ein. Nun wollen wir untersuchen, welcher Mittel sie sich zu Erreichung dieses Endzwecks bediente, und was für Hoffnungen sie bey dem Volke erregte, welches ihr Gemahl dereinst regieren sollte. In dieser Zeitperiode der Lebensgeschichte Marien Antoinettes werde ich lauter erfreuliche Gemälde zu entwerfen haben.

Ende des ersten Buchs.

 Zweytes Buch.

Ueber den Königskindern waltet das unglückliche Verhängniß, daß sie bey ihren Verheirathungen auf die Befugniß, von ihrem freyen Willen den angenehmsten, und wie auch dünkt rechtmäßigsten Gebrauch zu machen, gemeiniglich Verzicht thun müssen. In dieser Rücksicht sind sie als wahre Schlachtopfer zu betrachten, die aus Staatsursachen, welche mehr scheinbar als reell sind, entweder von andern ins Unglück gestürzt werden, oder sich selbst hineinstürzen. So viel ist wenigstens gewiß, daß es den Herren der Welt mit dieser ihrer Politik fast immer der Quere gieng; denn die Erfahrung hat in tausend und mehrern Fällen gezeigt, daß die Familienbündnisse, worauf die Vermählungen dieser aus hohen Fürstenthümern entsprossenen Abkömmlinge meistens abzwelken, eher dazu beitragen Kriege zu veranlassen, als zu verhüten. So bemächtigte sich, zum Beispiel, der Prinz von Preußen der Länder seines Schwiegervaters, da hingegen Ludwig der Vierebnte, nachdem er die Frau von Mantenen geheirathet hatte, von seinen Unter-

thanen noch eben so geliebt, von seinen Nachbarn noch eben so gefürchtet wurde, wie vorher.

Noch härter war das Loos, welches man den Fürstentöchtern beschieden hatte; denn diese mußten sich sogar gefallen lassen ins Ausland zu wandern, wenn sie Männer haben wollten. Sie sahen sich nicht nur gezwungen, jeden Widerwillen, der ihnen einen Schritt dieser Art verhasst machte, zu unterdrücken, sondern befanden sich noch überdieß in der traurigen Nothwendigkeit, allem zu entsagen, was ihrem Herzen von der frühesten Kindheit an theuer und werth war, und sich statt dessen auf Lebenslang ein anderes Vaterland und andere Verwandten zu wählen.

Marie Antoinette, welche sich diesem harten Geschick ebenfalls unterwerfen mußte, genoß wenigstens den Trost, daß sie, nach allem, was man ihr als zuverlässig hinterbrachte, sich die gewisse Hoffnung machen konnte, ihr künftiges Lebensloos mit jenem eines Fürsten zu vereinbaren, welcher Herzengüte, Gerechtigkeitsliebe und Edelmuth besaß, der ein Liebhaber guter Sitten war, und seine größte Glückseligkeit darin suchte, das Volk, über welches er dereinst regieren sollte, zu lieben, und von ihm geliebt zu werden.

Die Erzherzogin traf in den ersten Tagen des Novembermonats 1770 zu Straßburg ein. Ach, wenn sie damals,

wo sie noch in der Blüthe ihres Lebens, und überall von Verehrern umgeben war, hätte vorher sehen können, daß sie den Fuß in ein Land setzte, dessen Bewohner dereinst ihre Regenten vom Thron stürzen und sie ermorden würden!

Bei ihrem Empfang zeigte sich der französische Hof in einem Glanze, dergleichen man bis dahin noch nie an demselben wahrgenommen hatte. Der Duc de Choiseul, der obzueh die Pracht liebte, besorgte die Bewillkommungsanstalten, und der König, welcher dafür hielt, daß Jeanne eine Kaiserstochter, die aus einem so uralten Hause stammte, nicht Ehre genug erzeigen könne, ließ seinem Minister in dieser Rücksicht ganz frey: Hand.

Die ungeheure Menge von Wagen und Pferden, die der jungen Erzherzogin entgegen geschickt wurden, würde sich eben so wenig bestimmt angeben lassen, wie die große Anzahl von Dienstreuten, welche überall in Bereitschaft standen, wo sie abstieg. Wo sie nur hin kam, eilten ihr die vornehmen Corporationen, die angesehenen Standespersonen, in der Absicht entgegen, sie zu bewillkommen. In einigen Städten wurde sie von den Studierenden in lateinischer Sprache becomplimentirt; sie beantwortete diese Glückwünsche ebenfalls in Latein, und zwar mit einer Fertigkeit, die jedermann um so mehr in Erstaunen setzte, da die Bednerin eine funfzehnjährige

Prinzessin war. Ueberall legte sie Beweise eines sanften, gefälligen, leutseligen und besonders dankbaren Charakters an den Tag: Ihre Antworten brachten jedermann eine hohe Idee von der Schönheit ihres Geistes und der Güte ihres Herzens bey. Auch wurde sie nicht bloß bewundert, sondern so zu sagen vergöttert. Ihre Reise war ein ununterbrochenes Freudenfest; alles, was sie während derselben sah und hörte, brachte ihr die vortheilhafteste Meinung von der französischen Nation bey, so wie sie hinwiederum von Seiten des Volks als ein wahrer Schutzengel betrachtet wurde. Was für Erinnerungen! Auf welcher Seite mochte der Irrthum liegen? Mochte das Volk die Hoffnungen der Prinzessin, oder machte die Prinzessin die Hoffnungen des Volks zu nichts? Im Verfolg des vorliegenden Werks wird sich dieß zeigen.

Der Hof erwartete die Erzherzogin zu Compiègne. Da der Duc de Choiseul das meiste dazu beygetragen hatte, sie auf den französischen Thron zu berufen, so war es nicht mehr denn billig, daß er das herrliche Geschenk, welches er Frankreich machte, unter allen Ministern zuerst in Augenschein nahm. Mit Einwilligung des Königs machte er sich auf den Weg, und bewillkommete sie, ein wenig oberhalb Compiègne, im Namen des Hofs. Sie empfing ihn als ihren Wohlthäter, und versicherte ihn sodann in einer Privatunterredung auf die einnehmendste Art von der Welt, sie würde Zeitlebens

die Bemühungen mit Dank erkennen, welche er angewendet habe, um zu dem beizutragen, was sie ihr Glück nannte. Zugleich bat sie ihn auf das Rührendste, er möchte sich doch ihrer unerfahrenen Jugend noch ferner annehmen, und sie in Zukunft mit Rath und That unterstützen. Eine Prinzessin, die schon in ihrem zarten Alter so viel Empfindung, so viel Klugheit und Bescheidenheit an den Tag legte, war es werth, auf den Thron erhoben zu werden, und nur mit solchen Menschen in Verbindung zu treten, deren Herzen dem ihrigen gleichen.

Der König kam ihr entgegen. So bald sie ihn erblickte, sprang sie aus ihrem Wagen, und warf sich ihm zu Füßen. Ludwig der Suntschmte, dem obnehin alles, was von Herzensgüte zeigte, gleich zu Herzen gieng, ward durch die anmuthsvolle, ungetünzte und unverfälschte Art, womit sie ihm ihren Respekt bezeugte, auf das lebhafteste gerührt. Er hob sie mit der größten Zärtlichkeit auf, und versicherte sie, indem er sie umarmte, daß er sich glücklich schätze, sie unter seine Kinder zu zählen.

Die Aufnahme, welche sie von Hof fand, übertraf alle Verstellung, die sie sich von dem majestätischen Pomp unserer Könige gemacht hatte. Wo sie nur hinsah, erblickte sie die geschmackvollsten und prächtigsten Parade-
wagen, die herrlichsten Stoffe, die kostbarsten Stickereyen.

Der

Der Anzug des Königs, des Dauphin und seiner Brüder, glänzte dergestalt von Diamanten, daß er die Augen blendete.

Den Tag nach ihrer Ankunft zu Compiègne begab sich die Erzherzogin, in Begleitung des ganzen Hofes, nach Versailles. Es war ihr nicht unbekannt, daß die leibliche Schwester des Königs, Prinzessin Louise, ihrem verdorbenen Zeitalter ein rührendes Beyspiel von Frömmigkeit vor Augen gestellt habe. Sie wußte, daß diese Prinzessin das Klosterleben, ungeachtet der damit verbundenen strengen Zucht, den Freuden des Hoflebens vorgezogen, und sich in das Kloster der Carmeliternonnen zu Saint-Denis begeben hatte. Als daher die Erzherzogin durch diese Stadt reiste, äußerte sie den Wunsch, diese gottesfürchtige Person in ihrem Gott geweihten prunklosen Aufenthaltsorte besuchen zu dürfen. Sie erbat sich ihre Rathschläge, ihren Segen, und es war in der That ein rührender Anblick, eine so junge Prinzessin dieses Huldigungskopfer, mitten unter der Pracht und Herrlichkeit, wovon sie umgeben war, der Frömmigkeit darbringen zu sehen.

Als zu Paris die Nachricht bekannt wurde, daß die Erzherzogin in der Nähe sey, eilten die Einwohner Schaarenweise vor die Stadt, und postirten sich in die Gegend zwischen Saint-Denis und dem Thore Maillot. Der

Zulaß von Menschen war so groß, daß diese ganze Strecke Weges mit einer zweyfachen Reihe von Kutschen und Wagen besetzt war. Als die Erzherzogin zwischen dieser ungeheuern Volksmenge hindurchfuhr, die sich den jedesmaligen Eindrücken des eben vorhandenen Augenblicks auf die ausschweifendste Art zu überlassen pflegte, ward die Luft mit einem Freudengeschrey erfüllt, das man weit und breit vernehmen konnte. Gleichwohl hatte die Erzherzogin noch gar keine Veranlassung gehabt, die Liebe dieses Volks zu verdienen, und als sie dieselbe wirklich verdient hatte, wurde sie von diesem nemlichen Volke gehaßt und verfolgt.

Des Abends speiste der Hof auf dem Schlosse La Mucete, und hier hatte die Erzherzogin zum erstenmal Gelegenheit die traurige Erfahrung zu machen, wie weit sich die eben so niederträchtige als strafbare Eitelkeckeren erstreckt, vermöge deren sich die Heflinge dazu gebrauchen lassen, den Schwachheiten ihres Gebieters und dem Kaiser zu frehnen, das sich in seine Gunst eingeschmeichelt hat. Hier sah sie nemlich der berühmten Person Du Barry, deren Charakter und Lebenswandel ihr nun satzsam bekannt war, solche Ehrenbezeugungen erweisen, als ob man sich gar nicht mehr daran erinnere, daß sie den schändlichen Plan, welchen sie bey Hof einnahm, der göttlichen Hintaufegung ihrer heiligsten Pflichten zu danken habe. Es wäre eben nicht zu ver-

wundern gewesen, wenn die Erzherzogin, in Erwägung des erhabenen Posten, zu welchem sie bestimmt war, es als eine wahre Beleidigung aufgenommen hätte, daß ihr der Hof an einem so feyerlichen Tage die Beweise seiner Ehrfurcht nicht ausschließlich vor jeder andern Person widmete. Was sie abhiet einigen Unwillen zu äußern, war eines Theils die tiefe Verachtung gegen das Weib, welches eine so schändliche Rolle spielte, andern Theils die Betrachtung, daß sie am besten thue, sich dem Willen dessen zu unterwerfen, der diese Kreatur bis in die Nähe des Throns erhoben hatte. In dieser Rücksicht ließ sie sich so weit herab, daß sie denen, welche zu wissen begehrten, was sie von der Du Barry halte, zur Antwort gab, sie finde dieselbe sehr einnehmend. Dieser Ausdruck, welcher in der That alles enthielt, was sich zum Lobe dieser Frau sagen ließ, war die beste Antwort, welche die Erzherzogin ertheilen konnte; und der Verstand, welchen sie dadurch so frühzeitig an den Tag legte, verdient in der That bewundert zu werden.

Der König verließ das Schloß La Muette, um sich nach Versailles zu begeben, wohin ihm sein ganzer Hofstaat folgte. Die Erzherzogin blieb indeß zu La Muette, und brachte die Nacht daselbst zu. Des andern Morgens (am sechzehnten May 1770) verfiigte sie sich ebenfalls nach Versailles an Hof, ließ sich dort ihre Staatskleidung anlegen, und begab sich hierauf in die

Schloßkapelle, um sich daselbst ehelich einsegnen zu lassen, und sich auf ihre ganze Lebenszeit mit jenem Prinzen zu verbinden, dessen unglückliches Geschick leider zu unserer immerwährenden Schande vereint eine der merkwürdigsten Epochen in unserer Geschichte ausmachen wird. Marie Antoinette erschien bey dieser Feyerlichkeit mit unbeschreiblichem Anstande. Alles war ihr neu; sie sah sich an einen Hof versetzt, den sie noch gar nicht kannte; und dennoch trug die Schüchternheit, welche sie, wie leicht zu erachten, als eine so junge Person bey dieser feyerlichen Gelegenheit empfinden mußte, so wie der Andachtschauer, welcher ihr Herz durchdrang, und die Heiligkeit ihres Ehegelübdes, nur um so mehr dazu bey, ihre Reize zu erheben; man glaubte ein himmlisches Wesen vor sich zu sehen; man erkannte über ihr zwangsfreyes Vertrauen, über die Zufriedenheit, die ihr aus den Augen strahlte, und aus allen ihren Gesichtszügen lachte. Die lebenswürdige Prinzessin! Sie wollte den Franzosen zeigen, daß sie die Trennung von ihrem Vaterlande, von ihrer Familie, verschmerzt habe, und sich glücklich schätze, nunmehr unter ihnen zu leben. Und dennoch mußte sie in der Folge Beschimpfungen unter ihnen erdulden, deren wir uns freylich allgemach zu schämen anfangen, worüber wir uns aber nie genug schämen können.

Dieser Tag gehörte nicht zu den schönen Tagen. Gleich nach der Trauungszeremonie überzog sich der

Himmel mit schweren pechschwarzen Wolken, und des Nachmittags, als sich bereits eine ungeheure Menge Menschen in den Gärten eingefunden hatte, die auf den Abend das Feuerwerk und die Beleuchtung mit ansehen wollten, stellten sich zwei heftige, mit Donnerschlägen untermischte, Wetterstürme ein, die, da sie in kurzer Zeit auf einander folgten, die Leute verscheuchten. Im Nu waren diese herrlichen Gärten eben so menschenleer, wie sie es dormalen sind, und die Anstalten zu jenen Freudenbezeugungen verschlitten ihres Zwecks. Wer damals das unübersehbare Unglück geahnet hätte, das dieses junge Ehepaar in der Folge betraf, der würde jenen Auftritt für eine Vorbedeutung gehalten und geglaubt haben, die Natur hülle sich deswegen in Trauer.

In den andern Theilen der Stadt hatte man, aus der oben erwähnten Ursache, eben auch nicht viel Freude. Ueberall herrschte eine tiefe Stille; alle Straßen waren wie ausgestorben; und die Lämpchen, welche an einigen Orten brannten, an andern erloschen waren, stellten ein erbärmliches Bild der Unordnung dar, welches nur Unmuth erregte.

Im Schloß hingegen, wo sich eine ganz außerordentliche Anzahl von Zuschauern eingefunden hatte, wurde das Vermählungsfest des königlichen Ehepaars mit einer Pracht gefeiert, die sich schlechterdings nicht be-

schreiben läßt. In dem Umkreise, worin sich die königliche Familie befand, nahm man alles beisammen wahr, was nur die Kunst merkwürdiges hervorbringen kann. Wo man nur hin sah, erblickte man Gold, Silber, Bergkristal, und die feinsten Seidenzeuge. Die Kleidungsstücke waren, so zu sagen, mit Diamanten und Rubinen besetzt. Noch nie sah man so viel Pomp und Kostbarkeiten an einem Orte vereint; man wurde ganz davon verblendet.

Unter allen diesen Seltenheiten zeichnete die junge Tauphine sich eben so aus, wie eine Rose, die unter andern Blumen steht und so eben erst ihre Blätter entfaltet. Jedermann befestete die Augen auf sie, schlug sie ehrfurchtsvoll nieder, wenn sie den andern begegnete, und blies doch wieder hin, weil er sich nicht satt sehen konnte. Die Empfindungen, welche diese erhabene Person den Herzen aller Zuschauer einflößte, malten sich auf allen Gesichtern, und eben so deutlich war der Ausdruck des innigsten Vergnügens auf dem andern zu lesen, womit das Interesse, welches sie erregte, ihre schöne Seele bezauberte. Dieses Interesse machte ihre ganze Glückseligkeit aus.

Indeß entspann sich selbst bey Hofe eine ärgerliche Hefenraue, welche diesem herrlichen Feste einen Schandack anhang. Es schien nun einmal Marien Anto-

mettens Bestimmung zu seyn, daß sie kein Veranlaß zu sein und ungestört genießen sollte. Der Kayser sowohl als die Kaiserin Königin hatten ihr nehmlich bey ihrer Abreise von Wien ausdrücklich aufgetragen, wenn sie an den französischen Hof käme, sollte sie darauf bedacht seyn, der Mademoiselle von Lothringen, als einer nahen Anverwandtin, auf eine oder die andere Art eine ausgezeichnete Ehre zu erweisen. Der kaiserliche Botschafter hatte seiner Seits, im Namen des Wiener Hofes, ebenfalls darauf angetragen.

Demzufolge traf man die Verabredung, daß Mademoiselle von Lothringen auf dem Bal paré, am Vermählungstage des Dauphin, unmittelbar nach den Prinzessinnen von Geblüt, das heißt, vor den Duchessinnen, und der Prinz von Lambesc gleich nach den Prinzen von Geblüt, tanzen solle.

Ueber diesen Beschluß wollten die Pairs ganz rasend werden. Sie versammelten sich, brachten eine Vorstellung zu Papier, die von mehreren Mitgliedern des vornehmsten Adels unterzeichnet war, und übergaben sie dem Könige. Ludwig der Sunfzehnte ertheilte ihnen folgende Antwort:

„Der Botschafter des Kaisers und der Kaiserin Königin hat bey mir in einer Audienz, die ich ihm dieß-

„falls ausdrücklich bewilligte, von Seiten seines Hofes
 „darauf angetragen (und ich habe die Verbindlichkeit
 „auf mir, allem was er sagt zu glauben) daß ich der
 „Mademoiselle von Lothringen, bey Gelegenheit der
 „Vermählung meines Enkels mit der Erzherzogin An-
 „tonette, eine oder die andere ausgezeichnete Ehrenbe-
 „zeugung gekratten möchte. Da nun der Tanz auf dem
 „Ball das Einzige ist, woben sich niemand etwas von
 „seinen Rechten vergiebt, weil es blos von mir abhängt,
 „die Wahl der Tänzer und Tänzerinnen, ohne Unter-
 „schied der Hofämter, des Rangs und der Ehrenstel-
 „len, nach meinem Belieben anzuordnen, und hierbey
 „keine andern Rücksichten zu nehmen, als nur auf die
 „Prinzen und Prinzessinnen, welche mit mir von einer-
 „ley Geblüt entsprossen sind, und folglich mit andern
 „Fräulein nicht in einerley Classe gesetzt werden kön-
 „nen; und da ich hiernächst ganz und gar nicht geson-
 „nen bin, in Ansehung dessen, was zeither an meinem
 „Hofe gebräuchlich war, irgend eine Art von Abänder-
 „ung einzuführen; so verspreche ich mir von den Großen
 „und Adlichen meines Reichs, in Erwägung der Un-
 „terthanentreue, der Folgsamkeit, der Zuneigung, ja so-
 „gar der Freundschaft, welche sie gegen mich und meine
 „Vorfahren von jeher an den Tag gelegt haben, daß sie
 „sich alles dessen sorgfältig enthalten werden, was mir
 „etwa mißfallen könnte, und bey dieser Gelegenheit um
 „so mehr mißfallen würde, da es mir darum zu thun

„ist, der Kaiserin meinen Dank für das von ihr erhal-
 „tene Geschenk zu bezeigen, das, wie ich mit Euch allen
 „hoffe, die Glückseligkeit meiner noch übrigen Lebens-
 „tage befördern wird.“

Die Großen des Reichs, welche zu der damaligen Zeit eben so hoffärtig waren als sie jetzt gedemüthigt sind, kehrten sich weder an die Vorstellungen, noch an die Bitten ihres Monarchen. Sie beharrten dabey, ihm diesen geringfügigen Beweis ihrer Nachgiebigkeit zu verweigern, ob sie sich gleich die Rechnung machen konnten, daß ihre Widersetzlichkeit der jungen Dauphine mißfallen müsse. Wenn man bedenkt, daß die obervähnte Vorstellung, welche die Prinzen dem Könige übergaben, unter andern von einem gewissen Potier de Gevres unterschrieben war; wenn man sich hiernächst erinnert, daß dieser nemliche Potier de Gevres die Ehre hatte, bey der Gräfin du Barri die hochansehnliche Stelle eines kurzweiligen Rathes zu bekleiden: so muß man allerdings ersäunen, wie es sich ein Mensch von solchem Schlage zum Schimpf anrechnen konnte, den hohen Abstammungen des Hauses Lothringen den Rang zu lassen. Ueberdies waren Verträge vorhanden, werauf die Nachkommen dieses Hauses, welche sich in Frankreich niedergelassen hatten, das Recht gründeten, sogar bey öffentlichen Staatsaufzügen den nächsten Platz nach den Prinzen von Pöblüt einzunehmen. Um so unschicklicher war

es, ihnen dieses Recht bey einer Gelegenheit streitig zu machen, wo es gar keine weitem Folgen nach sich ziehen konnte, wenn sie sich dessen bedienten; denn bey einem Hofe, wo es nicht sowohl um Befriedigung des Stolzes, als vielmehr um Vergnügen zu thun ist, sollte man von rechtswegen auf Rang und Geburt gar keine Rücksicht nehmen.

Da nun die Pairs und der hohe Adel sich ihrer kindischen Ansprüche durchaus nicht begeben wollten, so fielen die Feste, welche an dem Ver. mähl des Dauphin und den nächstfolgenden Tagen veranstaltet wurden, gar nicht so aus, wie es eigentlich seyn sollte; denn es fanden sich fast gar keine Grossen dabey an, als nur solche, die wegen ihrer einträglichen Aemter mit dem Hofe in engern Verhältnissen standen, und folglich ihre guten Ursachen hatten, sich dem Könige nicht mißfällig zu machen. Dieß war die erste Kränkung, welche Marien Antoinetten in Frankreich widerfuhr! Sie ließ aber dennoch gegen die, welche daran schuld waren, nie die geringste Unzufriedenheit blicken.

In Versailles dauerten die Festivitäten einen ganzen Monat ununterbrochen fort; zu Paris sollten sie den dreyßigsten May vor sich gehen. Dieser dreyßigste May, im Jahr 1770, gehört unter die unglücklichsten und merkwürdigsten Tage, die in den Jahrbüchern der fran-

jösſiſchen Nation vorkommen. Er war, ſeit Marien Antoinettens Ankunft in Frankreich, der erſte, an welchem ſie Veranlaſſung hatte, über wirkliche Unglücksfälle Thränen zu vergießen.

Unter der vormaligen Regierung beſtanden dergleichen Feſtivitäten zu Paris gewöhnlich darin, daß man ein Feuerwerk abbrannte, die Stadt beleuchtete, und dem Pöbel allerley Lebensmittel preis gab. Es ſey nun daß es aus Nachläſſigkeit geſchah, oder daß, wie ich noch immer vermuthet, ob ich es gleich nicht beweifen kann, eine geheime Abſicht dabey mit im Spiel war; genug dieſe Luſtbarkeiten wurden mit ſo wenig Verſicht und mit einer ſolchen Knauferey veranſtaltet, daß diejenigen, welche die Aufſicht darüber führten, Schimpf und Schande davon hatten. Das Feuerwerk ſollte auf dem Plage Ludwigs des Junſezhnten abgebrannt werden. Der Ort war nicht übel gewöhlt; allein man traf nicht die allergeringſte Vorſicht, jene Unglücksfälle zu verhüten, welche bey einem großen Zulauf von Menſchen ſelbſt dann nicht immer zu vermeiden ſind, wenn gleich die beſte Ordnung beobachtet wird. Man unterließ, ſich der franzöſiſchen Gardien zu bedienen, weil man die geringfügige Ausgabe von tauſend Thalern erſparen wollte, die der Dienſt, welchen ſie bey dergleichen Gelegenheiten leiſteten, gekoſtet haben würde. Man verabſäumte die Ausfüllung der Straßen zu beyden Seiten der Könige.

straße (Rue royale); man planirte das Erbreich nicht, über welches die ungeheure Menge von Zuschauern hinwegströmte; man ließ sogar Steinhäufen und andere Dinge im Wege liegen, die nachher dem Volke den Durchzug erschwerten.

Ich will hier dasjenige nicht wiederholen, was ich schon anderwärts in Betreff dieses unglücklichen Tages angeführt habe *). Man schätzte die Anzahl der Unglücklichen, die an demselben, theils auf dem Plage Ludwigs des Funfzehnten, theils in der Königsstraße, auf die unverantwortlichste Art ihr Leben einbüßten, auf eilf bis zwölf hundert. Auch wurden noch außerdem mehrere Todte in den elisäischen Feldern und auf dem Quai der Thuilleries gefunden. Man weiß nicht, wie es zuging, genug die Königsbrücke (Port royal) war einige Minuten an beyden Enden von einer Menge Wagen versperrt, und diese wenigen Minuten kann man sich nicht schrecklich genug vorstellen. Die Leute, welche sich eben auf der Brücke befanden, geriethen so sehr ins Gedränge, daß mehrere derselben auf das Seitengeländer stiegen, um nur frey athmen zu können, und unter diesen stürzten verschiedene in den Fluß hinab.

*) In dem Elogio historique et funebre de Louis XVI.

Ein Schlachtfeld kann keinen fürchterlichern Anblick darstellen, als der Platz Ludwigs des Junfichnten, am Morgen nach dieser mörderischen Nacht. Wo man nur hinblickte, schwebte einem der Tod vor Augen, und zwar in seiner gräßlichsten Gestalt. Ich sah, daß sich hungrige Hunde mit einander herum bissen, und sich die entseelten Gliedmaassen der Getödteten aus den Zähnen rissen. Ich sah, daß einige derselben das Eingeweide schwangerer Weiber zerfleischten, und andere der Mutter das Kind aus den Armen zerrten, welches sie sterbend an ihren Busen gedrückt hatte. Man muß diese ganze entseßliche Scene selbst in Augenschein genommen haben, um sich den Eindruck, welchen sie auf alle Gemüther machte, in ihrer ganzen Lebhaftigkeit vorstellen zu können. Von nun an betrachtete man jenen Platz als einen Ort, über den der Himmel seine ganze Zornschale ausgegossen hat, und niemand betrat ihn, ohne sich von Abscheu und Entsetzen durchdrungen zu fühlen.

Die Pariser dachten zu billig, als daß es ihnen einfiel, jenes Unglück dem Dauphin oder dessen Gemahlin zur Last zu legen. Beide konnten leider weiter nichts bey der ganzen Sache thun, als daß sie im Stillen darüber seufzten, und an der allgemeinen Trauer, welche die Bewohner der Hauptstadt zu Tage legten, gerührten Antheil nahmen. Diese letztern hingegen glaubten in jenem Unfall allerley traurige Vorbedeutungen wahrzu-

nehmen, die sowohl den Neuvermählten als ihnen selbst nichts Gutes weissagten. Lange Zeit konnten sie es gar nicht verschmerzen, daß der Verlust des unschuldigen Blutes, das in so großer Menge vergossen worden war, denen nicht auf den Kopf vergolten wurde, die ihn von Amt wegen hätten verhindern können und sollen. Dieser Unwille war gerecht. Man hätte dem Pariser Volke auf eine oder die andere Art Genugthuung verschaffen, man hätte die Polizeibeamten wegen jenes Unglücks zur gehörenden Verantwortung ziehen, ja man hätte sogar auf dem Plage Ludwigs des Sunstehnten ein Denkmal errichten sollen, das dereinst der Nachwelt zum Beweis diene, daß der Monarch Recht und Gerechtigkeit gehandelt, und dadurch seine Betrübniß über jenen Unfall an den Tag gelegt habe. Da man aber den Einwohnern von Paris bey ihrem unerfeglichen Verlust nicht die allgeringste Theilnahme bezeugte, so wurden sie dadurch um so mehr in der Meinung bestärkt, daß sie die Personen, welchen die Obforge für die Sicherheit der Hauptstadt anvertrauet war, zwar als ihre Gebieter, aber nicht als ihre Beschützer zu betrachten hätten.

Die Dauphine, deren Lage viel zu beschränkt war, als daß sie dem Triebe der Wohlthätigkeit freien Lauf lassen durfte, konnte bey dem allgemeinen Glende nichts weiter thun, als daß sie eben so edel und großmüthig handelte, wie ihr Gemahl. Gleich ihm schickte sie dem

Polizeyminister ihre ganze verräthige Varschaft, mit dem Ersuchen, dieselbe zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen anzuwenden, die bey dem schrecklichen Vorfall auf dem Plage Ludwig des Funfzehnten ihre Versorger verloren hatten.

Als die Feyerlichkeiten vorüber waren, beschäftigte sich der Hof in seinem Innern mit einigen Angelegenheiten, die von der äussersten Wichtigkeit waren. Es hatte sich nemlich, bey Gelegenheit eines Prozesses, den das Pariser Parlament dem Duc d'Aiguillon an den Hals geworfen hatte, zwischen den Ministern und allen Parlamentern überhaupt, ein Streit erhoben, der die traurigsten Folgen befürchten ließ. Der Duc, welchem vor dem Ausgange seines Prozesses bang war, hatte sich einen mächtigen Anhang unter den Höslingen verschafft, und sowohl die Lieblingsdame des Monarchen, als auch den Kanzler, in sein Interesse gezogen. Um diesen Prozeß bis auf die unbedeutendste Spur zu vernichten, beschloß man, sich von der Kanzley des Pariser Parlaments alle dazu gehörigen Actenstücke auszuhändigen zu lassen. Dief konnte man aber auf keine andere Art bewerkstelligen, als wenn sich der König mit seiner ganzen Gewalt dazwischen legte. Demzufolge wurde das Parlament nach Versailles beschieden, wo die Dauphine zum erstenmal Gelegenheit hatte, eine von jenen Staatsceremonien mit anzusehen, woben die Könige von Frankreich in ihrer gan-

zen Pracht und Herrlichkeit zu erscheinen pfliegten. Diese königlichen Sitzungen wurden nur in solchen Fällen veranstaltet, wo es darum zu thun war, die allerwichtigsten Staatsfachen zu entscheiden. Sie waren eigentlich nichts anderes, als eine Fortsetzung jener allgemeinen Versammlungen, die in dem frühern Zeitalter der Monarchie unter der Benennung der Märzfelder oder Mayfelder gehalten wurden, und die man in der Folge Reichsgerichte *), allgemeine Reichstage **), das vollständige Parlement ***), den hohen Rath ****), zu nennen pfliegte. In jenen allgemeinen Versammlungen präsidierte der König auf einem goldenen Throne; als sie aber in den königlichen Pallast verlegt wurden, bediente man sich statt des Throns eines Lehnstuhls, der mit einem Baldachin versehen, und mit Kissen belegt war. Daher der Name Lit de Justice; denn so pfliegte man vor Alters einen auf diese Art eingerichteten Lehnstuhl zu nennen. Es gehörten fünf Kissen dazu; auf einem saß der König, das zweyte hatte er im Rücken, auf zweien lehnte er sich mit den Armen, und auf das fünfte stellte er die Füße.

Die Dauphine befand sich in einer verbergenden Loge, wo sie alles mit ansehen konnte, was bey diesem Schau-

*) Placets généraux. **) Cours plénières. ***) Plein parlement, ****) Grand conseil.

Echangepränge der königlichen Machtvollkommenheit vorging. Es stellte ihr die Erhabenheit des Thrones, welchen sie dereinst besteigen sollte, nach ihrem ganzen Umfang vor Augen. Es diente ihr aber auch zum Beweis, daß sich der Regent, mit welchem es so weit gekommen ist, daß er nur durch Gewaltthätigkeit regieren kann, in eine sehr mißliche Lage versetzt.

Dies eigenmächtige Verfahren zog große Bewegungen nach sich, die für die ganze Nation von der äußersten Wichtigkeit waren, und endigte sich damit, daß eine ganz neue Magistratur an die Stelle der zeitherigen trat. Eine Reuerung, die so tief in die Fundamentalverfassung eingriff, mußte natürlicherweise eine allgemeine Gährung erregen, und es war wohl nicht leicht jemand in ganz Frankreich, der dieselbe gleichgültig mit ansah.

In ihrem ganzen Leben legte vielleicht Marie Antoinette nie eine größere Klugheit an den Tag, als während der Periode, wo sich diese merkwürdige Staatsveränderung ereignete. Ihre ganze Politik bestand bloß darin, daß sie die weise Zurückhaltung des Dauphin nachahmte, und sie hätte in der That keine bessere Verhaltensregel befolgen können. Der Kanzler, und alle die, welche ihr Interesse dabey fanden, dessen Verfahren zu rechtfertigen, suchten den beyden Eheleuten zu beweisen, jene Veränderung sey bloß zu ihrem Besten

vorgenommen worden, indem sie darauf abzwicke, die königliche Gewalt zu erweitern und sie von neuem zu befestigen. War zu gern hätten sie bey dieser Gelegenheit etwas von ihnen herauslocken, und sie zu einem oder dem andern Schritt verleiten mögen, wodurch ihnen die Verbindlichkeit auferlegt worden wäre, diese Neuerung bey dem Antritt ihrer künftigen Regierung zu sanctioniren.

Auf der andern Seite gaben sich die, welche es mit den Parlamentern hielten, alle erdenkliche Mühe, die Politik des Dauphin und seiner Gemahlin zu ergründen, um wenigstens etwas herauszubringen, wodurch die von größtem Theil der Nation unterhaltene Hoffnung bestätigt würde, die hohen Landescollegien über kurz oder lang wieder in ihre vormaligen Rechte eingesetzt zu sehen. Am liebsten wendete man sich dießfalls an die Dauphine; denn man nahm für bekannt an, daß sie gegen die Gräfin Du Barri Gefinnungen hege, die ihr alles, was dieses Weib mit Beyfall aufnahm und durchzusetzen suchte, verhasst machten; und die Gräfin unterstützte alle, welche zu Aufhebung der Parlementer beygetragen hatten, mit ihrem ganzen Credit. Allein trotz allen Bemühungen, welche die eine Parthey wie die andere anwandte, waren sie doch schlechterdings nicht vermögend, die Gefinnungen des Dauphin und der Dauphine in Betreff jener Aufhebung zu erforschen. Da

auf der einen Seite den Willen des Monarchen, auf der andern den Wunsch des Publikums respectiren mußten, so benahmen sie sich auf eine solche Art, daß sie weder den einen noch das andere vor den Kopf stießen. Dieses Zurückhalten war keine Verstellung, sondern vielmehr nothwendige Klugheit, welche die damalige Lage der Dinge so mit sich brachte. Hätten sich die jungen Eheleute geradezu für die Installation der neuen Magistratur erklärt, so würden sie dadurch dem Volke alle Hoffnung benommen, und dasselbe zur Verzweiflung getrieben haben. Hätten sie hingegen den Umsturz der alten Magistratur freymüthig gemißbilligt, so würden sie sich dadurch zu Parthenobern gegen den König aufgeworfen haben, und in dem Fall wäre eine Revolution unvermeidlich gewesen. Wie kommt es vor, als ob man das Betragen, welches sie unter diesen kritischen Verhältnissen beobachteten, weder hinlänglich erwogen, noch genugsam gerühmt habe.

Der Duc de Choiseul, von dem man allgemein geglaubt hatte, daß er unmöglich aus dem Sattel gehoben werden könne, ward von dem nemlichen Streiche, welcher die Parlementer traf, zu Boden geworfen. Er empfing vom Könige folgendes Handschreiben:

„Mein Cousin! Da ich mit Ihren zeitherigen Diensten äußerst unzufrieden bin, so sehe ich mich genöthigt,

Sie nach Chanteloup ins Exil zu schicken, wohin Sie sich binnen hier und den nächsten vier und zwanzig Stunden begeben werden. Ich würde Ihnen einen noch entlegnern Verbannungsort angewiesen haben, wenn ich es nicht aus besondrer Achtung für die Frau Duchesse de Choiseul, deren Gesundheitsumstände mir sehr am Herzen liegen, unterlassen hätte. Nehmen Sie sich in Acht, damit mir Ihr Betragen keine Veranlassung gebe, einen andern Entschluß zu fassen. Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie, mein Cousin, in seinen heiligen Schuß nehme.“

Der Duc de Praslin, ein naher Anverwandter des Duc de Choiseul, und Minister des Aeußern, fiel ebenfalls bey dem Könige in Ungnade. Der König schickte ihm ein Handbillet, das noch tränkender als jenes war. Es enthielt bloß diese paar Worte: „Ich bedarf Ihrer Dienste weiter nicht, und verweise Sie nach Praslin, wohin Sie sich in den nächsten vier und zwanzig Stunden versügen werden.“

Der Oheim des Duc d'Aiguillon, der Duc de la Vrilliere, welcher dieses Unheil hauptsächlich angestiftet hatte, und sich hierbey sehr thätig bewies, um jene beyden Minister ins Unglück zu stürzen, machte es sich zum angenehmsten Geschäft, ihnen beyderseits die Siegelbriefe (*Lettres de Cachet*), wodurch sie ins Exil geschickt wurden, selbst zu behändigen. Der Duc de

Eboiseul kannte die Urheber seines Mißgeschicks mehr als zu gut; deswegen sagte er zum Duc de la Vrilliere: „Ich bin sehr überzeugt, mein Herr Duc, daß Ihnen „die Botschaft, welche Sie mir überbringen, ungemein „viel Vergnügen macht.“

So fiel ein Minister, welcher sich die Möglichkeit gar nicht gedacht hatte, daß er je wieder von seiner Höhe herabstürzen könne. Sein Fall ward durch Feinde bewirkt, die ihm viel zu unbedeutend schienen, als daß er je auf den Einfall kam, sich vor ihnen in Acht zu nehmen. Ein abermaliger Beweis, daß man seinen Feind nie zu gering schätzen muß, besonders bey Hof.

Die Dauphine zog sich das traurige Geschick dieses in Ungnade gefallenen Ministers sehr zu Gemüth; denn sie glaubte ihm sehr vielen Dank schuldig zu seyn, und hatte von jeher nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie Gelegenheit finden möchte, ihm denselben auf eine oder die andere Art zu bezeugen. Vorn hätte sie dazu beygetragen, sein Ansehen noch mehr zu vergrößern, und jetzt, da er es auf einmal unwiederbringlich verlor, sah sie gar keine Möglichkeit vor sich, nur den allerunbedeutendsten Schritt zu seinem Besten zu wagen. Ihre Lage war um so trauriger, da sie ihren Kummer in der Stille verschmerzen, und ihn vor aller Welt verheelen mußte.

Dies war aber nicht die einzige Unannehmlichkeit, welche die Dauphine in den ersten Jahren ihres Aufenthalts bey Hof zu erdulden hatte. Nur allzu oft gab man ihr Anlaß, sich über die Ungerechtigkeit der Menschen zu beklagen. Zu ihrem größten Leidwesen mußte sie wahrnehmen, daß selbst die Naturgaben, die ihr der Himmel so reichlich verliehen hatte, dazu bestrugen, ihr unangenehme Begegnungen zuzuziehen. Ihr sanftes, einnehmendes und aufgeräumtes Wesen, machte dem Könige unendlich viel Vergnügen, und bewog ihn, ihren Umgang zu suchen. Dies erregte bey Manchen die Eifersucht, es möchten ihm vielleicht in dergleichen Unterhaltungen solche Gesinnungen beygebracht werden, die denen, worin man ihn zu Gunsten der Gräfin Du Barri zu erhalten wünschte, ganz entgegen gesetzt wären. In einem Lande, wo die durchtriebenste Foesheit ohnehin zur Erreichung ihrer Absichten sich solcher Mittel und Wege bedienet, die anderwärts ganz unbekannt sind, war dieser Umstand mehr als zureichend, die schändlichsten Rabalen zu veranlassen, damit die Dauphine auf die Denkart ihres Schwiegervaters nicht allzu viel Einfluß erlangen möchte.

Indeß war diese Prinzessin von allen diesen niedrigen Kunstgriffen unterrichtet, ja sie kannte sogar die Namen derer, welche sich derselben in der Absicht bedienten, sie bey dem Könige in Mißcredit zu setzen. E

wußte, daß die Du Barri an diesen Schlechtigkeiten Antheil nahm, und daß sie sich bisweilen in ihren Gesprächen der respektswidrighsten Ausdrücke gegen ihre vereinstige Königin bediente. Allein Marie Antoinette dachte viel zu groß, als daß sie dergleichen Intriguen nicht hätte verachten, viel zu gütig, als daß sie denen, die sich derselben schuldig machten, nicht hätte verzeihen sollen.

Das Publikum, welches die Verhältnisse der Dauphine nur nach dem äußern Schein beurtheilte, hielt dieselbe für die glücklichste Person auf der ganzen Welt; es ist aber aus den eben angeführten Umständen leicht zu schließen, daß sie schon damals unmöglich eine wahre Glückseligkeit genießen konnte. Inzwischen ist freylich nicht zu läugnen, daß zwischen ihren frühern Belümmernissen, und den eben so langwierigen als schmerzlichen Leiden, welche sie in der Folge erdulden mußte, gar keine Vergleichung Statt findet. Ueberdies wurde sie für die Unannehmlichkeiten, die ihr der Stolz und das ungerechte Verfahren einiger viel vermögenden Personen bey Hofe zuzog, durch die Liebe der Nation auf die angenehmste Art entschädigt. Das Volk vergötterte sie beynah. Man liebte, man verehrte sie, man sprach unaufhörlich von der Madame Dauphine. Man rühmte ihre gefälligen Manieren, ihr heiteres aufgeräumtes Wesen, alle Eigenschaften ihres Herzens, alle Vorzüge

ihrer Geistes, alle Schönheiten ihrer äussern Gestalt. Immer und überall hieß es: Sie ist die vollkommenste Prinzessin, die man nur sehen kann. Ach, was sie damals war, das war sie ihr ganzes Leben hindurch; der Unterschied lag bloß darin, daß man die französische Nation damals noch nicht gelehrt hatte, die Unschuld zu lästern und die Tugend zu hassen.

Alles, was die Dauphine sprach, wurde mit dem größten Enthusiasmus wiederholt; alles, was sie that, zog die allgemeine Bewunderung auf sich. Da sie nach der Ehre strebte, in die Fußtapfen ihrer erhabenen Eltern zu treten, so erschien sie zwar bey allen feyerlichen Gelegenheiten in der ganzen Pracht, die einer Person von so hohem Stande zukam; im Uebrigen aber beobachtete sie, mit Genehmigung des Königs, die nemliche Simplicität, welche sie im Innern des Wiener Hofes wahrgenommen, und woran sie schon in ihrer frühesten Jugend Geschmack gefunden hatte. In ihrer Familie, und in Rücksicht derer, die in ihrem Dienst standen, wollte sie sich den Zwangsgesetzen der Hofetiquette schlechterdings nicht unterwerfen; und wirklich setzte sie sich mit einer Unbefangenheit darüber hinaus, die ihr, anstatt getadelt zu werden, vielmehr den lautesten Beyfall erwarb. Sie gieng öfters zu Fuß aus, ohne alles Gefolge, ohne einen einzigen Cavalier mit zu nehmen, und hatte gemeinlich nur eine, höchstens zwey, ihrer Hofdamen zur Begleitung bey sich. Bey ihren Promenaden,

wobon sie eine große Liebhaberin war, richtete sie sich jedesmal nur nach ihrem Geschmack, nach ihren Gesundheitsumständen, und nach dem Bedürfniß körperlicher Bewegung. Sie lud ihre Brüder, Schwestern und Tanten freundschaftlich und ohne alle Umstände zur Tafel, so wie sie sich hinwiederum mit gleicher Familiarität bey Ihnen zu Gaste bat.

Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viel dieses ungezwungene, mit der gesunden Vernunft so ganz übereinstimmende Benehmen dazu bestrug, sie bey jedermann beliebt zu machen. Als sie bemerkte, daß ganz Frankreich das größte Vergnügen darüber an den Tag legte, so wurde sie um so mehr in dem Vorsatz bekräftet, von dieser Lebensweise kein haarbreit abzuweichen. In den Schauspielen, die bey Hofe gegeben wurden, war das Applaudiren, im Beseyn königlicher Personen, seit undenklichen Zeiten aufs strengste verboten. Die Dauphine ließ unter der Hand bekannt machen, daß sie gar nichts darwider hätte, wenn man diesen uralten Gebrauch wieder einführte, und daß man diesfalls nicht die geringste Rücksicht auf sie nehmen solle, wenn sie auch gleich im Schauspielhause zugegen wäre. Es sey ihr nicht damit gedient, ließ sie hinzu setzen, wenn die Zuschauer durch ihre Gegenwart des Vergnügens beraubt würden, sich den Eindrücken, die das Schauspiel in ihnen erregte, ungestört überlassen zu können. Dieß war eine

Art von Wohlthat, die sie dem Publikum erzeigte. Es nahm sie mit der größten Erkenntlichkeit auf, bediente sich aber derselben nur dazu, ihr durch jenes wieder eingeführte Händeltaschen seinen Beyfall auf das lebhafteste zu erkennen zu geben.

Gar zu gern machte sie sich mitunter das Vergnügen, sich in aller Stille vom Schloß und Hof zu Versailles zu entfernen, und die Einwohner von Paris ganz unvermuthet mit ihrer Gegenwart zu überraschen. Im strengsten Incognito, nur mit einem ganz kleinen Gefolge, und ohne sich anmelden zu lassen, traf sie daselbst ein, und begab sich sodann gleich in eines der Haupttheater. Die Pariser, welche schon seit langer Zeit daran gewöhnt waren, den König nie anders als im glänzendsten Gefolge seines Hofstaates in ihrer Mitte zu sehen, nahmen es außerordentlich gut auf, daß die Dauphine ihren hohen Rang so zu sagen ganz unter ihnen vergessen zu haben schien. Sie überließen sich in Beyseyn derselben der ausgelassensten Freude, und überhäufeten sie mit Segenswünschen. In jenen schönen Tagen, die leider nur allzubald vorübergingen, würden diese nemlichen Pariser gern ihren letzten Blutstropfen vergossen haben, ehe sie zugegeben hätten, daß dieser Prinzessin, dem Gegenstande der allgemeinen Volksliebe, das mindeste Leid wiederfahren wäre.

Dies bewiesen sie unter andern, als der Dauphin seinen öffentlichen Einzug mit ihr hielt. Es ist bemerkenswerth, daß dieser Einzug, entweder deswegen, weil der Glanz, welchen die Dauphine von sich strahlte, in Geheim Neid und Eifersucht erregt hatte, oder weil man befürchtete, daß das Volk seine Verehrung gegen sie zu weit treiben möchte, eben keiner der glänzendsten war. Als Ludwig der Vierzehnte unter ähnlichen Verhältnissen den seinigen hielt, zeigte er sich nebst seiner Gemahlin zu Pferd, um desto besser vom Volke in Augenschein genommen zu werden. Der König und die Königin ritten durch die vornehmsten Stadtviertel, und brachten einige Tage unter den Einwohnern von Paris zu.

Wie ganz anders benahm man sich jetzt! Nur mit Mühe konnte das Volk die erhabenen Personen, welche ihm ihren Besuch abstatteten, im Hintergrunde einer Kutsche ansichtig werden, und als sie in der Liebfrauenkirche ihre Andacht verrichtet hatten, fuhren sie geradeswegs nach dem Schlosse der Tuilleries, ohne sich anderswärts sehen zu lassen. Dorthin mußten sich die Pariser begeben, wenn sie ihnen anders ihre Ehrfurcht bezeigen wollten. Wirklich strömten sie von allen Seiten herzu, und in kurzer Zeit war der Garten so voll, daß er die ungeheure Menge Menschen nicht mehr fassen, und daß diejenigen, die darin waren, kaum athmen konnten.

Der Dauphin und die Dauphine mischten sich unter das dichteste Gewühl, brachten einen beträchtlichen Theil des Tages unter diesem Volkshaufen zu, setzten die Sorgfalt für ihre eigene Person ganz aus den Augen, und erkundigten sich nur immer, ob niemanden etwas zugestoßen, ob niemand verwundet wäre. Als sie das Volk so nahe bey sich sah, wußte es sich vor Freude gar nicht zu fassen. Bald klatschte es wie toll in die Hände, bald hob es dieselben zum Himmel empor, und flehte auf dieses eben so erlauchte als liebenswürdige Paar alle nur irdenliche Segnungen herab. Der Dauphin und die Dauphine waren schlechterdings nicht vermögend, die Empfindungen auszudrücken, wovon sich ihre Herzen bey diesen rührenden Freudenbezeugungen durchdrungen fühlten; allein die Thränen, welche man ihnen über die Wangen rollen sah, vertraten die Stelle der Antwort. In einem Tone, der aus dem Innersten des Herzens kam, hörte man die Dauphine einigemal ausrufen: Welch ein gutes Volk! Die unglückliche klagenswürdige Fürstin! Konnte ihr damals nur auf die entfernteste Art ahnen, daß sie dereinst von diesem nemlichen Volke, in eben diesem Schlosse der Thuilleries, jede Art von Demüthigung würde erdulden müssen? In ihrem damaligen Alter, an einem so schönen und feyerlichen Tage, würde sie demjenigen schwerlich geglaubt haben, der ihr eine so fürchterliche Zukunft prophezeit hätte. Nur durch langwierige Leiden, durch unerhörte

Verbrechen gelangte sie endlich zu der Ueberzeugung, daß nichts vergänglicher, nichts hinfälliger sey, als Menschengunst; und als sie diese schreckliche Wahrheit nicht mehr bezweifeln konnte, war es leider zu spät, dieselbe zu benutzen.

Außerst ermüdet, fühlten endlich der Dauphin und die Dauphine, daß ihnen der Mangel an Kräften die Ausführung ihres Vorhabens, noch länger unter dem Volke zu verweilen, unmöglich machte. Geru aber nicht, genug sie mußten sich wieder ins Schloß begeben. Der Augenblick, wo dieß geschah, war ein Augenblick allgemeiner Verstärzung. Sobald sich das Volk ihrer Gegenwart beraubt sah, ausrufte es den lebhaftesten Schmerz. Als ihnen dieß hinterbracht wurde, zeigten sie sich auf der Gallerie, und empfingen hier von neuem die Segenswünsche des Volke, die gar kein Ende nehmen wollten.

Die vornehmsten Magistratspersonen der Stadt Paris hatten sich eingefunden, um den hohen Vermählten ihren Respekt zu bezeugen. Unter ihnen befand sich der alte Marschall de Breillac, als damaliger Gouverneur. Da dieser den allgemeinen Jubel mit ansah, welchen der Anblick der Dauphine veranlaßte, fiel er dem Stadtrichter, welcher eine Rede halten wollte, plötzlich ins Wort, und sprach zu der Prinzessin, ganz in dem treuerherzigen Tone eines alten Soldaten: Madame, Sie sehen da zweymal hunderttausend Menschen vor Augen,

die sich alle in Sie verliebt haben! Dieß Compliment, welches freylich wider den Wohlstand, aber doch gewiß sehr naiv war, sagt alles, was die Einwohner von Paris bey dem Anschauen der Dauphine fühlten.

Diese schmeichelhaften Freundsbezeugungen waren aber auch alles, was den Neuvermählten bey ihrem Einzuge zu Theil wurde; denn sie mußten noch des nemlichen Abends nach Versailles zurückkehren. Sie waren in der Hauptstadt Frankreichs so gut aufgenommen worden, daß es ihnen nah gieng, dieselbe verlassen zu müssen. Indes muß ich aufrichtig gestehen, (denn die Geschichte darf keine Wahrheit verhehlen) daß die Beweise der Ehrfurcht und Liebe, womit man sie in so reichem Maße überhäufte, so herzlich gut sie gemeint waren, und so sehr sie dieselben verdienten, vielleicht weniger geräuschvoll gewesen seyn würden, wenn nicht die Leidenschaften, welche sich damals der Gemüther bemächtigt hatten, dabey interessirt gewesen wären, recht viel Verm zu erregen. Die Nation befand sich nemlich gerade in demselben Fall, wie in den letzten Lebensjahren Ludwigs des Vierzehnten. Sie fieng allgemach an, der langwierigen Regierung Ludwig des Funfzehnten überdrüssig zu werden. Der fürchterliche Schlag, wodurch er die gesammte Magistratur darnieder stürzte, hatte eine unglaubliche Anzahl Menschen äußerst mißvergnügt gemacht. Wenn er sich im Publikum sehen ließ, vernahm

er nicht mehr jenen freudigen Zuruf, der ihm sonst von allen Seiten entgegen tönte; und damit ihm dieser frostige Empfang nicht etwa unerklärbar bleiben möchte, hatte ein gewisser Prälat den Muth, ihm öffentlich von der Kanzel herab zu sagen, das Stillschweigen der Völker diene den Königen zur Lehre.

Man glaubte demnach, wenn er den freudigen Empfang seiner Enkel mit dem Kaltsinn vergleiche, welchen man bey jeder Gelegenheit gegen ihn äußerte, so werde er hieraus erschen, daß sein gewaltthätiges Verfahren, kraft dessen er unlängst die Parlemlenter absetzte, allgemeinen Unwillen erregt habe. Es ist freylich nicht zu läugnen, daß bey dieser Ideenverbindung eine Pflichtvergessenheit zum Grunde lag, die selbst für diejenigen Beleidigung war, welchen man jene Ehrenbezeugungen erwiesen hatte; denn es läßt sich wohl nicht leicht etwas Schändlicheres denken, als wenn man Kinder in der Absicht setzr, um ihren Vater zu kränken und herabzumwürdigen. Allein über dergleichen Betrachtungen pflegt man sich in der Hitze der Leidenschaft gewöhnlich hinweg zu setzen. Ueberdieß stimmte es vollkommen mit unsern Sitten überein, daß Ludwig der Sunfyebnte, bloß deswegen, weil er regierte, nicht mehr die freudige Theilnahme zu erwarten hatte, wie ein junger Prinz und eine junge Prinzessin, deren vortreffliche Eigenschaften die schönsten Hoffnungen erregten. Ich sage, dieß stimmte

mit unsern Sitten überein; denn in Frankreich haben diejenigen, welche regieren, immer Unrecht, weil man sich von der künftigen Regierung immer etwas Besseres verspricht, als von der wirklich vorhandenen. Heinrich der Vierte, der beste unter allen unsern Königen, ward nicht eher geliebt, als nach seinem Tode.

So sehr übrigens der Dauphin und die Dauphine in Betreff der schmeichelhaften Aufnahme, die sie zu Paris angetroffen hatten, von Danke durchdrungen waren, so sehr ward ihnen derselbe durch die gewisse Versicherung vergällt, daß sich hiebei sehr strafbare Leidenschaften ins Spiel gemischt hätten. Es fiel ihnen schwer, ihrem Großvater, dem Könige, von dieser Aufnahme Bericht zu erstatten. Ließen sie sich merken, daß sie sich darüber freuten, so betrübten sie ihn, weil er sich bey dieser Gelegenheit um so lebhafter erinnern mußte, daß der Empfang, welcher ihm von Seiten des Volks wiederfuhr, nicht mehr der nehmliche wie ehemals sey. Inzwischen fiel die Dauphine auf einen glücklichen Gedanken, der sowohl ihr selbst, als auch ihrem Gemahl, aus dieser Verlegenheit half. Sire, sprach sie zum Könige, Ew. Majestät müssen sich die Liebe der Pariser in einem sehr hohen Grade zu eigen gemacht haben; denn sie haben uns ungemein viel Ehre erzeigt. Eine glücklichere und gefälligere Wendung hätte sie der Sache wohl schwerlich geben können. Es war zugleich die ehrerbietigste

tigste Sprache, welche Kinder unter solchen Umständen führen konnten.

Es ist leicht zu erachten, daß die Gelehrten und Künstler, in einem Zeitpunkte, wo es die herrschende Mode mit sich brachte, nichts schön, nichts liebenswürdig zu finden, als die Dauphine, sich ebenfalls von der allgemeinen Freude begeistern ließen, und dieser Fürstin ihren Tribut zollten. Noch dormalen leben welche, die ihr, so lange sie glücklich war, alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren ließen, und sie in ihrem nachherigen Unglück mit einer Wuth und Erbitterung verfolgten, die diejenigen, welche sich dieses abscheulichen Widerspruchs schuldig machten, mit ewiger Schande bedeckte. Doch, ich will nicht strenger mit diesen Menschen verfahren, als es die Königin Marie Antoinette selbst gethan haben würde, wenn ihr je wieder das Glück zu Theil geworden wäre, das ihr durch diese Verläumder entriffen ward. Sie vergab und vergaß alle Beleidigungen, die sie erlitten hatte. So mögen denn auch die Namen jener Elenden, welche die liebenswürdigste Prinzessin, die je die Erde betrat, bald auf die kriegendste Art lobpriesen, bald durch die infamsten Schandhungen herabwürdigten, in tiefer Vergessenheit ruhen.

Hiernächst darf ich jedoch die Bemerkung nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Lobeserhebungen,

welche man der Dauphine widmete, nicht sowohl in einem ehrerbietigen, als vielmehr vertraulichen Ton abgefaßt waren. Es schien, als wenn die Schriftsteller ein besonderes Vergnügen daran fänden, den bekannten Grundsatz, daß man sich gegen hohe Standespersonen nicht anständig genug ausdrücken könne, ganz in Vergessenheit zu stellen. Man halte diese Bemerkung ja nicht für unbedeutend! Sie dienet zum Beweis, daß sich die Achtung, welche die Menschen ehemals für Rang und Geburt hegten, schon damals ziemlich vermindert hatte. Hier ein Paar Beispiele zur Probe!

Zu Ende eines Schauspiels, dem die Dauphine zu Paris Incognito beigewohnt hatte, überreichte ihr Doctor folgende Verse:

Quos? sous un masque curieux
Croyez vous, auguste Dauphine,
Pouvoir vous cacher en ces lieux?
Lorsque Venus descend des cieux,
On sent l'influence divine
De son aspect majestueux,
Et lorsque vous trompez les yeux
Le coeur des François vous devine.

Zu deutsch:

Wie? Jene sonderbare Wölfe,
glaubst du, verberge Deinem Volke
im Heiligthum Italiens Dich?

Erhabne ! Wenn Enthere sich,
 ermüdet von dem Götterfest,
 auf unsrer Erde niederläßt,
 sogleich empfindet Jung und Alt
 den Zauber ihrer Allgewalt ;
 und wenn Du Dich auch gleich des Volkes Blick
 entziehst,
 so sagt ihm doch sein Herz, daß Du zugegen bist.

Es fällt von selbst in die Augen, daß diese Verse
 weiter nichts als eine Anspielung auf die Schönheit der
 Dauphine enthalten. Die Venus war unter allen Göt-
 tinnen gerade diejenige, mit welcher man sie am aller-
 wenigsten hätte vergleichen sollen. Ihre Geistesgaben
 boten einen unerschöpflichen Stoff zu Lobsprüchen dar,
 der geschickter war, Ehrfurcht und Liebe in den Herzen
 des Volks zu entzünden. Diese poetischen Lobsprüche
 drehten sich ohn' Unterlaß um einen einzigen Gedanken,
 den man höchstens nur im Vorbeygehen hätte berühren
 müssen, um desto länger bey andern Ideen, von größerer
 Erheblichkeit, zu verweilen.

Le Moyne hatte die Büste der Dauphine verfer-
 tigt. Um zu zeigen, daß er nicht nur ein trefflicher Bild-
 hauer sey, sondern auch Verse machen könne, verfer-
 tigte er ihr zu Ehren nachstehendes Gedicht :

Combien ce buste m'a coûté!

Je croyois avoir unie

De la Nymphe la plus jolie

Sourire fin, douce gaieté,

Et d'une princesse accomplie

Grâces, noblesse, majesté.

Fier de mon art et de votre beauté

Je crus dix fois ma besogne finie;

Je revenois, vous étiez embellie,

Et mon art étoit déromé.

Vous avouiez - je mes alarmes

Et ma honte et mon desespoir?

Une femme, un jour, apporta à vos charmes,

Et toujours mon talent me paroissoit décroître.

En vous quittant je répandois des larmes,

Et je tremblois de vous revoir.

Du ciseau l'heureuse impasture

S'efforçoit en vain de fuir la nature:

Son pouvoir est illimité;

Mais il faut bien que l'art s'arrête.

Je crois avoir fini la plus charmante tête,

Et je livre ce marbre à la postérité.

Nos neveux le croiront flaté;

Mais voyant encor plus belle,

L'âge présent ira de ma caducité,

Et dira: le Moyne est resté

Trop au-dessous de son modèle.

Q. I.

Wie schwer es mir ward diese Büste zu vollenden! Ich
wäbete, das schalkhafte Lächeln, die sanfte Heiterkeit der

reizendsten Nymphe, vereinbaret mit dem anmuthsvollen, edeln und majestätischen Wesen einer mit allen Vollkommenheiten begabten Prinzessin, unverbesserlich nachgebildet zu haben. Voll stolzen Selbstvertrauens auf meine Kunst und Deine Schönheit, war ich wohl zehnmal der Meinung, daß ich nun nichts mehr an meinem Werke zu verbessern hätte. Ich kam zurück, sah daß Du Dich verschönert hattest, und meine Kunst ward irre. Soll ich Dir die Ursache meiner Angst, meiner Schande, meines Kammers eröffnen? Jede Woche, jeden Tag vermehrten sich Deine Reize, und mein Talent nahm, wie es mir verkam, in eben dem Verhältniß ab. Wenn ich mich von Dir entfernte, vergoß ich Thränen, und nur mit Zittern und Zagen stellte ich mich wieder ein. Nie wird es dem Meißel des Bildners gelingen, die Natur ganz zu erreichen, wenn er sie auch wirklich auf die täuschendste Art darstellt; denn ihre Macht erstreckt sich ins Uacendliche, die Kunst aber hat ihre Gränzen. Indes darf ich hoffen, einen der reizendsten Körper vollendet zu haben, und ich widme diesen Marmor der Nachwelt. Unsere Nachkommen werden vielleicht glauben, ich hätte ihn, in der Absicht zu schmeicheln, zu schön gebildet; unsere Zeitgenossen aber, wenn sie wahrnehmen, daß Du an Schönheit ihn weit übertriffst, werden meines Unvermögens frohen, und sagen: *Le Moynr* hat die Vollkommenheit des Originals noch lange nicht treffend genug dargestellt.“

Hier wäre denn abermals nur von der Schönheit der Dauphine die Rede. Sie mit der reizendsten Nymphe vergleichen, ihren Kopf reizend finden, dieß hieß den Respekt gegen ihre Person aus den Augen setzen, nicht aber ihn ausdrücken. Der übrige Inhalt

dieses Gedichtes ist weiter nichts als ein sehr alltägliches Compliment, das, anstatt der Dauphine zu besonderm Ruhm zu gerichen, sich eben so gut auf jedes andere liebenswürdige Frauenzimmer anwenden läßt.

Aus diesen Gesinnungen, welche man gegen diese Prinzessin in der schönsten Periode ihres Lebens an den Tag legte, erhellet demnach, daß man ihr immer nur in Rücksicht solcher Vorzüge Gerechtigkeit wiederfahren ließ, worauf sie sich eben nicht viel zu gute that: so daß sie an dergleichen Lebensprüchen kein sonderliches Vergnügen finden konnte.

Die französische Nation hätte Marien Antoinetten hauptsächlich deswegen lieben sollen, weil sie fast keinen Tag verübergehen ließ, ohne die rührendsten Beweise von einem edeln und großmüthigen Charakter zu geben, den sie von ihrer vortreflichen Mutter gleichsam geerbt zu haben schien, und der sie der Ehre wärtig machte, die Gattin eines Prinzen zu seyn, dessen gefühlvolle, ganz zum Wohlthun geschaffene Seele, jede Gelegenheit sorgfältig aufsuchte, sich nützlich zu theilen. Wenn man den Dauphin und die Dauphine aus diesem Gesichtspunkte betrachtete, so fand man, daß es sich schlechterdings nicht mit Gewisheit bestimmen lasse, wer von ihnen beiden die meiste Herzensgüte besaß.

Sobald man dieser Prinzessin ihren eigenen Hofstaat formirt hatte, bestand eine ihrer ersten Verfügungen darin, daß sie sich den Etat ihrer gesammten Dienerschaft vorlegen ließ, die, wie leicht zu crachten, größtentheils aus Leuten zusammengesetzt war, welche sich eben nicht in den besten Vermögensumständen befanden. Auf diesem Verzeichniß notirte sie mit eigener Hand die Namen mehrerer in ihrem Dienst stehenden Personen, von welchen sie überzeugt war, daß das Glück wenig oder gar nichts zu ihrem Vortheil gethan hatte. Nachher ließ sie einer jeden von diesen Personen, nach Verhältniß ihrer Umstände, eine gewisse Summe Geldes verabreichen. Ueberhaupt pflegte sie den größten Theil derjenigen Varichast, worüber sie freye Hand hatte, zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden zu verwenden.

Ihre Thätigkeit erstreckte sich aber nicht bloß auf ihre Dienerschaft, sondern auf alle die, welchen sie die Leiden des Lebens zu erleichtern vermochte. Als sie eines Tages mit dem Könige im Gehölze von Fontainebleau auf der Jagd war, und sich ein wenig von ihm entfernt hatte, hörte sie eine Weibsperson ganz erbärmlich jammern und wehklagen. Sie gieng zu ihr, und erkundigte sich mit herablassender Güte nach der Ursache ihres Leidwefens. Das Weib erzählte, ihr Mann habe in einem Garten des Dorfes Achere gearbeitet, und so eben et-

halte sie die traurige Botschaft, daß ein angeschossener Hirsch über die Gartenmauer gesprungen sey, und ihm das Geweih durch den Leib gerammt habe.

Die Dauphine vernahm diese Nachricht mit inniger Rührung. Sie gab der Unglücklichen ihre ganze bey sich habende Barschaft, und suchte sie so viel möglich zu trösten. Mittlerweile ließ sie ihren Wagen herbeifahren: die Frau mußte sich nebst ihrem uerwachsenen Ehnchen, und noch zwey andern Pauerweibern hinhängen, und die Dauphine ließ sie nach Hause bringen. Zugleich gab sie gemessenen Befehl, daß man sich unverzüglich nach dem verwundeten Manne erkundigen, und ihr von dessen Befinden Bericht erstatten solle.

Während der Zeit, daß diese liebenswürdige Prinzessin mit bekümmten Herzen und weinenden Augen die Rückkehr ihres Wagens zu Fuß erwartete, kam der König zu ihr. Sogleich machte sie es sich zum angenehmen Geschäft, ihm jenen traurigen Vorfall zu erzählen. Er nahm den lebhaftesten Antheil an ihrem Schmerz, und ließ auf der Stelle den Befehl ergehen, daß sein Oberhofschirurgus den Patienten taatdäglich besuchen und mit eigener Hand verbinden solle. Von jener Herzengüte befehl, die von jeher zu den Charakterzügen seiner Verfahren gehörte, rief er aus: Was das für ein Unglück war, wenn der arme Mann sein Leben ein-

hüßte! Wer würde dann im Stande seyn, dessen Weib und Kind zu beruhigen! — Sire, erwiderte die Dauphine, indem sie die Gemüthsstimmung ihres Schwiegervaters zu Gunsten jener Unglücklichen zu benutzen suchte, wenn wir sie dem Mangel und der Dürftigkeit entreißen, so können wir wenigstens die Härte ihres Schicksals mildern. Wirklich verschaffte sie dieser Familie einen Gnadengehalt, und der Himmel gewährte ihr den Wunsch, den Patienten beym Leben zu erhalten.

Die Dichter beeiferten sich um die Bette, diese wohlthätige Handlung zu preisen, thaten aber sehr Unrecht daran, daß sie dieselbe als eine heroische Handlung darstellten. Der Heroismus setzt eine gewisse Anstrengung voraus, kraft deren sich der Mensch über seinen gewöhnlichen Wirkungskreis empor schwingt; der Dauphine hingegen kostete es nicht die alleringste Ueberwindung, sich bey jeder Gelegenheit durch ihre Herzengüte und mitleidsvolle Theilnahme hervorzuthun. Groß und edel zu handeln war ihr von Natur eigen.

Die Maler bestreben sich ebenfalls, die Erinnerung dieser That für die Nachwelt aufzubewahren. Gauthier d'Agort wählte sie zum Gegenstand eines Gemäldes, auf welchem sie voll Leben und Ausdruck dargestellt war.

Unfehlbar glaubten sich alle die kein geringes Verdienst um die Dauphine zu erwerben, die auf eben erwähnte Art ihre ganze Geschicklichkeit aufboten, derselben die allgemeine Bewunderung der Welt zu verschaffen. Allein das sicherste Mittel, wodurch man sich bey ihr in Gunst und Achtung setzen konnte, war dieß, wenn man ihr Seligzueit an die Hand gab, Menschen glücklich zu machen. So eifte sich ihr die Veranlassung hierzu von selbst an, ergriff sie dieselbe mit einer Begierde, die deutlich genug zeigte, daß dieß die größte Wonne ihres Lebens sey.

Ich kann nicht umhin, ein paar hieher gehörige Anekdoten zu erzählen; denn es ist nicht mehr als billig, Dinge wieder in Erinnerung zu bringen, die manche Leute so gern vergessen möchten. Die Dauphine gieng eines Tages mit ihrem Gemahl im Park zu Versailles spazieren. Da begegnete ihnen ein kleines Mädchen, das in der einen Hand einen Napf, und in der andern ein paar zinnerne Löffel trug. Im Nu entspann sich zwischen der Dauphine und diesem Kinde folgendes Gespräch: Kleine, was hast du denn da? — Ein wenig Suppe für meine Eltern, die dort unten auf dem Felde arbeiten. — Woraus besteht denn deine Suppe? — Aus Wasser und Wurzeln. — Ist denn kein Fleisch darin? — O, wir sind froh, wenn wir nur Brod haben! — Hör an, mein Kind! da

hast du vier Louisdor; bring sie deinem Vater, das mit ihr auch eine bessere Suppe kochen können.

Das Kind nahm die vier Louisdor, und da ihm nicht wohl bey der Sache war, so machte es sich so geschwind als möglich fort, um diesen Schatz seinem Vater zu überbringen. Lassen Sie uns doch dem Mädchen nachgehen, sprach die Dauphine zu ihrem Gemahl, um zu sehen, was es nun vornimmt. Als sie näher kamen, wurden sie gewahr, daß es bald dem Vater, bald der Mutter um den Hals fiel, und vor Freuden ganz auffser sich schien. Die Eltern besahen die Goldstücke, fielen sodann auf ihre Knie nieder, hoben die Hände gen Himmel, und flehten zu ihm um Segen für ihre Wohltäter. Sehen Sie doch, sagte die Dauphine mit Thränen im Auge, die guten Leute beten für uns! O mein Gemahl, fuhr sie fort, was für ein Vergnügen empfindet man nicht, wenn man Gutes thut! Wir thun dergleichen oft; aber nur wenige Personen unsers Standes verstehen die Kunst, es auf die rechte Art zu thun.

Dieser einzige Zug enthält alles, was sich über den herzensguten und liebenswürdigen Charakter Marien Antoinettens sagen läßt. Er allein ist mehr als zureichend, die schändlichen Menschen, welche die Armen und Nothleidenden einer solchen Wohltäterin beraubten, auf immerwährende Zeit zu brandmarken.

Ein andermal, als sie sich eben zu Compiègne befand, brachte sie in Erfahrung, daß sich ein gewisser Münzdirector, der durch die Einziehung seiner Stelle brodlos geworden war, aus dem Innern seiner Provinz nebst seiner Frau und sechzehn lebendigen Kindern dafelbst eingefunden habe, um gute Herzen um Venhülfe anzusuchen. Sobald die Dauphine von den Verhältnissen dieses Mannes zuverlässige Nachricht eingezo- gen hatte, begab sie sich eiligst zu ihrem Schwiegervater, dem König, und legte für diesen unglücklichen Hausvater eine Fürbitte ein. Ich habe schon von ihm gehört, versetzte der König; er ist ein sehr rechtschaffener Mann, der eine gute Stelle verdient, und ich habe ihn bereits dem Generalcontroleur empfohlen.

Als die Dauphine sah, daß ihr Schwiegervater den Schritt, welchen sie zu thun Willens war, ge- nehmigen und denselben gewiß nicht mißbilligen würde, schickte sie auf der Stelle zum Generalcontroleur, und ließ ihn befehlighen, sich zu ihr zu bemühen. Sie wußte daß eine Stelle bey der Finanzkammer erledigt war, die gerade so viel eintrug wie jene, die ihr Elent verloren hatte. Da nun der Minister zu ihr kam, eröffnete sie ihm mit einer liebenswürdigen Freymüthig- keit, sie habe jene Bedienung vergeben, und nannte ihm zugleich den Mann, welchem sie dieselbe zugetheilt hatte. Der Generalcontroleur unterwarf sich ihrem Willen,

und diese edle That der Dauphine fand bey Hof allgemeinen Beyfall.

Was aber ihren Wohlthaten einen noch größern Werth gab, war dieß, daß sie jederzeit die sorgfältigste Behutsamkeit anwandte, damit sie die Delicatesse derer, welche sie dieselben zuschießen ließ, ja nicht beleidigen möchte. In dieser Hinsicht machte sie sich die Menschen durch die Art und Weise, mit welcher sie ihre Wohlthaten ausspendete, noch weit mehr verbindlich, als durch die Wohlthaten selbst. In der That besaß wohl niemand die seltene Kunst, Menschen durch die Erfüllung ihrer Wünsche auf eine zwiefache Art zu beglücken, in einem höhern Grade, als diese edle großmüthige Seele. Einst hinterbrachte man ihr, daß ein gewisser Offizier durch die Abtankung seines Corps in die äußerste Dürftigkeit versetzt worden sey, und sich bereits seit geraumer Zeit vergebens um eine anderweitige Anstellung beworben habe. In aller Stille bestellte sie ihm eine Uniform, wie sie die Offiziere eines gewissen Infanterieregiments zu tragen pflegten, mit dem ausdrücklichen Beschl, ihr dieselbe, sobald sie fertig wäre, selbst zu behändigen. Als dieß geschah, steckte sie in die eine Rocktasche das für ihn bestimmte Patent als Hauptmann, und in die andere eine mit hundert Louisdors angefüllte Geldbörse; in die eine Westentasche eine goldene Dese, in die andere eine goldene Uhr. Mit diesen Geschenken beladen, schickte sie

dem besagten Offizier die Uniform zu, der dadurch aus dem drückendsten Elende in eine beneidenswürdige Lage versetzt wurde.

Wie ging es denn also zu, daß sich die Liebe, welche diese Prinzessin mit so vielem Rechte verdiente, in jenen fürchterlichen Haß verwandelte, der alle Gränzen überschritt? Dieß erklärt uns einer von den Schriftstellern *), die an dieser köstlichen Revolution Theil hatten, folgendermaßen: „Wie würde sich, sagt er, die Achtung und Liebe, welche die Nation für sie hegte, vermindert haben, wenn sie nicht, aus jugendlicher Un- erfahrenheit, solchen Personen ihr Zutrauen geschenkt hätte, die dessen ganz unwürdig waren, und wenn nicht von boshaften Ministern, in Betreff dieser Prinzessin, tausenderley ungegründete Nachrichten verbreitet worden wären, wodurch sie ihr die treulosen Handlungen aufzubürden suchten, deren sie sich selbst schuldig gemacht hatten.“

So kurz diese Vertheidigung des schändlichsten unter allen Verbrechen, des Königsmordes, ist, so merkwürdig ist sie zugleich. Jedes Wort, das sie enthält,

*) *Anecdotes du regne de Louis XVI. Tom. I. §. 2. p. 269 et 270.*

wird dereinst noch bey der spätesten Nachwelt Verachtung und Unwillen erregen. Fürs erste giebt jener Schriftsteller zu, daß Marie Antoinette für ihre Person keineswegs die schändliche Behandlung verdient habe, wodurch man sie zu der unglücklichsten Frau machte, die je auf Erden lebte. Wenn es hiernächst Minister gab, welche die verruchte Frechheit hatten, ihre treulosen Handlungen der Königin aufzubürden; wie konnte man denn die Spitzbübereyen dieser Minister, und die stupide Leichtgläubigkeit des Publikums, dieser Prinzessin zum Verbrechen anrechnen? Wenn endlich diese Prinzessin in ihrer Jugend Personen mit ihrem Vertrauen beehrte, die dessen nicht würdig waren; konnte denn dieser Umstand zu einem Beweggrund dienen, daß sie — eine Kaisers-tochter — die Unvorsichtigkeit ihrer frühern Lebensjahre auf dem Schaffot büßen mußte? Doch, in der Folge dieses Werks werden wir sehen, wer denn die Personen eigentlich waren, die das Vertrauen der Königin, nach dem Ausdruck jenes Schriftstellers, nicht verdient haben sollen; und dann wird es sich zeigen, daß die Wahl Marien Antoinettes nur von neidischen und schmähsüchtigen Menschen getadelt werden konnte.

Uebrigens waren die vier Jahre, welche sie als Frankreichs Dauphine verlebte, die schönsten und glücklichsten unter allen ihren Lebensjahren. Sie sind diejenigen, wo ihr jedermann Gerechtigkeit wiederfahren ließ;

und eben dadurch wurde sie für die Unannehmlichkeiten, von welchen das Hofleben nie ganz frey ist, reichlich entschädigt. Endlich rückte der fatale Zeitpunkt herben, wo diese kleine Anzahl glücklicher Jahre zu Ende ging. Ludwig der Funfzehnte ward plötzlich von jener Krankheit überfallen, die ihn (den zehnten May 1774) unter die Erde brachte. Diese Krankheit war ansteckend; hierdurch ließ sich aber die Dauphine nicht abschrecken; sie erschien nebst ihrem Gemahl vor der Thür des Zimmers, in welchem der kranke Monarch lag, und verlangte, man solle sie zu ihm vor das Bette lassen. Es kostete nicht wenig Mühe, sie von diesem Vorhaben abzubringen. Nur dann erst gab sie es auf, als man ihr sagte, der König habe ausdrücklich befohlen, man solle seine Kinder nicht zu ihm lassen; denn er befürchte, die Luft, welche sie an seinem Krankenlager einathmeten, könne vielleicht ihr Leben in Gefahr setzen, und an dessen Erhaltung sey dem Staate jetzt mehr als jemals gelegen. Beyde gehorchten endlich, obgleich sehr ungern, und begaben sich mit schwerem Herzen wieder in ihre Wohnzimmer, wo sie sich einschlossen und niemanden Zutritt gestatteten.

Nun ereignete sich die Scene, welche man gewöhnlich bey jeder Regierungsveränderung eintreten sieht. Als nemlich der Monarch in den letzten Zügen lag, verließen ihn alle seine Hofleute, und jeder wollte der erste seyn,

seyn, dem Prinzen und der Prinzessin, an welchen nun die Reihe war, den Thron zu besteigen, ihre Glückwünsche abzuslatten. Allein kein einziger von ihnen allen erreichte seinen Zweck. Der Dauphin und die Dauphine hatten den strengsten Befehl gegeben, daß man niemanden von den Hofleuten zu ihnen lassen solle. Dieß kluge Benehmen machte auf das Publikum einen sehr vortheilhaften Eindruck; es erhielt allgemeinen Beyfall; selbst die Heflinge, deren Entwürfe dadurch vereitelt wurden, getrauten sich nicht darüber zu murren. Jedermann war von dem Betragen eines zwanzigjährigen Prinzen und einer neunzehnjährigen Prinzessin gerührt, welche die Würde, die ihrer harrte, gar nicht zu achten schienen und sich in diesen traurigen Augenblicken nur den Eindrücken des Schmerzens überließen. Dieß hieß fürwahr ein Beyspiel von Mäßigung und kindlicher Liebe geben.

Marion Antoinettens Verhalten war demnach unter diesen Umständen über jeden Vorwurf erhaben, und verdiente um so mehr Bewunderung, da eine Person von ihrem Alter und Stande, theils aus Mangel an Erfahrung, theils durch die gewöhnlichen Verführungskünste der Hofleute, gar leicht hätte zu Fehlritten verleitet werden können, die auf jeden Fall verzeihbar gewesen seyn würden. Als eine junge Person, die sich unmöglich verstellen konnte, legte sie der Welt die Ge-

fühle ihres Herzens ganz offen vor Augen, und sie dienen insgesamt zum Beweis, daß diese Prinzessin die vortreflichsten Eigenschaften besaß.

Ich wende mich nunmehr zu Thatfachen, nach deren Anleitung vereinst die Nachwelt beurtheilen kann, ob sie die hohen Begriffe, welche sie dem Publikum als Dauphine von ihrer Klugheit, ihren edeln und großmüthigen Gesinnungen, ihrer zärtlichen Theilnahme an dem Schicksal unglücklicher Menschen, und ihrem eben so eifrigen als aufrichtigen Bestreben das allgemeine Beste zu befördern, gab, nach ihrer Thronbesteigung herabgestimmt habe, oder nicht.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Die Kaiserin Maria Theresia, die Mutter der unglücklichen Prinzessin, deren Leben ich in gegenwärtigem Werke beschreibe, wurde schon in ihrem vierzehnten Jahre mit zu den Berathschlagungen gezogen, welche Karl der Sechste, ihr Vater, in Betreff seiner Staatsangelegenheiten veranstaltete. Hier legte sie den Grund zu ihren nachherigen Einsichten in die Staatskunst. Ihre Anträge zweckten gemeiniglich darauf ab, entweder dem Volke Erleichterungen zu verschaffen, oder Gnadenbezeugungen für solche Personen auszuwirken, welche sich um das Vaterland verdient gemacht hatten. Dieß veranlaßte den Kaiser eines Tages zu ihr zu sagen: Ich sehe wohl, meine Tochter, daß du bloß in der Absicht zu regieren wünschest, den Menschen Gutes zu erzeigen. — Diese Art zu regieren, erwiderte Maria Theresia, ist auch in der That das einzige Mittel, die drückende Bürde derer, die eine Krone auf dem Haupte tragen, einigermaßen zu vermindern.

Als Marie Antoinette den französischen Thron bestieg, konnte sie natürlicherweise jene Erfahrung in Staatsangelegenheiten noch nicht erlangt haben, weil man sie nie dabey zu Rathe gezogen hatte. Inzwischen benahm sie sich bey der Nachricht von dem Absterben Ludwigs des Funfzehnten auf eine solche Art, daß selbst der Unerfahrenste daraus schliessen konnte, sie habe sich vor dem Range, zu welchem sie durch diesen Todesfall erhoben wurde, nach dem Beyspiel der Maria Theresia, weit mehr gefürchtet, als sich darnach gesehnt. Gleich die ersten Schritte, welche sie nach ihrer Thronbesteigung that, mußten die Welt überzeugen, daß sie, wie ihre erhabene Mutter, den Titel einer Königin nur in so fern schätzte, als er sie in Stand setzte recht viel Gutes zu thun.

Sie brachte jene Sanftmuth und Milde wieder in Erinnerung, welche Ludwig der Zwölfte, als er auf den Thron gelangte, an den Tag legte, und wodurch sich dieser vortreffliche Regent den gerechten Beyfall der spätesten Nachkommen erwarb. Als sie noch Dauphine war, beklagte sie sich zum öftern über das Betragen des Marquis de Pontecoulant, damaligen Majors bey der Garde du Corps. Er mußte sich auf eine sehr grobe Art gegen sie vergangen haben, denn sie äuferte unter andern, daß sie es ihm Zütlebens nicht vergessen würde; ein Ausdruck, dessen sie sich in der Folge nicht einmal gegen ihre abachsigsten Feinde bediente.

Sobald Marie Antoinette Königin ward, glaubte der Marquis, nun sey er ein verlornen Mann; und in dieser Voraussetzung legte er seine Stelle in die Hände des Prinzen de Beauveau nieder. Als dieß der Königin zu Ohren kam, fragte sie Herrn de Beauveau: warum der Marquis de Pontecoulant seine Dimission gegeben habe? Madame, versetzte der Prinz, er befürchtet, es möchte Ewr. Majestät mißfallen, wenn er im Dienst bliebe. — Eilen Sie, ward ihm zur Antwort, dem Herrn de Pontecoulant zu sagen, daß die Königin jene Beleidigungen, welche der Dauphine widerfahren sind, nie ahnden werde, und daß ich ihn höflichst ersuchen lasse, sie ebenfalls in Vergessenheit zu stellen.

Sie gieng noch weiter. Diese großmüthige Prinzessin, deren Herz keiner andern als edeln Gefühle empfänglich war, ließ den Marquis de Pontecoulant zu sich kommen, und sagte zu ihm, sie würde es als eine Gefälligkeit betrachten, und ihm außerordentlich dafür verbunden seyn, wenn er alles Vergangene aus seinem Gedächtniß verbanne; denn sie würde sich nie darüber zufrieden geben, wenn er aus des Königs Diensten träte. Schon dieser einzige Zug kann zum Beweis dienen, daß die Königin eben so groß dachte, wie ihre Mutter, und daß sie ungemein viel zu Frankreichs Wohlfahrt beygetragen haben würde, wenn sie nicht durch die

Ungerechtigkeiten ihrer Zeitgenossen daran verhindert worden wäre.

Die Unannehmlichkeiten, welche ihr von Seiten der Gräfin du Barri wiederfahren waren, erregten die allgemeine Vermuthung, daß die Staudeserhöhung Marcen Automettens für diese Frau und ihre Angehörigen eine Quelle von Demüthigungen und Unfällen seyn würde. Allein zu jedermanns Erstaunen war die junge Königin im ganzen Staate die einzige Person, welche sich für die besagte Gräfin interessirte. Sie war der Meinung, daß dieses Weib durch das Absterben des Königs ohnehin schon unglücklich genug sey, und bewog daher Ludwigen den Sechzehnten, welcher in Betreff der Sitten sehr strenge Grundsätze hegte, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Man ließ der du Barri und ihren Verwandten nicht nur alles, was sie bereits hatten, sondern gab ihnen auch noch mehr dazu. Die Gräfin erhielt die Erlaubniß, sich das Schloß Lucienne zu ihrem künftigen Wohnorte zu wählen, wo sie ungestört auf einem sehr glänzenden Fuß lebte. Das großmüthige Verfahren, welches die Königin bey dieser Gelegenheit zu ihrem immerwährendem Ruhme beobachtete, verdient um so mehr bewundert zu werden, da sie nicht den allergeringsten Vorwurf zu befürchten hatte, wenn sie ihrem Unwillen gegen die du Barri freien Lauf ließ; denn der Neid und Haß gegen diese Erfavoretin war

beynahe allgemein. Die Großen, welche die Königin in der Folge der Nachgier beschuldigten, wußten mehr als zu wohl, daß dieser Vorwurf gar keinen Grund hatte. Ihre mächtigsten Feinde würden es gewiß nicht gewagt haben, etwas zu ihrem Nachtheil zu unternehmen, wenn sie nicht im voraus überzeugt gewesen wären, daß sie, wenn auch ihre strafbaren Entwürfe fehl schlugen, nur zu Kreuz kriechen dürften, um sogleich Gnade und Vergebung zu erhalten; denn sie wußten mehr als zu wohl, daß sich Marie Antoinette unmöglich das Vergnügen versagen konnte, erlittene Beleidigungen zu verzeihen.

Seit undenklichen Zeiten war in Frankreich der Gebrauch eingeführt, daß die Unterthanen, nach dem Absterben des Königs, der neuen Königin eine Abgabe entrichten mußten, welche man den Gürtel der Königin (*Ceinture de la Reine*) zu nennen pflegte. Da die unvermögenden Volksklassen gerade das Meiste zu dieser Abgabe beizutragen hatten, so bedurfte es für Marien Antoinetten keinen andern Beweggrund als diesen, ihren Gemahl um deren Abstellung zu bitten. Ihr Wunsch ward ihr gewährt, und da diese wohlthätige Handlung dem größten Theil der Nation zu statten kam, so wurden ihr dießfalls von allen Seiten die größten Lobsprüche ertheilt. Allein zufolge einer gewissen Bizarrierie, worüber ich bereits weiter oben meine Gedanken geäußert habe,

und welche man vielleicht mit allem Vorbedacht affectirte, bezogen sich diese Lobsprüche nicht sowohl auf die weit schätzbareu Eigenschaften ihres Geistes, als vielmehr auf die äußern Vorzüge ihrer Person. Unter andern übergab ihr Graf Commairelle folgendes Quatrain:

Vous renoncez, charmante souveraine,
 Au plus beau de vos revenus;
 Mais que vous serviroit la ceinture de reine?
 Vous avez celle de Venus.

b. l.

Du hast Dir, entzückende Fürstin, das schönste der Rechte
 beuommen;

Freymillig thatst Du drauf Verzicht;

Was konnte denn aber auch wohl der Königin Gürtel Dir
 frommen?

Hast Du der Venus Gürtel nicht?

Dies war abermals eine von jenen Schmeicheleyen, womit die Franzosen eben nicht sehr sparsam zu seyn pflegen, selbst gegen solche Frauenzimmer, die dergleichen am wenigsten verdienen. In sofern man sich Lobsprüche dieser Art gegen die Königin erlaubte, veranlaßte man die Unterthanen Folgendes zu antworten: „Das kann uns sehr gleichgültig seyn, ob eine zum Entzücken schöne Königin auf dem Thron sitzt, oder nicht; desto mehr ist uns aber daran gelegen, daß sie ein aufrichtiges Verlangen bezeuge, unsere Wohlfahrt auf alle mögliche Art zu befördern.“ Von dieser Seite hätte

man Marien Antoinetten den Franzosen darstellen sollen; und in dieser Rücksicht verdiente sie ihre wahre Freundin genannt zu werden.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dergleichen Verbesserungen der Achtung, welche der Königin gebührten, und an deren Erhaltung ihr so unendlich viel gelegen seyn mußte, sehr nachtheilig waren. Am besten würde sie vielleicht gethan haben, wenn sie ihr Mißvergnügen über dergleichen Albernheiten geäußert, und denen, die sie damit belästigten, zu erkennen gegeben hätte, daß sie es ihnen schlechten Dank wisse, wenn sie sie in irgend einer andern Rücksicht lobten, als wegen der Liebe und Zuneigung, welche sie für das Volk hege.

In diesem Betracht hätte man ihr um so mehr die vollkommenste Gerechtigkeit wiedersfahren lassen sollen, da sie dem Vertrauen, welches man zu jener Zeit, wo sie noch Dauphine war, auf ihre Wohlthätigkeit setzte, nach ihrer Thronbesteigung in aller und jeder Rücksicht entsprach. Je weniger ihre Freygebigkeit nunmehr beschränkt war, desto eifriger überließ sie sich der Ausübung dieser Tugend. Jeden Tag, jede Stunde beschäftigte sie sich damit; und so lange man ihr die Erlaubniß verstattete Gutes zu thun, konnte sie mit Recht sagen, daß sie keinen Tag verloren habe.

Sie wartete nicht, bis sich die Hilfsbedürftigen bey ihr einfanden, sondern suchte sie vielmehr selbst auf; und wenn es ihr gelang, das Herz eines Unglücklichen zu erquickten, dann sah man es ihr deutlich genug an, daß sie sich für die glücklichste Person von der Welt hielt; dann freute sie sich innigst, daß sie das Schicksal zu einem Rang erhoben hatte, der sie in Stand setzte, recht viel zu geben.

Als sie eines Tages einen Spaziergang zu Fuß durch das Dorf Saint-Michel machte, welches nicht weit von Versailles liegt, ward sie in der Ferne eine Bäuerin gewahr, die einige unerwachsene Kinder bey sich hatte, und vor Alter fast nicht mehr gehen konnte. Die Königin näherte sich ihr, und ersuchte sie sehr lieblich, sie sollte ihr doch ganz unverhohlen entdecken, wie es ihr ginge. Die Bäuerin erzählte ihr hierauf, sie sey die Großmutter und zugleich die einzige Stütze der Kleinen, welche sie da bey sich habe; der Himmel hätte denselben ihre Eltern genommen; und so weiter. Bey dieser Erzählung, bey diesem Anblick, war die Königin bis zu Thränen gerührt. Sie ließ der armen Frau sogleich eine Summe Geldes auszahlen, welche mehr als ausreichend war, ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, warf sodann einen mitleidsvollen Blick auf das jüngste dieser Kinder, das ins dritte Jahr gehen mochte, beneigte es mit ihren Thränen, und erbet sich, von nun

an die Stelle seiner Mutter zu vertreten. Demzufolge ließ sie es auf das Schloß führen, wo es unter ihren Augen erzogen wurde. Wirklich widmete sie ihm die nemliche Sorgfalt und Liebe, als wenn sie dessen leibliche Mutter wäre. Es mußte täglich zu ihr auf das Zimmer kommen, wo sie ihm ungefeßelt alle Ergötzlichkeiten erlaubte, die seinem Alter gemäß waren.

Diese zärtliche Theilnahme an dem Schicksal einer hülfbedürftigen Familie, und diese Annahme eines armen Waisen an Kindes Statt, hätte die Dichter, welche der Königin so gern ihren Weihrauch streuten, von rechtswegen begeistern sollen, da beides ihrer Muse einen eben so edeln als rührenden Stoff zur Bearbeitung darbot. Demungeachtet erwähnten sie dieses Zuges, der die Königin so trefflich charakterisirte, mit keiner Sylbe; nicht anders, als ob sie es mit einander verabredet hätten, sie nie wegen irgend einer Tugend zu loben. Als aber jenes Kind einen Fieberanfall bekam, den ihm, wie man vermuthete, die Liebesbezeugungen seiner hohen Wohlthäterin, welche sich damals selbst nicht recht wohl befand, zugezogen haben sollten; da benutzte die lobliche Dichterschaar diesen Umstand, der Königin eine Menge unbedeutender Schmeicheleyen zu sagen, die höchstens dazu dienen konnten, ihre Eitelkeit zu befriedigen, wenn sie anders mit dieser Leidenschaft behaftet gewesen wäre. Unter andern schickte ihr jemand

ein langes Gedicht zu, welches ebenfalls eine Anspielung auf jenes Kind enthielt, und wovon ich den Schluß hieher setzen will, weil er zu einem abermaligen Beweis dienet, mit welcher Unanständigkeit man die Königin zu leben pflegte. Das besagte Gedicht schloß sich folgendermaßen:

„Einige Unannehmlichkeiten mußt Du Dir dennoch ges-
 „fallen lassen, ob Du gleich dadurch zum Rang eines Götter-
 „kundes erhoben wurdest. Ein einziger Kuß der Liebesgöttin
 „erfüllte Deine Atern mit Feuer. Ertrage dieß vorüberge-
 „hende Leiden in Geduld; es macht dich nur desto bereichernd-
 „werth. O, möchte Dir Dein Leben vorüberfliegen, ohne
 „daß Du je die Gefahren desselben kennen lernest! Wer so
 „jung duldet, wie Du, der hat nicht viel davon empfunden,
 „und dennoch hält es so schwer, bevor Du wieder zur Gene-
 „sung gelangst. Gewiß giebst Du dereinst vor Wonne den
 „Geiß auf, wenn man Dich die Ursache Deiner Krankheit
 „kennen lehrt.“

Gesetzt, die Königin hätte wirklich mehr Werth auf dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten gelegt, als ihnen gebührte; gesetzt, ihr junges Herz wäre von Schmeicheleyen dieser Art bethört worden; wer hätte es dann zu verantworten gehabt? Sie, oder diejenigen, welche ihr diesen Elixirant unaufhörlich darreichten? Fürwahr, man kann sich des Unwillens eben so wenig als der Ver-
 trübniß enthalten, wenn man erwägt, daß diese nemli-

chen Speichellecker in der Folge unter denen, welche die Königin bey dem Volke verhaßt zu machen suchten, die aller ärgsten waren. Hätte man sie nicht mit ihren eigenen Waffen schlagen können? Allerdings konnte man ihnen vorwerfen: Wenn ihr das Böse, das ihr von dieser Prinzessin aussprengt, nicht schändlicherweise erdichtet habt, so seyd ihr selbst daran schuld; denn ihr habe sie in ihren jüngern Jahren verdorben. Habt ihr nicht eure ganze Geschicklichkeit aufgeboten, sie zu überreden, daß sie keine würdigern Lobsprüche einärnten könne, als diejenigen wären, welche man ihr wegen ihrer äußern Vorzüge ertheile?

Als das Publikum wahrnahm, daß die junge Königin so viel Klugheit, so viel Verschönllichkeit gegen die, von welchen sie beleidigt worden war, und so viel Theilnahme an dem Schicksal der Armen und Nothleidenden an den Tag legte, machte sich jedermann die größten Hoffnungen von der Regierung, welche sie so eben erst angetreten hatte. Bis dahin war noch nicht der geringste Anschein vorhanden, als wenn die Liebe, welche man in dem Zeitpunkte, wo sie noch Dauphine war, für diese Prinzessin gehegt hatte, jemals erkalten würde.

Leider kam aber die Zeit nur allzufrüh herben, wo sie eine merkliche Veränderung in den Gesinnungen spürte, welche sie der französischen Nation zeither eingeößt

hatte; und gerade bey Hof thürmte sich das Gewitter zuerst auf.

Gleich in den ersten vier Wochen nach Ludwigs des Junfsiebnten Tode, kam nemlich die junge Königin auf den sonderbaren Einsall, sowohl ihrem Gemahl als dessen beyden Brüdern den Antrag zu machen, sie möchten sich doch alle drey zu gleicher Zeit die Plassen einimpfen lassen. Wenn sie von dieser erkünstelten Krankheit auch noch so viel Gutes erzählen gehört hatte, so konnte ihr doch nicht unbekant seyn, daß diese Mode in Europa bey weitem noch nicht so allgemein angenommen war, daß es nicht hie und da sehr geschickte Aerzte gegeben haben sollte, welche dagegen eiferten. Die Königin war damals kaum neunzehn Jahre alt; mithin hätte ihr sowohl ihre Jugend, als die Unerfahrenheit ihres Geschlechts, ein gewisses Mißtrauen gegen ihre Einsichten einflößen sollen. Kam es ihr zu, ein Problem zu entscheiden, worüber die Meinungen der gelehrtesten Männer von jeher getheilt waren, und noch bis auf den heutigen Tag getheilt sind? Hätte sie nicht wenigstens auf jeden Fall erst die erfahrensten Aerzte hierüber zu Rathe ziehen sollen? Ziel das Gutachten derselben zum Vortheil dieser dreyfachen Einimpfung aus, so diente es ihr zur Abwendung jeden Vorwurfs, der ihr gemacht werden konnte, wenn etwa die Operation bey einem von jenen drey Prinzen mißlang, oder wohl gar gefährliche Folgen nach sich zog.

Die Königin fand aber nicht für gut, sich durch dergleichen Betrachtungen abschrecken zu lassen, und sowohl der König, als dessen ältester Bruder und der Graf von Artois, traten ihrer Meinung bey. Sie würden befürchtet haben, als feige Menschen verschrien zu werden, wenn sie sich dessen geweigert hätten, und junge lebhaftere Prinzen fürchten eine Schande dieser Art mehr als den Tod. Sie nahmen also die Abrede, sich alle drey zugleich in der nemlichen Stube inoculariren zu lassen, auf eben die Art, wie man eine Jagdparthie zu verabreden pflegt.

Als dieser Entschluß bey Hof bekannt wurde, ver setzte er jedermann in die äußerste Bestürzung. Kein einziger Leibarzt wollte sich dazu verstehen, die Operation vorzunehmen. Endlich fiel die Wahl, den König zu inoculariren, auf Herrn Richard Haubertou, welcher auch den Muth hatte, diesen Vorschlag anzunehmen, und sich dadurch den Namen Richard der Furchtlose erwarb. Diese Benennung, die ihm von der ganzen Nation beigelegt wurde, zeigt deutlich genug, was sich jedermann von dem Einfall der Königin versprach.

Sie wußte mehr als zu wohl, was man davon urtheilte, denn selbst bey Hof fehlte es nicht an Leuten, die ihr mit der größten Freymüthigkeit und Unbefangenheit die Meinung darüber sagten. Sie stellten ihr vor, wie

sehr sie Ursache hätte, den Vorwurf zu vermeiden, als wenn sie die theuern Lebenstage des Königs in Gefahr gesetzt habe; sie bestreben sich, ihr die Wahrheit einleuchtend zu machen, daß, wenn auch gleich niemand an der Inokulation stirbe, wenn sie auch wirklich ein zuverlässiges Mittel wäre, sich auf immer vor den Blattern zu bewahren, demungeachtet der Fall eintreten könne, daß einer von den drey Prinzen, wo nicht während der Operation, doch vielleicht bald nachher, mit Tode abginge, und daß sie, wenn der Himmel in seinem Zorn dieses Schicksal etwa über den König verhängen sollte, sich in das größte Unglück stürzen würde, weil sie dadurch nicht nur ihren Rang verlöre, sondern sogar die Ration gewissermaßen berechtige, sie des Königsmords zu beschuldigen. Diese Vorstellung verdiente um so reiflicher erwogen zu werden, da Ludwig der Sechzehnte damals außerordentlich bey dem Volke beliebt war.

Warum (sagte man fernerhin zur Königin) wollen es sich Ewr. Majestät nicht gefallen lassen, daß die drey Prinzen nach und nach, und zwar jeder erst nach Verlauf eines beträchtlichen Zeitraums, inokulirt werden? Warum will man alle drey zugleich der Gefahr aussetzen? Sollte es nicht, in zwey Fällen, wovon der eine viel Abschreckendes hat, der andere aber nicht, der Klugheit gemäßer seyn, den letztern zu wählen?

Die Königin beharrte dennoch fleiß und fest auf ihrem Vorsatz, denn wenn sie einmal auf ihren Kopf kam, so fruchteten alle Vorstellungen bey ihr eben so wenig, wie bey ihrem Bruder, Kaiser Joseph dem Zweyten. Demzufolge begaben sich die besagten drey Prinzen nach Marly, wo sie inokulirt werden sollten; der Hof aber blieb auf dem Schlosse La Muette.

Dies war der Zeitpunkt, wo das Klagen, das Murren, und sogar die Verläumdungen, ihren Anfang nahmen. Es gab Leute, sowohl bey Hof als im Bauernstande, welche sich unter der Hand folgende Worte verlauten ließen: „Wehe der Königin, wenn unser König an der Inokulation sterben sollte! Wir würden sie als die einzige Urheberin dieses Unglücks betrachten, und ihr unsere ganze Rache fühlen lassen!“ Dies hieß in der That mit einer jungen Person, die kaum ihr neunzehendes Jahr erreicht hatte, sehr hart verfahren; allein wer einen so hohen Rang wie Marie Antoinette bekladet, der darf keine Schonung erwarten; im Gegentheil muß er sich immer darauf gefaßt machen, daß man den Kleinsten seiner Fehltritte auf das strengste beurtheilt und auf die geßäßigste Art auslegt.

Dies war zugleich der Zeitpunkt, wo man allgemach anfieng, ihr die Beschuldigung aufzubürden, sie besähe nicht die geringste Liebe für das französische Volk, und

habe als Königin von Frankreich die ganze Denkart einer österreichischen Prinzessin beybehalten. Man erfrechte sich sogar zu behaupten, die Kaiserin Königin habe sie uns in keiner andern Absicht gegeben, als weil es ihr darum zu thun gewesen sey, sich wegen der letzten Kriegshändel an uns zu rächen. Diese schändliche Erdichtung widerlegte sich jedoch von selbst. Wie konnte man auch nur auf die entfernteste Art vermuthen, daß die edeldenkende Maria Theresia so niedrige, so verabscheuungswürdige Gesinnungen hege? Und gesetzt, sie wäre derselben fähig gewesen, würde sie dieselbe wohl an den Tag gelegt haben? Waren die Bösewichter, welche diese Sprache führten, vielleicht der Ehre gewürdigt worden, ihre Vertrauten zu seyn? Diese verruchte Lüge verschlehte zwar damals ihren Zweck, aber leider wärmte man sie in der Folge wieder auf, und nun brachte sie eine desto fürchterlichere Wirkung hervor.

Die Königin spottete nicht wenig über die Angstlichkeit des Publikums, als die Einimpfung der Pocken glücklich von statten gegangen war; wiewohl es höchst wahrscheinlich ist, daß man sie selbst in dieser Rücksicht getäuscht hatte. Mehrere Personen, die damals bey Hofe angestellt waren, haben mich wenigstens versichert, die Aerzte hätten sich nicht getrauet, das Leben aller drey Prinzen zu gleicher Zeit in Gefahr zu setzen, so daß die Pocken nur dem Könige wirklich, sei-

nen beyden Brüdern aber bloß zum Schein inoculirt worden wären. Ich habe dieß freylich nur vom Hörensagen, und kann es nicht weiter verbürgen. So viel ist aber gewiß, daß man den ältesten Bruder des Königs, Monsieur genannt, wenig Tage nach jener Operation, im besten Wohlsfeyn auf dem Schloß La Muette eintreffen sah. Die Damen, welche dort zugegen waren, bezeugten ihm ihre Freude über seine Genesung, und äußerten zugleich ihre Verwunderung darüber, daß nicht die allgeringste Spur von den Blattern an ihm bemerkbar sey. Die Art und Weise, wie er diese Complimente beantwortete, bestätigte die Vermuthung, daß man die Operation nur zum Schein an ihm vorgenommen habe. Zwar berief er sich auf ein kleines rothes Fleckchen an der Stirn; dieß schien aber den Damen nicht sowohl ein Ueberbleibsel von den Blattern, als vielmehr ein Hitzbläschen zu seyn.

Dem sey wie ihm wolle; genua die Königin war ganz außerordentlich vergnügt, daß der König die Einimpfung so glücklich überstanden hatte: denn sie blieb fest bey der Meinung, daß er nun auf immer von der abscheulichen Pockenkrankheit befreyt bleiben werde.

Ihr Verhalten gegen diesen vortreflichen Regenten war, von dem Tage an, wo ihn der Tod seines Großvaters auf den Thron berief, das nemliche, welches

sie unter allen nachherigen Verhältnissen, und bis zu dem Augenblick gegen ihn beobachtete, wo seine Regierung ein Ende nahm. Ludwig der Sechzehnte hatte es sich zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, mit niemanden von Staatsangelegenheiten zu sprechen, als nur mit solchen Personen, die zu seinem geheimen Conseil gehörten. Dieß geschah jedoch keineswegs in der Absicht, als wenn er in die Königin, deren Klugheit ihm mehr als zu wohl bekannt war, einiges Vertrauen gesetzt hätte; sondern bloß deswegen, damit ihm weder das Volk noch sein Gewissen etwas vorwerfen könne, wenn er sich einzig und allein an die Rathschläge solcher Personen hielt, welche die allgemeine Vermuthung vor sich hatten, daß sie alle jene Kenntnisse besäßen, die dazu erforderlich sind, dem Regenten eines großen Reichs mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Die Königin hatte es sich ihrer Seits ebenfalls zur Regel gemacht, sich nie bei dem Könige nach Staatsgeheimnissen zu erkundigen, und den Verathschlagungen des geheimen Conseil weder durch ihren Einfluß noch durch ihre Vorstellungen eine andere Wendung zu geben, oder sie wohl gar zu vereiteln. Wenn der König einen Beschluß gefaßt hatte, unterwarf sie sich demselben eben so bereitwillig, wie andere Unterthanen auch, und nie hatte sie etwas gegen seinen Willen einzuwenden, wenn sie auch übrigens ganz entgegengesetzter Meinung war.

Wenn sie die Absicht gehabt hätte, sich die Liebe des Volks ausschließlich zuweignen, so würden ihr die Staatsveränderungen, welche sich gleich nach Ludwigs des Junfzehnten Absterben ereigneten, die beste Gelegenheit dazu an die Hand gegeben haben. Die französische Nation wollte nemlich die Minister, welche der lezt verstorbene König angestellt hatte, durchaus nicht anerkennen, und bestand schlechterdings auf der Wiedereinsetzung der vorigen Staatsbeamten. Die Königin durfte sich nur merken lassen, daß sie diesen Wunsch zu befördern suche, und sogleich würde man ihr das Verdienst zugeschrieben haben, daß sie dem Volke die Gewährung desselben verschafft hätte. Statt dessen aber verhielt sie sich hiebey ganz ruhig, und machte sich mit der Ernennung der neuen Minister nicht das geringste zu thun. Da ihrem Gemahl der Dank und die Segenswünsche der ganzen Nation zu Theil wurden, so schätzte sie sich tausendmal glücklicher, als wenn ihr dieselben gewidmet gewesen wären.

Ungeachtet dieses klugen und vorsichtigen Verhaltens konnte sie dennoch schon bey jenen frühern Staatsereignissen dem Verdacht nicht entgehen, daß nur solche Personen zu den vornehmsten Aemtern befördert würden, die das Glück hätten, bey ihr in vorzüglichen Gnaden zu stehen. Man schloß nach dem äußern Anschein; und je mehr Liebe und Zuneigung der König gegen sie blickten

ließ, desto mehr mußte natürlicherweise das Volk, welches die Verhältnisse der Großen immer nur von fern sieht, in der Vermuthung bestärkt werden, daß jene Sage gegründet sey. Eben so natürlich war es, daß dieses Verurtheil der Nation, in der Folge, der Königin unendlich viel Kummer und Herzleid verursachte; denn es kam endlich so weit, daß der große Haufe das Mißgeschick einer jeden Privatperson auf ihre Rechnung setzte, sobald es derselben gelang ihre Angelegenheit zur Volkssache zu machen.

Zu Anfang des Jahres 1775 hatte sie das Vergnügen, ihren jüngsten Bruder, den Erzhertzog Maximilian, bey sich zu sehen. Da sie aber überhaupt unter keinen glücklichen Aspecten geberien war, so ward ihr auch diese Freude verödet. Der Erzhertzog reiste incognito, und zwar unter dem Namen eines Grafen von Burgau. Diese Art von Verkleidung war damals unter den Europäischen fast allgemein üblich. Jedes Jahrhundert hat seine eigenen Thorheiten. Die, von welchen hier die Rede ist, machten selbst solche Personen mit, welche sich übrigens sehr weise dünkten. Man betrachtete es als eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, wenn man sich auf diese Art eine Zeitlang seiner Würde entäußerte. Man war stolz darauf, sich das Ansehen zu geben, als wenn man zum Volke gehörte, und erweicht, daß jeder, der respectirt seyn will, sich dem Vol-

nicht allzu sehr nähern darf. Jeder sey in seinem Stande das, was er seyn soll; nur dieß verdient wahre Klugheit genannt zu werden. Ein Sänfterträger im königlichen Purpurmantel würde sich bey weitem nicht so lächerlich machen, als ein König in der Kleidung eines Sänfterträgers.

Ueberdieß war jenes Incognito weiter nichts, als ein sehr dünner Schleier, wodurch man alles das deutlich genug erkennen konnte, was derjenige, der ihn umhüllte, zu verbergen suchte. Nichtin wusste jedermann mehr als zuwohl, daß der Herr Graf von Burgau ein leiblicher Bruder des Kaisers und der Königin von Frankreich sey. Die Ehrenbezeugungen, welche ihm widerfahren, und der Ton, dessen man sich gegen ihn bediente, gaben deutlich genug zu verstehen, daß man in Ansehung seines Ranges nichts weniger als ungewiß war. Er selbst wusste sich bey jeder Gelegenheit recht gut zu erinnern, daß er nichts weniger als ein bloßer Cavalier sey, wofür er sich doch ausgab. Da nun aber nur das ein wirkliches Incognito genannt zu werden verdient, wenn niemand weiß, wer der Mann eigentlich ist, der sich dahinter verbirgt; so versteht sich von selbst, daß jede andere Art des Incognito nichts anderes seyn könne, als eine Art von Comödie oder Mummerey.

Die Königin empfing ihren Bruder, den Erzherzog, auf dem Schlosse La Muette. Man veranstaltete ihm

zu Ehren allerley Festivitäten, wobei es sich aber deutlich genug zeigte, daß er das Incoquiro keineswegs in der Absicht angenommen habe, sich des Respects zu begeben, der ihm von rechtswegen gebührte; denn als Königl. Hoheit und als des Kaisers Bruder verlangte er den Rang vor den Prinzen von Sieblüt, welche man nur Durchlaucht nannte. Dieses Begehren machte mit dem Incoquiro einen auffallenden Contrast. Mich dünkt, an einem fremden Hofe, und noch dazu bey Lustbarkeiten, die keineswegs veranstaltet wurden, hätte er es mit dem Ceremoniel eben nicht so gar genau nehmen müssen.

Unsere Prinzen hingegen, die doch billia hätten erwägen sollen, daß die Rechte der Kaiserinmadschaft, und die Oberdictura, welche sie der Gemahlin ihres Königs schuldig waren, sie gewissermaßen zur Nachgebildeten verpflichteten, wollten sich durchaus nichts von ihrem Range verzeihen. Die Taten und Vorstellungen der Königin vermochten nichts über sie. Nicht einer von ihnen erschien bei den Hoffesten, welche man dem Erzherzog gab; sondern sie gingen insgesamt auf ihre Güter, und kamen nicht eher zurück, bis er sich aus Jussak ab entfernt hatte, so daß jene Feyerlichkeiten eben nicht zum besten ausfielen, und dem Erzherzoge wenig Vergnügen machten.

Diese gänzliche Vernachlässigung, welche man gegen ihren Bruder an den Tag legte, machte auf die Königin einen sehr unangenehmen Eindruck. Zugleich erlangte sie aber auch durch diesen Vorfall Gelegenheit, der Welt den überzeugendsten Beweis von ihrer Verfehllichkeit und Herzensgüte zu geben; denn ob sie gleich mehr als tausendmal Veranlassung hatte, sich wegen jener unangenehmen Vergeltung zu rächen, so bezeugte sie doch nie gegen diejenigen, die daran schuld waren, die geringste Unzufriedenheit.

Dies kleine Abenteuer, in Verbindung mit den Cabalen, welche sie schon damals unter den Höslingen entstehen sah, befestigten den Hana, sich bey dem Velle beliebt zu machen, der ihr ehnehin von Natur eien war, um so mehr, da sie dadurch eher Dank zu verdienen hoffte, als von Seiten derer, welche sie um sich hatte. Dieser Hng war von ihren Verfahren auf sie vererbt worden, und die Erinnerung dessen, was sie in ihrer Kindheit am Hofe zu Wien wahrgenommen hatte, berechnigte sie zu der Erwartung, daß sie eines wahrhaften Vergnügens theilhaftig werden würde, wenn sie sich demselben überlasse. Hiernächst wurde sie auch durch das Beispiel Ludwigs des Sechzehnten hierzu ermuntert, dessen Wunsch und Bestreben hauptsächlich darauf abgewandte, die niedern Volksslassen vor allen andern zu beglücken.

Während der Krönungsfeyerlichkeiten sah man sie mehr als jemals geschäftigt, diesen Gang zu bestricken. Zum östern verlor sie sich, ehe man sich dessen versah, von ihrem Gefolge, und mischte sich in das dichteste Volksgewühl. Rohs Eitten, unsaubere Kleidung, ja sogar die Besorgniß vor ansteckenden Krankheiten konnten sie nicht davon abhalten. Sie ließ jedermann vor sich, sprach mit jedermann, und am liebsten mit denen, die ihr am unglücklichsten schienen. Bey jenen Streifzügen, die ihr mehr Vergnügen gewährten, als die glänzenden Hoffeste, war sie immer dem Könige zur Seite. Wenn sie gewahr wurde, daß recht viel Volk herbeiliete, sie in der Nähe zu betrachten, rief sie ihm zu: „Es macht euch wohl recht viel Vergnügen, ihr guten Leute, wenn ihr uns seht? Wir können euch aber auch mit Wahrheit versichern, daß es uns keine geringere Freude verursacht, eure Anhänglichkeit zu bemerken.“ Mitunter nahm sie einen armen Tagelöhner, oder eine ehrbare Frau bey der Hand, stellte sie dem Könige vor und sagte: Seht, da ist er, euer guter König! Immer machte sie es sich zum Hauptgeschäft, den König von der Liebe seiner Unterthanen zu überzeugen. Wenn er, wie es bisweilen der Fall war, einige Gardisten zur Bedeckung bey sich hatte, rief sie denselben zu: Gemach, ihr Herren! Es ist der ausdrückliche Wille des Königs, diese guten Leute näher herbey kommen zu lassen. Sie thun uns nichts zu leid!

Hätte die Königin in einem bessern Zeitalter gelebt, so würde dieses herablassende populäre Betrügen die Folge gehabt haben, daß man nie müde geworden wäre, sie allgemein zu verehren. Ueberall, sogar bey ihren Ergötzlichkeiten, wünschte sie, sich den gemeinen Leuten zu nähern; und sie würde es sehr gern gesehen haben, wenn sie immer dergleichen um sich gehabt hätte. Als ihr der König das kleine Trianon schenkte, ließ sie dasselbst ein Dorf bauen, wo sie zwölf armen Familien freye Wohnung gab. Sie besuchte dieselben sehr oft, und begab sich nie wieder hinweg, ohne ihnen eines oder das andere Geschenk zu hinterlassen.

Man hat von den Geldsummen, welche die Königin verschenkte, viel Lärm gemacht, und sie dießfalls der Verschwendung beschuldigt. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß sie sehr beträchtlich waren; aber eben so gewiß ist es auch, daß man sie viel zu hoch angerechnet hat, und daß man sie blos aus der Ursache mißbilligte, weil die Königin jene habfüchtigen Menschen gewöhnlich in ihrer Erwartung täuschte, von welchen es an allen Höfen wimmelt, und die in dem Wahn stehen, als ob jede Geldsumme, die ihnen nicht zu Theil wird, übel angewendet sey. Vieles Leute, die bey Hof angestellt waren, bezeugte sich die Königin gewöhnlich sehr sparsam; denn sie nahm für bekannt an, daß ihr Vermögen, nebst dem mit ihrer Stelle verbundenen Gehalt,

ihnen hinkünftliches Auskommen verschaffe. Dessen freygebiger aber war sie gegen andere Leute, die es, ihrer Meinung nach, bedurften. Auf ihrer Casse hasteten bisweilen so viele Pensionen, welche sie dergleichen Leuten angewiesen hatte, daß sie sogar von ihren Kammerfrauen und Hausbeamten Geld entlehnen mußte, um ihre Rechnung zum Wohlbeyn befriedigen zu können. So besand sie sich einst in dem Jahl, den Marquis von Tolera zu besuchen, er möge doch einer armen Hausmutter monatlich einen Louisdor ausgeben, weil sie es, wegen gänzlicher Erschöpfung ihrer Casse, nicht selbst thun könne. Erinnern Sie mich ja recht oft an diese kleine Schuld, sagte sie zum Marquis, damit ich sie nicht vergesse.

Ich lege hiermit vor dem Richterstuhle der Nachwelt das feyerliche Zeugniß ab, daß ich dem Gerüchte, als ob die Königin die Einkünfte des Staats auf die leichtsinnigste Art von der Welt verschwender habe, mit der gewissenhaftesten Unpartheylichkeit nachspürte, und der Entdeckung machte, daß es nicht den allgeringsten Grund hatte. Im Gegentheil fand ich, daß sie nie von andern Geldern Gebrauch machte, als nur von solchen, die ihr ausdrücklich vom Könige angewiesen waren, und daß sie ihre sogenannte Verschwendung bloß darauf einschloß, unzähligen Armen Gutes zu thun. Sollte vielleicht einer oder der andere meiner Zeitgenossen glau-

ben, daß ich durch meine Nachforschungen jenem Vorgehen nicht auf den Grund gekommen sey, so widerlege er mich; es versteht sich jedoch von selbst, daß er glaubwürdige Beweise vom Gegentheil beybringen, und sie der Welt vorlegen muß.

Die Königin besaß hiernächst noch eine andere Eigenschaft, die ihr von rechtswegen die Zuneigung des aufgeklärten Theils der Nation hätte erwerben sollen. Sie war nemlich eine große Liebhaberin der schönen Künste und Wissenschaften, und alle die, welche es hierin zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebracht hatten, fanden in ihrer Person die großmüthigste Beschützerin. Zum Beweiss könnte ich mich auf eine Menge Anecdoten berufen; ich will aber nur zwey derselben anführen, die mir so eben befallen.

Ein junger Mensch, Duche genannt, der den Dichter dieses Namens zum Vater hatte, und bey dem berühmten Vien das Zeichnen lernte, kam einst nach Hof, als man eben große Tafel gab. Hier fiel es ihm ein, die Königin abzuzeichnen, welches eine gewisse Unehrbarkeit verrieth, oder doch wenigstens der Hofetiquette zuwider war. Die Königin bemerkte sein Vorhaben, und ließ ihn fragen, wer ihm denn hierzu Erlaubniß gegeben habe. Ohne aus der Fassung zu kommen, ließ ihr der junge Mensch die ziemlich winzige Antwort zu-

rücksagen: er habe geglaubt, es sey ihm vergönnt die Schönheiten der Natur überall zu kopiren, wo er das Glück habe, sie wahrzunehmen. Dieß Compliment gefiel der Königin nicht übel. Sie verlangte die Zeichnung zu sehen, betrachtete sie sehr genau, und war ungemein damit zufrieden. Ihr Beyfall gereichte dem jungen Künstler um so mehr zur Ehre, da sie die Werke der Zeichn- und Malerkunst sehr richtig zu beurtheilen verstand. Mit herablassender Güte munterte sie ihn auf, sich hierin immer mehr zu vervollkommen, mit dem Beyfagen, daß er von nun an auf ihre Unterstüzung rechnen dürfe; und damit er diese Versicherung um so weniger bezweifeln möchte, ließ sie ihm, unter dem Vorwande, ihn für seine Mühe zu belohnen, eine Summe Geldes auszahlen.

Champfert, der eine so ansehnliche Rolle unter den Gelehrten spielte, erhielt einen Beweis ihres Wohlwollens, der noch schmeichelhafter als jener war. Sein Trauerspiel *Munlapba und Keangie* hatte ihr so viel Vergnügen gemacht, daß sie ihn gleich nach der Vorstellung dieses Stücks zu sich kommen ließ, und ihn auf die annehmendste Art von der Welt mit folgenden Worten anredete, die ihn zu immerwährender Dankbarkeit hätten verpflichten sollen: „Ihr Theaterstück, Herr von Champfert, hat mir ungemein viel Vergnügen gemacht; ich wünschte aber auch noch das damit zu

vereinbaren, Ihnen die Nachricht zu hinterbringen, daß Ihnen der König, in der Absicht, Ihre Talente zu belohnen und Sie zu fernern Fortschritten zu ermuntern, eine Pension von zwölf hundert Livres angewiesen hat.

Als die Revolution ausbrach, und der erste Freudentaumel den meisten Gelehrten den Kopf schwindlicht machte, betrug sich Champfort eben so schlecht gegen die Königin, wie alle die, welche sie auf das schändlichste verunglimpften. Ob er gleich ihrer Verwendung seine Aufnahme in die Akademie zu verdanken hatte; ob ihn gleich die Prinzessin Elisabeth als ihren gewöhnlichen Cabinetssekretaire, und der Prinz von Conde als seinen vernünftigen Sekretaire, in Dienst nahmen; so vergalt er dennoch dieß alles mit dem schuedesten Undank. Doch es ist nicht mehr denn billig, daß die Geschichte Gnade für Recht über ihn ergehen lasse, da er seine Vergehungen hinlänglich abgebußt hat: denn sein Gewissen bestrafte ihn durch die peinlichsten Vorwürfe, und sein Ende war schrecklich.

Aus diesem allen erhellet, daß Marien Antoinetten keineswegs der Vorwurf trifft, als wenn sie nach ihrer Thronbesteigung der vortheilhaften Meinung nicht gehörig entsprechen hätte, die man in jenem Zeitpunkte von ihr hegte, wo sie noch einen minder erhabenen Rang

belleidete. Nach wie vor äußerte sie in ihrer Lebensart die entschiedenste Abneigung gegen die Hofetiquette; auch stellte sie ihre Spaziergänge zu Fuß eben so wenig ein, wie ihre Reisen nach Paris. Wenn sie nicht bey feyerlichen Gelegenheiten erscheinen mußte, kleidete sie sich immer auf die einfachste Art; allein der Ausdruck von Majestät und Würde, welchen man an ihr bemerkte, verrath jedemann ihren hohen Rang beym ersten Blick.

Netzt kam die Zeit, wo sich die Königin durch diese Simplicität den bittersten Kritiken aussetzte; anfänglich bey Hof, dann in den übrigen Theilen des Königreichs. Allein zufolge eines Widerspruchs, dergleichen man sich in Frankreich weit öfter als anderwo erlaubt, ahmte man zugleich dasjenige auf die tollste Art nach, was man an ihr tadelte. Da war nicht leicht ein Traucuzimmer zu finden, das sich nicht ein Reglige; einen Kesselputz, oder Federbusch von eben der Art gewünscht hätte, wie die Königin trug. Schaarenweise drängte man sich zu ihrer Putzmacherin, der Frau Bertin, so daß diese Frau durch die Revolution, welche in der Tracht unsrer Damen vorging, eine ganz eigne Art von Celebrität erlangte. Die langen Schleppekleider, so wie alle andere Formen, die dazu beitrugen, dem Puge ein feyerliches Ansehen zu geben, kamen ganz aus der Mode. Von nun an war man nicht mehr im Stande eine Herzogin von einer Schauspielerin zu unterscheiden.

Diese

Diese Modenarrheit erstreckte sich sogar auf die Mannspersonen. Die Großen und Vornehmen hatten schon seit geraumer Zeit die Federn, Treppen und ausgestopften Bandschleifen von ihren Hüten gehen, um sie den Kutschern und Stallknechten zu überlassen. Jetzt trugen sie auch keine rothen Absätze und keine gestickten Kleider mehr. Statt dessen sah man sie in grobes Tuch gekleidet, mit Knotenstöcken in der Hand, und in dickbesolten Schuhen durch die Straßen schleudern.

Mehr als einer dieser Großen setzte sich dadurch der unanständigen Behandlung aus. Da sie nemlich in dieser Kleidung bisweilen unter den niedrigsten Pöbel geriethen, und kein Distinktionszeichen mehr an sich hatten, wodurch man sie von demselben unterscheiden konnte, so ereignete sich mitunter der Fall, daß sie mit diesem groben Gefindel in Handel verwickelt wurden, welche sich zuletzt mit einer Balgerey endigten, worin der verkleidete Kavalier, wie leicht zu erachten, den Kürzern zog. So beraubte sich die Volksschicht, welche dem Thron am nächsten war, durch ihr eigenes Verschulden, der Achtung, welche man bis dahin für sie gehabt hatte; so begünstigte sie, ohne es zu ahnen, die Einführung jener Gleichheit, wodurch sie nachher in die furchterlichste Lage versetzt wurde, die sich nur denken läßt.

Dieser Modewechsel zog noch von einer andern Seite sehr nachtheilige Folgen nach sich, da er in den Sitten und

Gebrauchen der französischen Nation eine merkliche Veränderung bewirkte; denn die Vornehmen gewöhnten sich dadurch nach und nach an die Manieren und Sitten des gemeinen Volks, so wie an die alles nivellirenden Grundsätze des Demokrismus; die Geringern aber nahmen in eben dem Verhältniß einen herabwürdigenden, respektswidrigen und insolenten Ton an. Möchten sich doch alle Regenten der Erde dieß merken! Nur allzu oft setzen sie leider die Wahrheit aus den Augen, daß sich unmöglich etwas Gutes bewerkstelligen läßt, wenn man nicht den Nationalcharakter derer, über welche man regiert, von Grund aus kennt. Möchten sie doch bedenken, daß es sich mit der Nachäffung ausländischer Gebräuche auf eben die Art verhält, wie mit gewissen exotischen Gewächsen, welche die giftigsten Eigenschaften annehmen, sobald sie unter einen andern Himmelsstrich verpflanzt werden!

Was ihre Vergnügungen anbelangt, so setzte sich die Königin auch in dieser Rücksicht über alles Ceremoniel hinweg. In der Abtheilung des königlichen Pallastes, welche sie bewohnte, wurden nicht nur zum öftern theatralische Vorstellungen gegeben, sondern sie hielt es auch keineswegs unter ihrer Würde, gewisse Rollen zu übernehmen, und diese Rollen waren eben nicht immer die edelsten. In komischen Opern trat sie ebenfalls auf.

Diese Art von Zeitvertreib wurde eben so, wie ihre einfache Kleidertracht, allgemein getadelt, und allgemein nachgeahmt. Der Geschmack am Theaterwesen verbreitete sich durch alle Klassen und Stände. Da war kein Mann von Stande, kein Finanzpachter, kein wohlhabender Bürger, der nicht sein eigen Theater haben, und die Manieren der Schauspieler kopiren wollte. Ehedem würde es sich ein simpler Edelmann zur Schande angerechnet haben, wenn das Publikum in Erfahrung gebracht hätte, daß er, wenn gleich im Innern seines Hauses, den Comödianten spielte. Jetzt aber, da die Königin mit ihrem eigenen Beispiel veranlagte, sich über dieses gemeinnützige Vorurtheil gänzlich hinaus zu setzen, kam es endlich so weit, daß selbst das Oberhaupt der Magistratur die Würde seines Amtes aus den Augen verlor, und sich so tief erniedrigte, komische Rollen auswendig zu lernen, und den Hauswurst zu spielen.

Diese Manie nahm zuletzt so allgemein überhand, daß nach und nach der Unterschied, welcher die Schauspieler zeither von andern Volksschlassen abge sondert hatte, ganz aufgehoben wurde. Man bewarb sich mehr als jemals um den Umgang dieser Leute, und was die Sitten durch diese Annäherung gewannen, läßt sich leicht denken.

Die Königin benahm sich gemeiniglich ziemlich links, wenn sie eine Rolle zu spielen hatte. Dieß konnte sie

leicht aus dem Umstande schließen, daß sie so wenig Beifall erhielt. Als sie sich eines Tages auf dem Theater zur Schau stellte, hatte jemand sogar die Dreistigkeit, mit vernehnlicher Stimme zu sagen: Nun, das heiße ich doch wahrlich königlich schlecht spielen! Diese heilsame Erinnerung ging aber für die Königin verloren; denn sobald sie überzeugt war, daß ihr dieß oder jenes vergönnt, und an sich selbst unschädlich sey, bekümmerte sie sich wenig oder nicht um die Urtheile der Menschen.

Dieser nemliche Geschmack war Ludwig dem Vierzehnten eigen, der bisweilen auf dem Theater tanzte. Allein dieser Monarch hatte bereits durch hervorsteckende Thaten gezeigt, daß er sich Respekt zu verschaffen wisse. Ueberdieß nahm er nicht den geringsten Anstand, diesem Vergnügen zu entsagen, als ihm Racine jene schönen Verse vorkellamirte, worin er ihm einkleidend machte, daß dieser Zeitvertreib eines Königs unwürdig sey.

Marie Antoinette zeigte sich nicht so gelehrig. Wenn ihr verständige Leute vorstellten, daß ihre übertriebene Simplicität in der Kleidung, so wie ihre Ergänzungen, und der entschiedene Widerwille gegen jede Art von Gölanz und Pracht, deren sich eine Königin nie ganz entäußern müsse, einen gewissen Leichtsinm verrathe, der ihr von dem Publikum sehr übel aufgelegt würde;

dann antwortete sie mit den Worten der Frau von Maintenon: Ich befinde mich auf der Schaubühne, und muß es mir gefallen lassen, ob man mich applausirt, oder mich ausspfeit.

Ich muß aber auch sagen, daß diese Prinzessin, deren Absichten sehr unschuldig waren, und deren Gewissen sich folglich immer rein und unbefleckt erhielt, eine Lebhaftigkeit des Geistes besaß, welche man selten bey jemanden antrifft. Demzufolge war es wirklich Bedürfnis für sie, derselben so oft Lust zu machen, als sie nur konnte. Daher kam es, daß ihr der lästige Pomp der Königswürde, welcher ihrem Geiste einen unerträglichen Zwang auferlegte, so äußerst verhaßt war. Sie hatte sich unter ihren Hofdamen eine Freundin ausgesuchen, deren aufgeweckte Laune mit der ihrigen ungemein übereinstimmte. Bey dieser Dame pflegte sie öftere Besuche abzulegen, und wenn sie mit ihr allein war, sagte sie in der Freude ihres Herzens: Gott Lob und Dank! Nun bin ich nicht mehr Königin! Dann trieb sie tausenderley Kinderreze, und war so muthwillig, wie ein Schulkind, das seinem Lehrmeister entwischt ist. Zeigt diese Venehmen etwa nicht von jugendlicher Unschuld und natürlicher Gutmüchigkeit? Höfartige Fürstentöchter pflegen sich in ihren Jugendjahren ganz anders zu betragen!

An gewissen Tagen in der Woche fand sich eine auserlesene Gesellschaft bey ihr ein, die bloß aus solchen Personen bestand, welche sie am liebsten um sich hatte. Wann sie in diesem Zirkel erschien, hörte man sie mehr als einmal, und zwar in einem Tone, worin gewiß nicht die allgeringste Verstellung lag, sagen: Gottlob, daß ich nun nicht mehr Königin seyn darf; daß ich mein eigener Herr bin! Welch ein Wert! Ward je einer, selbst von dem besten der Könige gesprochen, daß der Aufbeahrung würdiger wäre, wie dieß?

Wie hätte auch die Königin befürchten können, daß man sie wegen eines Betragens tadeln würde, welches sie von Seiten Ihrer Mutter, der Kaiserin Königin, mit so glücklichem Erfolg beobachten sah, und weswegen sie ihrem Bruder, Kaiser Joseph dem Zweyten, die größten Lobsprüche ertheilen hörte? Dieser Monarch stattete im Monat April 1771 einen Besuch bey ihr ab. Er hatte eben so wie ehemals sein Bruder, der Erzherzog Maximilian, das Inognito angenommen, und ließ sich Graf von Falkenstein nennen. Dieses Inognito wurde aber eben nicht strenger beobachtet, wie jenes; das heißt, jedermann wußte, daß der vornehme Reisende niemand anders sey, als der römische Kaiser in eigener Person. Allein dieser nemliche Kaiser erschien im Publikum ohne Leibwache, ohne Hofstaat, ohne Gefolge, und schien auf alle seine Prärogativen mit der größten Gleich-

gütigkeit herabzusehen. Sein größtes Vergnügen bestand darin, wenn er sich unerkannt unter das Volk mischen konnte, und für einen Mann von geringem Stande gehalten wurde. Seine Tafel war so spärlich besetzt, daß sie selbst solchen Personen nicht behagte, die eben keine sonderlichen Leckermäuler waren. Anstatt des Bettes bediente er sich einer gahr gemachten Hirschhaut, die über einen Strohsack ausgebreitet ward, und auf seinen Streifzügen lehrte er in dem ersten besten Wirthshause ein, das er zunächst antraf.

Dieser Monarch ward von den französischen Schriftstellern und Hefleuten bis an den Himmel erhoben. Sie betrachteten diese gänzliche Entäußerung seines Ranges, als ein untrügliches Kennzeichen eines großen Charakters, einer brennenden Begier als wahrer Philosoph zu handeln, und des aufrichtigen Bestrebens, sein Volk zu beglücken, und sich bey demselben beliebt zu machen. Sie irrten, denn alle diese Eigenheiten lassen sich sehr gut mit einer ganz alltäglichen Denkart vereinbaren. Unter allen Monarchen gab es wohl nie einen größern Sonderling als Karl den Zwölften, und dennoch war dieser König, wie Voltaire sehr richtig bemerkt, nicht sowohl ein Mann von durchdringendem Verstande, der nach reiflich überlegten Grundsätzen handelte, als vielmehr ein unruhiger Kopf, der immer auf neue Unternehmungen sann, weil er nie still sitzen konnte. Da

jedoch der Königin jene Lobeserhebungen unaufhörlich in die Ehren tönten, so war es wohl sehr natürlich, daß sie, als eine junge unerfahrene Person, und nach Maassgabe des Geschmacks, den sie in ihren frühern Lebensjahren eingelesen hatte, sich ebenfalls um dergleichen Ehrentitel bewarb, und daß es ihr folglich ganz unerwartbar schien, als das Publikum über ihr Betragen ein ganz anderes Urtheil fällte, als über jenes, welches ihr früher beobachtete, da es doch im Grunde das nemliche war.

Hebrizens glaubte man Wunder was für Geheimnisse bei dem Besuche zum Grunde lagen, welchen der Kaiser bei seiner Schwester abstattete. Es stach aber wenig darunter. Eigentlich hatte er bei dieser seiner ersten Reise keine andere Absicht, als die Königin einmal wieder zu sehen, und sich mit Ludwig dem Sechzehnten besser bekannt zu machen. Zwar mochte er schon damals sehr weit aussehende Entwürfe im Kopf haben; allein die Zeit der Ausführung war noch zu fern. Er blieb sich nur einen Monat in Frankreich auf; nicht, als wenn es ihm etwa in diesem Lande mißfallen hätte, sondern bloss deswegen, weil ihm sein unruhiges Temperament selbst an solchen Orten nicht lange zu verweilen gestattete, wo es ihm am besten gefiel.

Wollterweile ar'ß die Unzufriedenheit, welche das Volk über das Betragen der Königin äußerte, immer

weiter um sich, und steng allgemach an eine gewisse Consistenz zu gewinnen. Man hatte sogar die Verwegenheit, Schmähschriften auf sie zu versertigen, über deren schnelle Verbreitung man sich um so mehr verwundern mußte, da es zu der damaligen Zeit so leicht war, dergleichen Verbrechen zu steuern. Da sich die Verfasser dieser Schriften nicht nannten, und da ihr Inhalt durch nichts verbürgt wird, so kann sich der Geschichtschreiber, dessen Erzählung bloß auf erwiesenen Thatfachen beruhet, unmöglich so tief herablassen, dergleichen Schartefen zu widerlegen. Er läßt es demnach dabey bewenden, sie der verdienten Verachtung preis zu geben, und demnächst die traurigen Folgen ins Licht zu setzen, welche sie nach sich zogen. Diese ersten Versuche der Schmähsucht hätten um so mehr in ihrer ersten Entstehung vereitelt werden sollen, da man leicht vorher sehen konnte, daß es nicht dabey bleiben würde, und da man bereits wahrnahm, daß die Königin in den Augen des Publikums etwas von jener Achtung verloren hatte, deren es sie bis dahin so würdig fand.

Hieraus folgt aber noch nicht, daß man schon damals mit dem Vorhaben umgegangen seyn sollte, ihr die Achtung und Liebe der Nation gänzlich zu entziehen; denn zu jener Zeit hatte man noch keine Verschwörung angesetzt. Indes ist es allerdings wahrscheinlich, daß gewisse Leute, von dem Augenblick an, wo sie Marien

Antoinetten und Ludwig dem Sechzehnten die Bereitwilligkeit anmerkten, womit sie sich in dasjenige fügten, was sie für den Wunsch und Willen der Nation hielten, in der That auf den Einfall kamen, eine Revolution zu bewirken.

Zum Beweise, daß diese Bemerkung nicht aus der Luft gegriffen ist, erinnere man sich des Aufbruchs, welcher gleich in den ersten Monaten ausbrach, als dieses erlauchte und unglückliche Ehepaar die Regierung angetreten hatte. Er entstand unter dem Vorwand einer Hungersnoth, obgleich die Aeernte in dem nemlichen Jahr sehr ergiebig ausgefallen war. Es lag deutlich am Tage, daß man bey diesem Volksaufstande nicht sowohl die Absicht hatte, Hungersgefahr abzuwenden, als vielmehr dergleichen zu veranlassen; denn, anstatt Getraide zu rauben, verdarb man dasselbe, oder warf es ins Wasser. Ferner erinnere man sich des Umstandes, welchen ich bereits an einem andern Orte bekräftigte *), daß nemlich die Urheber dieses ersten Aufbruchs keine gemeinen Leute waren.

In Paris und Versailles thaten die königlichen Garben den den Aufbrüchen Einhalt und sprengten sie aus einander. Jetzt sahen die Leute, welchen es um Neuerungen zu thun war, von welcher Seite sie Widerstand zu gewärtigen hätten, und welche Schutzwehr sie vor allen

*) Im Elog de Louis XVI.

Dingen bey Seite schaffen müßten, wenn ihre Entwürfe glücklich von statten gehen sollten. Demzufolge wurden jene tapfern Legionen, ohne irgend einen rechtlichen Vorwand, augenblicklich verabschiedet, sobald ein Minister an das Staatsruder kam, der es werth war die Absichten jener Neuerer zu begünstigen. Da man es erst so weit gebracht hatte, wußte man es auf eine so geschickte Art einzufädeln, daß endlich auch das vortheilhafte Corps der Gendarmen seinen Abschied erhielt. Leichter hätte man sich doch die Ausführung der sträflichen Absichten, welche man im Schilde führte, in der That nicht machen können, als dadurch, daß man sich die Kerntruppen aus dem Wege schaffte, mit welchen man sich außerdem hätte herumschlagen müssen.

Hier nächst ist es mehr als wahrscheinlich, daß unter den Ministern, welche Ludwig der Sechzehnte nach seiner Thronbesteigung zu Rathgebern wählte, ein Mann war, der es sich zum angelegensten Geschäft machte, den Philosophen zu jenen Neuerungen, mit welchen wir es dormalen zu thun haben, behülflich zu seyn. Er hatte die Frechheit, dem Könige zu rathen, daß er die eben so feyerliche als religiöse Ceremonie der Krönung ganz unterlassen solle, und da er dieß nicht bewerkstelligen konnte, so wußte er es wenigstens so zu drehen, daß sie bey weitem nicht mit jener Pracht vor sich gieng, wie es sich von rechtswegen gebührte, und wie er selbst versprochen hatte.

Dies Streben nach einer total Veränderung im Staate, welche man sich sogar als eine höchst nöthige Reform vorstellte, und das zuerst von den Philosophen ausgeheckt, nachher aber unvermerkt allgemein wurde, legte den ersten Grund zu den nachherigen Unfällen Maria's und Amoinette's. Man sah wohl ein, daß sich dieselbe auf keine andere Art zu Stande bringen lasse, als wenn man vor allen Dingen Bedacht darauf nähme, diese Prinzessin und ihren Gemahl aller und jeder Ansprüche zu berauben, welche sie auf die Achtung ihrer Unterthanen zu machen hatten. Dies war die Ursache, warum man es zu hintertreiben suchte, daß die Unterwürfigkeit, welche sie Ludwig dem Sechzehnen schuldig waren, von Seiten der Religion sanctionirt, und durch das heilige Sakrament, welches die Diener derselben auf die Scheitel unserer Könige zu gießen pflegen, bekräftigt werden sollte.

Da dieses erste Hülfsmittel seines Endzwecks verfehlte, nahm man seine Zuflucht zum zweiten, nemlich zu Verläumdungen, die, wenn sie Tag vor Tag wiederholt werden, bekanntlich die fürchterlichsten Wirkungen hervorbringen; theils deswegen, weil die meisten Menschen von Natur den leidigen Hang besitzen, alles Böse zu glauben, und alles Erhabene herabzuwürdigen, theils darum, weil sie zu träge sind, die Wahrheit zu prüfen, und die Beschuldigungen, welche der gekränkten Unschuld

aufgebürbet werden, zu untersuchen. Findet sich auch einer oder der andere, der den Grund derselben einsehet; wo nimmt er den Muth her, sein Leben auf das Spiel zu setzen, und den fälschlich Angeklagten gegen unaufhörliche Mißhandlungen zu vertheidigen?

In Frankreich geschah das Nämliche, was sich zu den Zeiten Jakobs des Ersten in England ereignete. Da dieser Monarch alle mögliche Tugenden besaß, so wagte sich die Verläumdung zwar nicht an ihn selbst, unter der Hand aber verbreitete man allerley schändliche Unwahrheiten im Publikum, die darauf abzwekten, die rechtmäßige Geburt des Fürsten von Wallis *) verdächtig zu machen, damit dereinst die Revolution, welche man beabsichtigte, wenn sie auch nicht bey Lebzeiten des wirklich regierenden Fürsten zum Ausbruch käme, doch wenigstens unter der Regierung seines Nachfolgers bewerkstelligt würde. Menschen, die keine Religion haben, und weder Treue noch Rechtschaffenheit besitzen, schlagen überall denselben Pfad des Lasters ein, und setzen ihn bis an das Ende mit gleicher Beharrlichkeit fort. Mahnbar und dieses traurige Phänomen, das in allen Ländern und Zeitaltern vorkommt, eben nicht sehr be fremden.

Was aber bey'm ersten Blick völlig unerklärbar scheint, und dem Herzen eine schmerzliche Wunde ver-

*) Des nachmaligen Königs Karl I.

seht, ist dieß, daß die ersten Giftspfeile, die auf den guten Ruf der Königin abgedrückt wurden, von Seiten des Hofes herkamen. Was für ein Interesse konnten wohl die Höflinge dabey haben, die Königin unglücklich zu machen, da der König unvermeidlicherweise mit in ihren Fall verwickelt werden mußte? War dieß nicht eben so viel, als wenn sie geradezu die Quelle verstopften, woraus ihnen zeither alles Gute zugeslossen war, und noch fernerhin zufließen konnte? Dieß Raisonement taugt nur in sofern, als es nach vollbrachter Revolution angestellt wird. Die Großen, welche sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatten, die Königin in übeln Ruf zu bringen, sahen zuverlässig nicht vorher, daß dergleichen Unwahrheiten die Folge haben würden, sie dereinst selbst in das größte Unglück zu stürzen. Ueberhaupt sind die Höflinge unter allen Menschenkindern am allerwenigsten im Stande, künftige Dinge vorherzusehen; denn der eben vorhandene Augenblick ist ihnen Alles.

Daß es am französischen Hofe boschafte Menschen gab, ist leider ein Unglück, das alle Höfe mit einander gemein haben, und worüber man sich um so weniger verwundern darf, da das Zeitalter, in welchem Ludwig der Sechzehnte seine Regierung antrat, eines der aller- verborbensten war. Dieser nemliche Hof hatte aber auch zugleich Muster der erhabesten Tugenden aufzu-

zeigen. Die Tanten, die Schwestern des Königs, und mehrere andere Personen von nicht so hohem Rang, zeichneten sich an demselben durch einen Lebenswandel aus, der ihnen die Verehrung aller vernünftigen und gottesfürchtigen Menschen auf immer erwarb. Allein der Atheismus, diese Misgeburt der neuern Philosophie, deren Einfluß sich auf alle Klassen und Stände des bürgerlichen Lebens erstreckte, hatte eben auch seine Jünger, ja sogar seine Apostel, bey Hof; und wer nach seinem Absterben weiter nichts als Vernichtung erwartet, der trägt natürlicherweise kein Bedenken, alle Mittel für erlaubt zu halten, wodurch er sich die Güter dieses armseligen Lebens verschaffen kann. Herrschsucht und Geldguth, sind, wie Gallastius sagt *), die Quellen alles Übels. Am heftigsten müssen diese Leidenschaften in dem Herzen eines Höflings toben, der keinen Gott glaubt, und sich folglich für berechtigt hält, alles Mögliche zu unternehmen, was ihm beliebt.

Die Großen und Vornehmen dieser Art wollten für Aerger ganz rasend werden, als sie sahen, daß die Königin auch andern Menschen Gnadenbezeugungen widerfahren ließ, die, wie sie glaubten, sonst nieman-

*) Pecuniae aut imperii cupido, est materies omnium malorum.

den als ihnen gebührten; und hieraus läßt sich leicht abnehmen, wie es zugeing, daß sich selbst solche Personen, welche sie fast täglich um sich hatte, zu ihren grimmigsten und unversehnlichsten Feinden schlugen.

Will man demnach den wahren Ursprung der Verfolgung kennen lernen, welche diese Monarchin zu erdulden hatte, so muß man ihn in der Verdorbenheit des damaligen Zeitalters, besonders aber in jenen gehässigen Leidenschaften suchen, die sich den Hof zu ihrem Lummelplatz ausersehen hatten. Hätte ich ihn anderswo entdeckt, so würde ich es unverholen gestehen; allein nach allem, was ich gesehen, gehört und gelesen habe, kann ich mit Grund der Wahrheit und nach meiner innigsten Ueberzeugung versichern, daß der Lebenswandel Marien Antoinettes eben so unsiräflich war, wie jener ihres tugendhaften Gemahls. Zu jener allgemeinen Ursache gesellten sich nun auch noch mancherley andere individuelle Beweggründe, die der Stolz, der Haß und die Rachgier an die Hand gab, wie ich in der Folge mit mehreren darthun werde.

Ende des dritten Buchs.

Viertes Buch.

Seit länger als sieben Jahren war bereits Marie Antoinette mit Ludwig dem Sechzehnten vermählt, und noch immer hatte ihnen der Himmel keine Kinder verliehen. Endlich ward ihnen der sehnlichste ihrer Wünsche gewährt; die Königin befand sich in gesegneten Leibesumständen. Schon hatte man unter der Hand die Sage verbreitet, als ob sie unfruchtbar sey, und selbst dem alltäglichsten Beobachter konnte nicht leicht die Bemerkung entgehen, daß eine Faction existirte, die auf diese vorgebliche Unfruchtbarkeit sehr strafbare Hoffnungen baute. Es ist daher leicht zu erachten, daß jene frohe Vorsehung denen, die zu dieser Faction gehörten, um mich des gelindesten Ausdrucks zu bedienen, sehr gleichgültig war. Ueberhaupt glaube ich ohne Anstand behaupten zu dürfen, daß diese Menschen durch ihre kognhaften Künste die Freude verminderten, welche die Nation außerdem über die Schwangerschaft der Königin unschätzbar würde zu erkennen gegeben haben.

Indeß muß man es der Geißlichkeit zum Ruhm nachsagen, daß sie nicht das Geringste unterließ, was dazu beitragen konnte, in den Herzen der Franzosen jene Gesinnungen wieder rege zu machen, von welchen sie sonst immer gegen ihre Könige befeelt waren, und welche sie bey dergleichen Ereignissen desto eifriger zu Tage legten. Alle Erzbischöffe und Bischöffe veranstalteten öffentliche Fürbitten und andere feyerliche Andachten, um der Königin eine glückliche Entbindung zu erwirken. Auch gaben sie dem Publikum ein sehr erbauliches Beyspiel der Wohlthätigkeit, indem sie reichliche Almosen antheilten; und das nemliche geschah zugleich von allen in ganz Frankreich befindlichen Pfarherren.

Uebrigens habe ich eben nicht bemerkt, daß sich die Nation, im Ganzen betrachtet, über diese Begebenheit sehr gefreut hätte. Eine Ausnahme machten jedoch die beyden Regimenter, welche den Namen der Königin führten, und wovon das eine zu Pferd, das andere zu Fuß diente. Diese stellten sich regelmäßig bey den öffentlichen Andachten ein, veranstalteten öftere Lustbarkeiten, und gingen nie auseinander, ohne vorher milde Beiträge für die Armen zu sammeln. Der ausgezeichnete Eifer, mit welchem sich diese beyden Regimenter für das Wohl ihrer Königin interessirten, veranlaßte den Dichter François de Teufsbateau *) folgende Verse zu machen, die,

*) Jetzt Mitglied des französischen Directoriums. Eine

wenn sie gleich keinen poetischen Werth haben, doch wenigstens zum Beweis dienen können, wie gut damals manche Menschen gesinnt waren, die nachher so schlechte Gesinnungen äußerten. Er sagt:

Courage, Messieurs de la Reine,
 Vous vous signalez aujourd'hui;
 Pour notre auguste Souveraine,
 Du ciel vous implorez l'appui.
 Un colonel semblable
 Vaut bien que l'on se mette en frais,
 Puisqu'à nos yeux tout le rend adorable,
 Son rang, son sexe et ses attraits.
 Voyant ces braves militaires
 Demander tous que s'Fiernel,
 Sensible à leurs justes prières,
 Fasse accoucher leur colonel,
 La ville toute entière
 S'y joint avec empressement;
 Lorsqu'il s'agit d'une reine si chère,
 Nous sommes tous du régiment.

D. I.

„Brav, ihr Herren vom Regiment der Adulzin! Der Andachtsseifer, vermöge dessen ihr heute für eure erhabene

kurze Charakterschilderung dieses Mannes steht im dritten Stück des Journals Frankreich, vom Jahr 1793.

Centralize den Bestand des Himmels erschiet, gereicht und zur Ehre! Eine Regimentsinhaberin, wie diese, ist es aber auch werth, daß man sich um ihr willen keine Mühe verdrüßen läßt; denn alles macht sie uns verehrungswerth; ihr Rang, ihr Geschlecht und ihre Kräfte.“

„Der Anblick, so viele brave Militärpersonen, den Engen, welcher sein Ohr zu ihren gerechten Bitten herabneigte, um eine glückliche Entbindung ihrer Regimentsinhaberin anrufen zu sehen, bewegt die sämtlichen Einwohner der Stadt; sich eiligst herbeuzudrängen; denn, sobald es um die Wohlfahrt einer so geliebten Adigin zu thun ist, gehören wir uns gesammelt zu ihrem Regiment.“

Die Adigin hatte die Gewohnheit, daß sie allemal, wenn ihr etwas Wichtiges beverstand, außer den gewöhnlichen Almosen, welche sie ebnen täglich austheilte, den Armen ungemein viel Gutes that. Das sicherste Mittel, sagte sie, wodurch man sich bey Gott beliebt machen könne, sey dieß, wenn man sich um das Giebet und die Seelenwünsche bedrängter und nothl. über Personen bewake. Demzufolge ließ sie überall, im ganzen Königreiche, sehr ansehnliche Summen Geldes unter die Unglücklichen austheilen. Vey dieser Gelegenheit rubete sie ihr Augenmerk besonders auf jene Houspäter, die nach der unerbittlichen Strenge unserer Giesse deswegen in Verhaft saßen, weil sie nicht im Stande waren die Säugammen zu bezahlen, welche

Ihren neugeborenen Kindern die erste Nahrung gereicht hatten,

Welchen Werth diese Art von Wohlthaten nach dem Urtheil des Erzbischofs von Paris (Christoph von Beaumont) hatten, das erhellet aus folgender Stelle seines bey dieser Gelegenheit erlassenen Hirtenbriefs:

„Wie wirksam, sagt er, sind nicht die Fürbitten
„der Armen und Elenden! Was kann nicht das Gebet
„so vieler Unglücklichen ausrichten, die man so uner-
„wartet in Freyheit gesetzt und ihren Weibern und Kin-
„dern zurückgegeben hat, welche sich um so mehr nach
„ihren Verhülfe schuten, da diese Letztern die unschuldige
„Veranlassung gegeben hatten, weswegen man ihre
„Väter in Verhaft nahm?“

Ein Denkmal dieser Art, gereicht der Königin zu immerwährendem Ruhm. Das Geschrey der Verläumdung wird mit dem Hinscheiden der jetzt lebenden Zeitgenossen verstummen; aber das Zeugniß dieses ehrwürdigen Bischofs wird dereinst noch den spätesten Nachkommen zur Versicherung dienen, daß Marie Antoinette, als sie den herrlichsten Thron Europas bestiegen hatte, noch immer fortsetzte die Trösterin der Unglücklichen zu seyn.

Diese Fürstin wünschte nichts sehnlicher, als daß sie einen Prinzen zur Welt bringen möchte. Da sie das fürchterliche Schicksal, welches ihr bevorstand, noch nicht vorher sehen konnte, so glaubte sie mit Recht, daß die Erfüllung dieses Wunsches die Glückseligkeit ihres Gemahls vollständig machen, und daß die öffentliche Ruhe gewiß auf viele Jahre hinaus von neuem befestigt werden würde, wenn sie den besten der Könige mit einem männlichen Erben beschenkte.

Alein der Himmel, welcher sie durch wiederholte Prüfungen zu den schwersten und härtesten Leiden vorbereiten wollte, besand nicht für gut ihr Gebet zu erhören. Am neunzehnten Dezember 1778 gebar sie eine Tochter. Das Schrecken über ihre fehlgeschlagene Hoffnung griff sie dergestalt an, daß sie in eine schwere Krankheit verfiel. Sie war dem Tode nahe, und die Aerzte zweifelten an ihrer Rettung. Man denke sich den Schmerz, welchen der König und die wenigen gütigsten Personen empfanden, die den Werth dieser vortheilhaften Fürstin zu schätzen wußten!

Hier bietet sich mir eine sehr natürliche Veranlassung dar, einer von jenen Beförderungen zu erwähnen, wegen der man sie mit so vieler Bitterkeit, obgleich ohne alle Ursache, getadelt hat. Als nemlich ihre Vermählung mit dem Dauphin in Werk war, schickte man den Abbe De

Vermend nach Wien, in der Absicht, sie auf ihre künftige Bestimmung vorzubereiten. Wie hätte Marie Antoinette, die gefühlvollste und dankbarste Dame von der Welt, die Dienste dieses Geistlichen je wieder vergessen können? Als sie an den französischen Hof kam, ernannte sie ihn zu ihrem Vorleser. Dieß war nun freylich keine der ansehnlichsten Stellen; sie verschaffte ihm aber freyen Zutritt bey der Königin, und wenn man auch gleich, wie die Frau von Maintenon zu sagen pflegte, bey Hofe kein großes Glück macht, so hat man doch desto mehr Feinde und Zeinde. Nachdem man eine Unwahrheit nach der andern verbreitet hatte, brachte man es endlich dahin, dem Publikum weiß zu machen, die Königin behalte diesen Geistlichen aus keiner andern Ursache bey sich, als weil er den ganzen Stolz und die ganze Politik eines Richelieu und Alberoni, mit der ganzen Geschmeidigkeit eines Mazarin, in seinem Charakter vereinbare. Im vorliegenden Fall läßt sich jedoch der Betrug leicht in seiner ganzen Tiefe darstellen; denn dieser so stolze, so geschmeidige Mann, war und blieb nach wie vor der Königin Vorleser. Hier haben wir schon einen überzeugenden Beweis vor uns, daß diese Prinzessin diejenigen, welche sie mit ihrem besondern Zutrauen beehrte, eben nicht mit Gnadenbezeugungen zu überhäufen pflegte, und daß der Mann, welcher dem Vorgeben nach so hoch bey ihr am Prete stand, seinen Einfluß keineswegs dazu anwendete, seine Glücksumstände zu

verbessern. Es ist in der That empörend, wenn man bedenkt, wie gleichgültig die französische Nation es mit ansah, als der Duc Regent den Abbe Dubois aus dem Staube zur Kardinalswürde erhob, und welchen Verm sie darüber machte, daß die Königin von Frankreich ihren ehemaligen Lehrmeister zu ihrem Vorleser ernannte. Man muß gestehen, daß sich unser Zeitalter durch eine ganz eigene Art von Ungerechtigkeiten und Narrheiten auszeichnet, dergleichen man in keinem der vorhergehenden antrifft.

Noch mehr! Der Abbe De Vermond that nicht das Allergeringste zu Gunsten seiner Anverwandten und Freunde. Nie hörte ich, daß irgend jemand in Frankreich, wer es auch seyn möge, seine Bedienung, seine Anstellung, oder seine Standeserhöhung, diesem Geistlichen zu danken habe. Der einzige Antrag, den er je das Herz hatte der Königin zu machen, bestand darin, daß er ihr seinen leiblichen Bruder als Geburtshelfer empfahl. Dieser war aber auch ein sehr geschickter Wundarzt, der sich besonders durch seine Erfahrungen in der Entbindungskunst rühmlichst ausgezeichnet hatte, und dessen Talente alle seine unpartherischen Kunstverwandten Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die Königin ließ sich den Vorschlag seines Bruders gefallen. Sogleich erhob sich ein Jotergeschrey bey Hof, das in der ganzen Stadt wiederhallte. De Vermond aber recht-

fertigte die Wahl der Königin im vorliegenden Fall auf eine Art, die alle Erwartung übertraf. Er war unter allen Aerzten der einzige, welcher den Muth nicht verlor, und behauptete dreust, daß die Königin mit dem Leben davon kommen würde. Zu dem Ende trug er darauf an, ihr am Fuß, und zwar im trocknen Wege, zur Aber zu lassen. Den Aerzten und Wundärzten standen bey diesem Vorschlage die Haare zu Berge; er aber blieb ein für allemal bey seiner Meinung. Jetzt stellte man ihm vor, ganz Frankreich würde ihn dafür verantwortlich machen, wenn die Königin mit Tod abgehen sollte. Er spottete dieser Drohung, vollzog die Aderlässe, und rettete der Königin das Leben.

Nun ersuche ich jeden Leser von Herz und Gefühl, sich selbst folgende Frage zu beantworten: Würde es, wenn die Königin den Wundarzt De Vermond und dessen Bruder in die glänzendsten Glücksumstände versetzt hätte, nicht schändlich gewesen seyn, sie deswegen zu tadeln? Gegen wen sollen wir uns denn eigentlich dankbar erweisen, wenn wir es nicht gegen solche Personen seyn dürfen, die uns dem Tode entrissen haben? Indess hatte die Königin ihre guten Ursachen, weder dem einen noch dem andern besondere Gnabenbezeugungen angedeyen zu lassen. Man hätte glauben sollen, sie würde sich durch diese Mäßigung des Beyfalls des Publikums erwerben, statt dessen aber rechnete man ihr sogar die

Achtung zum Verbrechen an, womit sie die Gebrüder De Vermond beehrte. So gerecht handelte man in diesem unserm Jahrhundert!

Am französischen Hofe war der Gebrauch eingeführt, den königlichen Kindern, so bald sie auf die Welt kamen, die Nothtaufe zu geben. Die eigentliche Tauffceremonie blieb vor der Hand ausgesetzt, um nach Verlauf einiger Zeit mit desto größerem Pomp vollzogen zu werden. Die Königin befand sich gut, in dieser Rücksicht eine andere Einrichtung zu treffen. Obgleich ihre Jugendigkeit weniger Aufsehen machte, als die ihres Gemahls, so war sie dennoch von einer eben so vernünftigen als warmen Anhänglichkeit für die Religion ihrer Väter besetzt. Da sie nun sehr überzeugt war, daß ihr Kind, dieses kostliche Geschenk des Himmels, erst seinem Schöpfer dargebracht werden müsse, bevor sie es als ihr Eigenthum betrachten könne, so eilte sie, sich dieser Pflicht zu entledigen, und verordnete demnach, die Ceremonien, kraft deren es der christkatholischen Kirche einverleibt werden sollte, ohne den geringsten Verzug zu vollziehen.

Demzufolge wurde die neugebörnte Prinzessin, des nemlichen Tages, an welchem sie zur Welt kam, vom Kardinal Rohan getauft. Ihre Pöthen waren der König von Spanien und die Kaiserin Königin. Sie er-

hielt die Namen Marie Theresé Charlotte, und man titulte sie Madame Tochter des Königs (*Madame fille du roi*); in der Folge gab man jedoch der Benennung Madame Royale den Vorzug.

Diese Prinzessin ist die nehmliche, welche das Glück hatte, den Mördern ihrer Angehörigen zu entkommen, und sich dormalen am kaiserlichen Hofe zu Wien befand. Sie sieht ihrem eben so verehrungswürdigen als unglücklichen Vater sehr ähnlich, hat Marien Antoinettes Herz, und besitzt eben das ungeschickte, gefällige und einnehmende Wesen, wie ihr verstorbener Bruder, welcher noch jünger war als sie, und von sein unschuldsvolles Alter demungeachtet nicht vor der Wuth jener blutdürstigen Ungeheuer zu schützen vermochte, von welchen die theuern Urheber seiner Lebenslage zu einem schmachvollen Tode verdammt worden waren. Welch eine fürchterliche Wirkung menschlicher Leidenschaften! Ein schuldloses Kind läßt man im Kerker eines langsameu qualvollen Todes sterben, und ein Volk, das von den Voreltern dieses unglücklichen Kindes zu dem Range eines der vornehmsten europäischen Völker erhoben ward, sieht diesen Greul ungerührt und gelassen mit an! . . .

Uebrigens dienen die vortreflichen Eigenschaften der jungen Prinzessin, welche diese Digression veranlaßte, zu einem überzeugenden Beweis, wie ungegründet jene

boshafteu Verleumdungen waren, die ihren unversehrt
 liehen Eltern the ganzes Leben hindurch so viel Kummer
 und Verdruß verursachten. Alle die, welche das Glück
 haben, sich ihr zu nähern, versichern einstimmig, daß
 ihr keine bessere Erziehung hätte zu Theil werden können,
 wenn selbst die Tugend in eigener Person ihre Lehrmeisterin
 gewesen wäre.

Ich fahre nun wieder in meiner Erzählung fort.

Es ist leicht zu errathen, daß die Hofleute, welche
 die Königin um sich hatte, ihr mit der Hoffnung schmei-
 chelten, sie werde einen Prinzen zur Welt bringen. Dieß
 ward ihr unter andern von der Gräfin de Saurbarnois
 prophezeit, die sich nachher, wie mehrere andere ihrer
 Standes, nur allzu berüchtigt machte. Als diese Dame
 vernahm, daß sich gerade das Gegentheil ihrer Prophe-
 zehung ereignet habe, war sie äußerst bekümmert, und
 sann hin und her, wie sie die rührenden Vorwürfe der
 Königin von sich abwenden möchte. Endlich half sie sich
 auf die nemliche Art aus ihrer Verlegenheit, wie jener
 Cavalier zu Wien, dessen zu Eingang dieses Werks Er-
 wähnung geschah. Sie überreichte nemlich Marien Am-
 toinetten nachstehende Reime:

Oui, pour son courtoisie à vos traits je me livre ;

Mais si ma prophétie a manqué son effet,

Il faut vous l'avouer, c'est qu'en ouvrant mon livre,

J'avois pour la premier fois le second feuillet.

Auf Deutsch:

„Ja, ich unterwerfe mich meinem Schicksal, als eine Wahrsagerin, die, von Deinen Reizen aus der Fassung gebracht, Irrthümer für Wahrheit verkündete. Weißt Du aber auch wohl, warum meine Presbezeihung nicht eintraf? Unverholen will ich Dir es bekennen. Als ich das Buch des Schicksals aufschlug, nahm ich aus Versehen das zweyte Blatt für das erste.“

Dieser Einfall war freylich nicht so sinnreich, wie jener des Abbe' Metastasio, er gefiel aber der Königin dennoch, weil sie es eben nicht so genau nahm, wenn man ihr etwas Uriges sagte.

Als sie wieder im Publikum erscheinen konnte, begab sie sich nach Paris, und brachte Gott ihr Dankopfer erst in der Liebfrauen Kirche, dann auch in jener der heiligen Genoveva dar. Diese Handlung kann zum Beweis dienen, daß sie keine Seligen, sie vernachlässigte, gesellschaftliche Gebräuche, die leider bey dem Volke nur zu sehr in Vergessenheit gerathen waren, von neuem in Erinnerung zu bringen, und ihre Abhängigkeit an den Glanzen ihrer Vorfahren vor aller Welt zu bekennen.

Sie ließ es jedoch nicht bloß bey dieser gottesdienstlichen Handlung bewenden, sondern verband zugleich, wie sie immer zu thun pflegte, jene guten Werke damit, welche die Religion anbefiehlt. Nur allein in Paris

stattete sie hundert arme Mädchen aus, welche die Seelsorger auf der Königin außerordentlichen Befehl waren den tugendhaftesten ihrer Pfarrkinder aussuchen mußten.

Die Einwohner der Hauptstadt und einiger andern Städte gaben ihre Freude über die Geburt der Prinzessin dadurch zu erkennen, daß sie allerlei Feyerlichkeiten veranstalteten. In Paris bezeugte man sich während derselben sehr freigebig; denn es wurden sehr ansehnliche Summen in die Spitäler, in die Gefängnisse, und überall hingebracht, wo es Nothleidende gab. In dieser Art von Freundsckrynungen fand die Königin das meiste Vergnügen. Das gemeine Volk, welches damals noch nicht durch verläumdertische Gerüchte gegen die Königin aufgebracht war, äußerte seine Freude mit weit mehr Freigebigkeit, als die andern Stände der väterlichen Verschlossenheit. Die Schauspieler gaben auf verschiedenen Theatern Freyscedien. Bey dieser Gelegenheit ereignete sich im Theatre françois ein Vorfall, der, so unbedeutend er Manchem vorkommen mag, weglassens in so fern hier angeführt zu werden verdient, als sich daraus ergibt, wie weit man damals, selbst in dem niedrigsten Volkssassen, davon entfernt war, jenes System der Gleichheit einführen zu wollen, wodurch aller Unterschied der Stände ganz aufgehoben wird. Es war nemlich von Alters her üblich, daß sich die Rehlenträger bey dergleichen Feyerlichkeiten in der Loge des Königs, und

die Fischweiber in jener der Königin einfanden. Jene wie diese, wunderten sich bey ihrer Ankunft im Theater nicht wenig, ihre Plätze besetzt zu sehen. Beide machten gewaltigen Lärm über die Verletzung eines Privilegiums, welches man ihnen seit undenklichen Zeiten zugestanden hatte, und verlangten auf der Stelle in Integrum restituirt zu werden. In unsern Tagen pflegt man freylich von dem Gipfel der neu-modischen Philosophie auf dergleichen geringfügige Ansprüche mitleidsvoll herabzublickeln. Unbegreiflich kommt es uns vor, wie es nur möglich sey, dergleichen Lappalien als Dinge von Wichtigkeit zu behandeln? Sollte man sich denn aber nicht glücklich schätzen, wenn man im Stande ist, einen Theil der bürgerlichen Gesellschaft, für die mühseligen Beschäftigungen, welchen er sich Tag für Tag unterziehen muß, durch dergleichen unschuldige Prärogativen zu entschädigen?

Die Schauspieler machten jener Streitigkeit dadurch ein Ende, daß sie den Kolenträdern ihren Platz auf der rechten Seite anwiesen, wo der König, und den Fischweibern da, wo die Königin zu sitzen pflegte. Allenhalben machten die Schauspieler und das Volk, nach Endigung des Stücks, gemeinschaftliche Sache, tanzten, stimmten der Königin zu Ehren in vollem Chor allerlei Lieder an, und wiederholten besonders die bekannten Verse aus der Oper Iphigénie in Aulis, welche sich mit den Worten anfangen:

Charmant, célébrons notre Reine.

(Singt, preiset unsre Königin.)

Wenn diese Vergnügungen zu Ende waren, theilte man Erfrischungen unter die Zuschauer aus, welche viel tausendmal das Freudengeschrey hoch lebe die Königin! wiederholten, und allerley Trinksprüche auf das Wohl der neugekrönten Prinzessin in die Kunde gehen ließen.

Das Werkwiedrigste bey diesen Volksfesten ist, daß Alles so ruhig abgieng, und daß jedermann die freudigste und herzlichste Theilnahme an den Tag legte. Ist das Volk auch noch dergleichen so froh? Zum Beyspiel, bey dem Feste der Erbgatten, bey jenen abgeschwachten und langweiligen Ceremonien, wozu man es heutiges Tages einladet? Soll man sich darüber freuen, oder es beklagen, daß ihm jetzt nicht mehr jene Wonnen zu Theil wird, die es sonst bey den Geburtstagsfesten der königlich französischen Prinzen und Prinzessinnen genoss?

In Lyon spielte es sich nicht minder eifrig, den frohen Antheil zu erkennen zu geben, welchen es am Wohl der Königin nahm. Es verließ seine Werkstätten, eilte in die Kirchen, beleuchtete mehrere Tage lang die Stadt, und veränderte allenthalben Freudenfeuer. Die Anordnung der Lustbarkeiten auf dem dortigen Rathhause,

Vor.

verrieth viel Einsicht, besonders in so fern, als dafür gesorgt war, daß dieses gute Volk überall das Bildniß seiner geliebten Kénigain vor Augen sah. Die größte Aufmerksamkeit erregte jedoch das Feuerwerk. Ganz zu oberst an dem Gerüste, dessen man sich hierzu bediente, erblickte man das Portrait der Königin im Medaillon, welches zwei Eichen hielten und mit Blumenkränzen schmückten. Am Frieß war nachstehende, der Wahrheit vollkommen gemäße Inschrift zu lesen:

De ses sujets elle est aussi la mère.

(Auch ist sie Mutter ihrer Unterthanen.)

Wenn man sich jene glücklichen Tage wieder ins Gedächtniß zurückruft; wenn man bedenkt, von welcher Volkstlasse diese Ausdrücke der Ehrfurcht und Liebe herrührten, die in dem dankbegierigen Herzen der Königin so beseligende Gefühle erregten; kann man sich dann noch wundern, daß diese Prinzessin sich in Rücksicht ihrer Wünsche, ihres Betragens, ihres Geschmacks, dem Volke so viel möglich zu nähern suchte? Ach, es ist nicht möglich sich eine herzzermalnende Wahrheit zu verhehlen, die auf jeder Seite dieses Werks Feststänung erhält; daß nemlich Marie Antoinette bloß deswegen so unglücklich ward, weil sie eine zu große Liebe für das Volk hegte. Die ansehnlichen Sitten einiger Großen stößten sowohl ihr selbst, als ihrem tugendhaften Gemahl, Ludwig dem Sechzehnten, eine sichtbare Abneigung

gegen den hohen Adel, die höhere Geistlichkeit, und die Parlamentarier ein. Beide suchten sich einen Anhang bey dem Volke zu machen, um jene Colosse durch dessen Verbülfe von ihrer Höhe tiefer herabsetzen zu können; aber siehe da! als man an den Grundpfeilern des Staatsgebäudes rüttelte, stürzte dasselbe zusammen, und die ganze königliche Familie erlag unter dessen Trümmern. Dick ist in wenig Worten die ganze Geschichte der französischen Revolution! Die Königin traute dem Volke Tugend, Gerechtigkeit, Freundschaft und Dankbarkeit zu. Wer darf es wagen, sie wegen dieser irdischen Voraussetzung zu tadeln? Verdient wohl eine gütliche Hausmutter, die ihre Kinder liebt, deswegen weniger Lob, weil ihr dieselben, statt herzlichster Gegenliebe, mit dem schändlichsten Undank lohnen?

Die Dichter gaben ihre Freude über die Geburt der königlichen Prinzessin ebenfalls zu erkennen, und ließen für dieselbe der Königin Gerechtigkeit wiederfahren. Das heißt, sie rühmten die Tugenden derselben, und sprachen von der Ehrfurcht, die ihr in dieser Rücksicht gebühre. Einer aus ihrer Mitte, Namens Noel, welcher sich während der Revolution aus dem Schulstaube zu einem Gesandtschaftspossen empor schwang, widmete ihr unter andern auch ein Gedicht, welches sehr lang war, und wovon ich zur Probe nur die drey letzten Verse hier anführen will. Sie lauten so:

Multiplier son image,
 C'est donner un nouveau gage
 De l'amour qu'elle a pour nous.

Dies neugeborne Kind, das ihre Zähne trägt,
 Zeugt von der Liebe, die die Mutter für uns hegt.

Nur im Vorbeygehen will ich hier anmerken, daß der Verfasser dieses Gedichtes, welcher damals der Königin das Zeugniß gab, daß sie das Volk liebe, diese nemliche Prinzessin nach dem Ausbruch der Revolution als eine Feindin des Volks verschrie. Die Wahrheiten, welche sich hieraus folgern lassen, sind zu niederschlagend, als daß ich dabey verweilen konnte, sie umständlich aus einander zu setzen. Indesß kann ich nicht umhin, meine Verwunderung über die Unverschämtheit der meisten Gelehrten zu äußern, die, nachdem sie lange genug mit der größten Bitterkeit auf die Speichelleckerey der Heflinge geschimpft hatten, nun selbst die schändlichsten Beweise gaben, daß sie nur solche Personen zu lobpreisen pflegten, denen das Glück günstig war.

Noch muß ich nachfolgende Verse hier anführen, ob ich gleich nicht weiß, wer sie gemacht hat. Ich rücke sie deswegen ein, weil sie die Gesinnungen schildern, welche das Volk in dem damaligen Zeitpunkte gegen seine Beherrscherin an den Tag legte, und worauf es so stolz war. Hier sind sie:

J'ai vu dans tous les coeurs l'amour et l'allégresse,
 J'ai vu la ville en feu signaler sa tendresse;
 François, peuple volage et constant à-la-fois,
 Que j'aime ta brillante ivresse!
 Il est donc vrai qu'on peut se fixer quelquefois,
 Et si tu changes de maîtresse,
 Tu restes fidèle à tes rois.

„Ich sah, daß aller Herzen von Lieb' und Fröhlichkeit
 ..überfloßen. Ich sah, daß die ganze Stadt, zum Zeichen
 ..gütlicher Theilnahme, beleuchtet war. Franzosen! Leicht:
 ..sünniges, flatterhaftes Volk, und doch voll herzlichster An-
 ..hänglichkeit! Wie lieb' ich dich in deinem Wonnetaumel!
 ..So ist es denn doch wahr, daß man deine Zuneigung zu
 ..seffeln vermag. Ungetreu wirst du zwar oft deiner Gelieb-
 ..ten, desto getreuer hingegen bleibst du deinen Königen.“

Die Königin war demnach in jenem Zeitpunkte noch glücklich. Sie sah die mehr als wahrscheinliche Hoffnung vor sich, ihren Gemahl mit einem Thronerben zu erfreuen, und glaubte noch überdies vom Volke geliebt zu seyn.

In den ersten Monaten des Jahres 1781 gewann ihre Glückseligkeit einen neuen Zuwachs; denn sie befand sich abermals in andern Umständen. Während ihrer Schwangerschaft stattete der Kaiser seinen zweiten Besuch bei ihr ab. Am neun und zwanzigsten Julius kam er zu Paris an, und den vierten August reiste er von

da wieder ab. Die kurze Dauer seines Aufenthalts veranlaßte die Vermuthung, daß er durch Dinge von der äußersten Wichtigkeit bewogen worden sey, den Hof von Versailles zu besuchen. Wahrscheinlicherweise mochte er hiebey keine andere Absicht haben, als sich durch seine persönliche Gegenwart zu überzeugen, daß ihm die Politik Ludwigs des Sechzehnten, in Betreff seiner weit-aussehenden Entwürfe, die er schon damals im Kopfe trug, keine Hindernisse in den Weg legen werde.

Es ist bekannt, daß er diese Projekte mit einer Schnelligkeit und Hartnäckigkeit durchzusetzen suchte, die ihn um einen beträchtlichen Theil seiner Schätze brachten, wenigstens zweymal hundert tausend Menschen das Leben kosteten, seine Gesundheit zerrütteten, und ihn vor der Zeit ins Grab stürzten.

Joseph der Zweyte hatte sich vorgenommen, die ganze Welt umzulehren. Wer getrauet sich den Zeitpunkt zu bestimmen, wo das Feuer, welches er zuerst in Europa anzündete, wieder erlöschen wird? Zu eben der Zeit, wo er, durch eben so rasche als unzeitige und größtentheils unüberlegte Neuerungen, in seinen eigenen Staaten das Unterste zu Oberst lehrte, schloß er zugleich mit der Kaiserin von Rußland einen Allianztraktat, der darauf abzwecte, die Macht der Osmanen zu stürzen. Seine weitschichtigen Staaten dünkten ihm nicht

groß genug; er ging daher mit dem Vorhaben um, dieselben zu erweitern, und wollte sich hinfort nicht mehr mit dem leeren Titel eines römischen Königs begnügen.

Raum hatte er seine Laufbahn betreten, als ihn der Tod übereilte. Wenn er länger am Leben geblieben wäre, würde er seine nachherigen Schritte gewiß reiflicher überlegt haben und folglich einer der einsichtsvollsten Regenten geworden seyn. Dieß erhellet unter andern daraus, daß er am Ende seiner Tage, wo jede Täuschung vor seinen Augen verschwand, sich selbst vor seinen gigantischen Ideen entsetzte. Er bezeugte darüber eine Reue, die seinem Andenken zur Ehre gereicht, und erklärte sich umständlich, in Betreff des Weges, welchen er eigentlich hätte einschlagen müssen, um zu einem wahren und dauerhaften Ruhm zu gelangen. Leider wurden aber seine frühern Entwürfe nicht mit ihm zu Grabe getragen. So krumm und verworren sich bey den dermaligen Conjuncturen der Gang der Politik hin und her schlängelt, so ist dennoch nichts leichter, als ihrer Spur zu folgen, und sich zu überzeugen, daß ihr ganzes Bestreben noch immer darauf abzwackt, den Plan Josephs des Zweyten ins Werk zu setzen.

Jetzt sah ihn die Königin Marie Antoinette zum zweytenmal, eben so wie bey seiner ersten Anwesenheit, seinen Rang, seine Würde gänzlich hintansetzen, und

alles das sorgfältig von sich entfernen, was nur irgend dazu beitragen konnte, ihm von Seiten des großen Haufen Respekt zu verschaffen. Zufolge eines unbegreiflichen Geschicks, nahmen also selbst diejenigen, welchen doch am meisten daran gelegen seyn mußte, von dem Volke für wahre Erdengötter gehalten zu werden, die Mühwaltung über sich, dasselbe zu überzeugen, daß sie nicht das Geringste vor dem niedrigsten Erdensohne voraus hätten. Wenn ehemals ein Gesandter an diesen oder jenen Hof geschickt wurde, so hielt er jedesmal seinen öffentlichen Einzug, und zeigte sich bey dieser Gelegenheit in vollem Staate, und mit einer Pracht, die jedermann von der Macht und Größe seines Gebieters überführte. In neuern Zeiten wurden alle diese Staatsaufzüge von den Regenten ein für allemal abgeschafft, nicht anders, als wenn sie befürchtet hätten, man möge sich vielleicht von ihrer Würde eine zu hohe Idee machen. Ja sie trieben die Sache noch weiter, und ließen sich durch eine sehr übel angebrachte Philosophie verleiten, von ihrer eigenen Person allen äußern Glanz zu entfernen, den doch selbst die Religion, dieses Schooskind des Himmels, nicht verschmähete, weil er dazu beiträgt, ihr auf die Herzen der Menschen desto mehr Einfluß zu verschaffen. Ist es demnach wohl zu verwundern, wenn sich die Unterthanen den Königen gleich zu seyn dünkten, da die Könige mit aller Gewalt gleich ihren Unterthanen behandelt seyn wollten?

Am zwey und zwanzigsten October 1781, kam die Königin zum zweytenmal in die Wochen. Ihr war außerordentlich bang, daß sie wieder eine Prinzessin zur Welt bringen möchte. Der König, welcher sie mit jedem Tage mehr lieb gewann, suchte ihr diesen Irrthum so geschwind als möglich zu benehmen. Madame, sprach er, Sie haben meinen und meines Volkes Wunsch erfüllt. Sie sind von einem Dauphin entbunden. Kaum hatte er ausgesaget, als sie das Kind zu sehen verlangte. Die Prinzessin von Guemence, welche damals Gouvernante der königlichen Kinder war, gab es ihr aufs Zeit. Sie segnete es ein, und befahl, daß es sogleich getauft werden sollte.

Nun waren denn also die Wünsche des Königs und der Königin erfüllt. Die ganze Nation würde sich in dem nämlichen Fall befunden haben, wenn nicht schon damals die Verläumdung ihren verderblichen Einfluß geäußert, und die Herzen der Menschen in Eis verwandelt hätte. Auch diesmal waren die Glückwünschungscomplimente der niedrigeren Volksklassen die schmeichelhaftesten unter allen. Der Eifer, mit welchem sie dem hohen Ehepaar dargebracht wurden, und die freymüthige Art des Vortrags, zeigten deutlich genug, daß dabei weder Etiquette noch eigenmüthige Absichten zum Grunde lagen.

Jene, der Fischweiber, sind es werth, dieser Gesellschaft von Wort zu Wort eingerückt zu werden. Zum Könige sagten sie:

„Sire, wenn je der Himmel bewogen werden konnte, einem Könige, der seine Unterthanen wie seine eigenen Kinder liebt, einen Sohn zu schenken, so stehen wir ihn durch unser Gebet und unsere Wünsche schon längst darum an. Endlich sind sie gewährt. Nun sehen wir mit Gewisheit zuver, daß unsere Kinder dereinst eben so glücklich seyn werden, wie wir; denn dieses Kind wird Ihnen ähnlich werden. Sie werden es lehren, Sire, eben so gerecht und gütig zu seyn, wie Sie. Wir werden es uns zur Pflicht machen, die unsrigen zu lehren, wie man seinen König verehren und lieben müsse.“

Die Königin redeten sie folgendermaßen an:

„Schon lange liebten wir Sie, Madame, ohne daß wir uns getrauten, es Ihnen zu sagen. Jetzt müssen wir die ganze Ehrfurcht, die ihnen gebührt, zu Hülfe nehmen, damit wir die Erlaubniß, Ihnen unsere Liebe zu bezeugen, nicht missbrauchen.“

An den Dauphin hielten sie folgende kurze Anrede:

„Dermalen kannst du zwar die Glückwünsche, welche dir von denen, die sich um deine Wiege versammelt haben, dargebracht werden, noch nicht verstehen; einst wird aber eine Zeit kommen, wo man sie dir erklären wird. Sie bestehen darin, daß du denen ähnlich werden mögest, die dir das Leben gaben.“

Die Respectsbezeugung dieser gutmüthigen Weibspersonen, welche die Empfindungen, wovon sie sich gegen ihre hohe Landesherrschaft durchdrungen fühlten, mit so vieler Offenheit und Unbefangenheit ausdrückten, gefielen der Königin weit mehr, als die erkünstelten Complimente der Großen; denn eben diese so einfache und naive Respectsbezeugung diente ihr zum Beweis, daß sie von jenem Theile des Volke, welchen sie am meisten liebte, hinwiederum geliebt werde. Um so mehr mußte es ihr aber auffallen, daß man nicht überall an der Freude, welche dieses gute Volk über die Geburt des Dauphin an den Tag legte, gleichen Antheil nahm.

Außerst empfindlich war sie insonderheit über die Gleichgültigkeit der Stadt Paris, und es ist nicht zu läugnen, daß diese Gleichgültigkeit einem wahren Scandal glich. Der Dauphin, mit welchem sie Frankreich beschenkt hatte, war den zwey und zwanzigsten October geboren worden, und zu Anfange des darauf folgenden Januar war auf dem Rathhause zu Paris noch nicht

die allergeringste Anstalt zu öffentlichen Freudenbezeugungen wahrzunehmen. Die Königin konnte sich nicht länger enthalten, öffentlich ihr Mißvergnügen hierüber zu äußern. Sie fragte unter andern: ob man denn die Freudenbezeugungen über die Geburt des Dauphin etwa so lange versparen wolle, bis er groß genug seyn werde, denselben beywohnen, und ein Länzchen mit machen zu können?

Endlich wurde der ein und zwanzigste Jänner als der Tag anberaumt, an welchem diese Feyerlichkeiten ihren Anfang nehmen sollten. Der König und die Königin wurden beyderseits eingeladen, sie mit ihrer Gegenwart zu beehren. Bevor sie sich einfanden, veranstalteten sie eine Menge guter Werke. Fast alle die, welche wegen Schulden verhaftet waren, wurden wieder auf freyen Fuß gesetzt; auch öffnete man die Thüren des Gefängnisses solchen Verbrechern, die einige Nachsicht verdienten; und damit diese Handlungen der Wohlthätigkeit in gehöriger Ordnung vollbracht werden, damit keine einzige Gattung hilfsbedürftiger Personen ganz leer ausgehen möchte, so ernannte man hierzu eine eigene Commission, die aus den Requetenmeistern bestand, und woben der Cardinal von Rohan, als damaliger Großalmoesener von Frankreich, den Vorsitz führte.

Nur allein die Geldsummen, welche zur Befreyung verhafteter Schuldner erforderlich waren, betrugen vier,

mal hundert und vier und siebenzigtausend Livres. Die andern Almosen, welche bloß in dieser einzigen Hauptstadt, denn der andern will ich nicht einmal erwähnen, vertheilt wurden, lassen sich gar nicht berechnen. Bemerkenswerth ist es, daß die Königin allemal, wenn es darauf ankam, mehr Wohlthaten als gewöhnlich auszuspenden, sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, den größten Theil derjenigen Gelder, worüber sie freye Hand hatte, der Stadt Paris zufließen zu lassen. Diese großmüthige Vorsicht legte sie einmal wie das andere an den Tag, wenn es darum zu thun war, nothleidenden Einwohner in dieser Hauptstadt unter die Arme zu greifen. Wer hätte damals vermuthet, daß diese mitleidsvolle Prinzessin dereinst mitten unter denen, welche sie so gern in glücklichere Umstände versetzte, so viele Trübsale würde zu erdulden haben?

In Gemärsheit der Wünsche, welche der Stadtrath geäußert hatte, fanden sich der König und die Königin den ein und zwanzigsten Jänner zu Paris ein. Als sie dort anlangten, bezogen sie sich, wie sie gewöhnlich bey dergleichen Gelegenheiten zu thun pflegten, sogleich in die Liebfrauen Kirche, und von da nach jener der heil. Genoveva, um Gott ihr Dankopfer darzubringen. Hier brachten sie den ganzen Vormittag im Gebet zu. Gegen zwei Uhr Nachmittags erhoben sie sich auf das Rathhaus, wo der ganze Hof zur Tafel eingeladen war.

Hier ging es aber so bunt durch einander, und die Bedienung war so erbärmlich, daß mancher Duc und Pair nichts weiter zu essen bekam, als etwas Rüben und Butterbrod. Wenn man auch diese schlechte Bewirthung nicht in der Absicht veranstaltet hatte, dem hohen Ehepaar einen Pöffen zu spielen, so ist wenigstens nicht zu läugnen, daß aus Allem eine unverzeihbare Nachlässigkeit und Knauseren hervorleuchtete.

Das Feuerwerk, welches am Abend des nemlichen Tages abgebrannt wurde, der von rechtswegen für die Königin einer der festlichsten hätte seyn sollen, entsprach der Erwartung so wenig, daß das gemeine Volk seine Unzufriedenheit laut darüber äußerte. Zum Beweis, daß diejenigen, welche diese lächerliche Feyerlichkeit veranstalteten, hiebey nicht sowohl auf die eigentliche Veranlassung, als vielmehr auf ihr schändliches Interesse Rücksicht genommen hatten, dienet unter andern der Umstand, daß sich in Betreff dieses Feuerwerks ein scandäloser Prozeß entspann. Lavariniere, der sowohl den Plan dazu entworfen, als auch die Ausführung besorgt hatte, erhielt nemlich die Befehlung nicht, weswegen man mit ihm übereingekommen war. Er klagte. Man entschuldigte sich damit, da er nicht viel geleistet habe, solle er auch nicht viel begehren. Seine Antwort war: er habe sich bey seiner Arbeit sehr einschränken müssen, weil man nicht viel hätte daran wenden wollen.

Es fällt von selbst in die Augen, daß dieser Rechts-
handel, welcher bey einer Gelegenheit entstand, wo man
die öffentlichen Freudenbezeugungen nicht groß und ma-
jestätisch genug einrichten konnte, viel Aergerniß erregte,
und daß diejenigen Schimpf und Schande davon hatten,
die mit einer Feyerlichkeit, welche von den Bewohnern
einer so berühmten Stadt dem Könige und der Königin
zu Ehren veranstaltet wurde, so wenig Pracht und
Würde vereinbarten. Man nenne dieß immerhin Klei-
nigkeiten, wenn man will; auf keinen Fall durfte ich sie
mit Stillschweigen übergehen; denn es ist schwer zu glau-
ben, daß man hierbey nicht die Absicht gehabt haben
sollte, der königlichen Würde einen bochhaften Streich
zu spielen; ja es scheint mir sogar, als wenn das Vor-
haben unverkennbar daraus hervorleuchte, die Achtung,
welche der Krone gebührt, allmählich zu schwächen.

Noch niederschlagender ist die Bemerkung, daß man
unter dem Zuckerwerk, womit der Nachschiff verziert war,
allerley Figuren wahrnahm, welche die schändlichsten
Aufspielungen auf die Königin veranlaßten, und die Ehr-
barkeit auf eine so empörende Art beleidigten, daß ich
es, aus Achtung für meine Leser, nicht einmal wagen
darf, dieses Blatt mit ihrer Beschreibung zu verunrei-
nigen. Hätte man nur die allergeringste Aufmerksamkeit
anwenden wollen, so hätte man die Feinde der Königin
gar leicht verhindern können, sich dieser schändlichen

Waffen zum Nachtheil derselben zu bedienen; aber es waren, wie ich bereits zu wiederholtenmalen angezeigt habe, Leute, die eben nicht zu den geringern Volksschlassen gehörten, welche dergleichen verläumberische Anspielungen erdichteten, und sie mit dem größten Vergnügen zu verbreiten suchten.

Eine andere nicht minder traurige Wahrheit, die aber eben so wenig wie jene mit Stillschweigen übergangen werden darf, ist diese, daß die Königin, deren Scharfblick nicht leicht etwas zu entgehen pflegte, und die den Menschen die geheimsten Gedanken ihres Herzens an den Wienen ansehen konnte, bey diesem Festin sonst nirgends, als nur unter Leuten geringen Standes eine ungeheuchelte und zwanglose Theilnahme an ihrem Wohlergehen wahrnahm. Hierdurch wurde sie von neuem in der Vermuthung bestärkt, daß man ihr nur von Seiten der untern Volksschlassen vollkommene Verehrtheit wiederfahren lasse.

Eben so wahrscheinlich ist es, daß sich diejenigen, welche von der Möglichkeit einer beverstehenden Staatsveränderung überzeugt waren, nicht wenig darüber ärgerten, daß die Autorität des Königs und der Einfluß der Königin durch die Geburt des Dauphin einen neuen Zuwachs gewann. Ehedem hatten sie gehofft, daß die Königin keine Kinder zur Welt bringen würde, jetzt sa-

hen sie aber wohl ein, daß die lächerlichen Märchen, welche man in dieser Rücksicht ausgesprengt hatte, ganz ungegründet waren; und als die Königin im Märzmonate 1785 einen zweyten Prinzen gebar, ward das Vertrauen, welches sie auf jene Tadeln gesetzt hatten, vollends ganz zu nichte gemacht. Ihr und ihres Gemahls jugendliches Alter ließ natürlicherweise eine zahlreiche Nachkommenschaft erwarten, und folglich verschwand vollends alle Aussicht, als wenn je der Mangel an Thronerben, unter der jetzt regierenden Dynastie Veranlassung geben würde, die Rebellionenprojekte, worüber man brütete, in Ausführung zu bringen.

Dieser zweyte Prinz ward eben auch, wie sein erstgeborner Bruder, gleich nach der Geburt getauft. Die Duchesse von Polignac, welche statt der Prinzessin von Guemenee zur Gouvernante der königlichen Kinder ernannt worden war, präsentirte ihn der Königin. Diese gab ihm den Titel als Herzog der Normandie, welches auch von Seiten des Königs geschah.

Diese Benennung konnte niemanden befremdend vorkommen; denn da am französischen Hofe der Gebrauch herrschte, daß alle königliche Kinder den Namen einer oder der andern Provinz führten, so war es wohl sehr natürlich, daß man den zweyten Sohn des Königs nach der Normandie nannte, weil diese unter allen Provin-

jen im ganzen Königreiche die ansehnlichste war. Der König und seine Gemahlin hatten aber hiebei noch einen besondern Beweggrund, der ihrem Herzen zur Ehre gereichte. Der König hatte nemlich bey Gelegenheit einer Reise, die er in der Absicht nach Cherbourg machte, die berühmten Arbeiten am dortigen Hafen in Augenschein zu nehmen, die ganze Normandie durchstreift. Ueberall, wo dieser gute Fürst hinkam, erwartete ihn der froheste und herzlichste Empfang von Seiten seiner Unterthanen. Dies bewog ihn, in einem Schreiben an seine Gemahlin unter andern diese rührenden Ausdrücke mit einfließen zu lassen: Die Liebe meiner Unterthanen hat mich tief in der Seele gerührt. Urtheilen Sie selbst, ob ich nicht Ursache habe, mich für den glücklichsten König auf Erden zu halten.

Dankbarkeit war eine von den Haupttugenden, wodurch sich Ludwig der Sechzehnte eben so sehr auszeichnete, wie die Königin Marie Antoinette. Der geringste Beweis von freundschaftlicher Zuneigung machte den tiefsten Eindruck auf sein Herz, und kam ihm nie wieder aus dem Gedächtniß. Sorgfältig ergriff er jede Gelegenheit demjenigen, welcher ihm dergleichen zu erkennen gegeben hatte, seine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Da ihm nun die gute Aufnahme, welche er bey seinen getreuen Unterthanen in der Normandie gefunden

hatte, in frischem Andenken schwebte, so nahm er die Abrede mit der Königin, daß der zweite Prinz, welchen sie zur Welt bringen würde, den Namen dieser Provinz führen sollte. Dieß geschah deswegen, damit sich dieser Prinz dereinst bey reifern Jahren des besondern Wohlwollens erinnern möchte, welches er den Bewohnern eines Landes schuldig sey, wo der Urheber seines Daseyns mit so vielen Segenswünschen überhäuft worden war. Fürsten, welche so großmüthige Gesinnungen, deren nur tugendhafte Seelen fähig seyn können, an den Tag legten, hatten doch fürwahr in Rücksicht ihrer eigenen Person die gerechtesten Ansprüche auf Dankbarkeit zu machen.

Da ich eben der Reise nach Eberburg erwähnte, während welcher Ludwig der Sechzehnte einige der glücklichsten Tage seines Lebens genoß, so muß ich doch die Bemertung beifügen, daß diese Reise schon an und für sich den stärksten Beweis darbieten würde, die Vorwürfe zu entkräften, welche man der Königin wegen ihrer vermeintlichen Ehrsucht zu machen pflegte. Wäre es nicht ihr feier und unverbrüchlicher Vorsatz gewesen, sich auf keimerten Weise in Staatsangelegenheiten zu mischen, so hätte sie damals die schrecklichste Veranlassung von der Welt gehabt sich dieses Recht anzumessen. Was hätte man vernünftigerweise dagegen einwenden können, wenn sie sich während der Abwesenheit des Königs für dessen Stellvertreter erklärte, oder sich wenig-

fiend eine Art von Obergewalt im geheimen Staatsrath zugeeignet hätte? Ein Zoll dieser Art würde nicht der erste gewesen seyn; denn mehr als eine Königin hatte bereits in Abwesenheit des Monarchen die Regierungsgeschäfte besorgt. Hätte die Königin hierauf ebenfalls Anspruch gemacht, so würde ihr niemand haben einwenden können, daß sie etwas begehre, was sich nicht für ihren Rang schicke. Es fiel ihr jedoch nicht auf die entfernteste Art ein, sich, obgleich nur auf wenige Tage, des Staatsruders zu bemächtigen, und ich getraue mir zu behaupten, daß sie sich standhaft geweigert haben würde, dieses Erbieten anzunehmen, wenn es ihr auch wirklich gemacht worden wäre. Auf der andern Seite dachte der König eben so wenig daran, ihr, so sehr er übrigens überzeugt war, daß sie es verdiene, diesen, an sich sehr geringfügigen Beweis seines Zutrauens zu geben, weil er mehr als zu gut wußte, daß er dem Reide dadurch nur Gelegenheit verschaffen würde, sie von neuem zu tranken.

Während der Abwesenheit ihres Gemahls beschäftigte sich Marie Antoinette mit nichts andern, als nur mit ihm. Sie zählte jeden Augenblick, der bis zu seiner schuldichst erwarteten Zurückkunft verstrich. Sie konnte sich an seinen Briefen gar nicht satt lesen. Sie benehnte diejenigen, worin er ihr seine Dankbarkeit gegen die biederu Bewohner der Normandie schilderte, mit ihren

Thränen. widmete denselben in ihrem Herzen die nemliche Erkenntlichkeit, und dankte dem Himmel, daß er ihr das Vergnügen gewährte, ihren Gemahl so geliebt zu sehen, wie er es wirklich verdiente. Diese kurze Abwesenheit verlebte sie auf eben die Art, als wenn sie in die tiefste Trauer versetzt worden wäre; denn so lange dieselbe dauerte, erlaubte sie sich nie das geringste Vergnügen. Wenn jemand einen Ball, oder eine andere Lustbarkeit, in Vorschlag brachte, pflegte sie diesen Vorschlag herzusagen, woraus man damals viel Wesens machte:

Quand le bien-aimé reviendra!

Wenn einst der Vielgeliebte wiederkehrt.

Ich denke, man wird dieser Fürstin die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht zu denen gehörte, die ihre Pflichten als Gattin aus den Augen setzen.

Hiernächst muß ihr die Geschichte das Zeugniß geben, daß sie, als Mutter betrachtet, es allen Frauenpersonen ihres Zeitalters an Zärtlichkeit und Sorgfalt zuvorthat. Außer der bereits erwähnten Prinzessin, und den beyden Prinzen, hatte Marie Antoinette noch eine zweyte Prinzessin geboren, die aber nur kurze Zeit lebte. Ueber diesen Todesfall vergoß die Königin die bittersten Thränen. Es waren bereits mehrere Monate verfloßen, und sie konnte sich noch immer nicht über ihren Verlust zufrieden geben. Als einst der Prinz Georg

von Hessendarmstadt einen Besuch bei ihr abstattete, kam er eben dazu, als sie bitterlich weinte. Der Prinz war innigst gerührt. Mit der lebhaftesten Theilnahme stellte er ihr vor, es sey ihm unbegreiflich, wie ihr Schmerz so anhaltend und doch so lebhaft fortbauern könne. Er müsse sich, sprach er, die Freiheit nehmen, ihr vorstellig zu machen, daß es der Vernunft widerspreche, so viele Thränen über den Verlust eines Kindes zu vergießen, an welchem noch gar nichts zu bemerken gewesen sey, das einem so tief empfundenen Schmerz zur Entschuldigung diene. Ach mein Herr, versetzte die Königin, dieses Kind wurde dereinst meine Freundin geworden seyn! Nur Leidende, nur gefühlvolle Herzen, nur Mütter sind im Stande, dieses Wort nach seinem ganzen Werth zu würdigen. Sie werden insgesammt darin übereinstimmen, daß es der vortrefflichen Prinzessin, die es aussprach, unendlich viel Ehre macht.

Die zärtliche Liebe, welche sie für ihre Kinder hegte, war keineswegs eine zweckleere oder blinde Vorliebe, die alle Fehler übersieht. Im Gegentheil sah sie die Sorgfalt für die Erziehung derselben nie aus den Augen, und ertheilte ihnen den ersten Unterricht in eigener Person. Alle Morgen gegen zehn Uhr mußten sie von einer Unterhofmeisterin zu ihr gebracht werden. In ihrem Beyseyn ließ sie den Kindern von den verschiedenen Lehrmeistern, die ihnen zugeordnet waren, Lektion geben. Diese

Beschäftigung setzte sie nie aus; selbst dann nicht, wenn sie unpäßlich, oder wohl gar bettlägrig war. So freundlich sie sich gegen jedermann betrug, und so gern sie mit ihren Freundinnen scherzte, so ernsthaft war sie gegen ihre Kinder. Immer sprach sie in einem gesetzten und sehr vernünftigen Tone mit ihnen. Sie war streng gegen sie, und sah ihnen nie durch die Finger, wenn sie ihr gerechte Ursache zum Mißvergnügen gegeben hatten. Sie fürchteten sich vor ihr; da sie aber nie aus Eigensinn mit ihnen schmähte, oder ihnen bloß aus Laune Belohnungen ertheilte, so wurde sie zugleich im höchsten Grade von ihnen geliebt und verehrt. Eine Prinzessin, die es sich zum ansehnlichsten Geschäft machte, dergleichen schwere Pflichten so pünktlich zu erfüllen, verdiente gewiß nicht, daß man sie des Leichtsinns beschuldigte.

Uebrigens wird sich wohl niemand von unsern Vermählten Zeitgenossen in vollem Ernst einfallen lassen, die Einsicht und Sorgfalt, welche Marie Antoinette in der Erziehung ihrer Kinder an den Tag legte, bezweifeln zu wollen. Ja! sollte man glauben, daß die Prinzessin Marie Thérèse Charlotte, welche bekanntlich von Frankreich an das Haus Oesterreich ausgeliefert ward, ihre beiden Brüder, die Prinzen, bloß deswegen überlebt habe, um der ganzen jetztlebenden Generation einen anschaulichen Beweis vor Augen zu stellen, daß ihre vortheilhafte Mutter alle mit erdenklicher Mühe angewandte,

ihre Kinder auf eine solche Art zu erziehen, damit sie dereinst alle Tugenden, alle Verdienste wieder in Erinnerungen bringen möchten, wodurch jene hohen Personen sich auszeichneten, welchen sie ihr Daseyn zu verdanken hatten.

Die Prinzessin Marie Theresie besaß, nach dem einstimmigen Zeugniß aller, welche das Glück hatten, sie kennen zu lernen, einen eben so leutseligen, sanftmüthigen und mitleidigen Charakter, wie ihre unglücklichen Eltern, Ludwig der Sechzehnte und Marie Antoinette. Sie verbindet damit alle jene Kenntnisse, die einer Person von ihrem Alter zur Zierde gereichen. Gleichwohl wurde sie unter Stürmen und Ungewittern erzogen, und kaum war sie der Kindheit entwachsen, als sie ihre vorzügliche Lehrmeisterin auf immer verlor. Wäre es wahr gewesen, daß die Königin wenig Geistesbildung, wenig Tugendliebe besessen, und die sinnlichen Vergnügungen mehr als alles andere geliebt hätte; so fragt sich: Wie ginge es denn zu, daß der Unterricht, welchen sie ihren Kindern mitten unter Kummer und Angst, und noch überdies in einem so kurzen Zeitraume mittheilte, so vorzügliche Früchte hervorbrachte? Dieß einzige Beispiel beweiset meines Erachtens deutlich genug, daß sie es ihren Kindern weder an Liebe noch an der sorgfältigsten Erziehung fehlen ließ.

Trenlich trugen ihre Handlungen nicht wenig dazu bei, ihren Lehren einen besondern Nachdruck zu geben. Sie wußte über alles das, was eine Prinzessin zu wissen nöthig hat, so vortreflich zu räsonniren, daß es beynahe nicht möglich war, sie über dergleichen Dinge sprechen zu hören, ohne daß man sich zugleich ermuntert fühlte, seine Kenntnisse ebenfalls zu erweitern. Und wie müßte es zuzugucken seyn, wenn nicht in ihren Kindern der Trieb des Wohlthuns erwacht wäre, da sie ihre Mutter täglich so viel Gutes um sich her verbreiten sahen?

Ihr Verhalten während der grimmigen Winterzeit von 1783 bis 1784 war so edel, daß ich nicht umhin kann, einen Augenblick dabey zu verweilen.

Gleich bey dem Eintritt der strengen Kälte nahm sie fünfhundert Louisder aus ihrer Schatzkiste, und sandte sie dem Oberpolizienlieutenant, mit dem Auftrage, sie unter die Armen auszutheilen. In dem Villet, welches sie ihm bey dieser Gelegenheit schrieb, kamen unter andern folgende Ausdrücke vor: Wie hat mir eine Ausgabe mehr Vergnügen gemacht, wie diese. Hätte sie wohl ihre Bereitwilligkeit, den Armen Gutes zu thun, deutlicher an den Tag legen können?

Der Zeitpunkt, wo Frankreich von dieser fürchterlichen Landplage heimgesucht wurde, war vielleicht in

dem ganzen Leben der Königin der einzige, wo man ihr völlige Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Ihre Wohlthaten stillten so viele Thränen, stahlten einen solchen Glanz von sich, daß man sie überall, wo es Unglückliche gab, mit Segenswünschen überhäufte. Ein Haufe Volks in Paris machte sich den Spas, am äußersten Ende der Straße Coc = Saint = Honore' eine große Pyramide von Schnee aufzuthürmen, und grub der Königin zu Ehren folgende Inschrift darauf ein:

Reine, dont la bonté surpasse les appas,
Près d'un toi bienfaisant occupe ici la place:
Si ce monument fièle est de neige et de glace,
Nos coeurs pour toi ne le font pas.

D. H.

„Königin, die du dich von Seiten deiner Herzengüte noch weit mehr auszeichnest, als durch deine Schönheit! Hier weisen wir dir deinen Platz neben einem wohlthätigen König an. Dieß hinfällige Denkmal, welches wir dir errichteten, besteht zwar nur aus Schnee und Eis; aber unsere dir gewidmeten Herzen sind ganz anders beschaffen.“

Allerdings war dieses Denkmal sehr hinfällig; denn sobald es die Sonnenstrahlen berührten, verschwand es, mit samt jener viel versprechenden Inschrift, wovon eben so wenig eine Spur übrig blieb, als von der Dankbarkeit des Pariser Volks. Desto länger werden sich hingegen diese Blätter erhalten, worauf ich die schönen Thaten

Marien Antoinettens beschreibe, und unsere unparthenischen Nachkommen werden ihr dereinst Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Paris und Versailles waren jedoch nicht die einzigen Ortschaften, welche sich der Wohlthaten der Königin in jenem fürchterlich kalten Winter zu erfreuen hatten, sondern sie erstreckten sich auf alle Unglückliche überhaupt, deren Noth ihr zu Ohren kam. So lebte zum Beispiel, in einer entlegenen Provinz, eine arme Bauersfrau, die ihren Mann verloren, und mehrere Kinder zu ernähren hatte. Lange kämpfte sie mit Mangel und Elend, und eben war sie im Begriff, ihrem Schicksal zu erliegen, als ihr, wie durch eine Art von Wunderwerk, eine beträchtliche Summe Geldes zugesellt wurde, die allen ihren Leiden auf einmal ein Ende machte. Natürlich bedurfte es nicht viel Kopfschreckens, die Wohlthäterin zu errathen, welche diese plötzliche Veränderung ihrer Glücksumstände bewirkt hatte. Da sie derselben ihre Dankbarkeit auf keine andere Art bezeigen konnte, kam sie endlich auf den Einfall, sich hierzu wie gewöhnlich der Dichtersprache zu bedienen. Zwar fehlte es den Versen, welche sie der Königin zuschickte, an jener Eleganz, die man von Werken dieser Art zu fordern berechtigt ist; doch führe ich dieselben um so lieber hier an, da sie jene schöne That nach der ganzen Lage der Umstände ins Licht setzen, und vielleicht unter allen, welche je der

Königin überreicht wurden, die einzigen sind, deren sie sich nicht schämen durfte. Hier ihr Inhalt:

„Ein Monat war bereits verfloßen, und immer noch sah ich mich zwischen vier alten haufälligen Wänden unter dem Schnee begraben. Ach! mir gebrach es an Feuer, an Wasser und Brod. Unaufhörlich von Hunger und Durst gepeinigt, sieht ich, daß die Natur, weder der Himmel, meine langwierigen Leiden verkürzen möchte. Umsonst war mein Leben! Es kam so weit, daß mir vor Kälte die Milch in meinem Busen gerann. So war mir denn auch das einzige, das letzte Vergnügen verfaßt, welches eine zärtliche Mutter in ihrem Elende zu genießen vermag. Mein hilfloses, unlängst gebornes Kind, erfülle meine Hütte mit seinem kläglichen Geschrey, das mir das Herz zerriß; und sein unglücklicher Vater stimmte mit ein. Mitleidsvoll nahte sich endlich der Tod, in der Absicht, uns alle drey auf einer und eben derselben Stätte zur Ruhe zu bringen. Dieß war der Augenblick, wohlthätige Königin! wo deine mitleidsvolle Seele, die sich der Unglücklichen so gern erbarmt, der leidenden Menschheit unter dem niedern Strohdach eben so schnellmüthig als unerwartete Hülfe sandte. Dieser Besund hat uns das Leben gerettet. Denke dir selbst, wie sehr wir Ursache haben, dich für diese Wohlthat zu seuchen! Sollte ich je den Gebrauch meiner erfrorenen Füße wieder erlangen, so

„dann werde ich mich, geschäh es auch mit dem größten Allvermögen, auf den Weg machen, dich von dem ganzen Werth deiner Wohlthaten überzeugen, und dir, zu deinen Füßen liegend, das Dankopfer geretteter Armuth darbringen. Sobald meine Kinder, die ich nun wieder freudig umarmen darf, die ersten Schritte zu thun vermögen, sollen sie diese Reise mit mir antreten. Gesezt auch wir säßen bieweilen ermattet darnieder, so wird uns doch die Hoffnung, unserer Königin uns nähern zu dürfen, mit neuer Kraft beleben. Dann werden wir mit unsern eignen Augen jene wohlthätige Hand zu sehen bekommen, welche sich so unermüdet damit beschäftigt, die Thränen der Unglücklichen zu trocknen; und dieses Vergnügen wird uns für die Leiden, welche wir erduldet haben, reichlich entschädigen.“

In der Folge werden wir sehen, daß Marie Antoinette ihre großmüthige menschenfreundliche Denkart auch dann nicht verläugnete, als sie selbst arm und elend war. Wir wissen nun, daß sie als Königin sehr klug und vorsichtig handelte, und nicht den geringsten Stolz befaß; daß sie, als Gattin, von dem besten und tugendhaftesten unter allen Königen fast anachtet wurde; daß sie ihre Kinder mit der zärtlichsten Vorsicht erzog, und daß sie die Trösterin aller Unglücklichen war. Jetzt ist mir nur noch zu zeigen übrig, daß sie gerade wegen derjenigen Verbindungen, die ihr den weißen Tadel zuzogen, das größte Lob verdiene.

Es ist sehr zu zweifeln, ob je eine Prinzessin von ihrem Rang existirte, die den Werth der Freundschaft so ganz zu schätzen wußte, dieselbe so treu und gewissenhaft zu unterhalten suchte, und sich in der Auswahl der wenigen Personen, welchen sie alle ihre Gedanken und Gesinnungen anvertraute, so selten betrog, wie sie.

Ich rede hier nicht von der Zuneigung, welche sie für die Tanten Ludwig des Sechzehnten hegte. Diese Zuneigung macht zwar ihrem Andenken Ehre; allein zwischen dem Alter jener Prinzessinnen und dem ihrigen war ein viel zu großer Abstand, als daß eine andere Art von Verbindung zwischen ihnen Statt finden konnte, als nur eine solche, die von Seiten der besagten Prinzessinnen auf einer liebevollen Theilnahme an ihrem Wohl, und von Seiten der jungen Königin auf einer gewissen ehrerbietigen Submission beruhte. Ein vertrauter und wahrhaft freundschaftlicher Umgang setzt nothwendig eine gewisse Gleichförmigkeit des Alters und der Neigungen voraus; und diese Art von Freundschaft kann schlechterdings nicht ohne wechselseitige Familiarität bestehen.

Hingegen lebte Marie Antoinette mit der Prinzessin Elisabeth, der Schwester Ludwigs des Sechzehnten, in der engsten Vertraulichkeit. Den Beweis hiervon findet man am Ende der Lobschrift, welche ich auf den eben genannten König verfertigt habe, und wohin ich den

Leser verweisen muß. Hier will ich nur noch eine Anekdote nachtragen, die wenig bekannt ist.

Als man die Prinzessin Elisabeth nach der Conciertgerie brachte, wußte sie noch nicht, daß ihr die Königin bereits in die Ewigkeit vorangegangen war. Im Gegentheil glaubte sie, dieselbe finge noch immer in diesem nemlichen Gefängniß der Conciertgerie, dessen Benennung ihr nicht eher bekannt wurde, bis man sie daselbst abließerte. Als sie von dem Kerkermeister vernahm, wo sie nun eigentlich sey, sagte sie mit unbeschreiblicher Rührung, wobey ihr die Thränen in die Augen traten: Gott sey gelobt! Er erbarmt sich mein; denn er gewährt mir den Wunsch, meine liebe Freundin, meine Schwester, vor meinem Hinscheiden noch einmal sehen und umarmen zu dürfen. Hätte wohl Marien Antoinetten hienieden eine Freundin von edlern und reinern Charakter zu Theil werden können, wenn sie auch wirklich unmittelbar vom Himmel herabgekommen wäre? Wenn man auch weiter nichts zum Lebe dieser unglücklichen Fürstin zu sagen wüßte, so dürfte man nur die wenigen Worte auf ihr Grabmal setzen: Elisabeth war ihre Freundin.

Hiernächst hatte sie eine sehr vertraute Freundin an Marien Theresen Louise von Savoyen-Carignan, der Wittve des Prinzen von Lamballe, und ein

zigen Tochter des Duc de Penthièvre. Der Name der Prinzessin von Lamballe war vorwurfsfrey; nie wagte man es, denselben in einem jener Vasquille zu entweihen, worin selbst die Königin auf die respektwidrigste Art mißhandelt wurde; nie habe ich ihn auf einer Prescriptionsliste gelesen; nie erschreuten sich die Bösewichter, welche seit dem merkwürdigen Tage des zehnten August von Mord und Blutvergießen lebten, dieses Schlachtopfer zu lästern. Selbst Orleans, der sie ermorden ließ, war nicht im Stand, sie ihres guten Namens zu berauben. Als seine Henkersknechte diese Prinzessin ansichtig wurden, fuhren sie erschrocken zurück, und wahrscheinlich würden sie ihr das Leben geschenkt haben, wenn nicht ein Ungeheuer, in dessen Herz Orleans ganze Verruchtheit übergegangen war, zuerst Hand an sie gelegt, und dadurch zu Verübung jenes Verbrechens das Signal gegeben hätte.

Marie Antoinette und die Prinzessin von Lamballe hatten sich gleich an dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft so lieb gewonnen, daß von nun an keine mehr ohne die andere leben konnte; nichts vermochte sie zu trennen, als nur der Tod. Ludwig der Sechzehnte hatte eine herzliche Freude, als er sie so oft beyammen sah, denn er hielt sehr viel auf den Duc de Penthièvre, weil er wußte, daß er ein sehr rechtschaffener Mann war, und seine Schwiegertochter wie sein eigenes Kind liebte.

Eines Tages sagte er zur Königin: Ich nehme mit Vergnügen wahr, daß die Frau von Lamballe fast nicht mehr von Ihnen kommt. Sie haben sie wohl recht lieb? — O, mehr noch als Sie es sich vorstellen können, erwiderte die Königin; die Freundschaft der Prinzessin von Lamballe macht die ganze Glückseligkeit meines Lebens aus. — Auf der Stelle ernannte Ludwig der Sechzehnte diese Prinzessin zur Oberhofmeisterin und Intendantin des Hofstaats der Königin.

Es ist leicht zu erachten, daß die Frau von Lamballe, vermöge ihrer Geburt und ihrer Verwandtschaft mit dem Hause Bourbon, sehr gegründete Ansprüche auf die größten Günstbezeugungen zu machen hatte. Um so mehr verdient die Mäßigung der Königin gerühmt zu werden, die, ob sie gleich für diese geliebte Freundin alles Mögliche zu erhalten vermochte, sich bloß mit demjenigen begnügte, was der König aus eigenem Antriebe für sie gethan hatte. Ueberhaupt gebührt ihr das größte Lob, daß sie sich diese Dame zur Freundin erkohr; denn diese Wahl gereichte in aller und jeder Rücksicht sowohl ihrem Kopfe als ihrem Herzen zur Ehre.

Die dritte Freundin, mit welcher sie einen sehr vertraulichen Umgang unterhielt, war die Duchess von Polignac. Da man diese Dame, in der Absicht, die Köni-
gin

in recht empfindlich zu kränken, auf das schändlichste heruntergerissen hat, so halte ich es für nöthig, hier etwas umständlicher von ihr zu reden, als von den andern.

Gabriele Rolande Martine von Polastron, ward in ihrem siebenzehnten Jahre mit dem Grafen Julius von Polignac vermählt. Die Familie Polignac stammte aus der Provinz Auvergne, und war von guter adelicher Herkunft. Einen vortheilhaften Glanz verschaffte der Cardinal dieses Namens, welcher zugleich Erzbischof von Auch, Genathur des heiligen Geist-Ordens, Mitglied der französischen Academie, wie auch Ehrenmitglied beyder Akademien der Künste und Wissenschaften war; denn dieser erwarb sich, theils durch sein verdienstliches Gedicht, *Anti-Lukrez* betitelt, theils durch seine ganz besondere und von dem glücklichsten Erfolg gekrönte Geschicklichkeit im Regieren, einen Platz unter den berühmtesten Männern, welche das schöne Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten verherrlichten. Es ist bekannt, daß dieser König, welcher jede Art von Verunft gehörig zu beurtheilen wußte, nach einer Unterredung, die er mit dem damals noch jungen Abbe von Polignac gehabt hatte, öffentlich bey Hof sagte: So eben habe ich mich mit einem Manne, und zwar mit einem ganz jungen Manne unterhalten, der mir immer widersprochen und dennoch ausnehmend gelehrt hat.

Diese Bemerkung über das Herkommen derer von Polignac schien mir deswegen nicht überflüssig zu seyn, weil sich der Leser nun um so mehr verwundern wird, daß sich diese Familie, unter der Regierung Ludwigs den Sechzehnten nicht heber emporshawang, da ihm nicht unbekannt seyn kann, daß jeder, der von altadlichem Geblüt stammte, vermöge der ehemaligen Verfassung, das Recht hatte, zu den vornehmsten Civil- und Militärstellen zu gelangen.

Die Gemahlin des Grafen Julius von Polignac führte bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr eine sehr emgezogene Lebensart, und genoß bis dahin einer ungestörten Ruhe, weil niemand von ihr sprach.

Als aber die Schwester des Grafen Julius nach dem Absterben Ludwigs den Sechzehnten eine Stelle in dem Hofstaat der Gräfin von Artois erhalten hatte, gab dieser Ausstand dem Grafen und der Gräfin von Polignac Gelegenheit an die Hand, sich bisweilen in Versailles zu zeigen.

Die Gräfin zog die Aufmerksamkeit der Königin an sich: denn sie tanzte mit vieler Grazie, hatte eine sehr anmuthige Stimme, und besaß ungemein viel Geistesbildung. Sie war nicht nur schön, sondern auch liebenswürdig, von etwas mehr als mittlern Wuchse und

treflich proportionirt. Sie hatte einen niedlichen Mund, schöne weiße Zähne, braunes Haar und blaue Augen. Ihr Blick, der immer von einem solchen Lächeln begleitet war, verlieh ihrer Physiognomie viel Anmuth und Ausdruck. Was aber am meisten an ihr gefiel, war die Schönheit und Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge, ihre anständigen Manieren, ihr sitzames Betragen, und ihre bezaubernde Unterhaltung.

So bald sich die Königin überzeugt hatte, daß die Frau von Polignac mit den Vorzügen ihrer äußern Gestalt zugleich die vorzüglichsten Eigenschaften des Herzens vereinbarte, ertheilte sie ihr alsbald die Erlaubniß, sich bey allen ihren Concerten und Bällen einzufinden. Je genauer sie mit ihr bekannt wurde, desto mehr nahm ihre Achtung und Liebe gegen sie zu; und endlich schenkte sie derselben ihr unbegrenztes Vertrauen.

Der Anfang sowohl, als das Etzigen dieser ausgezeichneten Gnade, hatte jedermanns Erwartung gespannt. Desto mehr wunderte man sich hinterdrein, daß die Frau von Polignac um gar nichts ansuchte, das darauf abzuwecken konnte, ihre Familie empor zu bringen, und daß ihr die Königin eben so wenig etwas anbot als gab. Hieraus läßt sich doch wohl nichts anderes schließen, als daß sich der eine Theil nicht die geringste Zubringlichkeit zu schulden kommen ließ, und daß

der andere Theil eben so wenig Lust hatte, den Besitz einer Freundin mit Geld oder durch Ausbeutung ansehnlicher Aemter und Würden zu erkaufen.

Da jedoch Graf Julius kein großes Vermögen besaß, hiernächst auch zwei Kinder hatte, sich aber gleichwohl nicht seiner Gemahlin, nach dem ausdrücklichen Verlangen der Königin, bey Hofe niederlassen sollte; so war es nicht mehr denn billig, daß man ihn und die Söhne in Stand setzte, den Aufwand, welchen ihre zunehmende Anwesenheit zu Versailles nothwendig machte, bestreiten zu können, ohne sich dadurch in Schulden zu stürzen. Die Königin sprach hierüber mit ihrem Gemahl, und dieser eben so gerechte als gütige Monarch ernannte den Grafen von Polignac zum dritten Reichsfelcer des Grafen von Telle, damaligen Oberhallmeisters der Königin.

Diese Gnadenbezeugung gerichte dem Grafen von Telle nicht im geringsten zum Nachtheil, denn er hatte keine Kinder, und selblich konnte ihm die ganze Sache sehr gleichgültig seyn. Auch war die bloße Anwartschaft auf eine Stelle dieser Art, für einen Mann, wie Graf Polignac, der, wie wir bereits gesehen haben, einen Cardinal und verschiedene Ritter vom heiligen Geistorden unter seine Auen zählte, eben nicht als ein Stück zu

betrachten, worauf er, vermöge seines Standes, keine Ansprüche gehabt hätte.

Demungeachtet gab dieser Umstand die erste Veranlassung zu dem Morde, der diesem Hause in der That so vielen Verdruss machte. Wer das menschliche Herz und die Denkart der Heflinge kennt, wird sich dieß Phänomen leicht erklären können. Ein Mensch, der keine Religion besitzt, ist von Natur neidisch, und trägt kein Bedenken, alle mögliche Ungerechtigkeiten zu begehen. Ein Hefling, der jenes heilsame Joch von sich abgeschüttelt hat, ist das gefährlichste und rothartigste Geschöpf, das man sich nur denken kann. Da nun die Philosophie in unsern Tagen leider weit mehr Anhänger hat als die Religion, so darf man sich eben nicht wundern, daß es so viele Menschenpeiniger giebt, und eine so große Anzahl von Schlachtopfern, die bis auf Blut von ihnen verfolgt werden.

Wenn leidenschaftliche Menschen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben könnten, so würden sie die Einsatzenzeugnungen, welche der Grafin von Polignac zu Theil wurden, für den sichersten Beweis anhalten haben, daß sie eben nicht nach hohen Dingen strebe; denn ohne Ankenntlichkeit kann schlechterdings keine wahre Freundschaft bestehen, und große Herren werden es, den sowohl wie einzelne Privatpersonen, in kurzer Zeit

müde, sich mit Leuten abzugeben, die immer nur haben wollen. Man will um sein selbst willen geachtet seyn; nicht wegen der Gaben, die andere von uns erwarten.

Uebrigens konnte man den Einfluß, welchen die Gräfin von Polignac bey Hof hatte, nicht einmal als eine Art von willkürlicher Favouritenschaft betrachten. Sie besaß das ganze Vertrauen, die ganze Achtung, die päpstliche Inquisitorin der Romani; mithin spielte sie bey dieser ihrer Bedieterin nicht sowohl die Rolle der Favouritin, als vielmehr jene der Freundin.

Als man ihr eines Tages dafür dank machen wollte, daß ihr die Hofintrigue auf alle mögliche Art bey der Romani zu schaden suche, gab sie zur Antwort: Ich habe mich zu befürchten, daß man mir je eher entzogen werde; sollte jedoch die Königin aufhören mich zu lieben, so würde ich zwar über den Verlust dieser Freundin die bittersten Thränen vergießen, übrigens aber mich nicht im geringsten um die fortdauernde Ehre einer Person bewerben, die ich von nun an bloß als meine Gebieterin betrachten müßte. Doch ist doch fürwahr nicht die Sprache einer ehrsüchtigen Frau, sondern vielmehr einer gefühlvollen Freundin, die auf Plagenliebe rechnet, und ihrer Sache gewiß ist. Von rechtswegen hätte man sich inmiß darüber freuen sollen, endlich einmal ein Beispiel wahrer

Freundschaft bey Hofe zu sehen; aber freylich mußte
 dieser rührende Anblick unserm verderbten Zeitalter ein
 unguetl seyn.

Die Gräfin von Polignac hatte eine erwachsene
 Tochter, die nun bald heirathen sollte. Der Graf von
 Grammont begehrte sie zur Gemahlin. Der König,
 welcher diese Heirath, sowohl aus Gefälligkeit gegen
 die Königin, als aus persönlicher Achtung für Herrn
 von Polignac, zu befördern wünschte, erlaubte dem
 Grafen von Grammont, den Titel als Duc de Guiche
 anzunehmen, und ernannte ihn zugleich zum Haupt-
 mann bey der Leibgarde.

Dies war jedoch dem Könige noch nicht genug.
 Als einem Tricke stellte er der Königin vor, er halte
 für billig, dem Publikum einen Beweis von der be-
 zügeln und vorzüglichen Achtung zu geben, die ihnen
 von der Gräfin von Polignac eingestößt habe;
 und sey es ihm Pflicht, so viel möglich für die Wohl-
 fahrt seiner Kinder zu sorgen. Demzufolge wollte er sie
 suchen, sie möchte ihm doch die Nachricht hinterbringen,
 ob er ihm und seinen Erben den Titel als Duc bege-
 hrt habe.

Diese abermalige Gnadenbezeugung, um welche
 der Herr von Polignac nicht einmal angesucht hatte,

vergrößerte die Anzahl seiner Feinde, und vermehrte den Haß derer, die ohnedieß äußerst darüber aufgebracht waren, daß ihm der König bereits so viel Gutes erzeigt hatte. Als Ludwig der Sechzehnte einem unbedeutenden Edelmann, der aus einem kleinen Städtchen im Comtat Venaissin gebürtig war, die ansehnliche Würde eines Comteable von Frankreich verlieh, da hielt sich kein Mensch darüber auf; jetzt aber, da Ludwig der Sechzehnte einem Cavalier, der aus dem berühmten Hause von Polignac stammte, den bloßen Titel als Duc ertheilte, jetzt machte man einen Verm. als ob er das größte Verbrechen begangen hätte. Wie hatten sich doch die Zeiten und Sitten verändert!

Die Duchesse von Polignac brachte wenigstens zwei Drittheile von ihrer Zeit bei der Königin zu, und dennoch mante diese letztere, dieß sey noch zu wenig. Unvermuthet ereignete sich ein Verfall, der ihr Gelegenheit gab, ihre Freundin zu sich zu nehmen, und ihres ununterbrochenen Umgangs zu genießen. Die Prinzessin von Guemenee sah sich nämlich, wegen ihrer gerüttelten Vermögensumstände, genöthigt, ihre Stelle als Gouvernante der königlichen Kinder, niederzulegen, und diese ward hierauf, durch Vermittelung der Königin, der Duchesse von Polignac übertragen.

Eine Menschenklasse, welche sich auf eine sehr unschickliche Art den hohen Adel nannte, pflegte gewisse

Dienststellen als ihr ausschließliches Eigenthum zu betrachten. Da nun die Bedienung, welche die Gouvernante der königlichen Kinder bekleidete, ebenfalls unter diese Rubrik gehörte, so läßt sich leicht denken, daß manche Leute sehr scheel dazu sahen, als dieselbe der Frau von Polignac übertragen wurde. Allein fürs erste konnte sich die Königin vorgenommen haben, jenen demüthigenden Unterschied, welchen man zwischen dem hohen und niedern Adel machte, nicht länger Statt finden zu lassen, und zweitens mußten die Prärogativen, welche mit ihrem Range verbunden waren, sehr eingeschränkt gewesen seyn, wenn die Freundschaft, womit sie eine unter ihrer Betmähligkeit stehende Dame beehrte, nicht einmal vermochte hätte, dasjenige zu ersetzen, was ihr zufolge jenes theilichen, obwohl nur in der Einbildung bestehenden Unterschieds, abging.

Eigentlich hätte man die Frau von Polignac wegen ihrer nunmehrigen Bestimmung um so weniger beneiden sollen, da sie mehr dabei verlor als gewann, und wirklich in dieser Rücksicht bemitleidet zu werden verdiente. Die Dienstgeschäfte, welche man ihr anvertrauet hatte, waren ihrem ganzen Charakter zuwider; denn sie hatte eine schwächliche Natur, einen starken Hang zur Unthätigkeit, und liebte die Ruhe über alles. Man konnte daher mit Wahrheit sagen, daß sie der Freundschaft, durch Uebernehmung dieser Stelle, kein geringes Opfer dargebracht habe.

Unmöglich kann man sich einen vollständigen Begriff von den Unannehmlichkeiten machen, welche sie in ihrer nunmehrigen Lage zu erdulden hatte. Es war nicht genug, daß sie sich ihren Berufsgeschäften den ganzen Tag hindurch aufopferte, sondern es ging auch selten eine Nacht verüber, wo sie nicht auf eine oder die andere Art im Schlafe gestört wurde. Entweder erwachte sie aus Besorgniß, oder das ängstliche Gesehrey des kleinen Dauphin weckte sie auf, der immer schwächlich und ungesund war. Wie schief und einseitig pflegt man nicht die Verhältnisse mancher vornehmen und, dem äußern Anschein nach, sehr glücklichen Personen zu beurtheilen, wenn man das Hesteben nicht kennt! Wohl dem, der im Mittelstande lebt! Nur hier, oder nirgends, ist wahre Glückseligkeit zu finden.

Auf ausdrückliches Verlangen der Königin mußte die Duchesse von Polignac, als Gouvernante der königlichen Kinder, einen ansehnlichen Hofstaat unterhalten, und alle fremde Standespersonen zu den Gesellschaften einladen, welche sie in ihrer Wohnung veranstaltete. Selbst die königliche Familie, und die vornehmsten Personen von Hof, pflegten bald bey dem Duc, bald bey der Duchesse zu speisen. Natürlicherweise würden die Vermögensumstände beider Eheleute in der Folge nicht zureichend gewesen seyn, den außerordentlichen Aufwand zu bestreiten, welchen sie unmöglich vermeiden konnten,

wenn dem Begehren ihrer Landesherrschaft Genüge geschehen sollte. Damit sie nun nicht in Schulden gerathen, und ihre Kinder dadurch verkürzt werden möchten, so ernannte der König den Duc zum Oberaufseher des Postwesens und der königlichen Stutereyen.

Dies war die höchste Stufe, zu welcher der Duc sich emporzuschwang, und hier blieb er stehen. In der That ein mächtiges Glück; besonders wenn man es mit jenem vergleicht, das so manchem andern Günstling unter den vorübergehenden Regierungen zu Theil ward. Hiebey verdient noch bemerkt zu werden, daß der Duc von Polignac durch die ökonomischen Einschränkungen, welche der Erzbischof von Sens, Herr von Brienne, während seiner kurzen Staatsverwaltung bey Hofe vernahm, einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte verlor. Er verschmerzte diesen Verlust, ohne sich im geringsten darüber zu beklagen, und da er verhältnißmäßig weit mehr als andere Hofbeamten eingebüßt hatte, so veranlaßte dieß die Königin bey einer gewissen Gelegenheit zu sagen: Nun darf sich niemand beschweren, da der König die Einschränkung seines Hofwesens bey einem Manne begonnen hat, den wir unter allen am meisten lieben.

Ferner muß man dem Duc zum Ruhme nachsagen, daß er in allen seinen Geschäften die strengste Oekonomie

und die pünktlichste Ordnung eingeführt hatte. Eben so wenig darf ich den Unstand mit Stillschweigen übergehen, daß, ungeachtet der großen Menge seiner Feinde und Verläumder, nicht ein einziger Mensch gegen ihn auftrat, der ihm eine Ungerechtigkeit zur Last legen konnte. Ja, was noch mehr ist, sogar während der Revolution wagte es niemand, ihn wegen irgend einer seiner Handlungen in Anspruch zu nehmen.

Wir kommen nun wieder auf seine Gemahlin zu sprechen. Diese spürte mehr als zu bald, daß sie unmöglich eine Lebensart fortsetzen könne, die ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack war. In ihren Gesundheitsumständen hatte sich eine Veränderung ereignet, welche die gefährlichsten Folgen befürchten ließ. Die Aerzte rathen ihr an, die Bäder zu Bath zu gebrauchen. Da nun bei Hof der Gebrauch eingeführt war, daß sich die Gouvernante der königlichen Kinder nie von denselben entfernen durfte, so sah die Duchess von Polignac wohl ein, daß ihr jene Verordnung der Aerzte keine andere Wahl übrig lasse, als entweder eine Stelle beizubehalten, welcher sie, wegen den schmerzhaften Zufällen, denen sie zum öftern ausgesetzt war, nicht mehr vorstehen konnte; oder ihre Dimission zu nehmen. Sie wählte das Letztere. Die Königin ließ sie ausreden, und antwortete sodann mit Thränen im Auge:

„Sie können, Sie dürfen mich nicht verlassen.
 „Ihr eigenes Herz würde es nicht zugeben. In dem
 „Stande, worin ich lebe, hält es so schwer, eine treue
 „Freundin zu finden; und dennoch thut es einem so
 „wohl, ist man so glücklich, wenn man sein Herz einer
 „würdigen Person entdecken kann! Sie beurtheilen mich
 „nicht, wie der große Haufe. Sie wissen, daß mir
 „der Glanz, von welchem ich mich umgeben sehe, keine
 „wahre Glückseligkeit gewährt. Es kann Ihnen nicht
 „unbekannt seyn, daß meine Seele hiezuweilen von Leiden
 „und Sorgen darnieder gebeugt wird, die ich vor aller
 „Welt verbergen muß, und daß sie folglich das Bedürf-
 „niß fühlt, dieselben einem Herzen anzuvertrauen, das
 „Sinn dafür hat. Arbeiten Sie selbst, wie sehr ich
 „Ursache habe, dem Himmel zu danken, daß er mir
 „eine wahre, gefühlvolle Freundin verlieh; eine Freun-
 „din, die ihre Anhänglichkeit nicht meinem Stande, son-
 „dern meiner Person gewidmet hat! O, dieß Glück
 „schätze ich höher als Alles. Um Gotteswillen, veran-
 „ben Sie mich dessen nicht!“

Was werden unsere Nachkommen sagen, wenn sie
 dereinst diese Zeilen lesen? Welche Vorstellung werden
 sie sich von diesem unseligen Jahrhundert machen, in
 welchem eine Prinzessin, die sich auf ihrem Throne mit
 so vieler Klugheit benahm, deren Herz so edler, so rüh-
 render Gefühle empfänglich war, weit härter und

schimpflicher behandelt wurde, als der strafwürdigste Verbrecher?

„Ich werde, fuhr die Königin fort, den König von Ihrem Vorhaben benachrichtigen, und Ihnen so, dann das Resultat unserer gemeinschaftlichen Verrichtung eröffnen.“

Dieses Resultat lief endlich darauf hinaus, daß die Ducheße ihre Gesundheitsreise immerhin antreten, nach erfolgter Zurückkunft aber ihre zeitherigen Verrichtungen bey den königlichen Kindern wieder fortsetzen sollte.

Sie beurlaubte sich auf zwey Monate. Die Engländer, gerechter als wir, bezeugeten ihr mit aller Achtung, die ihr als einer Freundin der Königin gebührte. Als sie nach Hof kam, wurde sie auf die ehrenvollste Art empfangen. Obgleich die Königin von England viel häusliches Glück genoss; ob sie gleich von ihrem tugendhaften Gemahl innigst geliebt wurde, eine beträchtliche Anzahl Kinder hatte, und sich auf die treue Ergebenheit des brittischen Volks verlassen konnte: so äußerte sie dennoch gegen die Ducheße, die Glückseligkeit Marien Antonietens scheint ihr wahrhaft beneidenswerth; weil sie allem Ansehen nach unter allen regierenden Fürstinnen die ein-

jige sey, welche das Geheimniß auffindig gemacht habe, sich die Liebe der Menschen bloß durch ihren eigenen Werth zu erwerben.

So war der Ursprung und die Beschaffenheit der Verhältnisse, welche zwischen der Königin und der Duchesse von Polignac Statt fanden. In der Folge werde ich Gelegenheit nehmen, dem Leser einige Fragmente aus ihrem Briefwechsel vorzulegen, wernach sich die herzliche Freundschaft, welche diese beyden Personen an einander fesselte, nach ihrem ganzen Umfange beurtheilen läßt. Zur Probe können einstweilen nachstehende Zeilen dienen, welche die Königin mit eigener Hand an die Duchesse schrieb. Letztere hatte sich, wegen einer zugestossenen Unpölichkeit, einige Tage in Paris aufhalten müssen. Als sie wieder hergestellt war, meldete sie der Königin, sie werde nun unverzüglich die Ehre haben, derselben ihre Aufwartung zu machen. Die Königin antwortete:

„Wer von uns beyden sich am meisten darnach
„seht, die andere zu umarmen, das bin ich; denn
„morgens Tages eile ich nach Paris, und speise
„bey Ihnen.“

Wirklich fand sich die Königin zur bestimmten Zeit ein, und nahm bey ihrer Freundin das Mittagsmahl.

Billig hatte man alle mögliche Ursache, sich über diese vertraute Freundschaft zwischen einer regierenden Fürstin und einer ihr unterwürfigen Person zu verwundern; und zwar um so mehr, da man bis dahin sich keines ähnlichen Beispiels zu erinnern wußte. Indesß existirte diese Freundschaft wirklich, und niemand konnte daran zweifeln. Jene schändlichen Menschen, welche dieselbe nicht ohne Aerger mit ansehen konnten, kamen demnach, da ihnen jedes andere Mittel zu Befriedigung ihrer Nachhär benommen war, auf den Einfall, den beiden Freundinnen strafbare Absichten beizumessen; und dieses Mittel führte leider zum Ziel.

Sobald man einmal den ernstlichen Vorsatz gefaßt hatte, Ludwig den Sechzehnten vom Thron zu stoßen, eben sobald war man auch überzeugt, daß man die Ausführung dieses Entwurfs damit beginnen müsse, den unglücklichen Monarchen auf alle Weise verächtlich zu machen. Dieß konnte nicht leichter und schneller ins Werk gesetzt werden, als wenn man die Königin eines unsittlichen Lebenswandels beschuldigte. Damit aber dieser hellsüchtige Plan seines Endzwecks um so weniger verschlen möchte, war es wesentlich nothwendig, die Ducheße von Polignac vor allen Dingen in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, ehe man sich unmittelbar an die Königin wagte. Hatte man es nur erst so weit gebracht, daß die Ducheße allgemein verachtet und verab-

verabscheuet wurde, dann folgte von selbst, daß die Schande, womit sie bedeckt war, auf ihre erhabene Freundin zurückfallen mußte.

Von nun an gieng fast kein Tag vorüber, wo man nicht eine Menge Satiren und Pasquille auf die Frau von Polignac verfertigt hätte. Man hat mich zum ersten gefragt: ob ich diese Schmähschriften gelesen hätte? Ja, leider! Und wer sollte sie wohl nicht gelesen haben? Meiner Seits fragte ich aber ebenfalls: ob die Verfasser derselben wohl das Herz hätten, sich öffentlich zu nennen, und die darin enthaltenen Angaben zu beweisen? Hierauf soll ich noch bis auf den heutigen Tag Antwort bekommen. Ich erkundigte mich dießfalls bey mehreren vernünftigen Leuten, welche den Duc und die Duchesse von Polignac sehr genau kannten, und sie versicherten mich einstimmig, jene Schmähschriften rührten von niederträchtigen Verläumdern her, die von den Feinden des Königs und der Königin ausdrücklich in der Absicht besoldet würden, dergleichen boshafte Erdictungen im Publikum zu verbreiten. Ich besprach mich hiernüber mit Personen, die ehemals bey der Duchesse in Diensten gestanden, und dormalen nicht das geringste mehr von ihrer vermaligen Gebieterin zu hoffen hatten; gleichwohl ward ich durch ihre Antworten überzeugt, daß sie von allen ihren Leuten geliebt wurde, und daß sie in allen Verhältnissen ihres häuslichen Lebens

sich auf eine sehr anständige und ganz unschlechte Art betrug.

Kurz in meinem ganzen Leben ist mir niemand gekommen, der mich versichert hätte, daß ihm je von Seiten des Duc oder der Duchesse von Polignac nur die kleinste Beleidigung widerfahren wäre. Da ich nun zwischen jenen zwar äußerst wichtigen, aber durchaus unerwiesenen Beschuldigungen, und den so eben erwähnten unwiderlegbaren Thatsachen, unpartheyisch entscheiden soll; so bleibt mir nichts anderes übrig, als mich geradezu für die letztern zu erklären. Als Geschichtschreiber ist es mir schlechterdings nicht erlaubt, einen andern Weg einzuschlagen.

Nun ist mir nur noch übrig, von den Leiden und Unglücksfällen zu reden, mit welchen die Königin Marie Antoinette zu kämpfen hatte. Dieß heißt in der That die Geschichte einer Märtyrin schreiben; denn jene Leiden waren langwierig, schrecklich, einzig in ihrer Art. Da ist wohl keine Beschimpfung, keine Beleidigung, keine Schmach, keine Daaal zu erdenken, die man ihr nicht angethan, und bis zum Uebermaaß angethan hätte. Laßt uns der Unglücklichen in ihr Elend folgen! Eine Kaiserstochter, eine Königin von Frankreich, in ihren schönsten Lebensjahren mit Widerwärtigkeiten jeder Art ringen zu sehen, ist freylich eines der fürchterlichsten

Schauspiele, die je auf dem Schauplatze der Welt dargestellt wurden; indeß kann es von sehr großem Nutzen seyn, wenn man sich nicht abschrecken läßt, dasselbe mit Aufmerksamkeit zu betrachten.

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

Ein einziger mächtiger und kühner Vasall, sagt Voltaire, hat oft das größte Reich in das tiefste Elend gestürzt. Die Rolle dieses mächtigen und kühnen Vasallen, sah man in Frankreich den ersten Prinzen von Orléans, den Herzog von Orleans, spielen. Es ist nunmehr allgemein als entschiedene Wahrheit anerkannt, daß er an der Spitze derer stand, welche die Königin anfeindeten. Niemand hat etwas gegen die Behauptung einzuwenden, daß er einen Haß gegen diese Prinzessin hegte, der desto mehr zunahm, je glücklicher seine boshaften Entwürfe von Statten giengen. Jedermann weiß, daß er der Urheber aller und jeder gegen die Königin gerichteten Unternehmungen war. In seiner Wohnung, im Palais-Royal, wurden die Schandschriften verfertigt, welche man gegen sie austreute; aus seiner Schatulle empfingen die Unruhflüster und Banditen ihren Sold.

Ich sollte doch denken, daß eine so wichtige und von aller Welt als wahr anerkannte Thatsache, mehr

als zureichend seyn müßte, jede Beschuldigung zu widerlegen, wodurch man die Königin an ihrer Ehre zu kränken suchte. Da diese Beschuldigungen nur in jenen Schmähschriften vorkommen, die auf Orleans Anstiften gefertigt wurden, so ergiebt sich von selbst, daß die unglückliche Marie Antoinette dereinst vor dem Richter- stuhle der Nachwelt keinen andern Ankläger wider sich haben wird, als den so eben erwähnten Prinzen. Wie kann man aber das Zeugniß eines Menschen für gültig erkennen, dessen ganzes Leben ein ununterbrochenes Gewebe der verruchtesten Verbrechen war? Wenn ein Mensch wie dieser, welcher sich Tag für Tag mit den schändlichsten Lastern befudelte, die Frechheit hat, seine Landesregentin eines unsittlichen Lebenswandels zu beschuldigen, so kann man wohl für bekannt annehmen, daß er hierbey auf eben die Art zu Werke ging, wie es in unsern Tagen alle Besenrichter überhaupt zu thun pflegen, und daß er folglich seine eigenen Schandthaten der Königin Schuld gab. Da nun die unreine Quelle bekannt ist, aus welcher diese Beschuldigungen herfloßen, so versteht sich von selbst, daß sie nicht länger Statt haben können.

Ich will es dahin gestellt seyn lassen, ob nicht vielleicht dieser ruchlose Prinz, so gewiß er übrigens bloß aus persönlichen Absichten zu handeln vermeinte, von jener unsichtbaren Hand geleitet worden sey, die überhaupt alle Begebenheiten, welche sich während unserer

Revolution ereigneten, herbegeführt zu haben scheint, um uns dadurch einem Ziel zu nähern, welches wir zwar noch nicht wahrnehmen können, das aber, meines Erachtens, nicht fern mehr ist. *) Gegenwärtige Schrift ist nicht dazu geeignet, daß ich hier eine Erörterung dieser Art einschalten könnte; denn alles dreht sich bloß um die Frage, wie weit sich der Antheil erstreckte, welchen der unselige Orleans an dem traurigen Schicksal der Königin hatte.

Eben so wenig kann uns daran gelegen seyn, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo ihm zuerst der Gedanke in den Kopf kam, eine Rebellion anzuzetteln. So viel getraue ich mir indeß mit Gewißheit zu behaupten, daß sich sein Haß gegen die Königin hauptsächlich aus jenen Tagen herschrieb, wo das Flottengefecht bey Quessant verlief, wovon man in der Geschichte seiner Verschwörung einen ausführlichen Bericht findet.

Dieser Vorfall veranlaßte eine Intrigue, die zwar keine eigentliche Hofintrigue war, zu der aber doch Leute gehörten, die damals viel Einfluß hatten, und welcher selbst solche Personen nicht völlig auf den Grund kommen konnten, die doch am meisten dabey interessirt waren, sie ganz zu entschleiern. Ich glaube nunmehr über dieses Werk der Finsterniß einiges Licht verbreiten zu können.

*) Von dem Ex-Theologen Sieyès.

Nach allem, was ich aus den Berichten über das Seegefecht bey Quessant erschen habe, bin ich fest überzeugt, daß man schon damals mit dem Vorhaben umging, die größten Zerrüttungen im Staate zu bewirken. Auf dem Schiffe, welches Orleans, damals noch Duc de Chartres, bestieg, existirte eine Verschwörung, die darauf abzweckte, unsere Flotte zu Grunde zu richten. Der Admiral, Graf D'Orvilliers, war ein sehr treuer Unterthan, der seinen König ganz außerordentlich liebte, und den Ruhm seines Vaterlandes aus allen Kräften zu befördern suchte. Er genoß das Vertrauen seines Monarchen und die allgemeine Achtung des Publikums. Seine persönlichen Eigenschaften, und die wichtigen Dienste, welche er dem Staate geleistet hatte, verbreiteten aber einen zu starken Glanz um ihn her, als daß er nicht eine große Anzahl Feinde gehabt haben sollte. Neid und Eifersucht folgten ihm, so zu sagen, von Fuß auf nach. Man konnte vorher sehen, daß er unfehlbar den Commandostab eines Marshalls von Frankreich zur Belohnung erhalten würde, wenn er aus dem Gefecht bey Quessant als Sieger zurückkehrte. Nist man ihm hingegen diesen Sieg aus den Händen, so beraubte man ihn jener glorreichen Belohnung, und richtete ihn sowohl in der Achtung des Königs, als auch des Publikums, unvermeidlich zu Grunde. Hiernächst mochte man sich wohl auch mit der Hoffnung schmeicheln, daß die Bestürzung über die Niederlage unserer Flotte viel-

leichte tumultuarische Auftritte nach sich ziehen würde, welche man mit gutem Erfolg benutzen könnte.

Anschläge dieser Art sehen freylich eine Bosheit voraus, die man sich fast nicht als möglich denken sollte. Gab es aber wohl je eine Bosheit auf Erden, die nicht in dem Herzen eines Orleans ihren Sitz gehabt hätte? Damit man aber nicht etwa glaube, als ob ich dieß alles bloß aus mir selbst genommen habe, und meine Erzählung auf kere Vermuthungen gründe, so will ich hiermit dem Leser einen Bericht von dem Eretreffen bey Quessant vorlegen, den ich von Wort zu Wort und auf eben die Art abgeschrieben habe, wie er mir von einem ehemaligen Chef d'Escadre mitgetheilt wurde, der jener Action beywohnte. Ich räume dieser Relation um so lieber eine Stelle hier ein, da sie zur Verichtigung Berichten dienen kann, welche man bereits in der Geschichtserzählung von Orleans Verschwörung gelesen hat.

„Der Duc de Chartres begab sich an Bord des Saint-Esprit, eines Kriegsschiffs von vier und achtzig Kanonen, welches Herrn De la Motte - Piquet zum Befehlshaber hatte. So lange die Flotte in der gewöhnlichen Ordnung segelte, kommandirte der Prinz die dritte Abtheilung derselben, oder die Arrieregarde. Allein da das eben so glücklich ausgedachte als schnell ausgeführte Manöver vor sich ging, vermöge dessen

Graf D'Orvilliers seine ganze Flotte eine Schwenkung machen ließ, geschah es, daß die Arrieregarde zur Avantgarde wurde. Dieser Avantgarde gab Graf D'Orvilliers das Signal am Winde zu halten, um dadurch zu verhindern, daß die Engländer seiner Schifflinie den Wind nicht abgewinnen möchten.

„Die Flotte segelte mit zehen Vierteln Windes, das heißt, sie hatte den Wind gegen sich. Der Prinz gehorchte, hielt sich so nah als möglich am Winde, brachte die Engländer in Unordnung, und nöthigte sie, sich in der Weite eines Pistolenschusses vor der französischen Flotte in Schlachtordnung zu stellen.

„Das Gefecht begann mit dem vordersten Schiffe des Mitteltreffens, und der Saint-Expreis befand sich, als dieß geschah, vermöge der Stellung, welche seine Division genommen hatte, außer dem Kanonenschuß. Er feuerte zwar einmal, jedoch ohne Wirkung. Es war schlechterdings unmöglich, daß eine Kugel den Prinzen erreichen konnte; mithin versieht sich von selbst, daß weder Herr De la Motte-Piquet, noch sonst jemand, der zur Avantgarde gehörte, verwundet wurde.

„Als sich die beyden Flotten wieder von einander losgemacht hatten, kam Graf D'Orvilliers auf den Einfall, die Arrieregarde der Engländer, welche ohnehin sehr

abel zugerichtet war, völlig abzuschneiden. Zu dem Ende gab er jenes berühmte Signal, demzufolge sich seine Flotte durch eine successive-Bewegung der englischen Rieregarde nähern, ihr die volle Ladung geben, und sich unter dem Winde, in der Weite eines Psiolenschusses, in Schlachtordnung stellen sollte.

„Der *Saint-Esprit* wiederholte jenes Signal, ohne es jedoch verstanden zu haben. Das *Diadem*, ein Schiff von vier und siebenzig Kanonen, welches von Herrn De la Cardonie befehligt wurde, die Fete formirte, und sich zuerst in Bewegung setzen sollte, nahm entweder jenes Signal nicht wahr, oder wollte es nicht wahrnehmen. So auch das zweite, dritte und vierte Schiff. Hierüber verlor man die Zeit, und ließ den günstigen Augenblick unbenuzt entsiehn.

„Der Prinz, welcher sich von seinen Hofleuten be-
thören ließ, und von Herrn De la Motte-Piquet ge-
täuscht wurde, entfernte sich aus der Linie, und schickte jemand am Bord des Admiralschiffs, um sich nach der Bedeutung jenes so deutlichen und doch so misslichen Signals erkundigen zu lassen.

„Graf D'Orvilliers griff hierauf in eigener Person nach dem Sprachrohr, und rief ihm zu: *He! Gnädiger Herr! Machen Sie, daß Sie herbey kommen. Sov-*

miren Sie die Schlachordnung unterm Winde! Die Zeit verstreicht.

„Der Saint-Esprit rangirte sich wieder in die Linie, machte sodann eine Bewegung, als ob er den Feind angreifen wollte, und die andern Schiffe folgten ihm nach. Allein die englische Arrieregarde war bereits der Gefahr entgangen; die feindliche Flotte befand sich über dem Winde, und getraute sich nicht, den Angriff zu erneuern.

„Der Saint-Esprit hat während der ganzen Affaire nicht das geringste risquirt.

„Der Artisten, ein Schiff von vier und sechzig Kanonen, worauf Herr Destouches *) Befehlshaber war, befand sich im zweyten Treffen, und war nebst noch zwey kleinern Schiffen dazu beordert, überall Hülfe zu leisten, wo es nöthig seyn möchte. Alle drey verbrauchten kein Körnchen Zündkraut, weil die französische Flotte auf allen Punkten den Sieg davon trug.

„Aus diesem zwar kurzen, aber mit der strengsten Wahrheit übereinstimmenden Bericht erheller, daß der

*) In der Geschichte von Orleans Verschönerung steht irrig Graf de la Touche. Dieß ist ein Druckfehler; denn der Graf de la Touche war gar nicht auf der Flotte.

Duc de Chartres bey diesem Vorfall nur eine erzwungene Entschlossenheit zeigte, wie man ihm deutlich genug anmerken konnte; daß er sich während des Gefechts außer der Schußweite befand; daß er das Signal zwar bemerkte und wiederholte, es aber entweder nicht verstand, oder nicht versichen wollte; und endlich, daß seine vertrauten Anhänger, an deren Spitze sich der bekannte Gillery befand, es ganz darauf angelegt hatten, daß der Graf D'Arville nicht Marshall von Frankreich werden sollte; denn zu diesem hohen Militär-Grade würde er ganz unfehlbar befördert worden seyn, wenn er die feindliche Flotte zu Grunde gerichtet hätte.

„Es wird stark davon gesprochen, daß der Duc de Chartres, Gillery, und andere dieses Gelichters, ein Complot gemacht hatten, wodurch sie dem Grafen D'Arville den Sieg so zu sagen aus den Händen rissen. Diese kochhaften Menschen opferten die Ehre des Königs und das Wohl ihres Vaterlandes dem schändlichen Verhaben auf, einen Admiral in übeln Ruf zu bringen, der in Ansehung der Verdienste unendlich weit über sie erhaben war, und dem sie eben deswegen nicht über den Weg traucten.

„Hätte sich nicht der treulose Duc de Chartres höchst unglücklicherweise bey D'Arville's Flotte befunden, so würden die Engländer zuverlässig geschlagen

worden seyn, und wir hätten sodann wenigstens sieben, wo nicht mehr, Schiffe ihrer Arriergarde genommen, und zu Brest aufgebracht.“

Dieser von einem Augenzeugen verfaßte Bericht ist, wie mich dünkt, mehr als zureichend, unser Urtheil, in Betreff des Flottengefechts bey Quessant, zu bestimmen. Man sieht, daß diese Relation dasjenige bekräftigt, was ich bereits an einem andern Orte in der Absicht erzählt habe, die Rolle zu charakterisiren, welche der Duc de Chartres an diesem merkwürdigen Tage spielte. Es ist freylich nicht zu läugnen, daß er sich bey dieser Gelegenheit, wie gewöhnlich, als ein schändlicher treulofer Mensch betrug; eben so wahr ist es aber auch, daß er keinen in die Augen fallenden Beweis von Feigheit gab; und die Sage, als ob er sich während des Treffens im untersten Schiffsraum versteckt habe, ist vollends ganz ungegründet, so sehr sie übrigens das Publikum belustigt hat.

Oiewiß ist, daß er sich, dem äußern Anschein nach, auf eine solche Art benommen hatte, die dem Publikum Veranlassung gab, ein sehr günstiges Urtheil über ihn zu fällen. Auf die erste Nachricht von jenem Seetreffen schobte sich die öffentliche Meinung wieder ganz mit ihm aus. Bey Hofe sowohl, als in der Stadt, kam niemand auf den Einfall, ihn für einen feigberzigen Menschen zu halten, oder ihn der Verräthercy zu beschuldigen.

Als man aber genauer unterrichtet wurde, daß heißt, als der Hof eine Relation von jenem Treffen erhielt, die mit derjenigen, welche ich hier wörtlich abdrucken ließ, die größte Ähnlichkeit hatte, da änderten sich die Gefinnungen, und zwar auf eine Art, die ihn um so empfindlicher schmerzen mußte, da sie von der tiefsten Verachtung zeugte. Wo er sich nur sehen ließ, ward er verhöhnt, ausgepöbelt, ausgepöffen, und mit den bittersten Spottreden überhäuft. Es ist nicht zu läugnen, daß man bey diesen öffentlichen Beschimpfungen sehr leidenschaftlich zu Werke gieng, und da bekanntlich leidenschaftliche Handlungen immer mit Ungerechtigkeiten verbunden sind, so ließ man es nicht dabey bewenden, dem Prinzen Wahrheiten unter die Nase zu reiben, die ihm schon an und für sich sehr unangenehm seyn mußten, sondern man verbreitete sogar offenbare Lügen, um ihn dadurch noch tiefer herabzuwürdigen. Jedermann glaubte fleiß und fest, daß er sich während des Treffens in den Schiffsraum verflochen habe.

Diese plötzliche Umwandlung der allgemeinen Achtung in Abscheu und Haß, war in der That fürchterlich. Man denke sich den Eindruck, welchen sie auf das Herz eines Menschen machte, der von Natur ganz außerordentlich rachgierig war! Stolz und Eigennuß trugen ihrer Seits auch dazu bey, den Orleans zu erbittern, und seinen ganzen Grimm aufzuregen. Er hatte sich

nemlich eingebildet, in Rücksicht seines Betragens während des Treffens bey Vuesant, werde er unfehlbar die Stelle als Großadmiral von Frankreich, welche damals der Duc de Penthièvre bekleidete, zur Belohnung erhalten. Da ihn aber der König, als er das erstemal wieder bey Hofe erschien, ganz kurz abfertigte, so entstand die Besorgniß in ihm, daß er diese Stelle nach aller Wahrscheinlichkeit nicht einmal alsdann erhalten würde, wenn sie durch das Absterben des besagten Prinzen, seines Schwiegervaters, erledigt werden sollte. Hierzu gesellte sich vielleicht noch überdies die irrige Vorstellung, daß der König bereits von seinem treulosen Betragen gegen den Grafen D'Orvilliers unterrichtet seyn möchte.

Dies alles zusammengenommen versetzte ihn, wie leicht zu erachten, in eine Lage, wo er vor Wuth und Erbitterung ganz außer sich war. Sich selbst als den einzigen Urheber seines Unglücks zu betrachten, ließ er sich gar nicht einfallen; im Gegentheil nahm er für bekannt an, daß ihn jemand bey dem Könige verschwärzt haben müsse. Da er aus eigener Erfahrung am besten wußte, wie es bey Hofe zugeing, so war es wohl sehr natürlich, daß er auf dergleichen argwöhnische Gedanken verfiel. Der schändliche Neid, welcher sich in seinem Herzen gegen den Grafen D'Orvilliers regte, führte ihn auf die Vermuthung, daß alle Höflinge überhaupt wohl eben viel besser seyn möchten, als er selbst.

Unter diesen Umständen war es wohl sehr natürlich, daß sich der unglückliche Prinz nach einem Vegerlande umsah, an dem er seine ganze Wuth auslassen konnte, und leider fiel es ihm ein, sich dießfalls an die Königin zu halten. Sein ganzes Leben hindurch beharrte er bey dem Wahn, diese Prinzessin sey einzig und allein daran schuld, daß er nicht Großadmiral geworden wäre; denn sie und einige Generalsoffiziere von der Marine, sagte er, hätten gemeinschaftlich die Relation entworfen, die ihn um die Achtung des Königs und des Publikums gebracht habe. Dieß war der Augenblick, wo er in seinem Herzen den Schwur ablegte, daß er nicht eher ruhen werde, bis er der Königin so viel Böses zugefügt habe, als nur immer in seinen Kräften stehe; und leider blieb er diesem Versprechen nur allzu getreu.

Von nun an trug er weniger als jemals Bedenken, sich aller und jeder Mittel und Wege zu bedienen, die darauf abzwecten, seine Glücksumstände zu verbessern. * Wäre man von Seiten des Hofes nur ein klein wenig auf der Huth gewesen, so würde man gewiß nicht gestattet haben, daß ein Prinz, der ohnehin schon so reich und mächtig war, es sich so leicht machte, über kurz oder lang eine furchtbare Rolle zu spielen.

Dieß war zugleich der Zeitpunkt, wo man den Anfang machte, Schmutzschristen jeder Art in ununterbrochener

chener Folge gegen die Königin zu verfertigen und überall auszusireuen. Wenn man bedenkt, wie gleichgültig sich der Hof in dieser Rücksicht betrug, und wie unthätig diejenigen-Magistratspersonen diesem Unwesen zusahen, welche denselben von rechtswegen steuern sollten, so kann man sich hierüber in der That nicht genugsam verwundern.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß einer unserer Könige, ich weiß nicht mehr welcher, dem Polizeylieutenant Delacube Frage vorlegte: Wie mag es doch zugehen, Herr, daß immer Pasquille gegen die vornehmsten Personen, und sogar gegen mich selbst, zum Vorschein kommen, und daß sich doch niemand getrauet, dergleichen auf den dermalen im Diebstahl hängenden Polizeylieutenant zu verfertigen? Ludwig der Sechzehnte hatte die gerechteste Veranlassung von der Welt, sich dieses Problem ebenfalls erklären zu lassen.

Die Schonung, welche man den Taugerichtsen angedeihen ließ, deren sich Delacube zu seinen künftigen Absichten bediente, machte es freylich erklärbar, wie es zugienge, daß die Verländer der Königin ebenfalls ungestraft durchkamen; aber eben jene Schonung war in der That beispiellos. Ich habe bereits anderwärts mehr als einen Fall dieser Art namhaft gemacht, halbe

es aber demungeachtet nicht für überflüssig noch folgenden zu erzählen.

Ein gewisser Scribler gab alle Monate richtig eine Schmähschrift gegen Marien Antoinetten heraus. Diese anhaltende Beschäftigung machte ihn endlich so dreuzü, daß er es nicht mehr der Mühe werth achtete, sie geheim zu halten. Einst ließ er sich sogar an einem öffentlichen Orte verlauten, jene Pamphlete würden ausdrücklich von einer sehr vornehmen Standesperson bey ihm bestellt, die ihn dafür bezahle. Diese Unbesonnenheit erregte Befremdung. Man warnte ihn vor den Espionen der Poligen, gab ihm zu verstehen, daß jene vornehme Standesperson vielleicht nicht mächtig genug seyn dürfte, sich seiner mit gehörigem Nachdruck anzunehmen, und schloß endlich damit, daß man ihm wohlmeinend anrieth, sich eine Zeitlang aus Frankreich zu entfernen, und nach London zu gehen. Er benutzte diesen Wink; allein, bevor er noch nach Calais kam, war er bereits ermordet. War wohl zu den damaligen Zeiten in ganz Frankreich ein Mensch zu finden, der mehr als der Duc d'Orleans von jener Wahrheit überzeugt gewesen wäre, welche Barrere späterhin mit den Worten ausdrückte: die Todten kommen nicht wieder?

Unter allen den schändlichen Cabalen, welche darauf abzwirkten, die Königin ins Verderben zu stürzen,

trug jedoch keine so viel dazu bey, sie der Achtung ihrer Unterthanen zu berauben, wie diejenige, deren Eieschichte ich nunmehr dem Leser in ihrem ganzen beweisenwerthen Zusammenhange vorlegen will.

Den funfzehnten August 1785, gerade an ihrem Namenstage, erhielt die Königin ein Promemoria von zwey Juwelenhändlern, Namens Bohmer und Bassen- ges, worin sie die Bezahlung eines diamantnen Halsbandes in Erinnerung brachten, welches sie, dem Vor- geben nach, für Rechnung der Königin abgeliefert haben wollten, und dessen Werth die ungeheure Summe von sechshundert hundert tausend Livres betrug.

Die Königin, welche dieses Halsband nie zu Gesicht bekommen hatte, und der es gar nicht eingefallen war, sich einen so theuern Schmuck zu kaufen, ließ sogleich die beyden Juwelenhändler zu sich eubieten, wo sie dann Folgendes ansagten:

„Zu Ausgang des leht verwichenen Monats Ja- nuar, kam der Herr Cardinal von Rohan zu uns. Wir zeigten ihm ein Halsband, das aus Brillanten bestand, die zusammen eine seltene und in ihrer Art einzige Sammlung ausmachten. Wir erzählten ihm, daß es von den Herrn Dogny und Maillard auf sechshundert hundert tausend Livres geschätzt werden sey; und daß

„wir von einem Augenblick zum andern auf Gelegenheit warteten, diesen Schmuck nach Spanien zu senden. „Zugleich gaben wir ihm zu erkennen, wie lieb es uns seyn würde, wenn wir dieses kostbare Stück je eher je lieber los werden könnten.“

„Der Herr Cardinal versetzte, das sollten wir ihm nicht unseufz' gesagt haben; er werde mit jemanden „darauf sprechen; er mache sich arbeitsam, uns zum „Verkauf behülflich zu seyn; er selbst sey zwar nicht „dabei interessiert; doch könne er uns im voraus versichern, daß wir die Vorschläge des Käufers mit Vergnügen annehmen würden, nur wisse er nicht mit Gewisheit zu sagen, ob es ihm vergenut seyn werde denselben zu nehmen, oder nicht.“

„Zwei Tage nachher kam der Herr Cardinal wieder zu uns, und erzählte, er habe nun anderweitige Aufträge erhalten, wodurch ihm die Vollmacht ertheilt werden sey, sich mit uns in Handel einzulassen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß wir hierüber das tiefste Stillschweigen beobachten sollten. Wir versprachen ihm dies. Hierauf theilte er uns die Vorschläge mit, wenn sowohl der Kaufpreis als auch die Zahlungsstermine bestimmt waren. Da wir diese Vorschläge annehmlich fanden, so setzten wir unsere Acceptation darunter, welche vom neun und zwanzigsten des letztverflossenen Monats Januar datirt war.“

„Drey Tage nachher, als am ersten Februar, ließ uns der Herr Cardinal sagen, wir möchten doch zu ihm kommen, und das Bewußte mitbringen. Demzufolge fanden wir uns bey ihm ein, und übergaben ihm das quästionirte Halsband zu eigenen Händen. Jetzt eröffnete uns der Herr Cardinal, und zwar zum erstenmal, daß Ewr. Majestät dasselbe an sich gekauft hätten, und in dessen Verweil zeigte er uns die Vorschläge, welche wir bereits acceptirt hatten, und die auf dem Rande mit dem Wort *approuvé* (genehmigt) bezeichnet waren. Neben unserer Acceptation standen die Worte: *approuvé, Marie Antoinette de France* (genehmigt, Marie Antoinette von Frankreich). Der Herr Cardinal versicherte uns, das Halsband würde Ewr. Majestät noch des nemlichen Tages zuakauft werden. Er fügte hinzu, Ewr. Majestät könnten sich zwar nicht darauf einlassen, uns wegen der Kaufsumme durch Anweisungen sicher zu stellen, doch hoffe er, Sie, Madame, würden uns die Interessen vergüten.“

„Des nemlichen Tages gegen Abend erhielten wir ein Schreiben vom Herrn Cardinal, welches er mit eigener Hand aufgesetzt und unterschrieben hatte, und worin er uns meldete, Ew. Majestät hätten sich beym gegen ihn gehauert, daß die Interessen von den Geldern, welche man uns nach der ersten Zahlung noch schuldig bleiben würde, nach und nach nach von Cap taken ab-

„getragen werden sollten, bis endlich die ganze Schuld beguldet wäre.“

So lautete die Aussage der beyden Juwelenhändler. Würde nicht der unbedeutendste Privatmann über diese schandliche Betrügerereien äußerst aufgebracht gewesen seyn? Würde er nicht Himmel und Erde aufgefodert haben, ihm Genuathnung zu verschaffen? Wie müßte nun vollends der Königin zu Rurhe seyn! Ganz außer sich für Verzürung und Schmerz eilte sie zum Könige, erzählte ihm, unter Verquickung häufiger Thränen, was sie so eben von den beyden Juwelenhändlern vernommen hatte, und foderte seine Gerechtfertigkeit, als seine Gemahlin, als Königin, auf, die abscheuliche Veleidigung zu ahnden, die ihr vom Cardinal von Rohan widerfahren war.

Der König ließ sogleich den Oberfiscallbewahrer, nebst dem Künstler Baron von Breteuil von Paris kommen, und verlangte ihr Gutachten. Beide waren der Meinung, der Cardinal müßte auf der Stelle in Verhaft genommen werden. Allein der König und die Königin, welche die Grundsätze der Mäßigkeit und der Milde ihr ganzes Leben hindurch, und sogleich auch jetzt, vor Augen hatten, wollten diß durchaus nicht gestatten, sondern verlangten, daß er vor allen Dingen verhört werden solle.

Als er erschien, sagte die Königin: Jetzt frage ich Sie auf Ihr Gewissen, Herr Cardinal, ob dieß nicht seit vier Jahren das erstemal ist, daß ich mit Ihnen rede? Da der Cardinal dieß bejahte, so erhellte von selbst, daß er sich eben dadurch sein Urtheil sprach. Als man in ihn drang, sich über die wahre Beschaffenheit der Sache zu erklären, gestand er sein Vergehen, und sagte aus, daß er von einer gewissen Frauensperson, Namens De la Motte, betrogen worden sey.

So wie er vor die Thür des königlichen Cabinets trat, nahm ihn De Jouffroi, ein Unterlieutenant von der Garde du Corps, in Verhaft. Dieser Offizier hatte den gemessensten Befehl, ihn auf seinem Zimmer zu bewachen, und ihn keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Dieß that er nun zwar, doch ließ er dem Cardinal einen Pflaster, womit derselbe einige Worte in deutscher Sprache auf eine Charte schrieb, die er auf der Stelle durch einen seiner Hensdicken nach Paris schickte. Sie enthielt den Befehl, gewisse Papiere zu verbrennen, welches auch wirklich schon geschehen war, ehe man noch den Auftrag, seine sämtlichen Briefschaften zu verpacken, vollziehen konnte. Also fand dieser Mensch mehr Theilnahme bey Hof, als seine so schwer beleidigte Gebieterin, und zwar zu einer Zeit, wo die wahre Beschaffenheit seines Verbrechens noch nicht einmal bekannt war.

Des Nachmittags führte man ihn nach Paris in sein Reich, wo man ihn zu übernachten veranlaßte. Des andern Morgens erhielt er einen Besuch vom Marquis de Lamoignon, der ihn in die Bastille brachte. Hier ward er, noch mit der größten Achtung behandelt. Man gestattete ihm zwei Kammerdiener und einen Secretaire um sich zu haben; auch ließ man ihm die Freiheit, Briefe zu schreiben, und Besuche von seinen Verwandten anzunehmen. Dieses Verfahren zeigte deutlich genug, daß die Königin ihren gerechten Unwillen in Schranken zu halten wisse, ob sie gleich auf die größte Art beleidigt werden war.

Da die eigentlichen Veranlassungen, welche die Verhaftung des Cardinals veranlaßten, nicht gleich bekannt wurden, so verbreitete sich anfänglich die Sage, er habe eine Meuterei angezettelt, vermöge deren er dem Kaiser, bei Gelegenheit eines pleglichen Ueberfalls, die Provinz Lotharingen in die Hände spielen wolle. Dieß Gerücht hatte die Folge, daß sich niemand für ihn interessirte; der König ließ es aber bald darauf durch Bekanntmachung der Wahrheit widerlegen.

Dieser Regent, welcher sein ganzes Leben hindurch jede Art von Despotismus verabscheute, ließ dem Gefangenen freien, er möge nun selbst die Art und Weise bestimmen, wie man mit ihm verfahren solle. Der Car-

dinal verlangte eine Untersuchung der Sache, nach Urtheil und Recht. Hierauf erfolgte eine zweite Festschaft von Seiten des Königs, kraft deren ihm vergönnt wurde, sich einen selbstbeliebigen Gerichtshof zu wählen. Nun begehrte er vom Parlament gerichtet zu werden. Diese Maßnahme, welche der König und die Königin nach einer so schweren Beleidigung an den Tag legten, ist mehr als zureichend, ihre Verläumder mit Schimpf und Schande zu überhäufen.

Da nun der Cardinal seinen Entschluß zu erkennen gegeben hatte, schickte der König dem Pariser Parlemente folgendes Handschreiben zu:

„Wir Ludwig u. s. w. Die Herren Böhmer und „Bessanges, Galanteriehändler, haben sich bey der „Königin, unserer geliebten Gemahlin, gemeldet, um „die Bezahlung eines diamantenen Halsbandes im Empfang zu nehmen, welches sie dem Cardinal von Tournai verkauft haben, und zwar auf Bedingungen, welche von der Königin herrühren und eigenhändig von „ihr unterschrieben seyn sollen. Voll gerechten Unwillens „über den Mißbrauch, welchen man sich erdreistet hat „von dem Namen einer Person zu machen, die unserm „Herzen so theuer ist, haben wir sogleich den besagten „Cardinal vor uns beschieden, der in unserm Beseyn „aus sagte, die eben erwähnten Bedingungen wären ihm

„von der Frau De la Motte zugestellt worden. Da
 „wir es nun für unsere Pflicht halten, eine so wichtige
 „Sache an den Tag zu bringen, und ein so schweres
 „Verbrechen nicht unbefristet zu lassen; so ist der besagte
 „Cardinal von Rohan nebst der Frau De la Motte
 „auf unsern Befehl in gefängliche Verwahrung gebracht
 „worden, und wir befinden für gut, euch dieselben
 „hiermit zu überantworten, damit ihr ihnen den Proceß
 „machtet, wie es die Landesgesetze mit sich bringen, als
 „wenn wir euch hiermit volle Macht und Gewalt er-
 „theilen.“

Wenn man einen Rechtsfall auf eine so einfache
 Art darstellt, wenn man alle Nebenumstände, alle lei-
 denschaftliche Informationen, gänzlich hinwegläßt; dann
 spricht die Sache für sich selbst, und sagt weder mehr
 noch weniger, als was sie eigentlich sagen soll. Jeder
 vernünftige Mensch wird hessentlich mit mir darüber
 einverstanden seyn, daß alles, was in vorliegenden
 Thatsachen enthalten ist, der Königin zur Ehre gereicht.
 Wenigstens wird man sie nunmehr von dem Vorwurfe
 freisprechen müssen, daß sie einen rachgierigen Charakter
 gehabt habe. Die entsetzliche Beladung, welche ihr
 widerfahren war, würde ihr einigermaßen zur Entschul-
 digung gedient haben, wenn sie sich dießmal von jener
 Leidenschaft hätte trennen lassen; und ihr entsche-
 dener Einfluß auf die Teulart des Königs machte es ihr

gewiß leicht, sich in vollem Maaße Genugthuung zu verschaffen.

Die Frau De la Motte gestand sowohl im Berthér als auch in ihren Vertheidigungsschriften förmlich ein, daß sie der Königin nie vorgestellt worden sey, und nie in ihrem Leben die Ehre gehabt habe, sich derselben zu nähern, oder nur ein einziges Wort mit ihr zu sprechen *). Diese Frau war von blutarmen Eltern geboren, und hatte in ihrer Kindheit auf den Straßen gebettelt. Demungeachtet hatte sie ein Taufzeugniß aufzuweisen, worin ihr der berühmte Name De Valois bezeuget wurde. Die Marquise de Boulaivilliers hatte sie zu sich ins Haus genommen. Man verfertigte ihr einen Stammbaum, worin man ihre Herkunft in gerader Linie von einem natürlichen Sohne König Heinrichs des Zweyten ableitete. Vermittelt dieses Stammbaums gelang es ihr, eine Pension bey Hofe zu erschleichen, die nach und nach bis zu der Summe von funfzehnhundert Livres erhöht worden war. Sie verheh-

*) Da die Schriften, welche bey dieser Gelegenheit herauskamen, in jedermanns Händen sind, so kann man sich leicht von der Wahrheit dessen, was ich hier anführe, überzeugen. Man wird finden, daß ich immer in den Gränzen der strengsten Unpartheilichkeit bleibe.

rathete sich mit einem Menschen, der unter der Gendarmerie diente, und es ist bekannt, daß die jungen Leute, woraus dieses Corps bestand, eben nicht viel im Vermögen hatten, obgleich die meisten von guter Herkunft waren. Ihr Mann nannte sich De la Motte, und gab sich nach seiner Verheirathung für einen Grafen aus.

Dies ist in wenig Worten die Geschichte dieser Frau, die, wenn sie sich nicht über die niedrige Sphäre, worin sie abheben war, erhoben hätte, die Ruhe der Königin gewiß nie gestört haben würde. So wie sie vom Cardinal von Rohan angeklagt wurde, flohte sie ihrer Zeit einen gewissen Geheimnißräther an, dessen Vater ehemals zu Neapel Barbier war, und mit seinem wahren Namen Tiberio hieß. Dieser Mensch ließ sich zu Paris Graf Cagliostro nennen, und gab sich das Ansehen, als ob er Wunder was wäre.

Die Anstalten dieses sogenannten Grafen Cagliostro hatten schon manchem Hofmann, mancher übrigens sehr ehrwürdigen Magistratsperson, und mehr als einem Doctor der Philosophie, den Kopf verdrückt. Unter denen, die er bey der Nase heraufführte, gehörten denn auch Seine Eminenz, der Herr Cardinal von Rohan. Am Ende zeigte es sich, daß jener vorgebliche Graf ein Nichtswürdiger war, der die Leute um ihr Geld betrog, und der Gedanke, daß ihn die Beklagten

zu ihrem Sündenbock gebrauchen wollten, war eben so übel nicht.

Inzwischen mißlang diese List, und zwar durch das eigene Verschwen der Frau De la Motte. Sie hatte nemlich die Frau des Cagliostro beschuldigt, daß sie die Worte: *Approuvé, Marie-Antoinette de France* geschrieben habe, und siehe da! bey genauerer Untersuchung fand sich, daß die Frau Gräfin weder schreiben noch lesen konnte. Jene Schriftzüge rührten eigentlich von einem gewissen Louis-Marie-Antoine Rétoux de Villette her, der ein vertrauter Freund von der Frau De la Motte und ihrem Manne war. Dieß gestand dieser nemliche Rétoux de Villette selbst ein.

Zeit jenem Zeitpunkte, wo dem Cardinal das mehr erwähnte Halebund überliefert worden war, hatten sich die Vermögensumstände der Frau De la Motte sehenswerth verbessert, ohne daß sie eine gegründete Ursache angeben konnte, wie dieses eigentlich zugegangen sey. Sie selbst erwähnte in einer ihrer Verschwendungsschriften des Umstandes, daß sie, außer einer zahlreichen Dienerschaft, zu gleicher Zeit fünf Kammerfrauen gehabt habe. Sie hatte sich eine beträchtliche Anzahl sehr schöner Pferde und Wagen angeschafft, mit welchen sie großen Staat machte. In ihrem Hause war alles auf das prächtigste und geschmackvollste eingerichtet. Sie

trieb den Luxus so weit, daß ihre Diensleute sich silberner Nauchfässer bedienen mußten, wenn sie Wohlgerüche in ihren Wohnzimmern verbreiteten.

Sie ward aber nicht etwa bloß deswegen verdächtig, weil sie die Quellen dieses Prachtaufwandes nicht darthun konnte, sondern man bewies ihr sogar, daß sie mehrere Diamanten zu Paris veräußert, und daß ihr Mann noch mehrere dergleichen an den Juwelier Gray in London, wo er sich damals noch aufhielt, für ansehnliche Geldsummen verkauft habe. Sie selbst, die überhaupt in ihrer Vertheidigung sehr inconsequent handelte, übergab ihren Richtern ein Verzeichniß *), woraus man erseh, daß sie bereits für dreymalshundert und sieben tausend Livres Diamanten verkauft hatte.

Da nun die Anklagten sich dieses abscheulichen Verbrechens wegen unter einander selbst die bittersten Vorwürfe machten, und dasselbe sonst niemanden zur Last legten; so bedurfte es wohl keines anderweitigen Beweises, daß die Königin an der Sache nicht den allergeringsten Antheil hatte. Leider giebt es aber gewisse

*.) Man sehe ihr erstes Memoire, welches der Advokat Poissot unterzeichnet hat, S. 32.

Vorfälle im menschlichen Leben, wo es schon Unglücks genug ist, wenn man auch nur dem Namen nach dabey figurirt, und von der Art war die schändliche Beutel-schneiderei, auf deren Erforschung es hier ankam.

Hierbey kam aber noch ein anderer Umstand mit ins Spiel, welcher der Königin noch weit unangenehmer seyn mußte, wie jener. Die Aussagen der Vellagerten führten nemlich auf die Entdeckung eines Abentheuers, womit es diese klägliche Verwandniß hatte:

Im Monat Julius 1784, seltsam lange vor der schändlichen Halsbandgeschichte, hatte sich der Cardinal einmal um Mitternachtzeit in den Park bey Versailles begeben, weil er sich den tollen Gedanken in den Kopf gesetzt hatte, die Königin habe ihn dahin bestellen lassen. Welch ein Scandal von Seiten eines so vornehmen geistlichen Fürsten! Welch eine Schande für ihn, daß er den Fall für möglich hielt, nur für möglich halten konnte, die Gemahlin seines Monarchen werde ihn zu einer solchen Zeit, und an einen solchen Ort bestellen! Verdient die Königin auch jetzt noch den Vorwurf, daß sie die Verachtung gegen die Großen des Reichs bisweilen zu weit getrieben habe?

Diesen abermaligen Betrug hatte dem Cardinal von Rohan niemand anders gespielt, als das scheußli-

che Weib die La Motte. Eine von jenen lächerlichen Dirnen, welche sich gewöhnlich im Palais Royal aufhalten, stellte bey dieser Gelegenheit die Königin vor. Sie hatte sich, wie die meisten dieser nichtswürdigen Geschöpfe, im Publikum unter oft verändertem Namen herumgetrieben, und ließ sich bald Sophie, bald Marie, bald Nicole, bald La Guay, bald Mlle, bald signy nennen. Die Clende sagte selbst aus, daß nun sie für einige Conceder gedungen habe zu Ausföhrung dieser Spitzbüberey behülflich zu seyn. Welch eine Schmach für die königliche Würde, daß der Name einer Person, welcher die größte Ehrfurcht gebührte, von einer so verächtlichen Dirne herabgewürdigt ward!

Aus dem ganzen Zusammenhange des Processes ergab sich endlich, daß niemand als die La Motte dem Cardinal die Naze aufgesteckt hatte, die Königin wünschte das mehr erwähnte Halsband zu besitzen; daß sie es war, die ihn verleitetete, dasselbe im Namen dieser Prinzessin zu kaufen; daß er dieser nemlichen La Motte das Halsband nach geschlossenem Kaufe zußellte, und daß sich dieses Weib den ganzen Werth desselben eigenthümlich aneignasset hatte.

Das Urtheil des Parlaments fiel dergestalt aus, daß sowohl der Cardinal von Rohan, als auch der Scharlatan Eschomro, eigentlich Tichro genannt, von
 aller

aller und jeder Anklage in Ehren freigesprochen wurden. Die berühmte Sophie, Marie, Nicole, Le Guay, Oliva, Dessigny, die der Generalprocurator, wenigstens aus Achtung für die guten Sitten, nicht ungestraft aus dem Heiligthum der Gerechtigkeit hätte sollen entweichen lassen, ward ebenfalls losgesprochen. Den Louis - Marc - Antoine Retreaur de Villeite, welcher den von den Juwelenhändlern acceptirten Kaufbedingungen die Worte: Approuvé, Marie Antoinette de France, beigesetzt hatte, verurtheilte das Parlement zu lebenslänglicher Landesverweisung; eine Strafe, die für diesen Verbrecher, welcher sich erdrecht hatte, einen so ehrwürdigen Namen zu mißbrauchen, in der That viel zu gelind war.

Dem Marc - Antoine - Nicolas de la Motte wurde lebenslängliche Galeerenstrafe zuerkannt, vorher aber sollte ihn der Henker mit Ruthen streichen, und ihm die Buchstaben G. A. L. mit einem glühenden Eisen auf den Rücken brennen. Da er auf die gerichtliche Vorladung nicht erschien, so ließ ihn das Parlement contumaciren, sein Urtheil auf eine Tafel schreiben, und diese auf dem Greveplatz an einen Schandpfahl hängen.

Die Frau des La Motte, welcher man den schönen Namen De Valois ließ, ward dazu verurtheilt, auf ihre ganze Lebenszeit als Gefangene in der Salpe-

riere eingesperrt zu werden; vorher aber sollte ihr der Henker einen Strick um den Hals legen, sie mit Ruthen streichen, und ihr mit einem glühenden Eisen ein V auf beyde Schultern brennen.

Dieses letztere Urtheil war wirklich zu hart. Da man einmal ihren Stammbaum, vermöge dessen sie eine Art von Verwandtschaft mit der königlichen Familie vor- spiegelte, für gültig erkannte, so hätte man sie mit einer gewissen Schonung behandeln sollen. Dafür wäre es besser gewesen, wenn man sie dazu verurtheilt hätte, daß ihr der Kopf vor die Füße gelegt werden sollte, jedoch mit der Bitte, der König wolle dieses Urtheil dahin mildern, daß sie auf Lebenszeit in ein Kloster gethan würde. Dadurch würde man nicht nur jede Verletzung des Wohlstandes, sondern auch alle die albernen und ungebührlichen Bemerkungen vermieden haben, welche die vergebliche Verwandtschaft dieser nichtswürdigen Weibsperson mit dem Hause Bourbon natürlicher- weise veranlaßte.

In der That glaubte man allgemein, der König würde die Vollstreckung dieses so äußerst entehrenden Urtheils nicht zulassen; und gerade dieß war der Punkt, wo hochhabte Menschen die Königin zu überlisten hofften. Wäre die La Motte begnadigt worden, so würde man unfehlbar gesagt haben, dieß sey einzig und allein durch Vermitt-

telung der Königin geschehen. Hieraus hätte man sodann zuverlässig gefolgert, da sich die Königin für das Schicksal dieser Verbrecherin so thätig verwende, so müsse sie doch mit derselben sehr genau bekannt gewesen seyn.

Within ließ man dem Könige keine andere Wahl übrig, als entweder zu gestatten, daß man die königliche Würde gewissermaßen entehrte, oder solche Vorkerkungen zu treffen, wodurch die verläumberischen Gerüchte, welche man zum Nachtheile seiner Gemahlin aussprengte, eine Art von Bestätigung erhielten.

So traurig es ist, so dringend erfordert es die Billigkeit hier die Bemerkung zu wiederholen, daß diejenigen, welche den König in diese Alternative setzten, keine gemeinen Leute waren. Als dies: nemlichen Leute sich in der Folge an den Rechten des Throns vergrißen, schützten sie die Nothwendigkeit vor, die allzu große Auctorität der Minister einzuschränken. In gegenwärtigem Fall kam ihnen dieser Vorwand fürwahr nicht zu Statzen. Jene Beleidigung ließ sich schlechterdings nicht entschuldigen.

Der König und die Königin bemerkten die Schlinge, welche man ihnen gelegt hatte, mehr als zu wohl. Sie ließen es geschehen, daß jenes Urtheil nach seiner ganzen Strenge vollstreckt wurde. Was die Feinde der Krone

zu bewirken suchten, das geschah. Die Achtung, welche der Name des Monarchen seither eingeflößt hatte, verminderte sich ein wenig.

Dies alles (ich muß es nur frey herausfagen, weil wir jetzt in einer Zeit leben, wo man alles sagen darf) war das Werk einer Cabale, wobey sich einige junge Rätbe, sehr unvorsichtiger Weise, vielleicht ohne ihr auf den Grund zu sehen, als Werkzeuge gebrauchen ließen. Diese Hinköpfe zogen ihre Collegen mit ins Spiel. Es gehört mit zu den Uebeln, wovon nicht leicht eine zahlreiche Gesellschaft ausgenommen ist, daß diejenigen, welche den meisten Lärm machen, und sich als die größten Zeloten darstellen, gemeiniglich die Stimmenmehrheit mit sich fortreißen. Wirthin ist es eben nicht zu verwundern, wenn man noch dermalen so viele Franzosen behaupten höret, die Königin habe sich mancherley Fehler zu schulden kommen lassen. Ich glaube gern, daß sie nicht ganz von allen menschlichen Schwachheiten frey gewesen sey; aber eben so gewiß bin ich überzeugt, daß ihre viele Franzosen bloß deswegen Vorwürfe machen, weil sie ein sehr großes Interesse dabey haben, daß man sie selbst für vorwurfsfrey halte.

Die Königin war sehr genau von den Schikanen unterrichtet, welche man im Parlement gegen sie ansetzte, so wie von den Ausfällen, welche man sich von

Zeit zu Zeit auf ihren Charakter erlaubte. Es schien, als ob man darauf ausginge, sie mit diesem Justizcollegium in unangenehme Händel zu verwickeln; wenigstens glaubte sie, daß dasselbe sie eben so wenig liebe, als ihren Gemahl respectire. Mithin war es wohl sehr natürlich, daß sich der eine wie die andere die Liebe und den Respekt, deren sie bedurften, unter Leuten von niedriger Geburt zu verschaffen suchten.

Der Cardinal war also von dem Gerichtshofe, auf dessen Entscheidung er sich berufen hatte, für unschuldig erklärt worden. War er es aber auch von Seiten seines Gewissens? War er es in der Meinung rechtschaffener und unpartheyischer Menschen, und besonders in den Augen seiner Landesherrschaft? Wie war es möglich, daß er, dem die Schriftzüge der Königin besser als irgend jemand bekannt seyn mußten; er, der als Auspender ihrer wilden Gaben fast täglich Vilette von ihr erhielt, diese Schriftzüge verkennen konnte? Wie ging es zu, daß er sich in Aufsehung ihrer Namensunterschrift täuschen ließ? Wußte er etwa nicht, daß sie sich nie Marie - Antoinette de France unterschrieb? Gesetzt diese Mißverständnisse wären durch seinen Leichtsinne veranlaßt worden; war es nicht billig, daß er für diesen Leichtsinne büßte?

Konnte man hiernächst dem Könige wohl zumuthen, daß er einen Menschen, der ihn so schändlich compro-

mittirt hatte, täglich vor seinen Augen dulden sollte? Mithin war es ihm wohl nicht zu verübeln, daß er ihn seiner Stelle, als Großalmosenier von Frankreich, entsetzte, und ihn, anfänglich nach seiner Abten Chaise-Dieu, in Auvergne, nachher aber in das ihm zugehörige Bisthum Straßburg, verbannte.

Diese Bestrafung, womit sich jeder andere König als Ludwig der Sechzehnte wohl schwerlich begnügt haben möchte, erregte demungeachtet fast allgemeine Unzufriedenheit. Man schilderte, man betrachtete den Cardinal von Rohan als ein Schlachtopfer, an dessen Unglück bloß der Despotismus, noch mehr aber die Rachgier der Königin, schuld sey. Mit dieser bedauernswürdigen Prinzessin war es leider schon so weit gekommen, daß man ihr nicht einmal das Recht zugestehen wollte, sich über himmelschreiende Ungerechtigkeiten, so wenig sie dieselben verdient hatte, beschweren zu dürfen.

Im Grunde betrachtet, war übrigens diese ganze Affäre nichts anderes, als eines der schwarzesten Complotte, das darauf abzwedte, die königliche Gewalt allmählig zu untergraben, und eine Regierungsveränderung vorzubereiten. Die nemlichen Personen, welche die Gräfin De la Motte vorgegeben hatten, interessirten sich nach ihrer Verurtheilung noch eben so lebhaft für ihr Schicksal, wie vorher, und betrachteten sie noch

immer als ein Werkzeug, dessen sie sich in der Folge mit Nutzen bedienen könnten.

Sie befreieten dieselbe aus ihrem Gefängniß, und verschafften ihr einen sichern Zufluchtsort in London. Unter der Hand sprengten sie sogar aus, sie habe ihre Befreyung einzig und allein der Freundschaft zu danken, von welcher sich die Königin gegen sie nie ganz lossagen könne. Da jedoch die La Motte, sobald sie sich wieder in Freyheit sah, eine Schmähschrift nach der andern gegen die Königin herausgab, so widerlegte sich jene Unwahrheit von selbst. Diese Frau starb endlich eines jämmerlichen Todes. Sie sollte wegen Schulden in Verhaft genommen werden, und hatte, ehe die Gerichtsdienner in ihr Zimmer traten, kaum so viel Zeit zum Fenster hinaus zu klettern. Hier klammerte sie sich eine Zeitlang mit beyden Händen an: aber endlich verließen sie die Kräfte; sie stürzte auf das Pflaster herab, und gab auf der Stelle den Geist auf.

Der Cardinal von Rohan hat sich nie über diese berühmte Halsbandgeschichte deutlich erklärt. Ich weiß von guter Hand, daß gewisse Personen die wahre Beschaffenheit der Sache von ihm zu erforschen suchten, als er wieder nach Versailles kam, um in der Versammlung der Generalstände Platz zu nehmen. Er antwortete, von allen, welche dießfalls in Untersuchung gekom-

men wären; habe niemand in seiner Vertheidigung die Wahrheit gesagt, als nur er allein; aber, fügte er hinzu, ich habe nicht die ganze Wahrheit gesagt.

Diese Zurückhaltung, gleich viel übrigend auf was für Verweggründen sie beruhte, war eben nicht dazu geeignet, denjenigen den Mund zu stopfen, welche sich dieses schändlichen Processes in der Absicht bedienten, die Königin in übeln Ruf zu bringen. Es giebt in der Politik gewisse Machinationen, deren eigentliche Urheber sich so vorsätzlich zu verbergen wissen, daß es dem Geschichtschreiber schlechterdings nicht möglich ist, sie aus ihren Schlupfwinkeln hervoranziehen. Zu solchen Geheimnissen der Bosheit gehörte denn auch diese schändliche Halsbandgeschichte.

Sie raubte der Königin ihre ganze Ruhe, ihre ganze Glückseligkeit. Man gab dadurch den sämtlichen Besatzknechten, die es mit dem Orleans hielten, so zu sagen das Signal, die Königin von nun an ohne alle Schonung zu lästern und zu verunglimpfen. Sie diente ihnen gleichsam zur Bürgschaft, daß sie dickfalls von Seiten der Justiz keine Strafe zu gewärtigen hätten.

Noch heftiger stieg die Erbitterung gegen diese unglückliche Prinzessin, als Herr von Calonne zum Minister ernannt wurde. Es gehört eben so wenig in meinen

Plan; die Handlungen und Absichten dieses Ministers zu untersuchen, als mich über jene politischen Neuerungen zu erklären, wovon er (vielleicht wider seinen Willen) das erste Beispiel gab. Ich habe bereits bey einer andern Gelegenheit meine Meinung hierüber gesagt. Hier bleibe ich bloß bey demjenigen stehen, was auf die persönlichen Verhältnisse der Königin Bezug hat.

Sie hatte an der Beförderung des Herrn von Casselonne nicht den allergeringsten Antheil gehabt. Ja, was noch mehr ist, man wußte, daß er gar nicht gut bey ihr angeschrieben war, und daß er, wenn es bloß auf sie angekommen wäre, wohl nimmermehr eine Stelle im Cabinet würde erhalten haben. Wo dieses Vorurtheil eigentlich herrührte, und auf was für Gründen es beruhete, das will ich dahin gestellt seyn lassen; genug, es war wirklich vorhanden. Demungeachtet hatte dieser Minister (ich weiß nicht, ob aus Mangel an Geschicklichkeit, oder aus Zwang der Umstände) der französischen Nation nicht sobald die Eröffnung gemacht, daß ein Deficit in den Finanzen vorhanden sey, als die Hände der Königin mit großem Geschrey behaupteten, hieran sey weiter nichts schuld, als ihre Verschwendung. Diese offenbare Unwahrheit wurde von einem Ende des Reichs zum andern verbreitet.

Jetzt hält man diese Betrügeren für das, was sie ist. Jetzt ist jedermann überzeugt, daß, wenn die Fi-

nanz unter der Regierung Ludwigs des Sechzehnten zerrüttet waren, dieses Unglück bloß denen zur Last fällt, welchen er die Verwaltung derselben anvertrauet hatte. Da jedoch die Begierde, die Königin unglücklich zu machen, den Haß überwog, welchen man zu gleicher Zeit gegen die Minister hegte, so hätte man sich nicht leicht eine bessere Gelegenheit wünschen können, ihr Verbrechen aufzubürden, welche wahrscheinlich ihre eigenen Feinde begangen hatten.

Von nun an pflegte man sie nicht anders als Madame Deficit zu nennen. Es kam endlich so weit, daß man sogar in ihrem Besessn die schändlichsten Nebenführte. Anstatt der Besfallsbezeugungen, womit sie ehemals in den Schauspielhäusern bewillkommt wurde, bemerkte sie jetzt ein unzufriedenes Murren. Im Park bey Saint-Cloud wurde sie sogar von Schulbuben insultirt. Dieser Vorfall mußte sie überzeugen, daß selbst die Jugend schon von dem allgemeinen Haß angesteckt war, welchen man gegen sie zu erregen suchte. Sie erfaß hieraus, daß sie nicht nur mit den Ungerechtigkeiten ihrer Zeitgenossen zu kämpfen, sondern auch noch überdies die Verachtung der Nachkommen zu fürchten habe. Welche schmerzlichen Gefühle mußte diese Vorstellung in ihrem so weichgeschaffenen liebevollen Herzen erregen? Was für Begriffe mußte sie sich von den Eltern und Vorgesetzten jener jungen Leute machen, welche das Gift

der Verläumdungen bereits in so reichlichem Maasse eingestogen hatten?

Das Sonderbarste bey der ganzen Sache war dieß, daß gerade die nemlichen Minister, welche nunmehr der Welt durch ihre Schriften gern weiß machen möchten, daß die monarchische Verfassung bloß deswegen gestürzt worden sey, weil man unterlassen habe, sich ihrer Rathschläge zu bedienen, unter den damaligen Umständen nicht die allergeringste Vorkehrung trafen, die Quelle zu verklopfen, woraus diese Ergießungen der schwärzesten Bosheit herfloßen. Gleichwohl kannten sie diese Quelle mehr als zu wohl. Sie wußten, daß dieselbe sonst nirgends zu suchen sey, als in dem berühmten Palais Royal.

Der Baron von Breteuil und der Oberaufseher des Polizeywesens hätten vor allen andern darauf bedacht seyn sollen, ihre so schrecklich mißhandelte Königin vor jenen Beleidigungen sicher zu stellen, und alles mögliche zu ihrer Beruhigung beizutragen. Statt dessen aber thaten sie dieselbe, ihre öftern Spazierfahrten nach Paris einzustellen, und die dortigen Schauspielhäuser unbefucht zu lassen. So anschaulich stellte man der Königin das Schreckliche ihrer Lage vor Augen! Sie selbst verheelte sich dasselbe nicht, und war standhaft genug, darüber nachzudenken. Wie manche einsame Stunde,

Wie manche schauerliche Nacht brachte sie in Thränen zu! Nur dann fühlte sie einige Erleichterung ihres Unglücks, wenn sie ihrem bedrängten Herzen auf diese Art Luft machen konnte. Dieß war der einzige Trost, welchen ihr die Ruchlosigkeit ihrer Feinde und Widerfacher übrig gelassen hatte. Jeder andere war ihr versagt.

Eines Tages sprach sie zum Prinzen Georg von Hessenarmstadt: „Sie kennen mich, mein Prinz; Sie haben sich nicht von den Vorurtheilen hinarbeiten lassen, welche man gegen mich hegt; Sie müssen am besten wissen, ob ich es verdiene, daß man so nachtheilig von mir denke. Gedenken Sie sich dessen noch, was ich zu Ihnen sagte, als man den Herrn von Calonne ins Ministerium berief? Hatte ich vielleicht Unrecht? Oder war ich daran schuld, daß man ihn zum Minister machte?“

Die Königin war eine der empfindsamsten Personen ihres Geschlechts; mithin machte jede Art von Kränkung den tiefsten Eindruck auf sie, und that ihr ganz außerordentlich wehe. Sie bewunderte zwar den heroischen Muth ihres Gemahls, gestand aber aufrichtig, daß sie nicht Stärke genug besäße, jene Schwärmungen großmüthig zu übersehen, die ihm von solchen Personen zugesagt wurden, welche sein Herz in Händen hätten. Sie bestrebt sich zwar, seine Selbstverleugnung nachzuahmen, aber

selbst diese Versuche zeigten deutlich genug, daß sie einem so schweren Unternehmen nicht gewachsen sey. Sie stellte gar nicht in Abrede, daß ihr das Böse, welches man ihr nachsagte, die schmerzlichsten Leiden verursachte, und dennoch begehrte sie, vermöge jenes unerklärbaren Hangs, welcher uns antreibt, alles, was die Leute von uns denken, in Erfahrung zu bringen, immer mehr Licht über Dinge, die ihr die Größe ihres Elends nach seinem ganzen Umfange vor Augen stellten.

Sie hatte dem Oberaufseher der Polizei den Befehl zuachen lassen, daß er alle Morgen zu ihr kommen, und ihr von allen Pasquillen, von allen Schmähungen, die er in Erfahrung brächte, Bericht abslatten sollte; und diese obrigkeitliche Person entledigte sich ihres Auftrags leider nur allzupunklich. Nicht selten ereignete sich der Fall, daß der Polizeyaufseher mitten in seiner Erzählung inne halten mußte, weil der Königin ein Thränenstrom aus den Augen stürzte, der ihn nicht fortfahren ließ. Sobald aber diese so unglückliche, so verkannte, und dennoch so liebenswürdige Prinzessin ihre Thränen wieder abgetrocknet hatte, sagte sie: *Fahren Sie fort, mein Herr; fahren Sie nur fort! Lassen Sie sich nicht durch meine Thränen unterbrechen! Freylich thut es mir weh, wenn ich höre, daß man so viel Böses von mir spricht, daß eine Nation so nachtheilig von mir denkt, von der ich doch so gern geliebt*

seyn möchte, und für deren Wohlfahrt wie beiderseits, mein Gemahl eben sowohl wie ich, zu jeder Aufopferung bereit sind.

Gewöhnlich endigten sich diese traurigen Unterhaltungen damit, daß sie dem Polizeyaufseher eine Summe Geldes für die Armen gab, und sodann zu ihm sagte: Morgen, lieber Herr, sehen wir uns wieder, und dann verheelen Sie mir ja nichts. Wollte er also wohl oder übel, so mußte er sich des andern Tages wieder einstellen, und ihre Wunden von neuem aufreißen. So traurig brachte die Königin ihre Lebendtage zu, und dennoch war dieses nur der Anfang jener fürchterlichen und langwierigen Leiden, die ihr bevorstanden.

Dies war aber noch nicht genug, daß sie alle das Böse, welches ihr von Seiten ihrer Feinde widerfuhr, von grundaus kannte, sondern sie hatte zugleich eine Art von Vorgefühl, daß es immer mehr und mehr zunehmen, und auf keine Weise zu mildern, viel weniger ganz zu vermeiden seyn würde. Wenn man sie daher ersuchte, eines oder das andere Projekt, das dem Volke zum Vortheil gereichte, bey dem Könige durchsetzen zu helfen, und wenn man hiernächst diesem Ansinnen den Beweggrund beifügte, daß es ihr das Volk Dank wissen werde, dann antwortete sie: Glauben Sie denn nicht, daß ich mir das größte Vergnügen daraus mache, die Wohlfahrt

des Volks zu befördern? Herzlich gern will ich Ihr Verlangen erfüllen; ob ich es gleich nie dahin bringen werde, daß man mir guten Willen vertrauet, oder mich für fähig hält etwas Gutes zu thun.

Diese Liebe für das Volk hatte in ihrem Herzen so tiefe Wurzel geschlagen, daß sie ihr durch nichts entrißen werden konnte. Entstanden hier oder da Unruhen, und man suchte sie auf die Urheber dieser Scenen aufmerksam zu machen, vielleicht auch sie zur Rache gegen dieselben zu ermuntern, dann gab sie denen, welche sich dergleichen Bemerkungen erlaubten, zur Antwort: So müssen Sie nicht vom Volke reden; es ist hintergangen worden; aber sein Herz hat keinen Antheil an diesem Irrthum.

Außerdem nahm sie auch noch andere Rücksichten auf dieses Volk, die um so mehr hier Erwähnung verdienen, da es ihr dieselben nicht Dank wußte. Als sie nemlich ihren Kindern zu Saint-Cloud die Blattern einimpfen ließ, trieb sie die Herablassung so weit, daß sie an den Tagen, wo sich die Einwohner von Paris in dem dortigen Park vergnügten, nicht vor die Thür gieng. Wie leicht könnte es geschehen, sagte sie, daß ich die Leute mit der Krankheit ansteckte, die meine Kinder jetzt haben! Demzufolge blieb sie lieber zu Hause, als daß sie jemanden vom Spaziergehen ab-

schreckte. Unschlbar würde man diese Sorgfalt mit dem größten Danke erkannt haben, wenn die Leichtgläubigkeit derer, die sich hinter das Licht führen ließen, nicht eben so groß gewesen wäre, wie die Bosheit jener treulosen Verläumder, von welchen sie getäuscht wurden.

In dieser Hinsicht stimmte die Denkart Marien Antoinettens mit den Gesinnungen Ludwigs des Sechzehnten vollkommen überein. Da nemlich derselbe sehr überzeugt war, daß das Feuer des Aufstuhes nur von einigen strafbaren Greßen angefacht würde, so widmete er den Verblendeten, welche sich hierbey zu Werkzeugen gebrauchen ließen, nach wie vor das zärtlichste Wohlwollen; besonders den Pariseru, die, seiner Meinung nach, um so weniger der Verführung entgehen konnten, da man ihnen die meisten Schlingen gelegt hatte.

Unstreitig war es ein Unglück, daß sich die Königin durch die üble Meinung, welche sie von einigen Greßen hegte, verleiten ließ, ihren Unwillen ganze Stände entgelten zu lassen; doch findet man sich allerdings bewogen, ihr auch diesen Irrthum zu verzeihn, wenn man an die ersten Ereignisse der Revolution zurückdenkt, und dieselben aus dem nemlichen Gesichtspunkte betrachtet, woraus sie dereinst die Nachwelt betrachten wird.

Die Versammlung der Notabeln, welche Herr von Calonne veranstaltet hatte, mußte die Besorgniß in der

erregen, daß von den zwey vernunftigen Ständen der Nation weder für sie, noch für ihren Gemahl, etwas Gutes zu erwarten sey. Man durfte nur einen Blick auf die Namenliste dieser Notabeln werfen, um sich zu überzeugen, daß ihre in der That sehr ehrwürdige Versammlung aus dem Hub der Geislichen, der Adlichen, und Magistratspersonen zusammengesetzt war. Es ist notorisch, daß sie auf der einen Seite, mit Beyhülfe eines gütendenken und die Wirthschaftlichkeit liebenden Königs, alles Mögliche zu Gunsten des Königreichs thun konnte, und daß sie dennoch auf der andern Seite nicht das geringste zu Verminderung der schrecklichen Verleghenheit thun wollte, worin sie den Monarchen verwickelt sah.

Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß diese nemlichen Notabeln ganz außerordentlich gegen die Königin eingenommen waren, als sie zu Versailles sich einfanden, und daß dieses die wahre Ursache gewesen sey, weewegen sie den Entwürfen, welche man ihnen vorlegte, nicht über den Weg traucten, und keinen derselben befolgen wollten. In ihrer gemeinschaftlichen Versammlung declamirten sie gegen die Verschwendung des Hofes; in ihren Privat-Zusammenkünften machten sie sich ein eigen Geschäft daraus, die Königin und die Duchesse von Polignac so tief als möglich herabzusetzen. Beides kann zum Beweis dienen, daß sie von jenen Verurtheilen ein-

genommen waren, welche der Böfewicht Orleans erfonnen und durch seine Helfershelfer verbreitet hatte.

Freylich war damals die schlammichte Quelle noch nicht entdeckt, aus welcher jene schändlichen Unwahrheiten, wodurch man die Königin um Ehre und guten Namen zu bringen suchte, herfloßen. Wahn will ich gar nicht in Abrede stellen, daß sich die Notabeln vielleicht nur in so fern strafbar machten, als sie jenen Verläumdungen Glauben beymaßen; aber kurz, sie thaten doch nichts, weder für den König, noch für sein Königreich. War denn also die Königin, da sie den Thron wanken sah, zu verdenken, daß sie auf den Einfall kam, man müsse sich der niedern Volksschassen bedienen, um die höhern zu jenen Aufopferungen zu zwingen, welche die Umstände nothwendig machten?

Jetzt erhob das Publikum einen allgemeinen Schrey gegen die Staatsverwaltung des Herrn von Calonne. Die Folge davon war, daß er in Ungnade fiel. Sein Nachfolger, Herr von Brienne, nahm bey Hofe mancherley Einschränkungen vor, woben er mit der größten Strenge zu Werke gieng. Sie betrafen größtentheils solche Personen, die bey der Königin verzüglich beliebt waren. Dieß gieng ihr zwar nahe, aber sie schwieg. Denso bereitwilliger ließ sie sich alle Aufopferungen gefallen, woben sie für ihre eigene Person interessirt war;

ja sie that von freyen Stücken noch mehr, als man von ihr zu begehren schien. Diese Uneigennützigkeit hätte man ihr allerdings Dank wissen sollen, und zwar um so mehr, da sie zum Beweis diente, daß es woer in ihrem Charakter noch in ihren Grundsätzen lag, die Schätze des Staats zu verschwenden. Leider war es aber schon so weit gekommen, daß man zu nichts mehr gegen sie verpflichtet zu seyn glaubte.

Als diese Ersparnisse noch nicht hinlänglich waren, verlangte man, das Parlament sollte neue Auflagen bewilligen, und insbesondere die Classe der reichen Gutsherren einer Land-Schätzung unterwerfen. Bey dieser Gelegenheit wurde man gewahr, daß in dem Parlamente die nemlichen Vorurtheile herrschten, wie in der Versammlung der Notabeln. Die nächsten Zusammenkünfte, welche bey dem Herzoge von Orleans gehalten wurden, und die verwegenen Reden einiger, zu seiner Parthey gehörigen, jungen Parlamentsgröße, dienten zum überzeugenden Beweise, daß man mit dem Vorhaben umzulegen, den Mißcredit, in welchen man die Königin gesetzt hatte, zum Nachtheil des Königs anzuwenden, und eben dadurch eine Veränderung der Regierungsform zu bewirken.

Beide waren von den kochhaften Anschlägen, welche man gegen sie im Schilde führte, sehr gut unterrichtet.

Ja, ich weiß sogar von sicherer Hand, daß man ihnen einen von der Parthey des Orleans entworfenen Plan vorlegte, der darauf abzwedte, das ganze Königreich in Aufruhr zu setzen. Vermöge dieses Plans wollte man Frankreich in eben so viele federative Republiken abtheilen, als es in diesem Reiche Parlementer gab, und sodann sollte der Herzog von Orleans zum obersten Protector dieser nemlichen Republiken öffentlich ausgerufen werden.

Dies war nun freylich eine Narrheit, woran die Parlamenter, im Ganzen betrachtet, gewiß keinen Antheil genommen hatten. Diese Landescollegien kannten allem Vermuthen nach nicht einmal den Zweck, wozu man sich ihrer zu bedienen gedachte. Da sie jedoch (und schon dieß war Verbrechens genug) mit aus dem Laumellische getrunken hatten, so folgten sie der Richtung, die ihnen Orleans geben ließ, und rissen zugleich die ganze Masse des Volks unaufhaltsam mit fort.

Hier, in diesen nemlichen Landescollegien war es, wo jener wüthige Mentemacher sich die ersten Rädeleführer aussah, die ihm zu seiner Verschwörung behülflich seyn sollten. Diese Herdbrenner zeichneten sich bey jeder Gelegenheit, wo es darauf ankam, den König und seine Gemahlin verächtlich zu machen, durch ihren Eifer ganz vorzüglich aus. Schon damals führten sie gegen diese

hohen Personen eben die entehrende Sprache, welche nachmals von den Menschenwürgern, die in ihre Fußtapfen traten, nur allzu getreu wiederholt wurde. Selbst der Parlamentsrath D'Eprenonil, der übrigens so manche gute Eigenschaft besaß, und sich unfehlbar zu den größten Männern seines Zeitalters emporgeschwungen haben würde, wenn er schon damals die Erfahrung gehabt hätte, auf die er späterhin durch den Gang unserer politischen Angelegenheiten geführt wurde, auch dieser erlaubte sich über jeden Tritt und Schritt, den unsere Königin that, die bittersten und unanständigsten Kritiken. Sein Tadel gereichte ihr um so mehr zum Nachtheil, da er ein ungemein weiser, und, im Grunde betrachtet, auch ein sehr rechtschaffener Mann war. Leider ist aber selbst der Tugendhafteste nicht vor Irthümern sicher, die aus Mangel an Erfahrung entspringen.

D'Eprenonil trieb diese Erbitterung so weit, daß sich die Königin eines Tages gegen ihre Pugmacherin, die ihr ein neumodisches Kopfzeug zum Kauf anbot, folgender Ausdrücke bediente: Recht gern wollte ich es ihr ablaufen, wenn ich nur wüßte, daß mir Herr D'Eprenonil die Erlaubniß gäbe, es tragen zu dürfen.

Da diese Prinzessin nur allzu gut wußte, wer die Leute waren, welche ihr allen diesen Kummer und Ver-

druß zubereiteten, so bedauerte sie das Volk um so mehr, daß es sich von ihnen zu so gefährlichen Irthümern verleiten ließ. Sie wählte, wenn man es nur dahin bringen konnte, ihm die Augen zu öffnen, so werde sie vielleicht in der Folge weniger unglücklich seyn. Jetzt genug ihr ein Schimmer von Hoffnung auf; denn da sich die Parmenter weigerten, eine Abgabe zu registriren, die doch offenbar darauf abzwecte, dem Volke Erleichterung zu verschaffen, so glaubte sie, dieses müsse doch endlich einsehen, daß es seinem Interesse widerspreche, jene Gerichtshöfe in ihrer Widerspenstigkeit zu bestärken.

In der Absicht, über diese Widerspenstigkeit den Sieg zu erlämpfen, boten die Minister alles auf, was die königliche Autorität noch vermochte. Der König veranstaltete eine feyerliche Parlementsitzung, um die Edicte, welche man durchaus nicht für gültig erkennen wollte, in seinem Beysenn registriren zu lassen. Allein der Herzog von Orleans und die wenigen Parlementsräthe, welche sich zu Ausführung seiner Zerstörungswürfe mit ihm verbündet hatten, führten sowohl vor als während der Sitzung eine so impertinente Sprache, daß es ihnen der König unmöglich vergeben konnte.

Von seiner Zurückkunft nach Versailles ließ sich der Monarch verlauten, daß er den Herzog von Orleans und einige Räte ins Exil schicken werde. Selbst diese

unbedeutende Bestrafung war so wenig nach dem Geschmach des damaligen Zeitalters, daß die Heflinge über den Entschluß des Königs in Schrecken geriethen. Inzwischen konnten sie die Königin schlechterdings nicht bewegen, ihrem Gemahl davon abzurathen. Sie glaubte, daß man den Respekt gegen des Königs Majestät aus den Augen gesetzt habe, und dieses war unter allen Verbrechen das einzige, welches sie niemals verzieh.

Die Verbannung des ersten Prinzen von Orléans war eben mit keinen sonderlichen Schwierigkeiten verbunden. Als man aber dieses Urtheil an seinen Mitverschwornen, den Parlementsräthen, vollstrecken wollte, hatte man hierzu ein ganzes Heer Soldaten nöthig.

Dieses strenge Verfahren hatte die Folge, daß es der Königin die Herzen der wenigen Franzosen, welche ihr noch zugethan waren, vollends abwendig machte. Man rechnete es ihr zum Verbrechen, und zwar zu einem unverzeihbaren Verbrechen, an. Orleans, welcher ihre seine Verbannung auf den Kopf schuld gab, saß während seiner Entfernung von Paris auf alle nur erdenkliche Mittel, sich des glücklichen Erfolgs jener rathgierigen Entwürfe zu versichern, die er schon längst in aller Stille ausgeheckt hatte.

Die Parlementer boten alles auf, was nur in ihren Kräften stand, damit dieses Ungeheuer wieder zurück-

berufen würde. Ungeachtet jenes bescheidenen Benehmens, welches Landescollegien, die auf Ehre halten, nicht leicht aus den Augen zu setzen pflegen, konnte man deutlich genug aus den Vorstellungen dieser Justizhofs schließen, daß sie eben nicht die besten Gefinnungen für die Königin hegten.

Unter andern nahm sich diese Prinzessin folgende Stelle, die in einer dieser sogenannten Suppliken vorlag, ganz außerordentlich zu Herzen:

„Wenn die Treue und Anhänglichkeit der Prinzen,
 „die von Ihrem Geblüt entsprossen sind, mit der Verwei-
 „sung aus Ihren Augen beehrt wird, so können wir nicht
 „umhin, uns mit eben so viel Schmerz als Erstaunen die
 „Frage vorzulegen: was denn endlich aus den Gesetzen
 „werden soll? was aus der öffentlichen Freyheit, ohne
 „welche die unsrige unmöglich bestehen kann? was aus
 „der Nationalchre und den Sitten der Franzosen? aus
 „jenen so saubren Sitten, deren Beybehaltung um so
 „nothwendiger ist, da solches sowohl das Interesse des
 „Throns als der Unterthanen erheischt.“

„Diese Mittel, Eure, hat ihnen gewiß nicht Ihr
 „Herz angerathen; diese Beispiele stimmen nicht mit
 „den Grundsätzen Ewr. Majestät überein; sie entspringen
 „aus einer ganz andern Quelle.“

Die leßtern Worte, meinte die Königin, wären auf sie gemünzt. Wie sollte, wie konnte sie denn auch anders von jener Coalition urtheilen, welche zwischen der ganzen Magistratur und ihren abgesagtesten Feinden Statt hatte; von einer Coalition, die auf nichts geringeres abzwecte, als das ganze Volk gegen sie im Harnisch zu jagen?

Man hoffte den Uebermuth der Parlemerter dadurch zu bändigen, daß man sie aufhob, und ihre Stelle durch eine ganz andere Magistratur ersetzte. Dieß hatte die Folge, daß sich der Adel in Bretagne gegen diese Neuerung auflehnte; daß sogar öffentliche Beamte sich weigerten, den Befehlen des Hofes zu gehorchen. Vergleichene Beispiele, welche nachher auf das Betragen des sogenannten dritten Standes (*tiers-état*) einen so verderblichen Einfluß hatten, waren eben nicht dazu geeignet, der Königin eine vortheilhafte Meinung von den höhern Volksschlassen beizubringen.

Dieser Streit endigte sich damit, daß der Hof nachgeben mußte; ein Extrem, das man leicht hätte vorher sehen können. Jedes Reich, wie auch übrigens seine Verfassung beschaffen seyn möge, hat vermöge seiner Fundamentalgesetze, seiner Gebräuche und Gewohnheiten, und der unter seinen Bewohnern herrschenden Meinung, eine gewisse Art des Seyns, welche man kennen

und respectiren muß, wenn man gut regieren will. Da nun die Mousier, welche damals in Frankreich am Staatsrunder saßen, diese erste und vernünftige Grundregel der Politik ganz aus der Acht ließen, so konnte es nicht anders seyn, als daß sie eben dadurch alles verderbten. Das größte Unglück war doch, daß ihre verheßten Maßregeln dem ersten Prinzen von Orléans das schreckliche Kreuz an die Hand gaben, die Königin vollends unglücklich zu machen.

Die Parlementer drangen auf die Zusammenberufung der Generalstände; die Adlichen gaben das nemliche Verlangen zu erkennen, und die Geistlichkeit, welche nur nicht Ursache hatte, sich manßig zu machen, trat ihnen ebenfalls bey. Aus Achtung für die Geistlichkeit ließe sich der König zum Ziel. Man bewilligte jene Versammlung der Stände, weil man es für entschieden annahm, daß ihre Zusammenberufung die Folge haben würde, die großen Corporationen in ihre Rechte zurückzuweisen.

Die Künstler, welche damals angestellt waren, wurden verabschiedet. Von den öffentlichen Freudenbegewungen, die ihr Fall veranlaßte, und wozu Orleans das Geld hergab, beehrte es dem Pöbel, die Bildnisse dieser Männer auf das schändlichste zu mißhandeln. Die nemliche Beschimpfung widerfuhr auch der Ducheße

von Pagnac; und gegen die Königin stieß man die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen aus. Immer leitete der grimme Delaun dergleichen tumultuarische Ausfälle dergestalt ein, daß man hiebei die hebe Person nicht aus den Augen verlor, welche seine Streiche zu allerletzt treffen sollten.

Während dieser Scenen, die nur das Vorspiel von noch weit fürchterlicheren waren, die der Königin bevorstanden, zog Tacker zum zweytenmale die Aufmerksamkeit des Publikums an sich. Freylich war er der Mann eben nicht, den die beyden höhern Vollkassen an der Spitze der Staatsgeschäfte zu sehn wünschten; aber der große Haufe hatte sich nun einmal in ihn vernarrt. Er war damals der Abgott des Pöbels; da man nun den Pöbel zu erheben, und durch dessen Beyhülfe die beyden höhern Stände herabzusetzen wünschte, so berief man Tackern wieder nach Hes.

Die Königin schrieb mit eigener Hand an ihn, sagte ihm in ihrem Schreiben ungemein viel Schönes, und schloß endlich damit, daß sie ihn einlud, seine ehemalige Stelle als Finanzminister wieder anzutreten. Wahrscheinlich hatte die Königin die Absicht, sich durch diesen Schritt wieder ein wenig beim Völkchen beliebt zu machen; aber ihre Hoffnung schlug fehl. In Frankreich hatte sie nun ein für allemal keine Gerechtigkeit mehr zu erwarten;

und die Leute, welche zu der Classe gehörten, die sie vor allen andern glücklich zu machen wünschte, hatten für nichts mehr Empfänglichkeit, als nur für solche Bestimmungen, die ihnen von den Unruhflüsterern eingeprägt wurden.

Tecker, ein Mann, der von Stolz und Eigenliebe strotzt, nahm die Einladung der Königin mit dem größten Vergnügen an. Letztere ertheilte ihm eine Privat-Audienz von drei Viertelstunden, verschaffte ihm von Seiten der königlichen Familie die schmeichelhafteste Aufnahme, und bewog den König, ihm alles zu bewilligen, was er sich zu Befriedigung seines Ehrgeizes wünschte. Er ward zum Staatsminister und Generaldirector des Finanzwesens ernannt.

Während der zweiten Staatsverwaltung dieses Ausländers mußte die Königin leider wahrnehmen, daß die Ausgelassenheit ihrer Feinde immer heber und heber ward. Kaum war es bekannt geworden, daß er zum zweitenmal in das Cabinet berufen sey, als eine zahllose Menge Schmähschriften gegen sie erschienen, worin sie mit einer solchen Wuth angegriffen wurde, daß man Ursache hatte, alles Mögliche für ihr Schicksal zu fürchten. Da Herr Tecker das Publikum so gern mit seinen politischen Gesinnungen unterhält, so sollte man billig erwarten, daß er ihm endlich die Treßgeinde

vorlegen würde, wodurch er seine hohe Wohlthäterin unter diesen so bedenklichen Umständen zu beruhigen suchte.

Ich für meine Person habe nie ein Wort davon gehört. Nur eines einzigen hieher gehörigen Umstandes weiß ich mich zu erinnern, und diesen will ich erzählen. Herr Tecker hatte nemlich eines Tages erfahren, daß die Königin eine von jenen wohlthätigen Handlungen vollbracht habe, dergleichen in ihrem Leben so viele vorkommen, und die sie aus Bescheidenheit vor den Augen der Welt zu verbergen suchte. Er hat sie um Verlaub, diesen schönen Zug öffentlich bekannt machen zu dürfen, damit man sie, sagte er, desto besser kennen lerne. Dieß hieß doch in der That sich eines sehr ansehnlichen Hülfsmittels bedienen, um ihr wieder zu dem Besitz alles dessen zu verhelfen, was ihr entzogen worden war. Die Königin wußte die Macht der Verurtheile, welche sie unter den damaligen Umständen wider sich hatte, viel richtiger zu beurtheilen, wie er. Sie gab ihm daher zur Antwort: Erwähnen Sie ja nichts davon! wozu dient es? Man würde Ihnen doch nicht glauben. Tecker gehorchte, und es kann seyn, daß ihm dieser Ockhorstam bey der Nachwelt zum Vorwurf gereicht. Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn man sich beschränkt hätte, die schönen Thaten der Königin eben so allgemein bekannt zu machen, wie die schädlichen Rückseten, wodurch man sie zu verläumben suchte.

Es bedarf wohl keiner umständlichen Bestätigung, daß die unglückliche Marie Antoinette unter den drückenden Klümmern, womit sie unaufhörlich zu kämpfen hatte, weder an Felle, noch Schauspiele, oder andere Lustbarkeiten dachte. Sie mochte, sie konnte kein Vergnügen mehr genießen. Von jener Heiterkeit, jenem Frohsinn, wodurch sie sich so allgemein beliebt machte, als sie noch Dauphine war, sah man keine Spur mehr an ihr. Der Gram, welcher an ihrem Herzen nahte, hatte alle ihre Gesichtszüge verändert. Sie sah sich gar nicht mehr ähnlich.

Eines Tages ereignete sich der Fall, daß sie im Schloß von Boulogne dem alten Marschall von Biron begegnete, und da derselbe in langer Zeit nicht die Ehre gehabt hatte sie zu sehen, so konnte er sie nicht mehr. Die Zeit war nahe, wo er an der Spitze seines Regiments vor dem Könige die Revue passieren sollte. Da er nun erst seit kurzem von einer schweren Krankheit genesen war, so übte er sich im Reiten, damit es ihm bei jener Revue, die, im Vorbeygehen gesagt, seine letzte war, nicht fremd vorkommen möchte. Er war eben, in der Absicht ein wenig auszuruben, vom Pferde gestiegen. Die Kammer ging auf ihn zu, und fragte ihn sehr freundlich, wie er sich befände. Nun, Madame, erwiderte der Marschall, es geht so! Da bin ich wie: der ein wenig ausgeritten, wie Sie sehen, weil der

König Ruhe halten will. — Das ist ja recht gut, Herr Marschall, sagte die Königin; es soll mich freuen, wenn ich Sie bey der Ruhe sehe. — Was dame, fuhr der alte Krieger fort, wenn Sie meinen Verstandes bedürfen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie einen recht guten Platz haben sollen. — Herr Marschall, ich nehme Sie beym Wort! — Der Marschall: Mu wem habe ich denn die Ehre zu sprechen? — Die Königin: Ich heiße Marie-Antoinette! — Dort stand der Marschall wie aus den Wolken gefallen. Er wußte sich jedoch in der Geschwindigkeit wieder zu fassen, und entschuldigte sich bey der Königin mit aller Politesse, die sich bey einem bejahrten Hofmanne erwarten läßt. In der That war ihm dieser Irrthum sehr zu verzeihen. Jeder andere, der, wie er, die Königin seit jener glücklichen Periode, wo sie alle Herzen an sich zog, nicht wieder gesehen hätte, würde sie damals, als der Marschall sie sprach, eben so wenig wieder erkannt haben.

Es erwarteten sie jedoch noch weit schrecklichere Schicksale, und diese wurden von den nämlichen Generalständen herbeigeführt, die auf Verlangen der vornehmsten Volkssassen waren zusammenberufen worden. Von Seiten des Hofes hatte man diese Zusammenberufung versprochen, ehe noch Wecker von neuem ins Ministerium getreten war; mithin hatte es das Ansehen,

als ob er wenigstens in dieser Rücksicht ganz Vorwurfs-frey sey. Auf jeden Fall konnte er sich damit entschuldigen, daß der Adelsstand, die Geistlichkeit und die Magistratur auf diese Zusammenberufung gedrungen habe; und dieß war allerdings sehr gegründet.

Er konnte ferner sagen, da der König einmal jenes Versprechen von sich gestellt habe, so müsse es der König auch erfüllen. Man hielt demnach nicht nur Wort, sondern veranstaltete sogar die Zusammenberufung vor dem hierzu bestimmten Termin, und hieran that man sehr unrecht; denn diese Eilfertigkeit in Betreff einer Sache, wovon das Wohl oder Wehe des ganzen Königreichs abhieng, war in der That nicht weise.

Da man nun einmal in dem Wahn stand, daß nicht ein Augenblick Zeit zu verlieren sey, so machte man es sich zum dringendsten Geschäft, das Verhältniß zu bestimmen, in welchem jeder der drey Stände seine Deputirten abschicken sollte. Neckel that den Ausspruch, der dritte Stand müsse das Recht haben, gerade so viel Deputirte zu stellen, wie die beyden andern Stände zusammengenommen; das heißt: Wenn die Geistlichen dreihundert und der Adel ebenfalls dreihundert abschickte, so sollte der dritte Stand sechshundert absenden dürfen. Diese Ueberlegenheit der Stimmen, welche man dem dritten Stande bewilligte, hieß die doppelte Repräsentation.

Der

Der König sowohl als die Königin hatten nicht das geringste gegen *Teders* Ausspruch einzuwenden. Sie stellten nemlich folgendes *Räsonnement* an: „Die reichern Volksklassen haben die Zusammenberufung der *Generalstände* ausdrücklich begehrt; mithin dürfen sie sich nicht darüber beschweren, daß diesem Besuche willfahrt worden ist. Sie wollten sich nicht zu den Aufopferungen verstehen, welche der Zustand der Finanzen unumgänglich erheischt; mithin muß man der königlichen Autorität durch die Macht des Volks den erforderlichen Nachdruck geben, damit sie jene Aufopferungen erzwingen kann.“ Aus diesem *Räsonnement* folgte ganz natürlich, daß man darauf bedacht seyn mußte, in der Versammlung der *Generalstände* dem dritten Stande ein gewisses Uebergewicht der Stimmen über die beiden andern zu verschaffen.

Als man aber diesen *Calcul* hieben zum Grunde legte, vergaß man jene Mitglieder des dritten Standes mit in Anschlag zu bringen, die als *Deputirte* der Geistlichkeit auftreten und dem dritten Stande nicht nur eine Gleichheit, sondern eine wirkliche Mehrheit der Stimmen verschaffen würden, so daß der Ausgang der gemeinschaftlichen Berathschlagungen allemal von der Willkühr des dritten Standes abhienge, ohne daß es die beiden höhern Stände zu hindern vermochten.

Diejenigen, welche die ehemaligen Besitzungen der Geistlichkeit und des Adels an sich gerissen, und eben dadurch die Erfahrung gemacht haben, daß es sich ohne Geistliche und Adelige auf einen ganz angenehmen Fuß leben lasse, werden diese Einrichtung unfehlbar sehr vernünftig finden. Wenn man ihnen nun aber dieses auch zugab, und über die Ursache, warum sie dieselbe so finden, gänzlich hinwegsehen wollte, so würde man ihnen noch immer die Frage vorlegen können: warum sie den König und die Königin, die ihnen zu Erlangung dieser vorgethlichen Wohlthat behülflich waren, mit einem so schändlichen und unerhörten Undank belohnten?

Necker befand für gut, die nemlichen Notabeln, welche bereits Herr von Calonne zusammenberufen hatte, von neuem zu versammeln. Er versammelte sie jedoch keineswegs in der Absicht, sich ihres Rathes zu bedienen, sondern bloß bewegen, damit sie das, was er unwiderruflich beschloffen hatte, sanctioniren sollten. Allein für diesmal hatte er sich in seiner Rechnung betrogen. Die Notabeln bemerkten die Schlinge, worin er sie zu fangen suchte, und versagten der doppelten Repräsentation fast einmüthig ihre Genehmigung.

Dennochachtet wollte sie Necker mit aller Gewalt eingeführt wissen, und wirklich wurde sie unter königlicher Autorität sanctionirt. Jetzt konnte man wenigstens

nicht vorgehen, daß diese abermalige Neuerung vom Huh der Geistlichkeit, des Adels und der Magistratur verlangt worden sey. Demungeachtet hatte Töcker die Unverschämtheit die beyden höhern Stände sogar in Betreff dieses Artikels der Unwahrheit zu beschuldigen. Er gab nemlich vor, und behauptet noch bis auf die Stunde, wo ich dies schreibe, daß die Initiative jener doppelten Repräsentation weder ihm noch dem Volke zuzuschreiben sey; indem bereits zwey Monate früher, als er wieder ins Ministerium getreten wäre, eine Gesellschaft im Delphinat, woben ein Adelsicher präsidirte, darauf angetragen habe.

Endlich kamen sie denn an, diese Generalstände, welche die Königin in der Folge den Händen der ruchlosesten Böfewichter dieses Jahrhunderts überantworten sollten. Sobald sie sich nur blicken ließen, lag der Königin die Zukunft in allen ihren Schrecknissen vor Augen. Von nun an durfte sie nicht mehr hoffen, daß je das Glück wieder zu ihr zurückkehren werde. Sie konnte so zu sagen keinen Schritt mehr thun, ohne daß ihr ein Unglück nach dem andern von Fuß auf nachfolgte, und das letzte war immer noch ärger als das vorhergehende. Sie litt, sie erduldete alle Qualen, welche die Ungerechtigkeit, die Wuth und die Bosheit der Menschen einer Person, die sie sich zum Schlachtopfer ausersehen haben, je zufügen konnten. Nicht leicht traf

jemanden ein härteres Schicksal, wie sie. Indes strahlen die Tugenden, welche sie unter ihren Leiden und Verfolgungen an den Tag legte, einen Glanz von sich, der alle kommende Jahrhunderte überzeugen wird, daß die unglücklichste unter allen Prinzessinnen zugleich diejenige war, welche vor allen andern ein glückliches Schicksal verdiente.

Ende des fünften Buchs.

Sechstes Buch.

Naum waren die Deputirten, welche der Versammlung der Generalstände beywohnen sollten, zu Versailles angelangt, als die Königin leicht abnehmen konnte, daß sie sich in einer sehr gefährlichen Lage befinde, woraus keine Rettung zu hoffen sey, und daß sie die neuen Unglücksfälle, die ihr bevorstanden, gerade von jenen Volksschlassen zu gewärtigen habe, auf die sie bis dahin ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatte. Jetzt, aber leider zu spät, machte sie die traurige Erfahrung, daß es kein größeres Uebel auf der Welt gäbe, als wenn man von boshaften Menschen an seiner Ehre und an seinem guten Namen gekränkt wird.

Wirklich nahm alles auf einmal eine ganz andere Gestalt an, und zwar im nemlichen Ru, wo die Versammlung der Generalstände eröffnet werden sollte. Es ging eine förmliche Revolution vor sich. Die beyden höhern Stände, welche die aufrichtigste Treue und Anhänglichkeit für den Thron an den Tag legten, vereinten

sich auf immer mit ihm; der dritte Stand hingegen riß sich auf immer von ihm los.

Bei Gelegenheit der Prozession, welche man vor der ersten Sitzung der Generalstände veranstaltete, mußte die Königin leider wahrnehmen, daß das Volk ganz von ihr abgefallen war, und daß es diesen Abfall ohne alle Scheinung zu erkennen gab. Der Herzog von Orleans war der Held dieses festlichen Tages; er allein zog alle Herzen an sich; er allein ärztete den allgemeinen Befall.

Bevor die Prozession ihren Anfang nahm, mußten die sämtlichen Deputirten, welche sich in der Liebfrauenkirche versammelt hatten, bey dem Könige und der Königin vorüber defiliren. Letztere blieb während dieser Ceremonie, die ziemlich lang dauerte, immer aufrecht stehen, und erwiderte die Begrüßung eines jeden von den Vorübergehenden mit einer tiefen Verbeugung, womit sie so viel Anmuth und Würde vereinbarte, als sie noch bey keiner andern Gelegenheit gezeigt hatte. In ihrem ganzen Leben hatte sie sich noch nie von einer so majestätischen und doch so liebenswürdigen Seite dargestellt. Demungeachtet machte dieß auf die Herzen derer, welche zum dritten Stande gehörten, und die sie durch seines Betragen hauptsächlich zu gewinnen suchte, nicht den allergeringsten Eindruck. Sie waren und blieben wie Eis.

Auf der Straße, und überall wo der Zug hinging, brachte ihr Anblick eine Wirkung hervor, die gar nichts Gutes prognosticirte. Das Volk war nemlich so musikalisch, daß es ein tiefes und ununterbrochenes Stillschweigen beobachtete. Alle unpartheiische Zuschauer geriethen hierüber in die äußerste Bestürzung. Es kam ihnen vor, als spielte Marie Antoinette jetzt nicht sowohl die Rolle einer Königin, welche sich nebst ihrem Gemahl bey dieser Feyerlichkeit in der Absicht eingefunden hatte, derselben desto mehr Glanz und Ansehen zu verschaffen, sondern vielmehr die eines Schlachtopfers, das man in vollem Gepränge zum Altar führte. Man denke sich die Empfindungen, welche eine so grausame Behandlungsart in dem Herzen dieser unglücklichen Prinzessin erregen mußte. Ihre ganze Seele war vom Gefühl des innigsten Schmerzes ergriffen. Sie war nicht vermögend ihren Kummer zu verhehlen. Mit niedergefunken Blicken gieng sie einher, und die Thränen rollten ihr häufig über die Wangen herab. Demungeachtet machte dieser rührende Anblick nicht den geringsten Eindruck auf das Volk; denn Orleans hatte aller Augen verblendet, und aller Herzen verhärtet.

Die Prozeßion begab sich in die Ludwigskirche, wo abermals gewisse Ceremonien vorgenommen wurden, die ziemlich lang dauerten. Von da gieng der Zug nach dem Schlosse. Sey es, daß man die Absicht hatte, die Kö-

nigin für die harte Behandlung, welche ihr wiederfahren war, zu entschädigen, oder daß man dem Dronze nicht länger widerstehen konnte, dieser tiefgebeugten Prinzessin seine Theilnahme zu bezeigen; genug in eben dem Nu, wo sie in das Schloß gehen wollte, ertönte von allen Seiten der Zuruf: Hoch lebe die Königin! Allein die Wunde, welche man ihrem Herzen geschlagen hatte, war viel zu tief, als daß man dieselbe sogleich durch Darreichung dieses Balsams wieder zuheilen konnte. Sie verbarg sich in ihrem Kabinet, um ihren Thränen freien und ungehinderten Lauf zu lassen. Von diesem Tage an war die Tochter eines Kaisers, die Gemahlin eines Königs von Frankreich, weiter nichts mehr, als eine unglückliche Person, deren Schicksal Mitleid erregte.

In der ersten Sitzung der Generalsände, woben der König präsidirte, erschien sie an dessen Seite. Man hatte ihr einen Sessel angewiesen, der etwas tiefer als der Thron stand. Als sich der König erhob, um seine an die Versammlung gerichtete Rede zu halten, stand sie ebenfalls auf. Der Monarch ersuchte sie, sich wieder niederzulassen; sie erbat sich aber die Erlaubniß, aufrecht stehen zu bleiben. In dieser Stellung, den Blick zur Erde gesenkt, und in ernste Betrachtungen vertieft, hörte sie dem Vertrage des Königs mit der größten Aufmerksamkeit zu. Ihr Anzug war so einfach

als möglich. Die Bescheidenheit in ihrem Betragen, das freundliche aber dennoch majestätische Wesen, welches aus allen ihren Gesichtszügen hervorleuchtete, und die Thränen, die ihr wider ihren Willen aus den Augen persten, dieß alles zusammengenommen stellte einen unbeschreiblich schönen und rührenden Anblick dar. Jedermann war davon gerührt, bezaubert, entzückt. Alle Anwesenden klatschten ihr Beyfall zu; alle schrien: Hoch lebe die Königin! Man ließ ihr Gerechtigkeit wiederfahren; sie hatte über alle Herzen gesiegt. Leider war aber ihr Triumph nur von kurzer Dauer, und der letzte dieser Art.

Je ungerechter die Menschen mit ihr umgingen, desto mehr bestrebte sie sich, ihnen alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Orleans hatte durch seine Intriguen die meisten Deputirten des dritten Standes auf seine Seite gebracht. Die Königin gab sich alle erdenkliche Mühe, sie mit dem Könige wieder auszusöhnen. Sie kam bey jeder Gelegenheit ihren Wünschen zuvor; sie gab Befehl, ihnen zu jeder Stunde des Tages in den Gärten zu Trianon und Versailles, wie auch in den Thuilleries, den Zutritt zu gestatten; sie schickte jedem Deputirten eine Charte zu, die ihm in allen Schauspielen, sowohl bey Hofe als in der Stadt, freyes Entree verschaffte; aber alle diese Höflichkeitsbezeugungen wurden mit der schönsten Gleichgültigkeit erwidert.

Die Königin hatte den Wunsch geäußert, daß der Duc und die Duchesse von Polignac ihr Besspiel nachahmen möchten. Demzufolge waren ihnen alle Deputirte, ohne Unterschied des Standes, in ihrer Behandlung, ihren gesellschaftlichen Unterhaltungen und bey ihrer Tafel willkommen. Auch diese zuvorkommende Gefälligkeit verfehlte ihren Zweck. Der bochhafte Orleans gab auf alles Acht. Jene Deputirten, die es wagten, bey Hofe zu erscheinen, sich der Königin zu nähern, oder bey dem Duc und der Duchesse von Polignac Besuch abzustatten, setzten sich der Gefahr aus, für Feinde des Volks gehalten, und als solche denunciirt zu werden. Unter den Volksrepräsentanten des dritten Standes trat sogar ein Journalist auf, der weder Ehen noch Schaam hatte, und es sich zum Geschäft machte, sowohl die Königin als ihre Freundin in seinen Flugblättern öffentlich zu beschimpfen. Dieser Journalist war der Graf Mirabeau, der unter allen Volksaufwieglern das meiste Talent hatte, den großen Haufen hinter das Licht zu führen, und alles durch einander zu hegen. Bald spielte er die Rolle eines Orleansen, bald die eines Royalisten, so, daß man wohl sah, sein größtes Vergnügen bestehe darin, das Publikum bey der Nase herumzuführen, und es hinüber und herüber zu zerren.

Zum Beweis, daß die Königin keineswegs die Absicht hatte, sich durch die Gefälligkeiten, welche sie den

Deputirten des dritten Standes erzeigte, einige Vortheile zu verschaffen, kann unter andern Folgendes dienen. Als ihr eines Tages verschiedene Deputirten dieses Standes ihre Dienste anboten, und sie in den feurigsten Ausdrücken von der Treue und Anhänglichkeit versicherten, welche sie ihrer Person gewidmet hätten, gab sie ihnen diese merkwürdige Antwort: An mich, meine Herren, dürfen sie gar nicht denken. Alles was ich von Ihnen begehre, alles warum ich Sie inständig bitte, ist dieß: Nehmen Sie Ihre Maaßregeln so, daß der Respekt nicht aus den Augen gesetzt wird, welcher dem Könige gebührt.

Inzwischen waren die Staatsangelegenheiten, durch die Verbrechen des Orleans, durch die Betrügereyen des an der Spitze seiner Parthey stehenden Mirabeau, und durch die Händel, welche die doppelte Repräsentation unter den Deputirten aller drey Stände natürlicherweise veranlassen mußte, dergestalt in Verwirrung gerathen, daß man mit Recht sagen konnte, die Obergewalt sey jedem preis gegeben, der sich ihrer bemächtigen wolle oder könne. Stolz und Kühnheit waren zu allem fähig; aber es fehlte an Genie.

Einer der berühmtesten Schriftsteller *) hat unsere damalige Lage, ob er gleich nicht in unsern Tagen lebte,

*) Der Abbe Mably. Man sehe dessen Principes des Associations Seite 18 und 19, nach der Haager Ausgabe.

weit besser beschrieben, als ich es vermöchte. Hier sind seine Worte:

„Man sah eine ganz neue Ordnung der Dinge vor
sich. Es fehlte an Erfahrung, und mehr noch an
Genie, das die Stelle der Erfahrung vertritt. Da man
Stolz in sich fühlte, ehe man noch gelernt hatte, den-
selben zu mäßigen, und ihm die gehörige Richtung zu
geben, so ließ man sich auf die unbesonnenste Art von
seinen Eindrücken hinreißen. Alle Gewalten waren in
Bewegung gesetzt, ohne daß nur eine derselben gewußt
hätte, was sie eigentlich wollte *). Da man nicht das
aller geringste vorhergesehen hatte; da man nur in so
fern agirte, als es abwechselnde bald wieder verüber-
gehende Ereignisse und Umstände nothwendig mach-
ten; und da man folglich mit keiner einzigen Sache zu
Ende kam; so mußte man sich immer bloß darauf ein-
schränken, neue Pläne zu entwerfen. Wollte man ver-
gangene Fehler wieder gut machen, so sah man sich

*) Es versteht sich von selbst, daß Orleans hievon eine Aus-
nahme machte. Dieser mußte mehr als zu gut was er
wollte; schlich aber dem vorgesetzten Ziel ganz langsam
entgegen, und konnte es deswegen nicht erreichen, weil
es mit dem Stolze gemeiniglich ein unglückliches Ende
nimmt, wenn er nicht das Genie zum Gefährten hat.

„nethigt, die aller abentheuerlichsten Mittel zu ergreifen;
„hierdurch ward aber wenig oder gar nichts gebessert,
„und da immer eine Revolution, so zu sagen, die andere
„sagte, so entstanden immer wieder neue Besorgnisse,
„neue Hoffnungen, neue Projekte, neue Unterhandlungen,
„und neue Versprechungen, die eben so unnütz waren
„wie die vorhergehenden. Daher jene Unternehmungen,
„deren glücklichen Erfolg bloß der Zufall entschied; daher
„jene Zänkereyen, die bloß deswegen unceudigt blieben,
„weil es an Kraft fehlte, sie durchzusetzen; daher end-
„lich alle jene treulosen Handlungen, die diesem Jahr-
„hundert, in welchem man die Unverschämtheit hat, sich
„mit seiner Unredlichkeit zu brüsten, zu immerwährender
„Schande gereichen.“

Alles lockte diejenigen an, die während dieses Um-
schwungs der Dinge an die Spitze der Aufrührer empor
gedrängt wurden, und trieb sie immer vorwärts, so wie
die Aufseher in unsern Colonien die Sklaven ihrer Gebie-
ter, mit der Peitsche in der Hand, vor sich her treiben.
Die Meinung, die Vorurtheile, der Enthusiasmus, die
Macht, die Zeitumstände, alles, alles kam ihnen zu statten;
und dennoch brachten sie nur solche Dinge zu Stande, wo-
durch sie ganz Frankreich, und endlich sich selbst ins
Unglück stürzten; denn Menschen, die keine andern als
nur mittelmäßige Talente besitzen, verstehen die Kunst
nicht, die eben angezeigten Vortheile zu benutzen.

Wie ganz anders war die Lage des Königs beschaffen! Ihm stand nichts mehr zur Seite, als nur noch seine Tugend, und diese mußte natürlicherweise für Schwäche gehalten werden, da es ihr an Macht fehlte. Ein Fürst, der keine andern Vertheidigungsmittel hat, als seine Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe, muß seinen Feinden nothwendig unterliegen.

Ludwig der Sechzehnte bekam nichts mehr von den Staatseinkünften in die Hände, und durfte seinen Truppen nicht über den Weg trauen. Sogar seine Garde du Corps ließ sich anfänglich von den Neuerungen, die an der Tagesordnung waren, hinreißen. Sie fügte dem Eide, kraft dessen sie sich anheischig gemacht hatte, für die Vertheidigung der königlichen Familie ihr Leben aufzuopfern, eine Clausel hinzu, wodurch der Gehorsam, welchen sie dem Könige geschworen hatte, gar sehr modificirt wurde.

Ein unglücklicher Vorfall brachte die Treue dieser Leute vollends zum Wanken. Da nemlich der Hof in jenen stürmischen Zeiten einer ununterbrochenen Gefahr ausgesetzt war, so hatten sie einen sehr beschwerlichen Dienst. Dieß war ihnen nicht recht. Sie beklagten sich, daß man zwischen ihnen und den Marsehauffee-Neutern gar keinen Unterschied mache. Endlich ließen sie ihre Beschwerden von einem Quartiermeister zu Papier

bringen, und ihrem Capitän in Form eines Promemoria übergeben. Der Capitän, welcher eben so wenig nachgeben, als sich in die damaligen Zeitumstände fügen wollte, jagte den Quartiermeister aus dem Dienste. Sogleich verlangten die sämmtlichen Gardisten ihren Abschied. Die Sache ward ernsthaft, und erregte Besorgnisse.

Die Königin nahm es auf sich, diese brave Legion wieder zur Beobachtung ihrer Dienstpflichten zurückzuführen. Sie schlug sich ins Mittel, und brachte es dahin, daß der Quartiermeister seine Stelle wieder erhielt. Die Art und Weise, wie sie die Sache vermittelte, war für die Gardisten so ehrenvoll, daß sich das ganze Corps derselben bey ihr einstellte, und ihr seinen Dank dafür abstattete. Sie ertheilte ihnen folgende Antwort, die von der vorzüglichen Achtung zeugte, die ihr dieses schöne Corps eingefleßt hatte, und mit allem Recht verdiente: Wie schätzen uns glücklich, meine Herren, sagte sie, daß uns dieser Vorfall Gelegenheit verschafft hat, Sie von unserer Dankbarkeit und Zuneigung zu überzeugen.

Ueberhaupt besaß Marie Antoinette eine gewisse Geschmeidigkeit des Geistes, die man nicht leicht bey einer andern Prinzessin antreffen wird. In ihrem Gespräch und in ihren Manieren lag hiernächst eine Art von

Zauber, dem man unmöglich widerstehen konnte. Wäre es ihr möglich gewesen, sich mit allen andern Truppen, mit der ganzen Nation auf eben die Art zu besprechen, wie mit der Garde du Corps, so bin ich sehr überzeugt, daß sie alle Herzen unwiderstehlich an sich gezogen haben würde. Aber eben deswegen, weil man wußte, daß sie jedermann zu ihrem Vortheil einnahm, suchte man alle die, welche einigen Einfluß auf die tumultuarischen Bewegungen des großen Haufen erlangt hatten, durch Verläumdung und Schrecken von ihr entfernt zu halten.

Es gab Leute, und hierzu gehörten sogar verschiedene Deputirte des dritten Standes, die, da sie wohl einfahen, daß unter dem Panier des verächtlichen Orleans wenig Ehre zu erlangen seyn würde, eine Zeitlang bei der Idee verweilten, die Königin zum Oberhaupte einer Faction zu machen. Diese Unsinnigen hatten den Plan entworfen, den König zu suspendiren, die Königin zur Reichsverweserin zu ernennen, und ihr ein Parlement an die Seite zu setzen, das, wie das großbritannische, aus zwey Kammern bestehen sollte. Leider hatte man während unserer Revolution bereits so viele abgeschmackte, tolle, und ungeheure Projekte ausgebrütet, daß es eben nicht zu verwundern war, wenn man auch noch auf dieses verfiel.

Wenn man jedoch die Gesinnungen und Grundsätze der Königin zu erforschen gesucht hätte, so würde man
 gefun-

gefunden haben, daß jenes unsinnige Vorhaben schlecht, verdingt unausführbar sey. Jedes Unternehmen, das darauf abzwecte, ihr Interesse von jenem des Königs zu trennen, würde ihr noch weit verabscheuungswürdiger vorgekommen seyn, als irgend eines von denen, die sie durch Aufopferung ihres Lebens zu verhindern suchte. Als die Revolution einen Charakter annahm, der ihr die traurige Wahrheit unverkennbar vor Augen stellte, daß man es darauf angelegt habe, sich an dem Throne zu vergreifen; da identificirte sie sich mehr als jemals mit der Person ihres Gemahls, fest entschlossen, ihn mit ihrem Körper gegen die Dolche seiner Feinde zu decken, wenn sie je bis zu ihm herandringen sollten. Und diesen Entschluß führte sie aus.

Die wenigen Tage des Glücks und der Ruhe, welche sie in ihren frühern Lebensjahren genoß, wurden sehr oft durch dunkle Wolken getrübt; als aber das Unglück über sie hereinbrach, dauerte es in einem fort, ohne daß ihr je ein glücklicher Zufall dasselbe versüßte. Während des angstvollen und peinlichen Zustandes, in welchen sie sich durch die drey Etände des Reichs verfeßt sah, begegnete ihr ein Unglück, das zu den schrecklichsten gehört, die einer zärtlichen Mutter widerfahren können. Die Gesundheit des Dauphin nahm dergestalt ab, daß man endlich die Hoffnung aufgeben mußte, ihn am Leben zu erhalten. Mehrere Tage lang hatte dieß arme Kind die

unerträglichsten Schmerzen auszuweichen. Seine Seufzer, seine Klagen, zerfleischten Marien Antoinetten das Herz. Zu eben der Zeit, wo man ihr schuld gab, daß sie ganze Tage und Nächte damit zubringe, gegen die Wohlfahrt der französischen Nation zu conspiriren, kam diese unglückliche Mutter nicht von dem Bette ihres todkranken Liebkindes, und benehnte dasselbe unaufhörlich mit ihren Thränen. Sie befand sich in einem so trostlosen Zustande, daß dadurch die Leiden des Patienten nur um so mehr zunahmen. Wenn sie ihn fragte, ob er viel auszuweichen habe, gab er ihr im rührendsten Tone zur Antwort: Liebe Mamma, ich leide nur dann, wenn ich Sie weinen sehe. Hätte dieser guten Mutter wohl eine härtere Prüfung widerfahren können?

Am vierten Junius 1789 gab der Dauphin in ihren Armen den Geist auf. Er war noch nicht völlig neun Jahr alt. Seine Eltern trauerten um so mehr über seinen Verlust, da er die schönste Hoffnung erregt hatte, und da nun allgemach die Zeit herannahte, wo er sie realisiert haben würde. Er besaß ganz die Herzengüte der Bourbonen, in Verbindung mit der Empfindsamkeit und dem einnehmenden Wesen seiner unglücklichen Mutter. Aber welche Leiden würde dieß Kind in der Folge zu erdulden gehabt haben, wenn es nicht der Himmel durch einen frühzeitigen Tod zu sich genommen hätte? Zuverlässig würde es eben auch zur Schlachtbau-

geführt werden seyn, wie seine Eltern und Anverwandten. Wohl ihm, daß es die Greuel nicht mit ansehen durfte, die vom Orleans und dessen Hülfsrathhelfern verübt wurden! Sein Tod überhob diese Königsmörder der Mühe, eine Schandthat mehr zu vollbringen.

Wenig Tage nach diesem Verlust, welchen nur die Zeit mildern konnte, wurde die Königin von neuem in das tiefste Leidwesen versetzt. Es war nemlich in eine von den Mördergruben des Palais Royal beschloffen worden, die Duchesse von Polignac, und alle Adelige dieses Namens, zu proscribiren. Marie Antoinette hatte sich kaum von dem Sterbebette ihres ältesten Sohnes entfernt, und jetzt sah sie schon wieder das Leben ihrer vertrautesten Freundin von Mördern bedrohet! Welch ein Geschick!

Mit jener Prescription, in welche die schamlosen Bösewichter sogar den Grafen von Artois zu verwickeln suchten, war eine desto abscheulichere Bosheit vereinbart, da man unter den damaligen Umständen alle mögliche Ursache hatte, dem Könige Dank abzustatten. Dieser Monarch hatte dem Verlangen des dritten Standes in allen Stücken nachgegeben; hatte die Zusammenberufung der Generalsände bewilligt, hatte die doppelte Repräsentation genehmigt, und so eben erst die beyden höhern Stände, aus Gefälligkeit gegen sein Volk, in die

Nothwendigkeit gesetzt, mit dem dritten Stande gemeinschaftliche Sache zu machen.

Da das Tumultuiren, die Unordnungen und die Todesdrohungen immer mehr zunahmen, je nachgiebiger sich der König bezeugte, so stellte man bey Hofe über dieses fürchterliche Phänomen langwierige Verathschlagungen an. Endlich ergriff man eine Maaßregel, die alles verbarb. Man glaubte, Tecker sey einer von den Anführern dieser ganz außerordentlichen Gährung, die selbst durch die wohlthätigsten Handlungen des Königs nicht gestillt werden konnte. Die Gründe, worauf diese Vermuthung beruhete, gehören nicht hieher.

Genug, der König schickte Teckern den Befehl zu, er solle sich aus dem Königreiche entfernen. Tecker gehorchte. Allein vor seiner Abreise schürte er das Feuer der Zwietracht an; dieß ergriff die Stadt, und verbreitete sich von da durchs ganze Reich *). Die Ein-

*) Aus dem Hause seiner Tochter, der Geliebten des Grafen von Tarboune, die den Namen eines Barons von Stael aus Holstein, damaligen königlich schwedischen Gesandten zu Paris, führt, wurden die verschiedenen Angriffe gegen das Invalidenhaus und die Basille von zwey gebornen Genfern, wovon der eine noch dazu Offizier

wohner von Paris empörten sich, und zeigten nun ohne Heel, wer denn eigentlich die Männer wären, welche sie

im Regimete der Königin war, dirigirt. Sie bekam hernach den Beinamen: Circe der Feuillantiner. Mit ihnen kam sie um allen Einfluß, und bestrebt sich im Sommer von 1792 vergeblich, das angekistete Böse wieder gut zu machen, und den Wagen der Revolution, wie ihr Vater sagt, aufzuhalten. Frau Roland war an ihren Platz getreten, und ward die Circe der Girondisten. Während des Ministeriums ihres Mannes dirigirte sie die Geschäfte, und schrieb unter andern den berühmten Brief an den Papst in seinem Namen, wie sie das selbst in ihren Denkwürdigkeiten erzählt. Nachdem sich der König für einen Augenblick ermannt, und das ihm aufgedrängene jacobinische Ministerium entlassen hatte, bereitete sie den Angriff auf das Schloß vor, um es wieder einzusetzen, und da dies nicht gelang, ward das Schloß den 10ten August 1792 gestürmt, wodurch die Regierung wirklich für einige Zeit wieder in die Hände ihres Hatten und seiner Freunde kam. Um den König in steter Gefangenschaft zu erhalten, gebelte diese Parthen dessen gerichtliche Vernehmung an, die aber zu ihrem, wie zum Verderben des Königs ausfiel. Frau Roland starb auf dem Blutgerüst; und die Tochter eines spanischen Wechslers, inige Gattin des Herrn Tallien, eines ehelichen Komödianten, nunmehrigen Legislators, ward bald darauf der Mittelpunkt aller Intriguen zu Paris. Man kann diese drei Weiber die Revolutions-Parcen nennen.

sie zu ihren neuen Oberherren erkobren hatten. Da sie Neckern nicht habhaft werden konnten, so trugen sie wenigstens seine Büste im Triumph umher. Die nemliche Ehre erwiesen sie dem Bildnisse des Volcans, der aber nicht den Muth hatte, sich öffentlich sehen zu lassen. Hätte er sich damals an die Spitze des Volks gestellt, so würde ihn auf der Welt nichts verhindert haben, mit unserm Schicksal zu schalten und walten, wie es ihm beliebt hätte.

Während dieser ersten Aufruhrscene wurden die abscheulichsten Ausschweifungen begangen. Man dro-

Die zwei ersten spannen den Lebensfaden, trugen das Ungeheuer in ihrem sonst unfruchtbaren Schooß, und brachten es zur Welt. Die dritte zerschnitt den Faden. Mit dem 9ten Thermidor von 1794 erhabt das Lebensprincip der Revolution. Die Denkart der Franzosen nahm, von Robespierre's Tode an, eine entgegengelegte Richtung. Zwar wälzt sich das Ungeheuer noch vor unsern Augen in seinem Blute, und neue Ungeheuer erzeugen sich in demselben zur Qual anderer Völker: aber die Kraft der Revolution ist gebrochen, und sie sucht nur noch als ein Geistesge. Man muß hoffen die Wahrheit werde nun hervortreten und es verischenen, ein Herkules erscheinen und den Leichnam wegschaffen. Dann werden die Revolutions-Tänze bald verstiegen, und Friede und Wohlfarth von neuem Europäischen Völker bealüden.

Ann. des Herausg.

hete den Soldaten, die dem Könige treu bleiben würden, mit dem Tode; man feuerte auf das Regiment Royal-Allemand, und tödtete denselben einige Leute; man plünderte das Arsenal und die Pulvermagazine; man bemächtigte sich der Cassen; man nahm alle Waffen weg, die im Invalidenhanse vorräthig waren; man hielt die königlichen Cabinetsecuriere an und erbrach ihre Depeschen; man richtete mehr als hundert Feuerschlünde gegen die Bastille; man brachte die Besatzung derselben ohne Gnade und Barmherzigkeit ums Leben; der Bürgermeister von Paris ward auf der Treppe vor dem Rathhause ermordet. Alle diese abscheulichen Ausstritte ereigneten sich vor den Augen der nemlichen Regimenter, welche man in der Absicht nach der Hauptstadt beordert hatte, die Ruhe zu erhalten, und weder Offiziere noch Gemeine machten nur die geringste Miene dem Unwesen zu steuern.

Der König sah sich gezwungen, wegen seines strengen Verfahrens gegen Herrn Necke, in der Nationalversammlung eine Art von öffentlicher Abbitte zu thun, und ihn durch einen Eilboten zurückberufen zu lassen. Die Pariser ruhten nicht eher, bis sich der König in ihrer Mitte einer ähnlichen Demüthigung unterworfen hatte, und Orleans wußte seine Maßregeln auf eine solche Art zu nehmen, daß Ludwig der Sechzehnte in seiner Hauptstadt, wenige Jahre darauf, den Tod fand.

Der König hatte sich durch seine zu große Güte gegen das Volk in eine Lage versetzt, wo er nichts mehr abschlagen konnte, und zwar deswegen, weil er keine Macht mehr hatte. Er, für seine Person, sah dem Tode mit einer Art von Sehnsucht entgegen, weil er glaubte, daß dies das einzige Mittel sey, die Gemüther zu beruhigen, und die zertheilte Volksmenge wieder zur Vernunft zu bringen. Dessen mehr war er aber dafür besorgt, das Leben derer in Sicherheit zu setzen, die je- den Augenblick befürchten mußten von den Factionisten ermordet zu werden. Er ließ daher dem Grafen von Artois und noch einigen andern Personen, welche man proscribirt hatte, den Befehl zugehen, sich ohne den geringsten Verzug aus dem Königreich zu entfernen.

In gleicher Absicht sah sich die Königin in die trau- rige Nothwendigkeit gesetzt, diejenige ihrer Treubinnen auf immer ~~von~~ sich zu entfernen, die ihrem Herzen un- ter allen am theuersten war. Den sechzehnten Julius sollte sich der König nach der Hauptstadt, dem Tum- melplaz der Auführer begeben, und sich denselben so zu sagen in die Arme werfen. Am sechzehnten in der Mitternachtsstunde, ließ die Königin den Duc und die Duchesse von Polignac zu sich rufen, und ersuchte sie besonders inständigst, ihre Reise nach dem Auslande noch in der nemlichen Nacht anzutreten. Mein Madam, erwiderte die Duchesse, ich werde nicht reisen.

Wagen die Beschwärter mit mir machen, was sie wollen. Es ist meine Pflicht, jede Gefahr mit Ihnen zu theilen.

Die Königin konnte der Thränen fast gar nicht zum Wort kommen. Sie fürchtete, daß diese Trennung, die ihrem Herzen so weh that, nicht schnell genug vor sich gehen könne. Sie wiederholte ihre Bitte, bestand dringend auf deren Erfüllung, und sagte unter andern: Bedenken Sie, daß sich der König morgen nach Paris begiebt. Wenn man nun von ihm verlangt. . . . Ja, wir haben Ursache das Aergste zu fürchten. Ich beschwöre Sie bey unserer Freundschaft: Reissen Sie! Noch ist es Zeit, der Wuth meiner Feinde zu entziehen. Das Böse, was man gegen Sie im Schilde führt, gilt nicht sowohl Ihnen, als mir. Ich kann nicht gestatten, daß Sie sich unserer Freundschaft und Ihrer Liebe zu mir aufopfern.

Indem trat der König ins Zimmer. Jetzt wendete sich die Königin an diesen, und sagte: Mein Gemahl! Helfen Sie mir doch diesen biedern Leuten, diesen Freunden von seltener Treue, zureden, daß sie in unsere Trennung willigen! — Der Rath, sprach der König zum Duc und zur Duchesse von Pelignac, den Ihnen die Königin so eben gegeben hat, ist auch der meinige. Es bleibt Ihnen schlechterdings kein andez

rer Ausweg übrig. Mein unglückliches Schicksal, fuhr der König fort, bringt es nun einmal so mit sich, daß ich alle die Personen, welche ich hochschätze und liebe, von mir entfernen muß. So eben habe ich auch dem Grafen von Artois angedeutet, daß er sich außer Landes begeben soll; das nemliche will ich hiernüt auch Ihnen befohlen haben. Beklagen Sie mich; aber vergessen Sie nicht, daß kein Augenblick Zeit zu verlieren ist! Nehmen Sie alle die Ibrigen mit. Sie können sich zu jeder Zeit fest auf mich verlassen. Ich werde dafür sorgen, daß Ihre Dienststellen unbezetzt bleiben.

Während dieser Unterredung war dem Könige so schwer ums Herz, daß er sich kaum der Thränen zu enthalten vermochte. Er eilte aus dem Zimmer, damit die Königin den übrigen freyen Lauf lassen konnte. Die Duchesse von Polignac unterwarf sich des Königs Befehl, und beurlaubte sich bey ihrer erlauchten Freundin, die sie von nun an nie wieder zu sehen bekam. Welch ein Augenblick mußte dieß für die Königin seyn! Wie schwer mußte es ihr werden, den Trostgründen der Freundschaft zu entsagen, und zwar in einem so fürchterlichen Zeitpunkte, wo sie deren mehr als jemals bedurfte! Sie sah sich genöthigt, ein Freundschaftsband zu zerreißen, das nicht weniger als funfzehn Jahre lang Bestand gehabt hatte. Sie sah sich am Hofe von

Personen umgeben, die ihrem Herzen fremd waren, und konnte doch nicht umhin, mit ihnen in engere Verbindung zu treten. Vielleicht aber war sie damals noch nicht vermögend, die ganze Reihe von Unglücksfällen zu übersehen, die ihr in der Zukunft bevorstanden. Vielleicht ahnete ihr damals noch nicht, daß die Zeit nicht fern mehr sey, wo sie, anstatt der Freunde, die ihr entrisen wurden, nur solche Menschen um sich haben würde, die darauf ausgingen, sie in das tiefste Elend zu stürzen.

Noch in der nemlichen Nacht schickte die gefühlvolle Marie Antoinette der Frau von Polignac folgende Zeilen zu: Leben Sie wohl, beste Freundin! Welch ein fürchterliches Wort! Aber es muß seyn. Leben Sie wohl! Kaum ist mir noch so viel Kraft übrig, Sie an mein Herz zu drücken! Welch ein Beweis von Liebe! Wie so ganz verderben mußten die Herzen jener Ungeheuer seyn, die es wagen konnten, eine so herzliche und in allen Ständen des menschlichen Lebens so seltene Freundschaft durch Verläumdungen zu entehren! Würde sich nicht jedes andere Volk, bey welchem die Tugend noch nicht ganz aus der Mode gekommen ist, über dieses mufterhafte Betragen seiner Königin gefreuet, und es sich zur heiligen Pflicht gemacht haben, dasselbe nachzuahmen?

Die Dubesse von Polignac war nebst ihrer ganzen Familie so glücklich, den Nachstellungen ihrer Feinde auf mancherley Umwegen zu entgehen. Als sie nach Basel kam, traf sie Herrn Tacker dort an. Es war ihr nicht unbekannt, daß er bereits seine Zurückberufung erhalten hatte; er stellte sich aber, als wüßte er von nichts. Die Dubesse erzählte ihm, was sie auf ihrer Reise gesehen hatte; daß man nemlich den Leuten Haare und Gut nähme, die Schloßer in Brand stecke, und die Adlichen ermorde. Dennoch schreckte ihn dick gräßliche Gemälde nicht in geringsten von dem Verhaben ab, sich wieder mitten in alle diese Creueltheuen zu wagen.

Ungeachtet er nun zurückberufen war, ungeachtet der Köniz sich so tief herabließ, daß er sich, trotz allen Gefahren, von welchen er umrungen war, zu Paris auf das Rathhaus verfügte, um daselbst das Zeichen des Aufstandes *) aus den Händen der Rebellen zu empfangen; so merkte man dennoch nicht, daß sich die Wuth dieser rasenden Menschen nur einigermaßen verminderte. Im Gegentheil wurden die Frevel immer schrecklicher, immer beunruhigender. Kein Tag ging vorüber, an welchem nicht eine neue Noththat, und zugleich eine neue Beleidigung gegen die Königin verübt

*) Die Nationalgarde.

wurde. Die Journalisten, welche vom Orleans besetzt wurden, gaben sich alle erdenkliche Mühe, das Volk zum Rauben und Morden zu ermuntern. Tod und Verderben den Aristokraten! Dieß war die allgemeine Losung jener Jurien in Menschengestalt, welche dieser seines Namens unwürdige Prinz auf alle diejenigen losbedachte, die seinen Entwürfen im Wege standen; und dieser nemliche Ehren erhub sich sogar gegen die Königin.

Endlich hatte es denn Orleans so weit gebracht, daß er, und zwar nicht ohne Grund dafür hielt, jetzt sey der Zeitpunkt vorhanden, wo er seinen Nachedurst mit dem Blute der königlichen Familie sättigen könne. Ob er nun gleich alle mögliche Ursache hatte, mit dem Erfolg seiner abscheulichen Entwürfe zufrieden zu seyn, so ärgerte es ihn doch, daß er sich noch zur Zeit keiner andern Waffen gegen die Königin bedienen konnte, als der Verleumdung. Da er nun alle Menschen nach sich beurtheilte, und ihnen eben so wenig Tugend zutraute, wie sich selbst, so kam er auf den Einfall, es sey vielleicht nicht ganz unmöglich, schriftliche Beweise ausfindig zu machen, womit er seine Vetrügereien beschönigen könne. In welches Ansehen würde er sich nicht bey dem großen Haufen, zum größten Nachtheil der Königin, gesetzt haben, wenn ihm dieser Streich gelungen wäre!

In der Hoffnung, die Königin eines strafbaren Vertheidigers überführen zu können, ließ er den unglücklichen Pince ermorden. Er hatte sich nemlich die Rechnung gemacht, daß sich vielleicht in der Prieftasche dieses Menschen, den er doch selbst an die Spitze der Getraideaufläufer gestellt hatte, ein oder das andere Schreiben finden würde, das dazu beitrüge, Marien Antoinetten verdächtig zu machen. Infolge einer ganz unerhörten Verruchtheit, wovon Volcans in diesem unserm philosophischen Jahrhunderte das erste Beispiel gab, bediente er sich der schändlichen List, die Mörder in die Livree der Königin zu kleiden, damit alle Schuld auf diese fallen sollte, wenn sie etwa auf frischer That ertappt würden.

Fende Kniffe schlugen dem Ungeheuer fehl. In der Prieftasche des Ermordeten fand sich nichts, das gegen die Königin zeugte, und bei der Untersuchung, welche man wegen dieses abscheulichen Verbrechens anstellte, entdeckte es sich, wer die Mordthat verübt hatte. Wenn man auch wirklich von dem Charakter des Bösewichts, welcher der Königin den Untergang geschworen hatte, weiter nichts wüßte, als diesen einzigen Zug, so würde sich schon hieraus hinlänglich erklären lassen, wie es zuging, daß die Königin so allgemein verkannt und so ungerecht beurtheilt wurde.

Die Lebensart, welche diese unglückliche Dame zu jenem Zeitpunkte führte, wo die Eignungen der Generalstände ihren Anfang genommen hatten, läßt sich am besten nach Nachgabe dessen beurtheilen, was sie der Duchesse von Polignac schrieb. In ihrem ersten Briefe kam folgende Stelle vor:

„Meine Gesundheit erhält sich zwar noch; aber
 „meine Seele ist ganz von Kummer und Sorgen und
 „immerwährender Unruhe darnieder gebeugt. Jeden
 „Tag höre ich von neuen Unglücksfällen. Einer der
 „härtesten, die mir bezeuget sind, besteht darin, daß
 „ich von allen meinen Freunden getrennt bin. Ich fühle
 „keine Herz mehr, das mich versteht.“

In einem andern Schreiben stand dieß: „Alle Ihre
 „Briefe an Herrn von *** machen mir sehr viel Vergnügen; ich bekomme wenigstens Ihre Handschrift zu
 „sehen; ich lese die Versicherung, daß Sie mich lieben;
 „und dieß thut mir wohl. Beruhigen Sie sich! Das
 „Unglück hat weder meinen Muth noch meine Kräfte
 „vermindert; wohl aber hat es mich mehr Klugheit
 „gelehrt.“

Aber was vermochte Klugheit allein gegen so grimmige, so erbitterte, so mächtige Feinde! Orleans, welcher sein Schlachtopfer keinen Anacubst aus der Acht

ließ, ihm überall nach dem Leben trachtete, führte endlich den Augenblick herbei, wo es geschlachtet werden sollte, und wo man es auch unfehlbar erwürgt haben würde, wenn sich der Himmel nicht ins Mittel gelegt und es beim Leben erhalten hätte, damit es zu noch größeren Leiden aufbewahrt würde.

Welche Verbrechen wurden nicht aufgeführt und verübt, wie viel Blut wurde vergossen, um diesen Königsmord zu vollbringen! Zu Versailles und in dem dortigen Schlosse verbreitet man die beunruhigende Nachricht, daß ein Ueberfall von Räubern und Mordern zu fürchten sey. Die Municipalität erschrakt; sie verlangt eine Verstärkung der bewaffneten Wache; das Regiment Maudern rückt ein; die Soldaten werden von lächerlichen Tölpeln und Peleans Emisarien verführt; sie nehmen Parthen für den eben genannten Peingon. Die Garde du Corps aubt ihren Offizieren, vermöge eines bey dem französischen Militär eingeführten Gebrauchs, ein Gastmal. Die Königin, ihr Gemahl, und ihre Kinder, beehren dieses Festmahl mit ihrer Gegenwart. Ein Nichtswürdiger verflücht sich auf Ansuchen des Peleans als Gardia, mischt sich unter die Garde du Corps, und läßt einige unangenehme Neben gegen die constituirende Nationalversammlung fallen. Man erkennt ihn als einen Judenhänschen, der nicht zur Gesellschaft gehört, und weist ihn zur Thür hinaus.

Jetzt schreien alle von Orleans besoldete Volsketräger jene unschuldige Tathbarkeit als ein wahres Paschamal aus. Die Verläumdung fließt in die Pöbeltrompete, und verkündigt mit großem Getöse, die constituirende Nationalversammlung sey offenbar beschimpft worden, man habe die Nationalcocarde im Tempel der Königin mit Füßen getreten, ja es wären sogar, und zwar ebenfalls in ihrer Gegenwart, gewisse Lieder gesungen worden, die darauf abgezwackt hätten, das Volk zum Mitleiden für die königliche Familie zu bewegen.

Diese Lügen werden als Wahrheiten angenommen, und die Folge davon ist, daß man allgemein darin übereinstimmt, keine Todesart sey qualvoll genug, Marquis Antoineu dieses schreckliche Verbrechen abwaschen zu lassen. Mirabeau thut der versammelten Volkmenge den Vorschlag, den Pferden der Garde du Corps sogleich die Kniekehlen zu durchschneiden *). Von Zorn entbrannt, ganz außer sich für Vorseit und Wuth, steigt er auf die Tribune, und kündigt den ersauenten Zuhörern

*) Ich selbst war zugegen, als er das Volk im Vorhofe der Nationalversammlung hierzu einlud. Wie weit sich seine Unverschämtheit erstreckte, erhellet unter andern daraus, daß sich einer von der Garde du Corps unter seinen Zuhörern befand.

an, daß er eine Sache von der äussersten Wichtigkeit be-
nennen müsse; doch sezt er zugleich hinzu, er könne
sich nicht eher darüber erklären, bis die Nationalver-
sammlung decretirt habe, daß niemand als nur der Kö-
nig unverlegbar sey. Dieß hieß doch deutlich genug zu
erkennen geben, daß man mit dem Vorhaben umgehe, die
Königin vor Straft zu ziehen.

Indeß erhielt Graf Mirabeau gewisse Verhal-
tungsbefehle aus dem Palais Royal, die seinen Zorn ei-
fer mäßigten. Sie überzeugten ihn, daß man eben nicht
nöthig habe, den Königsrath in rechtlicher Form zu
veranstalten, als worauf der große Haufe noch nicht ge-
nußsam vorbereitet seyn möchte. Die Nacht, welche
Delaunays bereits in Händen hatte, war mehr als zurei-
chend, die ganze königliche Familie während der projectir-
ten Ermordung der Garde du Corps aus der Welt zu
schaffen. Dieß war der Entwurf wodey man sichen
blieb.

Als der verabredete Augenblick erschien, war es
nicht anders, als wenn sich die Hölle geöffnet und ihre
ganze Macht in Bewegung gesetzt hätte. Paris stellte
seine sämmtlichen Panditen ins Feld; sie nahmen ihren
Weg nach Versailles, und niemand ließ es sich einfal-
len, sie an ihrem Vorhaben zu hindern. Sie machten
zusammen eine Schaar von Ungleichern aus, welche man

kaum dem äußern Ansehen nach für Menschen halten konnte. Nicht einmal dem Geschlecht nach waren sie kennbar; denn die Rasenden hatten sich verkleidet, und zu Verhelsing ihrer Verbrechen allerley Gestalten angenommen. Niemand wußte sich zu erinnern, daß er je einen scheußlichen Aufzug gesehen hätte. Wer diese Gehörten nur anblickte, fühlte sich auch sogleich von Entsetzen ergriffen. Es fiel eben ein starker Regen; mithin waren die Lumpen, welche diese Hallunken auf dem Leibe hatten, durch und durch naß und mit Koth beschwemmt; ein Umstand, der nicht wenig dazu beitrug, dieses ohnehin so abscheuliche Spektakel noch mehr zu verunstalten.

Kaum waren diese eines Ozeans so würdige Hülfs-
truppen zu Versailles angelangt, als sie mit großem
Geschrey das verruchte Vorhaben verkündeten, zu dessen
Ausführung man sie dahin gesandt hatte. Sie hätten
sich vorgenommen, schrien sie, der Königin das Herz aus
dem Leibe zu reißen. Diese Drohung war zugleich mit
so entsetzlichen Flüchen, mit so abscheulichen Zoten und
andern schmutzigen Ausdrücken vermischt, daß wir noch
jezt bey deren Erinnerung die Haare zu Berge stehen.

Die Königin vernahm alles. Sie sah, mit welchem
Eifer sich die Garde du Corps in Bereitschaft setzte, den
geheiligten Bezirk des königlichen Palastes vor jeder Ent-

weihung zu schützen; sie sah aber auch daß sie unfehlbar unterliegen würde. Ich kann mit Wahrheit behaupten, und es macht dieser Prinzessin unendlich viel Ehre, daß sie in dieser entsetzlichen Gefahr gar nicht an sich selbst dachte, sondern bloß für den König besorgt war. Er war damals nicht im Schlosse zugegen. Sie nahm daher für bekannt an, daß er sich mit dem kleinen Gefolge, welches er bey sich hatte, an einen sichern Zufluchtsort begeben würde, sobald er erführe, was es mit diesem tumultuarischen Auftritt für eine Bewandniß habe.

In dieser festen Ueberzeugung, und da sie nicht auf die entfernteste Art ahnete, daß ihre Feinde boshaft genug seyn würden, sogar ihre Kinder mit in ihren Untergang zu verwickeln, war sie um ihr eigenes Schicksal ganz unbelümmert. Sie behielt ihre gewöhnliche Gemüthsruhe, und nahm sogar eine Art von Heiterkeit an. Es leben noch dormalen Augenzugen, die diese seltene Erscheinung mit ansahen, und ich kann mich getrost auf sie berufen.

Die Königin hatte sich geirrt. Ihr Gemahl, welchem man diesen Tumult nur als eine Zusammenrottung gemeiner Gassenweiber geschildert hatte, eilte schnell hinzu. Seine unerwartete Zurückkunft setzte die Königin in eine solche Besürzung, daß sie selbst nicht mehr wußte, was sie that. Hastig sprang sie die Treppe hinauf,

stürzte in das Zimmer, welches die Uttergouvernantin-
nen nebst den königlichen Kindern bewohnten, und schrie
ihnen zu: Könnet Ihr es glauben? der König ist
wieder da! Diese Frauenzimmer, welche kein Wort von
alle dem wußten, was sich bis dahin ereignet hatte, waren
nun eben so sehr erschrocken, wie die Königin selbst, und
fragten: ob denn etwa dem König ein Unglück widerfah-
ren sey? Wißet Ihr es denn nicht, erwiderte sie in der
heftigsten Gemüthsbewegung, daß ganz Paris auf das
Schloß losläufte?

Mit diesen Worten eilte sie zum Zimmer hinaus.
Eine Viertelstunde nachher war sie wieder da, und sprach:
In Zeit von einer Viertelstunde reisen wir ab. Packt
eure Sachen zusammen! Hattig! Die Gouvernantinnen
gehorchten. Da die Königin nicht wieder zum Vorschein
kam, schickten sie zu ihr, und baten um weitere Verhal-
tungsbeefhle. Sie antwortete: Sagt diesen Damen,
daß alles vorbey ist, daß wir da bleiben.

Diese Umstände führen auf die Vermuthung, daß
man anfänglich die Absicht gehabt habe, die königliche
Familie jener drohenden Gefahr zu entreißen, daß aber
dieser Plan ohne Vorwissen des Königs entworfen wor-
den sey. Hiernächst scheint es mir sehr wahrscheinlich,
daß man durch eine Vorschast vom Marquis de La Fa-
yette bewogen worden sey, den gegenseitigen Entschluß
zu fassen.

Dieser Cavalier hatte nemlich zu jener Zeit, wo die aufrührerischen Einwohner der Hauptstadt jemanden suchten, der sich an ihre Spitze stellte, das Commando der Pariser Nationalgarde übernehmen. Auf diesem Posten hätte er viel Böses verhüten können, statt dessen aber ließ er jede Art von Verbrechen verüben; denn er ward immer von denen geleitet, die er selbst zu leiten glaubte.

An dem eben erwähnten Tage, wo das Wohl der ganzen königlichen Familie auf dem Spiel stand, legte man ihm, nach dem Abmarsch jener Banditen, welche der Königin offenbar nach dem Leben getrachtet hatten, die Verbindlichkeit auf, sich in eigener Person nach Versailles zu begeben. Als man ihm jenen Befehl hinterbrachte, ward ihm mit deutlichen Worten gesagt, daß es ihm das Leben kosten werde, wosfern er sich weigere denselben zu vollziehen. Demzufolge blieb ihm keine andere Wahl übrig, als sich an die Spitze seiner Nationalgarden zu stellen, und seinen Marsch anzutreten.

Als er nach Seves kam, schickte er einen seiner Adjutanten, Namens Poissonnier, mit einem Schreiben an den Rönia, voraus. Poissonnier war ein Sohn von dem berühmten Arzte dieses Namens. Da er nun von einer angesehenen und bey Hofe bekannten Familie stammte, so erreichte seine Ankunft im Schlosse bey jedermann das größte Vertrauen. Ueberdieß konnte man

sich unmöglich vorstellen, daß La Fayette, ob er gleich das Commando der Auführer übernommen hatte, alles Dankgefühl hintansehen würde, da unsere König seinen Angehörigen die größten Wohlthaten erzeigt hatten. Mit ihm nahm man nicht den geringsten Anstand, dem in seinem Schreiben enthaltenen Versprechen zu glauben, daß er alle Gefahr auf sich nehmen wolle, wenn man nur bis zu seiner Ankunft temporisiren könne.

Mit Einbruch der Nacht traf er ein. Unterdessen hatten die Feindseligkeiten bereits ihren Anfang genommen; einige Cardisten waren getödtet, andere verwundet worden. La Fayette visitirte sogleich alle Posten, hatte eine Unterredung mit dem Könige, versprach alles Mögliche, that aber nichts, und war, ehe man es sich versah, wieder vom Kampfsplatze verschwunden.

Statt seiner sah man nunmehr den Orleans, D'Anguillon, Mirabeau, und sonst noch verschiedene der vornehmsten Mitverschwornen zum Vorschein kommen. Jetzt wurden die Gemüther immer mehr gegen einander erbittert; die Drohungen, Schimpfreden und Gewalthätigkeiten nahmen von neuem ihren Anfang. Mittlerweile hatten sich die sämtlichen Bewohner des Schlosses, voll Vertrauen auf La Fayette's Versprechungen, zu Bette gelegt. Nur die Königin konnte nir-

gends Ruhe finden, und setzte ihr Leben den größten Gefahren aus.

Sie hatte diesen schrecklichen Abend in Gesellschaft einiger Deputirten zugebracht, die nicht das geringste Merkmal von Angst oder Furcht an ihr wahrnahmen. Als die Nacht herbeikam, gab sie ihnen zu verstehen, daß sie es gern sehen würde, wenn sie sich nach Hause begäben. Die Deputirten erbatn sich aber die Erlaubniß, sie nicht eher verlassen zu dürfen, bis sich die Nahrung, die immer mehr zunahm, gelegt haben würde. Im nemlichen Nu, wo sie der Königin diese Bitte vortrugen, überbrachte man ihr ein Villet, das sie stillschweigend durchlas, ohne nur eine Miene zu verziehen. Als sie damit fertig war, sagte sie: Mein, meine Herren, ich werde durchaus nicht gestatten, daß sie bey mir bleiben. Ich bitte Sie sehr angelegentlich, gehen Sie nach Hause. Der morgende Tag wird Sie überzeugen, daß Sie der Nachtruhe bedurften. Jenes Villet, welches die Königin mit so vieler Fassung durchlas, war ihr von einem Minister zugeschildt worden, und enthielt diese fürchterliche Nachricht: Seyn Sie auf Ihrer Hut, Madame! Binnen hier und morgen sechs Uhr sollen Sie ermordet werden. Die Heiterkeit und Gemüthsruhe, welche Marie Antoinette nach einer solchen Botenschaft, die mehr als zureichend gewesen wäre, sie ganz aus der Fassung zu bringen, noch immer beybe-

hilt, ist doch wohl der sicherste Beweis, daß sie von Eci-
ten ihres Gewissens keine Vorwürfe zu fürchten hatte,
und daß sich ihre Seele bis zum Heroismus empor-
schwingen konnte.

In dieser nemlichen Nacht ereigneten sich schreckliche
Dinge. Die Anhänger des Veleans ließen überall nichts
unversucht, damit es zum Morden und Blutvergießen
kommen sollte. Dieß erhellet unter andern aus der merk-
würdigen Aussage, die der Vicomte von Barras vor
Gericht ablegte, und mit einem feyerlichen Eide bekräf-
tigte. Da dieser nemliche Barras jetzt Mitglied des
französischen Vollziehungsdirectoriums ist, so wird man
hoffentlich sein Zeugniß um so weniger verdächtig fin-
den. Das hierüber geführte Protocoll *) enthält Fol-
gendes:

„Zeuge sagt aus, daß er Montags den fünften De-
cember, . . . Nachts zwischen elf und zwölf Uhr,
nicht weit vom Exercierplatze, ein Gespräch mit ange-
hört habe, welches drey beyammen stehende Männer

*) Man sehe die Druckschrift: Procédure criminelle instruite
au Châtelet, imprimée par ordre de l'Assemblée nation-
nale, chez Baudouin, première partie p. 173 und fol-
gende.

„mit einander geführt hätten. Der eine von diesen dreien,
 „welcher ungefähr dreißig Jahr alt, und etwa fünf
 „Schuh vier Zell groß sey, blonde Haare und ein läng-
 „lich rundes Angesicht habe, einen grau gesprickelten
 „Rock trage, kein gemeiner Mensch zu seyn scheine, und,
 „wie Zeuge aus verschiedenen Umständen schliesse, in der
 „Estrade Saint-Honore wohne, habe in einem sehr hef-
 „tigen und aufgebrachtten Tone zu den beiden andern ge-
 „sagt: Nun würde man bald die ganze bewaffnete
 „Macht beisammen haben; die Miliz sey wirklich im
 „Anmarsch begriffen; man müsse in das Schloß drin-
 „gen, sich des Königs, der Königin, und aller der
 „Bärenhäuter bemächtigen, welche sie um sich hät-
 „ten; man habe alle diese Leute nicht nöthig; sie ver-
 „stünden das Regieren nicht, folglich müsse man sich
 „diese unnütze Last vom Halse schaffen; übrigens würde
 „nun bald ein Mann von der Nationalmiliz ankom-
 „men, auf den sie sich verlassen könnten, und der ih-
 „nen in Ausübung ihres Vorhabens behülflich seyn
 „würde. Zeuge habe hierauf zu ihnen gesagt: So?
 „Ihr Herren; also macht ihr Complotte? Das ist doch
 „abscheulich! Was kann denn der König dazu, wenn
 „seine Wähler nicht recht thun? Jene hätten ihm aber
 „geantwortet: König bin, König her! Was soll er
 „nun? Wir haben nichts mehr von allem dem nö-
 „thig! Und wer sind Sie denn eigentlich, Herr? Ge-
 „hören Sie zur Nationalmiliz? Hierauf habe Zeuge

„erwiebert, von der Miliz sey er zwar nicht, aber dennoch ein gutdenkender Bürger; dann habe er sich, zuerst über jene Reden entrüstet, von ihnen entfremdet“).“

Von solcher Art, und noch viel abscheulicher, waren die Unterredungen, welche überall gehalten wurden, wo die Emissarien des Veleans einen Haufen Volks versammeln konnten. Auf das Signal, welches dieser Prinz gab, stürzten endlich die Mörder ins Schloß. Er selbst hatte sich an die Spitze einer solchen Bande gestellt, und führte sie bis vor die Wohnzimmer der Königin. Die Gardisten wurden von einem Posten nach dem andern zurückgedrückt, verfolgt und ermorbet. Man sprengte die Thür des Zimmers auf, in welchem die Königin

*) Dieser nemliche Vicomte von Barras, der über die Reden, welche die Aufrührer gegen seinen König ausstießen, so äußerst entrüstet war, half aber denn doch in der Folge den unglücklichen Fürsten, für dessen Schicksal er sich damals so thätig interessirte, zum Tode verurtheilen, und ist jetzt einer von denen, welche sich an dessen Plag gefest haben. Was soll man zu diesem Widerspruch sagen? Nur dieß, daß es unbegreiflich ist, wie irgend eine Parthen zu dergleichen doppelzüngigen und gewissenlosen Leuten einiges Zutrauen haben kann.

gewöhnlich zu schlafen pflegte. Kaum hatte sie noch so viel Zeit, ihr Nachtgewand überzuwerfen, und sich zum Könige zu flüchten. Einer von jenen Menschenwürgern, welcher entweder wüthend darüber war, daß er sein Schlachtopfer verschleht hatte, oder vielleicht in dem Wahn stand, daß es sich nur verfleckt habe, hieb zu wiederholtemal mit seinem Säbel auf das Bett, aus welchem die Königin so eben erst entsprungen war.

Witterte weile dauerte das Gemetzel in einem fort. Ueberall wüthete der Tod. Das ängstliche Geschrey der Unglücklichen, welche man ums Leben brachte, und das Gebrüll ihrer Mörder, machte diese Scene zu einer der fürchterlichsten, die man sich nur vorstellen kann. Die Minister des Königs, welche sich in der Geschwindigkeit rings um ihn her versammelt hatten, standen wie die Delphinen da, und wußten weder Hülfe noch Rath. Der König hatte sich an ein Kamin gelehnt, und machte jene nachdentliche Miene, die er gewöhnlich anzunehmen pflegte, wenn er fühlte, daß seine Weisheit zu Ende war. Seine Frau und Tochter trieben die Gefühllosigkeit so weit, daß sie mitten unter diesen Tiegern, die ihre Schlachtopfer zerfleischten, und zwar in dem Saale, der unter der Benennung *Oeil de boeuf* bekannt ist, — wird man es glauben? — ein helles Gelächter ausschlugen. Diese Thatfache ist von glaubwürdigen Augenzugen bekräftigt und öffentlich bekannt gemacht worden.

Bis jetzt hat es noch niemand gewagt, das Gegentheil zu behaupten.

Der heldenmüthige Widerstand der Garde du Corps hatte die Folge, daß die Mörder den hartnäckigen Kampf einige Augenblicke unterbrechen mußten. Jetzt fühlten die ehemaligen Gardes françois, welche seit dem Ausbruche der Revolution als Grenadiere bey der Nationalgarde dienten, ihren bekannten Edelmutb wieder in sich erwachen. Sie nahmen sich jener braven Kriegersgefährten an, und formirten mit ihren Leibern rings um sie her eine Schutzwehr. Mittlerweile nahmen der König und die Königin ihre beyden Kinder bey der Hand, gingen mit ihnen auf den Falcon heraus, und baden in eigener Person für ihre Gardisten um Gnade. Einige derselben, die dem Könige nachgefolgt waren, warfen ihre Bandeliere unter das Volk, um dadurch anzuzeigen, daß sie sich für überwunden erklärten, und sich auf Discretion ergaben.

Diese unerwartete Erscheinung setzte das Volk in Erstaunen. Es erfolgte eine feyerliche Stille. Gleich darauf aber ertönte das einhellige gräßliche Geschrey: Nur die Königin allein! Kinder zurück! — Die Königin allein! Welch ein Wunsch! Die Absicht derer, die ihn an den Tag legten, war leicht zu errathen. Kaum hatte ihn die Königin vernommen, als sie die, welche

ben ihr waren, ersuchte, sich wieder in den Saal zu begeben, ohne ihnen nur eine Minute Zeit zum Nachdenken zu lassen. Sie selbst ging mit hinein, übergab dem Könige ihre Kinder, trat sodann ganz allein wieder auf den Balkon heraus, schaute mit emporgerectem Haupte umher, und bet ihre Brust furchtlos dem Todesstreich dar, welchen sie jeden Augenblick zu gewärtigen hatte. Dieses edle muthvolle Venehmen wirkte auf die Kammerliden über alle Erwartung. Sie respektirten die Königin, bewunderten sie, und erkannten in ihr eine Heldin, die würdige Tochter der Maria Theresia. Hie und da ward ihr sogar applaudirt.

Nest hörte nun zwar das Blutvergießen auf, doch wollte sich das Volk schlechterdings nicht eher dazu verstehen, die Feindseligkeiten ganz einzustellen, bis ihm der König verspräche, sich unverzüglich als Gefangener nach Paris führen zu lassen, und seine ganze Familie mitzunehmen. Diesen Vorschlag mußte man einsehen, ohne sich nur einen Augenblick darüber zu befinden; denn Ludwig der Sechsbente hatte nun keine Gardien mehr; seine Minister waren inögesammt verstümmet, und La Fayette selbst war weiter nichts, als der vornehmste Sklave dieses rasenden Volksheuten.

Man ließ dem Könige nicht einmal so viel Zeit, sich zu seiner Abreise vorzubereiten. Weder ihm, noch ir-

gend jemanden, der zur königlichen Familie gehörte, war es möglich, nur die unentbehrlichsten Dinge mitzunehmen. Genug, er machte sich auf den Weg. Der Aufzug, in welchem man ihn nach der Hauptstadt transportirte, hätte nicht gräßlicher seyn können, wenn er gleich von den Bewohnern der Hölle veranstaltet worden wäre. Die Garde du Corps mußte zu Fuß marschieren, entwaffnet und mit entblößtem Haupte. Die Köpfe von zweyen ihrer ermordeten Kameraden, wurden vor dem Wagen des Königs auf Piken einhergetragen. Ein Echeusal in Menschengestalt, das seinen langen Bart mit dem Blute jener Unglücklichen gefärbt hatte, und ein blutiges Beil in der Hand hielt, ging zwischen den beyden Hofschwärmern einher, welche die abgeschlagenen Köpfe der Gardisten trugen. Von Zeit zu Zeit schrie das Echeusal, gleich einem eingeseifigten Teufel, man solle ihm noch mehr Schlachtopfer bringen, denen es die Köpfe abhauen könne; es sey ihm leid, daß es zu Versailles so wenig Beschäftigung gefunden habe.

Der König, und alles, was zur königlichen Familie gehörte, war äußerst gerührt. Nur die Königin schien völlig betäubt, und in den Zustand einer gänzlichen Gefühlslosigkeit versunken zu seyn. Sie vergoß keine Thräne. Ihre Augen waren unverwandt auf die gräßlichen Gegenstände gerichtet, welche sie vor sich sah. Endlich wurde sie von ihrem Kinde, das sie auf dem

Echoöfe hatte, aus dieser gedankenlosen Betäubung wieder aufgeschreckt. Es klagte über Hunger, und sehn-
te sich nach Nahrung. Sein Weinen machte die ganze
Empfindsamkeit dieser zärtlichen Mutter von neuem rege.
Sie war außer Stand sein Verlangen zu befriedigen.
Und wie hätte sie wohl von den Tygern, welche sie um-
gaben, die geringste Hülfsleistung erwarten dürfen? Sie
drückte ihr Schrecken an ihr Herz, benetzte es mit ihren
Thränen, und suchte es zu begütigen. Das gute Kind
schwieg.

Auf diese Art wurde die königliche Familie nach
Paris geschleppt, und zwar vor den Augen der nemli-
chen Nationalversammlung, die nachher das Herz hatte,
den beyden folgenden Versammlungen Verbrechen vor-
zuwerfen, die während ihrer eigenen Regierung began-
gen worden waren. Der Zug dauerte sieben unerträglich
langweilige Stunden. Halb zwey Uhr hatte man Ver-
sailles verlassen; halb neun Uhr kam man erst zu Paris
an. Vor der Barriere wurde die königliche Familie von
Neilly, als damaligen Maire zu Paris, bewillkommt.

Hier mußten alle diese hohen und doch so unglückli-
chen Personen, welche den ganzen Tag über noch nicht
die geringste Nahrung zu sich genommen hatten, eine
lange Rede des eben erwähnten Maire mit anhören,
worin er dem Könige auf eine höchst abgeschmackte Art

Glück

Glück wünschte, daß er den Entschluß gefaßt habe, sich unter seinem getreuen Volke niederzulassen; gerade, als ob der König diesen Schritt freywillig gethan hätte; gerade, als wenn das Volk zu Paris das einzige Volk in ganz Frankreich wäre *).

Der König beantwortete diese weitschweifige Rede des Maire ganz kurz. Mein Herr, sprach er, wenn ich mich unter den Bewohnern meiner guten Stadt Paris aufhalte, so geschieht es jederzeit mit Vergnügen und Vertrauen.

Wiewohl nun die königliche Familie von den Beschwerlichkeiten dieses unerträglich langweiligen und fürchterlichen Tages äußerst ermüdet war, so konnte sie doch noch immer nicht zur Ruhe gelangen. Sie

*) Leute, die in dem Wahn stehen, daß ein großer Ruf allemal große Verdienste voraussetze, behaupten noch immer, daß Bailly ein wirklich großer Mann gewesen sey. Ihr Beweis gründet sich hauptsächlich darauf, daß er ganz vortrefliche Bücher geschrieben habe. Wenn das ist, so kann man vortrefliche Sachen schreiben, und dennoch ein großer Idiot seyn. (Nichtiger: Bücherweisheit schützt nicht vor Thorheit. Bailly war eitel, und das machte ihn zum Werkzeug der Bosheit.)

mußte sich nunmehr auf das Rathhaus schleppen lassen, um hier alle die Neben nach der Reihe mit anzuhören, welche die hochweisen Herren Munizipalbeamten an sie zu halten beliebten. Als sie dort ankamen, sprach Bailly zum Volke: Meine Herren! Der König hat bei seiner Ankunft allhier zu mir gesagt: Wenn ich mich unter den Bewohnern meiner guten Stadt Paris aufhalte, so geschieht es immer mit Vergnügen. — Er vergaß mein Herr, fiel ihm die Königin ins Wort, daß der König auch noch die Worte zu Ihnen sagte und mit Vertrauen. — Dieser Umstand kann zum Beweise dienen, daß der Kummer, welcher an ihrem Herzen nagte, weder ihre Geistesgegenwart, noch ihre Entschlossenheit im geringsten vermindert hatte. Unschliefbar wird dereinst die Nachwelt das Urtheil fällen, daß der große Charakter, welchen Marie Antoinette mitten unter den Schrecknissen und Verwüthungen dieses blutigen Tages behauptete, zu ihrem unvergänglichen Ruhme gereicht.

Endlich vergaß man der königlichen Familie, sich nach dem Schlosse der Tuilleries zu begeben, welche auf La Fayette's Veranstaltung stark mit Wache besetzt wurde. Hier war doch aber nicht das allergeringste für ihren Empfang in Bereitschaft. Man fand daselbst weder weiß Zeug, noch Kleidungsstücke, noch Betten. Die Hofdamen und andere Frauenzimmer, welche zum Gefolge der Königin gehörten, mußten sich gefallen lassen auf Stühlen zu schlafen.

Das Erwachen der Königin war fürchterlich. Sie konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß das Unglück, vor dem ihr immer am meisten gegrauet hatte, wirklich über sie und die Ihrigen gekommen sey. Furcht und Entsetzen überfiel sie bey der nur allzu gegründeten Vorstellung, daß der König von nun an nichts als Schmach und Demüthigung zu gewärtigen habe. Leider ließ man es ihm nicht daran fehlen. Man bewachte ihn wie einen Staatsverbrecher, und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn bey jedem Tritt und Schritt zu belauschen. Er durfte nur zu gewissen, ihm vorgeschriebenen Stunden, im Garten spazieren gehen, und wenn dies geschah, wurden alle Thüren verschlossen. Ueberall schlichen ihm eine Menge Nationalgardisten von Fuß auf nach, und diesen Purschen sah man es an ihrem Lächeln an, daß ihnen die Leiden ihres Königs ungemein viel Vergnügen machten. Der Pöbel, jetzt eben so übermüthig wie seine Verführer, ergöhte sich mittlerweile außerhalb des Gartens an diesem Anblick, und rief einander in seiner Unvernunft zu: Seht doch! Da haben sie den König wieder einmal losgelassen!

Die Königin hielt sich sehr eingezogen, und kam gar nicht mehr aus ihrer Wohnung. Jede ihrer Handlungen zeigte, daß sie sich alle erdenkliche Mühe gab, die schändliche Behandlung zu vergessen, welche man sich gegen sie und ihre Familie erlaubte. Sie betrug

sich sehr freundlich gegen die Nationalgarden, welche die Wache bey ihr hatten, und nie kam eine Klage von ihrem Mund; nicht einmal gegen La Fayette, dem sie doch mit allem Recht die bittersten Vorwürfe hätte machen können. Mit ihren Kindern sprach sie immer nur von Sanftmuth, von Nachsicht, und ermahnte sie unablässig, die Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, welche ihren Eltern zugefügt würden, so viel möglich aus ihrem Gedächtniß zu verbannen, und sich derselben in der Folge nie wieder zu erinnern. Dieß Betragen, so wie überhaupt die ganze Handlungsart der Königin, zeigt doch wohl deutlich genug, daß ihr die Sanftmuth ins Herz geschrieben war, und mit zu ihren wesentlichen Charakterzügen gehörte.

Gleich in den ersten Tagen ihrer Verhaftung im Schlosse der Thuilleries ereignete sich ein Vorfall, der ihre Leiden wenigstens einigermaßen versüßte. Es hatte sich nemlich ein allgemeiner Schrey aller rechtschaffenen Franzosen, so wie überhaupt der sämtlichen Bewohner Europas, gegen den Orleans erhoben, kraft dessen ihm alle die Schändlichkeiten zur Last gelegt wurden, wovon die Verhaftnehmung des Königs und der ganzen königlichen Familie eine unmittelbare Folge war. Sobald sich La Fayette die Beweismücke verschafft hatte, welche diese Meinung ganz außer Zweifel setzten, ging er dem Orleans zu Leibe, und stellte ihn darüber zur Rede. Der

Böfewichte erschrock, und floh über das Meer. Solcher-
gestalt war denn also die Königin von dem unerträgli-
chen Anblick dieses Ungeheuers wenigstens eine Zeitlang
befreyet.

Der nemliche Schrey hatte die Aufmerksamkeit der
Nationalversammlung erregt, und da sie sich gerne das
Ansehen geben wollte, als wenn sie die Billigkeit nicht
ganz aus den Augen gesetzt hätte, so ertheilte sie dem
Chatelet zu Paris, woraus sie schon damals eine Art
von Revolutionstribunal formirt hatte, und welches sie
eben darum desto leichter nach ihren Absichten zu lenken
hoffte, den Auftrag, jene Böfewichter, von welchen
der königliche Pallast mit so entsetzlichen Verbrechen
besudelt worden war, auf alle Art ausfindig zu machen,
und dieselben zu gebührender Strafe zu ziehen.

Das Chatelet wendete sich dießfalls an die Comité,
welche damals ihre Sitzungen auf dem Rathhause hielt,
in jenen Tagen die Untersuchungs - Comité genannt
wurde, nachher aber dem Revolutionsausschuß das
Daseyn gab, und verlangte von ihm die Herbeyschaf-
fung der Actenstücke, die zu Instruirung des Processes
erforderlich waren. Die Comité stellte sich, als ob sie
diesem Begehren zu entsprechen suche, und schickte zu
dem Ende einige Deputirte an die Königin, mit der
Bitte, dasjenige in ihrer Gegenwart auszusagen, was

sie in Betreff der Ereignisse vom fünften und sechsten October bemerkt habe. Allein die Königin ertheilte den Deputirten diese vortrefliche, und einer Person ihres Standes so würdige Antwort: Wie, meine Herren, werde ich gegen die Unterthanen des Königs als Anklägerin auftreten.

Als das Echalet die Einleitung des Processes be-
reits angefangen hatte, schickte es abermals, und zwar
in seinem eigenen Namen, einige Bevollmächtigte zu ihr,
welche sie über die Ereignisse jener beiden Tage abhören
sollten. Die Antwort, welche sie diesen Abacordneten
gab, war nicht minder erhaben, wie die eben erwähnte.
Meine Herren, sagte sie, ich habe alles gesehen,
ich habe alles gehört, habe aber alles wieder ver-
gessen *).

*) Als Jemand, von dem ich diese Anekdote selbst habe,
der Königin um diese Zeit sagte: daß man den Herzog
von Orleans heimlich hätte aus dem Wege sollen räu-
men lassen, weil es nicht angienge, ihn öffentlich hingeri-
chten, fuhr die Königin voll Schauder zusammen, und
setzte, nachdem sie eine solche Idee verworfen hatte, hin-
zu: Quand le roi, le plus religieux, le plus probe des
hommes, eût été capable de se déshonorer par une
action aussi atroce, il en eût été détourné par l'exemple
de l'assassinat du cardinal de Guise. („Selbst wenn der

Nichts ist gewisser, als daß ihr alles, was sie da sagte, von Herzen ging. Anstatt die Beleidigungen, welche ihr von dem Volke wiederfahren waren, zu rächen, erzeigte sie demselben unzählbare Wohlthaten. In den ersten Monaten ihres Aufenthalts zu Paris verschaffte sie mehr als vierhundert Familienvätern, welche deswegen in Verhaft saßen, weil sie die Linnen ihrer Kinder nicht bezahlen konnten, die Freiheit. Sie und ihr Gemahl hatten sich, durch mancherley Einschränkungen, über dreymal hundert tausend Livres erspart. Diese so ansehnliche Geldsumme verwendeten sie dazu, schamhaften Hausarmen ihre Wäsche und andere Geräthschaften wieder einzulösen, welche sie im Pfandhause verpfandt hatten. Auf eine solche Art rächte sich diese edelmüthige Prinzessin wegen des Unrechts, welches man ihr zufügte!

„König, was sich von einem so gewissenhaften und ehrlichen Manne gar nicht denken läßt, einer so schwarzen, entehrenden Handlung schuldig gewesen wäre; so müßte ihn die Erinnerung an die Ermordung des Kardinal „von Guise davon abgebracht haben.“ *) Unmöglich konnte man etwas treffenderes sagen; denn die Ermordung des Kardinal von Guise diente bloß dazu, das Verderben Heinrichs III. zu beschleunigen, anstatt die Lage der Dinge zu seinem Vortheil zu wenden.

Ann. des Herausg.

Sorgfältig entfernte sie alle gehässigen Insinuationen von sich, die darauf abzwecten, ihr das Volk zu wider zu machen, welchem sie ein für allemal ihre Liebe gewidmet hatte. Als sie sich eines Tages nach der Stadt Saint Antoine begab, um die dortige Spiegelfabrik in Augenschein zu nehmen, erhob das Volk, sobald es sie nur ansah, ein großes Freudengetöse. Lebhaft rief die Königin aus: Wie gut doch dieß Volk ist, wenn man ihm seinen Besuch macht! — Kaum hatte sie ausgerufen, als ihr ein Hescavalier zur Antwort gab: Wenn man aber einen Besuch von ihm erhält, dann ist es doch fürwahr nicht so gut. — O mein Herr, versetzte die Königin sehr lebhaft, dieß ist nur dann der Fall, wenn man es verherzt hat!

Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen bestand darin, die Armen und Nothleidenden zu unterstützen. Auf diese war immer ihre ganze Sorgfalt gerichtet. Sie besah einst die Fabrik, wo die Gobelins verfertigt werden. Als sie bey dieser Gelegenheit der Präsident der dortigen Districtsverwaltung becomplimentirte, sagte sie zu ihm: In Ihrem Werke, mein Herr, giebt es sehr viele Beschäftigte; Sie können aber auch versichern seyn, daß wir uns das größte Vergnügen daraus machen, ihre Noth zu erleichtern.

In der That waren die Augenblicke, wo sie den Armen Gutes that, die einzigen, in welchen sie ihr eige-

nes Unglück weniger lebhaft empfand. Es ist allgemein bekannt, daß sie ihre Kinder auf eine solche Art erzog, wodurch das Verlangen in ihnen erregt wurde, dieses Vergnügen recht oft zu genießen. Eines Tages hatte sie ihren Sohn mit in das Findelhaus genommen. Da sie nun sah, daß der rührende Anblick der Kinder, welche daselbst erzogen wurden, auf sein jugendliches Herz den tiefsten Eindruck machte, suchte sie den guten Gesinnungen, die dadurch in ihm angefacht wurden, durch folgende vortrefliche Lehre eine bleibende Festdauer zu verschaffen. Mein Sohn, sprach sie, du befindest dich hier in dem Aufenthaltsorte armer Waisen, die von ihren Eltern verlassen worden sind. Vergiß nie, was du jetzt wahrnimmst, und laß diese Unglücklichen dereinst deiner ganz besondern Obhut empfohlen seyn! Welches Glück hatte sich nicht Frankreich von einem Thronfolger zu versprechen, der so erzogen ward! Aber leider ließen wir uns von unserer unseligen Revolutionswuth dergestalt hineissen, daß wir nicht nur die Wohlthaten mißkannten, die uns die Königin wirklich erzeugte, sondern uns sogar derer beraubten, die uns in der Folge durch ihre Vermittelung zusießen sollten.

Ihre edelmüthige Sorgfalt erstreckte sich auf alles; überall, wo eine gute That zu vollbringen war, konnte man auf ihren Beystand rechnen. In den glücklichen Regierungstagen ihres Gemahls, deren Anzahl aber

leider nur einen sehr kurzen Zeitraum ausfüllte, hatte sie zu Paris eine Zeichenschule gestiftet, wo funfzehnhundert junge Leute von den besten Meistern in jener schönen Kunst, die dereinst ihre Lebensbeschäftigung ausmachen sollte, unterrichtet wurden. Diese gemeinnützige Anstalt hing an in Verfall zu gerathen, weil man die Königin, seit ihrem Aufenthalte zu Paris, außer Stand gesetzt hatte, dieselbe zu unterstützen. Kaum hatte sie diß vernommen, als sie sich die härtesten Einschränkungen vorschrieb, und der eben erwähnten Schule zwölf hundert Livres zuschickte, damit die Prämien nicht vermindert werden sollten, welche dazu bestimmt waren, den Wettseifer unter den Jünglingen zu unterhalten.

Von dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin die Bemerkung zu machen, daß die Königin zuverlässig noch mehrere dergleichen Anstalten gestiftet haben würde, wenn sie nicht durch die Unglücksfälle, in die sie so frühzeitig verwickelt wurde, daran verhindert worden wäre. Es gehört in der That mit zu den widrigen Schicksalen dieser Prinzessin, daß sie kein Deutmal hinterläßt, das die Nachwelt in den Stand setzt, ihrer Liebe für die schönen Künste, ihrem Mitleiden für arme hilfsbedürftige Personen, und ihrem Eifer für die Religion, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der einzige hieher gehörige Umstand, welchen ich wieder in Erinnerung bringen muß, ist dieser, daß sie zu der neuen Kirche,

welche die Nonnen von der Heimsuchung Mariä, in der Straße Du Bacq erbauen ließen, den Grundstein legte. Auf demselben stand folgende Inschrift: „Dieser Grundstein ist von der Allerdurchlauchtigsten und Großmüthigsten Fürstin Frau Marie Antoinette von Oesterreich, Königin von Frankreich und Navarra, gelegt worden.“

Nach dem Betragen zu urtheilen, welches die Königin seit dem sechsten October gegen die Einwohner von Paris beobachtete, hätte man glauben sollen, daß sie sich bloß aus Dankbarkeit unter ihnen niedergelassen habe, und daß ihr dieselben von jeder Fehde jener Ehrfurcht und Treue gegeben hätten, welche Landesherrschaften und Unterthanen so leicht an einander ketten. Weder in ihren Worten noch in ihren Handlungen war die geringste Bitterkeit gegen jene Mörder bemerkbar, die mit so vieler Wuth und Erbitterung gegen sie zu Werke gegangen waren. Wer dergleichen Verbrechen, bey deren bloßer Erzählung man sich von Entsetzen und Abscheu ergriffen fühlt, auf eine so großmüthige Art verzeihen, sie so ganz in Vergessenheit stellen kann, von dem kann man mit Wahrheit sagen, daß er sich zu dem höchsten Standpunkte emporgeschwungen habe, den der schwache Sterbliche zu erreichen vermag.

Man würde sich sehr irren, wenn man etwa voraussetzen wollte, daß diese edelmüthige Gleichgültigkeit,

welche die Königin an den Tag legte, von Mangel an Gefühl hergerührt habe. Tausend Dolchstiche hätten ihr nicht so viele Schmerzen verursachen können, als sie bey den fürchterlichen Austritten empfand, welche sich vor ihrer Abreise von Versailles ereigneten. Von der außerordentlichen Veränderung, welche mit ihrer äußern Gestalt vergangen war, konnte man genugsam auf die Größe der Leiden schließen, die sie erduldet hatte. Sie ging erst in ihr vier und dreyßigstes Jahr, und dennoch hatte sich ihr schönes Haar schon vergelbt verfarbt, daß es schneeweiß ausah.

In diesem Zustande ließ sie sich abmalen, und verehrte sodann dieses Porträt der Prinzessin von Lamballe, nachdem sie vorher mit eigener Hand die Worte darunter gesetzt hatte: Leiden haben ihr Haar gebleicht. (*Ses malheurs l'ont blanchie.*) Unsehlbar wird ihre Freundin diese Inschrift oft genug mit ihren Thränen benetzt haben.

Die wahre Beschaffenheit der Lage, worin sich die Königin in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Paris befand, läßt sich am besten aus folgendem Schreiben beurtheilen, welches sie der Frau von Polignac zuschickte.

„Ihre Briefe haben mich so sehr gerührt, daß ich darüber die bittersten Thränen vergoss. Sie wundern

„Ich über meinen Wuth? Ach, es gehört in der That
 „weit weniger dazu, die Gefahren zu überstehen, mit
 „welchen wir in jenen Augenblicken zu kämpfen hatten,
 „als die Lage erträglich zu finden, worin wir dormalen
 „leben; das, was wir selbst, unsere Freunde, und über-
 „haupt alle diejenigen zu erdulden haben, von welchen
 „wir umgeben sind. Diese Last liegt schwer auf mir.
 „Wenn mein Herz nicht durch allzu starke Bande an
 „meinen Gemahl, meine Kinder, und meine Freunde
 „gefeßelt wäre, so würde ich mir wünschen, daß ich
 „unterliegen möchte. Aber Ihr, meine Lieben, haltet
 „mich noch aufrecht; auch dieß Gefühl habe ich Eurer
 „Freundschaft zu danken. Leider bin ich aber an allem
 „Eurem Unglück schuld; alles, was Ihr erduldet, ge-
 „schieht bloß um meinetwillen. . . .“

Dieses Schreiben giebt uns einen sehr richtigen Be-
 griff von den Leiden der Königin. Die Empfindungen,
 welche darin ausgedrückt sind, konnten nur in einem
 edeln, großmüthigen, liebevollen Herzen entstehen; und
 ein solches Herz konnte nur mit solchen in Verbindung
 treten, die ihm ähnlich waren.

Demzufolge bleibt uns nichts anderes übrig, als
 jene Betrüger, welche die Freundschaftsverhältnisse die-
 ser Prinzessin verdächtig zu machen suchten, dem Ab-
 scheu der Nachwelt preis zu geben.

Aus diesem Schreiben ersieht man zugleich, wie sehr sich die Königin über die Vorstellung quälte, als ob ihre Freundinnen bloß um ihretwillen leiden müßten; diese Vorstellung aber hatte ganz und gar keinen Grund. Alle die verläumderischen Gerüchte, wodurch man die Königin um Ehre und guten Namen zu bringen suchte, waren weiter nichts, als Mittel, deren man sich in der Absicht bediente, den vorgesehten Zweck zu erreichen. Wenn man nur erst die Königin bey dem Volke verächtlich gemacht hätte, dann würde diese neuliche Verachtung unfehlbar auf den König zurückfallen müssen. Dies war das *Nafounement*, welches die Feinde des Throns bey ihren Handlungen zum Grunde legten. Der Hauptzweck der Verschwörung war also gegen den König und dessen Thronerben gerichtet. Man wünschte sich unter die Regierung einer ganz andern Dynastie versetzt zu sehen, und suchte daher die Königin auf alle mögliche Art zu verfolgen, um sich zu Ausführung dieses Vorhabens den Weg zu bahnen. Wenn sich demnach die Königin überredete, daß man ihre Freundinnen bloß deswegen nicht liebe, weil sie selbst nicht geliebt würde, so hegte sie eine ganz irrige Meinung, und ging noch weit grausamer mit sich um, als ihre abgesetztesten Feinde gegen sie verfahren; denn diesen stand nicht sowohl ihr Daseyn im Wege, als vielmehr jenes des Monarchen und des Dauphin.

Man hätte glauben sollen, sie würde doch wenigstens während der Abwesenheit des Herzogs von Orleans einige ruhige Augenblicke genießen; allein dieser Prinz hatte ja bey seiner Abreise alle die Furien zurückgelassen, die von ihm dazu bestellt waren, die Königin auf alle mögliche Art zu peinigen und zu verselgen. Leider entledigten sich dieselben ihrer Aufträge nur allzu pünktlich, und La Fayette empfand viel zu wenig Liebe für seinen Souverän, als daß es ihm einfallen wäre, den groben Beleidigungen ein Ende zu machen, welchen sich die Königin, auf Anstiften der Orleansisten, von Seiten des Pöbels ohne Unterlaß ausgesetzt sah. Es gieng fast kein Tag vorüber, an dem nicht das Schloß von einem abermaligen Sturme bedroht gewesen wäre. Mit jedem Augenblicke mußte man befürchten, die Scenen vom fünften und sechsten October erneuert zu sehen. Ein Aufruhr entstand nach dem andern, und es ist schwer zu glauben, daß La Fayette nicht einiges Interesse dabey gehabt haben sollte, es so gelassen zu dulden, daß man das Volk in dieser immerwährenden Währung erhielt.

Da die Lebenstage der Königin bey dergleichen tumultuarischen Auftritten allemal der größten Gefahr ausgesetzt waren, und ihr in frischem Andenken schwebte, wie weit sich die Wuth des Pöbels erstreckte, so war sie bey dergleichen Vorfällen immer in Bereitschaft, sich

dem Tode zu weihen. Mit vollem Recht kann man behaupten, daß sie die Bitterkeit desselben mehr als tausendmal empfunden habe, ehe der Augenblick herannahte, wo sie die Märtyrerkrone erlangte. In solchen Augenblicken des Schreckens und der Angst, nahm sie nicht die geringste Rücksicht auf ihre Selbsterhaltung, sondern sorgte nur immer für die Rettung ihrer Kinder.

Einen Beweis hiervon legte sie unter andern am dreizehnten April 1790 ab, der ein außerordentlich stürmischer und gefährlicher Tag war. Die Aufrührer hatten damals eine große Macht versammelt, und sprachen, wie gewöhnlich, von nichts geringerm, als daß sie das Schloß stürmen und die Königin ermorden wollten. La Fayette stellte sich bey ihr ein, und eröffnete ihr, im Tensenn des Königs, daß sie sich in einer sehr gefährlichen Lage befände. Er hatte die ganze bewaffnete Macht zu Paris unter seinem Befehl; mithin erforderte es seine Pflicht, den Aufrührern Einhalt zu thun. Anstatt aber dieses Versprechen von sich zu geben, ließ er es bloß haben bewenden, daß er zum Könige sagte: „Wenn etwa die Anstalten der Aufrührer beunruhigend werden sollten, so würde er die Bewohner des Schlosses vermittelst eines Kanonenschusses, von der Batterie am Pont Neuf, hiervon benachrichtigen.“ Weit entfernt, die königliche Familie irgend eine Art von Pönsland hoffen zu lassen, versprach ihr also La Fayette weiter nichts
als

als ein Signal, daß, wie er mehr als zu gut wußte, in der Hauptsache zu gar nichts diene. Dieser einzige Charakterzug ist mehr als zureichend, die Fähigkeit und den guten Willen des Beschlßhabers zu beurtheilen, welchen die Einwohner von Paris an ihre Spitze gestellt hatten.

In der Nacht, die auf den dreizehnten April folgte, geschahen auf der Terrasse bey dem Schlosse der Thuilleries einige Flintenschüsse, ohne daß man je die Absicht derer in Erfahrung bringen konnte, die unter so kritischen Umständen, und zu einer solchen Stunde in der Nacht, ihre Gewehre unter den Zimmerfenstern des Königs losbrannten. Der dadurch verursachte Knall brachte die Bewohner des Schlosses auf die Vermuthung, dieß sey das Lärmzeichen, welches La Fayette zu geben versprochen hatte. Der König sprang gleich aus dem Bette, und eilte zur Königin. Da er sie nicht auf ihrem Schlafzimmer antraf, so lief er hastig nach jenem, wo der Dauphin zu schlafen pflegte. Hier sah er, daß sie ihr Kind auf den Armen hatte, und es herzte und drückte. Madame, sprach der König, ich suche Sie, und es hat mich sehr beunruhigt, daß ich Sie nicht fand. Marie Antoinette heftete einen Blick auf ihn, der die ganze Fülle ihrer mütterlichen Zärtlichkeit ausdrückte, hielt ihm ihren Sohn hin, und sagte: Sie sehen, mein Gemahl, daß ich mich auf meinen Posten begeben hatte! Wer fühlt nicht das Nützende, das Erha-

kene, dieser Antwort? Welche Gattin, welche Mutter, welche Freundin, kann sich rühmen, je pärtlicher geliebt zu haben, als Marie Antoinette?

Sogar in ihren häuslichen Verhältnissen war sie nicht einmal vor Kränkungen sicher. Ihr unglückliches Schicksal verfolgte sie überall. Der Herzog von Orleans, La Fayette, und die Untersuchungscomité, bey welcher ein gewisser Vowdel, ein würdiger Vorläufer des Kobenspiette, Präsident war, hatten sie auf allen Seiten mit Espioncn umgeben. Zwey ihrer Kammerfrauen hatten sich sogar von ihren Todtsünden erkaufen lassen. Sie wußte es, getraute sich aber nicht die geringste Unzufriedenheit gegen sie zu äußern, weil sie befürchtete, dem Könige dadurch eine noch härtere Behandlung zuzuziehen.

Der Zwang, welchen sie sich anthun mußte, erstreckte sich endlich so weit, daß sie genöthigt war, mit ihrer Familie, und den wenigen Personen, welche sie ihres Zutrauens würdig fand, eine Art von Zeichensprache zu verabreden, wodurch sie sich einander verständlich machten. Hiernächst mußte sie den Entschluß fassen, hinführo weder an ihre Anachörigen, noch an andere im Auslande befindliche Freunde zu schreiben; denn ihre Briefe wurden eben so wie ihre Reden den damals herrschenden Tyrannen denunciirt, und mit allerley

boshafteu Zusätzen verweht, welche die Espione selbst erdichtet hatten.

Eben dadurch sah sie sich gleich in den ersten Monaten ihres Aufenthaltes zu Paris gezwungen, ihren Briefwechsel mit der Duchesse von Polignac gänzlich zu unterbrechen. So war die Freiheit beschaffen, welche man ihr unter der Herrschaft der ersten Rationalversammlung verschaffte! Der König ließ es sich in dieser Hinsicht sehr angelegen seyn, ihr alle mögliche Erleichterung zu verschaffen, so lang er es vermochte. In einem seiner frühern Schreiben an die Duchesse, sagte er unter andern: „Ihre Freundin ist unglücklich, und muß sehr ungerechte Urtheile über sich ergehen lassen; doch hoffe ich, daß ihr über kurz oder lang Gerechtigkeit wiederfahren werde. Indes sind die Bösen außerordentlich thätig, und finden leider mehr Glauben als die Guten; wie Sie aus demjenigen schließen können, was Ihnen selbst widerfahren ist.“

Der König war von einem Fluße befallen worden, welcher Besorgniß erregte. Die Aerzte stellten das Gutachten von sich, er müsse sich öftere Bewegung machen, und wenigstens einige Tage lang andere Luft athmen, als die im Schlosse der Thuilleries. Der Herr Marquis De La Fayette geruheten, ihm und der Königin zu gestatten, daß sie eine Spaziersfahrt nach Saint-Cloud

machen durften. Als sie von dort zurückkamen, drückte sich Ludwig der Sechzehnte in seinem nächsten Schreiben an die Duchesse von Polignac folgendergestalt aus:

„Ich komme so eben vom Lande. Die freye Lust ist uns recht wohl bekommen. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, wie uns dieser ländliche Aufenthalt so ganz verändert verkam! Wie öde war es nicht in dem Saale, wo wir sonst mit einander zu frühstückn pflegten! Wie mit Euch vermißten! Noch immer hoffe ich, daß wir uns dereinst alle dort wieder versammeln werden. Aber wenn? Das weiß der Himmel! Was werden wir uns sodann nicht alles zu erzählen haben! Die Gesundheit Ihrer Freundin erhält sich noch immer, trotz allen Besümmernissen, welche sie darnieder drücken. Leben Sie wohl, Frau Duchesse! Grüßen Sie mir Ihren lieben Mann, und alle Ihre Angehörigen! Sagen Sie ihnen, daß ich nicht eher wieder einen frohen Tag haben werde, bis ich meine alten guten Freunde wieder bey mir sehe.“ Hat sich wohl je ein Freund gegen den andern auf eine jüthhere und hebreichere Art ausgedrückt?

Je stärkere Fortschritte die erste Nationalversammlung in ihren Arbeiten machte, desto mehr nahm das Unglück der Kénain zu. Einen Beweis hiervon findetman in diesen wenigen Worten, welche Ludwig der Sechzehnte ebenfalls an die Duchesse von Polignac schrieb:

„Zeit achtzehn Monaten giebt es hier nichts zu hören und zu sehen, als nur solche Dinge, die äußerst traurig sind. Man erjürnt sich zwar nicht darüber, aber es thut einen doch weh, man wird niedergeschlagen, wenn man immer mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, und nicht selten sehr übel beurtheilt wird *).“

*) Diese abgerissenen Briefstellen, wie überhaupt alles, was ich von der Freundschaftsverbindung, die zwischen der Königin und der Duchesse von Polignac Statt fand, aufsgabe, findet man in einer kleinen Schrift, welche den Titel führt: *Memoires de Madame la Duchesse de Polignac, avec des particularités sur sa liaison avec Marie-Antoinette, reine de France, par la comtesse Diane de Polignac.* Diese Druckschrift ist im allgemeinen Intelligenzcomtoir zu Paris, in der Straße Gilles - Coeur, Numero 16, zu haben. Ich machte nicht eher von dieser Druckschrift Gebrauch, bis ich mich hinlänglich überzeugt hatte, daß sie authentisch sey. Allein fürs erste ist es mir der alle Wahrscheinlichkeit, daß irgend jemand in dem Zeitraume, wo sie herauskam, einiges Interesse haben gehabt haben sollte, für jene hohen Freunde der Duchesse von Polignac Gefühle zu erregen, die ihnen zu nichts mehr nützen; und zweitens fällt ja von selbst in die Augen, daß es der Lüge schlechterdings nicht möglich seyn würde, jene einfache naive Schreibart, jenen herzlichen und ungekünstelten Ton nachzuahmen, worin diese Briefe geschrieben sind, und welcher nur der Wahrheit ausschließlich eigen ist. Man hat alle Ursache, die öffentliche Bekanntmachung dieser Brieffragmente als ein wahres Glück

Jene traurigen Dinge, die man damals zu sehen und zu hören bekam, und welche Ludwig der Sechzehnte, einer der nachsichtsvollsten Menschen die je lebten, nur Widerwärtigkeiten nannte, verursachten der Königin die qualvollsten Leiden. Ich werde nun dem Leser bald Thatfachen vorlegen, woraus sich am besten ergeben wird, ob sie es verdiente, daß die constituirende Nationalversammlung und La Fayette die Qualen dieser unglücklichen Person ohne Nahrung mit ansahen, und sie ihre Tage in Kummer und Thränen verleben ließen.

Mit den unglücklichen Schicksalen dieser Prinzessin hatte es die ganze besondere Bewandniß, daß sich alle

zu betrachten, weil sie uns jene Freundschaftsverbindung in ihrer ganzen, ungemein rührenden Liebenswürdigkeit vor Augen stellt; eine Verbindung, die so entsetzlich gelähmt und verlohren worden ist, aber freylich nur von solchen Menschen, welche nicht an Freundschaft glaubten, weil sie überhaupt nicht im Stande waren, an Tugend zu glauben. Jene Herzensergießungen, wobei sich gewiß nicht voraussehen ließ, daß sie je zur Kenntniß des Publikums gelangen würden, charakterisiren den König und die Königin weit treffender, als alle die Handlungen, welche sie dem Anblick der Menschen nicht ganz entziehen konnten. Wer dieses Gemälde, welches sie, ohne es zu wissen, von sich selbst entworfen haben, nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, der wird gewiß nicht umhin können, diesen schönen Seelen die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Partheyen die größten Ungerechtigkeiten gegen sie erlaubten. Selbst solche Personen, welche gar nicht wußten, worauf die Revolution eigentlich abzwecte, schienen damit einverstanden zu seyn, die Leiden Marien Antoinettens zu vergrößern. Diesem unerklärbaren Verhängnisse war es zuzuschreiben, daß sie von La Fayette eben so sehr gehaßt und verfolgt wurde, wie vom Orleans. Ich hoffe jedoch, daß die Leser dieses Werks, wenn sie sonst nur die Thatsachen, welche ich noch vorzutragen habe, in unpartheyische Erwägung ziehen wollen, mit mir übereinstimmen werden, daß diese fast allgemeine Verschwörung gegen die Königin, eine Folge der Unwahrheiten gewesen sey, welche man ohne Unterlaß aussprengte, und denen man ohne weitere Untersuchung Glauben beymaß. Der Umstand, daß sich so viele Personen gegen sie vergingen, führt mich immer, und zwar selbst wider meinen Willen, auf die Betrachtung zurück, daß es eben nicht sehr zu verwundern sey, wenn noch dormalen so viele Personen in dem Wahn stehen, als ob sie sich wirklich vergangen habe. Wenn man sich ungerechter Handlungen bewußt ist, dann sucht man sich freylich zu überreden, daß der Unschuldige, welchen man dadurch unglücklich gemacht hat, nicht ganz vorwurfsfrey gewesen sey.

Ende des sechsten Buchs und des ersten Theils.

Nachricht.

Mit gegenwärtigem Werke zugleich wird ausgegeben:

Enthältung der Ursachen und Darlegung der Resultate der
französischen Revolution in zwey Schriften:

I. Frankreichs monarchische Staatsverfassung im Kampfe mit seiner Regierung, geschildert vom Herrn von Barentin, Großsiegelbewahrer (Reichskanzler) unter Ludwig XVI. im Jahr 1789, in einem Bericht an den Präsidenten. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von J. G. Dyk. gr. 8.
1 Thlr. 4 gr.

II. Natur, Ursachen und Resultate der französischen Revolution; entwickelt von Edmund Burke, Adrian Lezay und dem deutschen Herausgeber beider Schriften. Nebst einem allegorischen Frontispiz und drey historischen Abbildungen. gr. 8.
1 Thlr. 4 gr.

Von der für Staatsmänner, Offiziere, Gelehrte und Kaufleute alsch lesbaren und höchst interessanten

Geschichte des Revolutionskrieges in St Domingo, von Bryan Edwards, Esq. Aus dem Englischen übersetzt

ist der 2te und letzte Theil erschienen. Beide Theile, mit einer Karte von Domingo, kosten 1 Thlr. 20 gr. — Dem zweyten ist ein Schreiben: über Europens Interesse in Beziehung auf die Wohlfahrt der Colonien in Amerika; von Herrn Watouet, einem Plantagen-Inhaber auf St. Domingo, beygefügt.

Leipzig, den 20sten Juny 1798.

Dytsche Buchhandlung.

Leipzig, gedruckt bey Christian Otto.



Handwritten signature

Lebensgeschichte
der
Gemalin Ludwigs XVI.
Marie Antoinette
Königin von Frankreich.

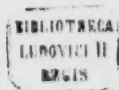
Aus dem Französischen
des
Herrn von Montjoye.

Zweiter und letzter Theil.
Mit einer Abbildung der Königin
den Tag vor ihrer Hinrichtung.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1798.

Une seule consolation nous reste ; c'est celle qu'on éprouve
en parlant de ce qu'on aime.

Eloge de LOUIS XVI. p. 3.



Lebensgeschichte
der
Königin Marie-Antoinette
von Frankreich.
Zweyter Theil.

Erstes Buch.

Man macht zwar viel Ruhmens von der Aufklärung, welche die erste Nationalversammlung über mancherley Gegenstände verbreitet haben soll. Allein mit dieser Aufklärung hatte es die nemliche Verwandtschaft, wie mit den Blitzen in einer Winternacht. Gleich diesen diente sie zu nichts weiter, als die Verwüstung anschaulich zu machen, die durch den Orkan bewirkt worden war. Das Verfahren dieser Versammlung zeugt von den schrecklichen Verirrungen, wozu der menschliche Geist verleitet werden kann. Sie hatte alles von grundaus erschüttert, über den Haufen geworfen und zerstört. Ihr Thron stand auf Trümmern. Ueberall verbreitete sie Jammer und Elend; und dennoch verlangte sie, ganz Frankreich solle

sich vor ihr in den Staub werfen, ihre erhabenen Absichten mit Dank anerkennen, und sich eidlich verpflichten, demjenigen, was sie unsere Constitution zu nennen beliebte, den tiefsten und unverbrüchlichsten Gehorsam zu leisten.

Mit schweren Kosten ließ man aus allen Gemeinden in ganz Frankreich Deputirte kommen, die im Namen derselben jenen sonderbaren Eid schwören sollten, der alle diejenigen, die ihn wirklich ablegten, zu Weineidern machte. Dieß nannte man die Föderation vom vierzehnten Julius.

Bei der Zusammenberufung dieser ungeheuern Menge Volks lag jedoch die geheime Absicht zum Grunde, einen Haufen Fremdlinge nach der Hauptstadt zu ziehen, welche dazu behülflich seyn sollten, die königliche Familie vollends zu Boden zu schlagen. Dieß war zugleich die Ursache, warum die Nationalversammlung, sobald man den Beschluß gefaßt hatte, daß jene Föderation Statt finden sollte, den Herzog von Orleans eiligst zu seinem Anhang zurück berief. Er willfahrte den Verschwornen, verließ London gegen den ausdrücklichen Befehl seines Königs, kraft dessen ihm anferlegt war, noch länger dort zu verweilen, und kam wieder nach Frankreich, um der Königin noch größeres Unheil zuzubereiten.

Auf der andern Seite gab man sich alle erdenkliche Mühe, die Gemüther zu erbittern, und die Herzen an Grausamkeit zu gewöhnen. Die Zufluchtsörter der Religion wurden entweiht. Mit dem Säbel in der Faust stürzten die Soldaten des La Fayette in die Klöster, jagten die Religiosen, gleichviel ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechts waren, hinaus, und nöthigten sie, mit an den Anstalten zu dem bevorstehenden Feste zu arbeiten. Da sah man denn manchen Mönch, dem sie eine Grenadiermütze aufgesetzt, einen Säbel über die Schulter gehangen, und in diesem scandalösen Aufzuge dem Gespötte des Pöbels Preis gegeben hatten. Noch nie hörte man den Aristokraten mit einem so fürchterlichen Geschrey den Tod drohen. Selbst La Fayette stimmte lächelnd mit ein, und ließ es zum öftern wiederholen.

Im Schlosse und unter den Freunden der königlichen Familie herrschte eine allgemeine Bestürzung. Zedermann glaubte, daß sich das Bundesfest zuletzt in ein Blutbad verwandeln würde. Alle die, welche befürchteten, daß ihre Namen auf der Proscriptionsliste stehen möchten, flohen aus Paris. Unter der ungeheuern Menge der dortigen Journalisten waren ihrer nicht mehr als zwey oder drey, welche den Muth hatten ihrem Könige laut treu zu bleiben, und selbst diese konnten niemanden finden, der ihre Zulaschriften drucken wollte.

Zur dießmal sahen sich jedoch die Verschwornen in ihrer Erwartung betrogen. Der größte Theil der Jöderirten war gut gesinnt. Man hatte ihnen die Erlaubniß ertheilt, der königlichen Familie ihre Verehrung zu bezeugen. Es war ihnen nicht möglich, diese Familie, welche in ihrem Unglück so viel Theilnahme erregte, in der Nähe zu sehen, ohne sich aufs neue von jenen Eesinnungen befeelt zu fühlen, welche die Franzosen von jeher für ihren Kony hegten. Insbesondere merkte man es ihnen an, daß sie an dem Schicksal der Königin den lebhaftesten Antheil nahmen. Der Wuth, die Seelenruhe, und die außerordentliche Resignation, welche diese Fürstin nach so entschlichen und so ganz unverschuldeten Unglücksfällen an den Tag leate, machten auf die Gemüther der Jöderirten den tiefsten Eindruck.

Dieß zeigte sich deutlich genug, als sie wieder aus dem Schloß traten. Einige traten unter die Fenster der königlichen Wohnzammer, und sangen dort Verse zu Ehren der Königin ab; andere befesteten Zettel an die Thüre in Schlafkammern, worin sie sich der Treue und Ergebenheit rühmten, welche sie dieser Prinzessin gewidmet hätten.

Wenn damals der König diesen Eesinnungen die gehörige Richtung gegeben hätte, so würde er ganz unschickbar viel ansaerichtet haben; da ihm aber bang war, daß Blut fließen, daß vielleicht ein Bürgerkrieg ausbre-

chen möchte, so ließ er sich vom Drange der Begehrten mit fortreißen, und erwartete das Ende seiner Leiden von der Zeit und von der Gerechtigkeitsliebe seiner Unterthanen. Die Königin, welche mit den Entschliessungen ihres Gemahls überhaupt immer zufrieden war, folgte auch dießmal seinem Beispiele.

Die Ablegung des Eides geschah auf dem Marsfelde, und war mit gottesdienstlichen Ceremonien verbunden. Diese besorgte Talleyrand Perigord, der damals Bischof von Autun war, nachher aber ein Apostat wurde *). Die priesterlichen Paramente waren mit jenen Farben geschmückt, welche man seit dem 14ten Jul. 1789 die Nationalfarben nannte, die aber eigentlich die Wappenfarben des Herzogs von Orleans waren **).

Der König mußte schwören, daß er alles mögliche dazu beitragen wolle, die Constitution anfrecht zu erhalten, obgleich weder er noch irgend jemand wußte, was in dieser Constitution, die noch gar nicht existirte, enthalten seyn würde. In eben dem Augenblick, wo er die Hand aufhob, um diesen Eid, wodurch er seinen Unterthänigen beschleunigte, zu schwören, schob die Königin, die etwas höher stand als er, den Dauphin gegen das

*) Jetzt Minister der auswärtigen Affären.

**) Der Kutschknecht seiner Lakaien.

Publikum vor. Der holde Knabe reckte seine kleinen Händchen ebenfalls empor, als ob er an der Verpflichtung seines unglücklichen Vaters Theil nehmen wollte. Diese Handlung seiner Mutter erregte bey dem Volke die lebhafteste Freude; alle Zuschauer klatschten ihr Beyfall zu; von allen Seiten ertönte das Geschrey: Hoch lebe die Königin! Diese Ausbrüche der Dankbarkeit schienen so ganz aus der Fülle des Herzens zu entspringen, daß sie dadurch äußerst gerührt und erschüttert wurde. Sie war nicht im Stande dieselben auf eine andere Art zu erwidern, als durch Vergießung häufiger Thränen.

So verschafte ihr denn also dieser Tag, an welchem man ihr, wie jedermann glaubte, so viel Böses zugebracht hatte, den letzten Trost, der ihr nach dem Willen der Vorsehung zu Theil werden sollte. Die Federirten unternahmen zwar nichts zu Gunsten der königlichen Familie, weil sie weder von ihr selbst, noch von ihren Anhängern, die geringste Instruction erhielten; hingegen gaben sie aber auch keinen Anträgen Gehör, die ihnen von Seiten der Verschwornen geschahen. Für diesmal hatten denn also Orleans und La Fayette nicht den allgeringsten Nutzen von ihren Intriguen.

Als sich die Federirten wieder aus Paris entfernt hatten, nahmen die Verfolgungen gegen die Königin von neuem ihren Anfang, um nie wieder aufzuhören. Nur in der Stille durfte sie jetzt über den Verlust jener getreuen

Garbisten trauern, welche sie am sechsten October vertheidigt, und darüber ihr Leben eingebüßt hatten. Schon dieser Zwang kam ihr bitterer vor, als der Tod. Wenn man ihr doch wenigstens vergönnt hätte, den Anwandten jener ehrwürdigen Schlachtopfer ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen, oder denjenigen ihrer Kameraden, die jenes Gemetzel überlebt hatten, einige Beweise von Achtung zu geben! Welch eine Wonne würde dieß für die Königin gewesen seyn!

Alein die kümmerlichen Verhältnisse, worin man sie gesetzt hatte, machten es ihr schlechterdings unmöglich, die Triebe gerechter Dankbegier zu befriedigen; ja zu ihrem noch größern Leidwesen mußte sie es mit ansehen, daß man dem Könige sogar den Zwang auferlegte, jene tapfere Garde, welche bis dahin die sicherste Stütze des Throns war, zu verabschieden. Das Decret dieser Verabschiedung, welches von der ersten Nationalversammlung herrührte, ist mehr als zureichend, sie eben so verächtlich zu machen, wie die beyden nachfolgenden, auf welche sie so gern alle Schande von sich abwälzen möchte. Wenn die Mehrheit ihrer Mitglieder nur noch das allergeringste Ehrgefühl, nur noch einen Funken von Gerechtigkeitsliebe in sich gefühlt hätten, so würden sie es für Pflicht gehalten haben, jener braven Legion, im Namen des nemlichen Volks, welches sie zu repräsentiren vergaben, ihre gerechte Bewunderung dafür zu zel-

len, daß dieselbe ein so vortreffliches Beispiel ihrer Anhänglichkeit für die königliche Familie an den Tag gelegt hatte. Statt dessen aber setzten sie sogar die Königin, welche hierzu noch weit mehr verpflichtet war als sie, gänzlich außer Stand, sich gegen ihre Ketten gerecht und dankbar zu erzeigen. Dieß ist doch wohl ein untrüglicher Beweis, daß die Mitglieder jener Mehrheit gar keiner Gerechtigkeit und Dankbarkeit empfänglich seyn mußten. In dieser Rücksicht handelten sie grausamer als die ärgsten Tyrannen; denn ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß je einer derselben einem gefühlvollen Herzen Andank zur Pflicht gemacht hätte.

Diese nemliche Nationalversammlung machte sich aber eines noch viel abscheulichern Verbrechens schuldig. Die Richter, welche ihre Sitzungen im Chatelet hielten, und jenes Tribunal ausmachten, welches sie ganz unter ihrer Potmähigkeit zu haben glaubte, fürchteten die Vorwürfe ihres Gewissens und die der Nachwelt. Sie ließen es sich daher sehr angelegen seyn, in dem Verfahren, welches auf die Greuelthaten vom fünften und sechsten October Bezug hatte, mit der größten Unparteilichkeit zu Werke zu gehen. Alle Zeugenverhöre, alle Aussagen, bewiesen deutlich und klar, daß der Herzog von Orleans und der Graf Mirabeau, welche beyderseits als Mitglieder zur Nationalversammlung gehörten, die Mörder angeführt hatten, die der Königin nach dem

Leben trachteten. Die Richter beschloffen daher, gegen diese unwürdigen Deputirten einen Verhaftsbefehl ergehen zu lassen.

Aber diese nemliche Nationalversammlung hatte schon vorläufig, und zwar zufolge einer Ideenverbindung, welche man kaum von den verhaßtesten Despoten erwarten sollte, die Sache dahin entschieden, daß keines ihrer Mitglieder in Verhaft genommen werden durfte, als nur mit ihrer ausdrücklichen Bewilligung. Das Chatelet sah sich demnach genöthigt, bey der Nationalversammlung um die Erlaubniß anzusuchen, jenen zweifachen Verhaftsbefehl ausfertigen zu dürfen, und erhielt, wie leicht zu erachten, abschlägliche Antwort. Zualeich machten alle Mitglieder einen gewaltigen Lärm zu Gunsten des Orleans, und der Eifer, womit sie sich seiner annahmen, zeigte deutlich genug, daß es ihnen nicht sowohl darum zu thun sey, dem Könige, als vielmehr dem ersten Prinzen vom Geblüt, ihre Dienste zu widmen. Wie mag es also doch zugehen, daß Menschen, die an jener Schandthat Theil nahmen, und noch dormalen am Leben sind, jetzt frech und dreußt läugnen, zur Parthey dieses Tygers gehört zu haben?

Die Nationalversammlung ging aber noch weiter; denn sie nahm solche Maaßregeln, wodurch die Untersuchung der Attentate, welche gegen die Königin verübt

worden waren, anfänglich geheimmt, und endlich ganz ungedruckt wurde. Um dieses Scandal vollständig zu machen, that endlich die Versammlung den Ausspruch, daß weder Drelaux noch Mirabeau an jenen Verbrechen einigen Antheil gehabt hätten. So blieb denn die schrecklichste aller projectirten Mordthaten unbestraft, und die Anstifter derselben wurden für rechtliche Leute erklärt. Wie schändlich! Wer Mörder schont, die er doch bestrafen kann und soll, der giebt sich dadurch als ihren Mithuldigen zu erkennen; und wer sie von der Anklage lospricht, der macht das Morden zur Tugend.

Indeß nahm die Nationalversammlung gar keinen Anstand, vor aller Welt Augen nach diesen verabscheuungswürdigen und völlig anarchischen Grundsätzen zu handeln. Was würde die Majorität dieser nemlichen Versammlung gesagt haben, wenn dem unbedeutendsten ihrer Mitglieder nur die allgeringste von jenen Beleidigungen widerfahren wäre, welche die Königin so oft und vielfältig von ihnen zu erdulden hatte? Mußte nicht das Rauben und Morden unter der Regierung solcher Menschen in ganz Frankreich allgemein überhand nehmen?

Was für Beschwerden hatte denn nun aber die Nationalversammlung eigentlich über die Gemahlin Ludwigs des Sechzehnten zu führen? Keine. Nicht eine einzige vermochte sie namhaft zu machen. Keines von

allen ihren Mitgliebern konnte sich darüber beklagen, daß es je von der Königin persönlich beleidigt worden sey. Nichts weniger als dieß! Unter denen, welchen es leid that, daß sie nicht ermordet worden war, befand sich im Gegentheil mancher, dem sie noch kurz zuvor, ehe er seine ganze Wuth gegen sie ausließ, mit Wohlthaten überhäuft hatte.

Lebte wohl je eine Fürstin, die in einem so hohen Grade mit Un dank belohnt wurde, wie diese? Was für traurige Aufschlüsse könnte ich hier nicht darüber ertheilen! Wie groß war nicht die Menge derer, die Marien Antoinetten ihr ganzes Glück zu danken hatten, und wie viele sind mir nicht unter diesen bekannt, die bis über die Ohren erröthen mußten, wenn ich hier alle das Gute namhaft machen wollte, welches sie von ihr empfingen, und alle das Böse, welches sie ihr dafür erwiesen! So lange sie lebte, suchten sich einige dieser Leute zu verstellen. Es schien ihnen nicht ganz unmöglich, daß sie vielleicht wieder zu ihrer vorigen Macht, zu ihrem königlichen Ansehen gelangen könnte. Dieß war der Haas, den jene eben nicht gar zahlreiche Classe von Heflingen bey ihrem Verhalten zum Grunde legte. Es gab Menschen darunter, die eine gewisse Traurigkeit blicken ließen, welche ihnen von andern, die ihnen aber freylich nicht in das Herz sehen konnten, zur Ehre angerechnet wurde. Als aber die Königin todt war, warfen sie die

Maske war. Jetzt äußern sie eine strafbare Gleichgültigkeit, wenn man Nachrichten von ihnen begehrt, die dem Andenken ihrer Wohltäterin zur Ehre gereichen. Jetzt überlassen sie sich der Zerstreuung, halten Feste, Concerte, und große Spielgesellschaften. Dieß sind doch fürwahr keine Merkmale der Trauer, keine Kennzeichen dankbarer Erinnerung. Deswegen hatte sie die Königin gewiß nicht bereichert, damit sie ihre Wohlthaten in immerwährenden Lustbarkeiten und Freudenelagen verprassen sollten.

Was ich hier gesagt habe, wird hoffentlich zureichend seyn, um denen, die sich von diesen Vorwürfen getroffen fühlen, die Echarité ins Antlitz zu treiben. Wenn ich noch weiter gehen, wenn ich sie nennen wollte, dann würde ich ganz gegen den Vorsatz handeln, das edelmüthige Stillschweigen Marien Antoinettes nachzuahmen, welche die Undankbaren, von denen sie beleidigt wurde, nie wieder beleidigte. Die Gewissensbisse, das reumüthige Bewußtseyn dieser Menschen, mag dasjenige bewirken, was vielleicht alle Personalitäten nicht bewirken möchten, deren sich die Geschichte ohnehin nicht bedienen darf, so lang es nicht die dringende Nothwendigkeit erheischt.

Wie wäre es jedoch möglich der ersten Nationalversammlung zu erwähnen, ohne sich zugleich jener Ge-

Brüder, jener beyden Edelleute zu erinnern, die den Namen De Lameth führten, und sich unter den Schreyern, welche den meisten Lärm gegen die Königin erregten, so vorzüglich auszeichneten? Die Königin hatte dieselben so zu sagen adoptirt, weil sie von blutarmen Eltern gehohren waren. Sie betrachtete und behandelte sie wie ihre leiblichen Kinder. Einst schrieb sie an den Befehlshaber des Corps, unter welchem sie dienten: „Ich empfehle Ihnen die Herrn De Lameth so angelegentlich, als ich nur kann und vermag. Alles was Sie für dieselben thun, werde ich eben so ansehen, als ob es mich selbst geschehen wäre. Ich bitte Sie, es ihnen ja an nichts fehlen zu lassen. Ich habe für alles, was Sie ihnen vorschreiben.“

Diese Elenden hatten der Königin nicht weniger als Alles zu danken, und dennoch waren sie mit der äußersten Wuth darauf erpicht, ein Herz zu kränken, dessen Fühlbarkeit ihnen besser als irgend jemand bekannt seyn mußte. Brutus, der seinem eigenen Vater den Mordstahl in die Brust stieß, war der Held, den sich diese rasenden Menschen zum Muster gewählet hatten. Je größere Verbindlichkeiten ihnen gegen die Königin oblagen, desto mehr machten sie es sich zum Geschäft dieselbe zu peinigern. Wer ist wohl im Stande den Schmerz zu beschreiben, welchen diese schöne Seele hierüber empfinden mußte?

Zu ihrem noch größern Leidwesen mußte sie ein eben so abscheuliches Bild der schwärzesten Unanständigkeit täglich vor Augen sehen. Ein junger Cavalier, der im Palast seines Königs, und durch die Wohlthätigkeit der Königin, die allen seinen Angehörigen zu einträglichen und ehrenvollen Bedienungen verholfen hatte, erzogen worden war, gefellte sich in voller Wuth und Erbitterung zur Parthey derer, die seine Souveräne bis auf den Tod verfolgten. Mehr als einmal hatte sie Gelegenheit, die aufrührerischen Drohungen zu vernehmen, die er den damaligen Dämogogen nachplapperte, so wie die unverschämten Reden, die er sich gegen seine nur allzu großmüthige Wohlthäterin erlaubte. Sie war noch am Leben, als er an die Straßewände zu Paris einen Zettel aufleben ließ, der folgende Worte enthielt: Auch ich bin ein Maratist! Hätte man wohl die Raserey und den Umdank noch weiter treiben können? Und bis zu welchem Grade von Verachtung mußte der Mensch herabgesunken seyn, der sich entschließen konnte, sein Huldigungsgesopfer einem Marat darzubringen, anstatt es der Königin zu widmen? Gerade so machten es jene Nichtswürdigen, die, vom Fanatismus der Ruchlosigkeit verblendet, lächerlichen Weibseuten den Weibbrauch darbrachten, welchen sie der Gottheit entzogen.

So wurde das Herz der Königin von allen Seiten bedrängt und gequält, sendem man die Erfahrung gemacht

macht hatte, daß sie nichts mehr verschenken konnte. Ihre ehemaligen Diener, Leute, die sie aus dem Staube hervorgezogen hatte, machten mit denen, die sie ungerechterweise haßten, gemeinschaftliche Sache, und übten täglich und stündlich die ärgsten Feindseligkeiten gegen sie aus. Mit jedem Augenblicke ward ihre und des Königs Lage bedenklicher. Man gieng endlich so weit, daß man sogar dem Gewissen dieses gottesfürchtigen Regenten Gewalt that. Er selbst erzählt *) diese Frevelthat, die von der entseßlichsten Wuth zeugte, mit folgenden Worten:

„Da der König eine Zeitlang nicht wohl gewesen war, so nahm er sich vor, die schönen Frühlingstage zu benutzen, und eine Reise nach Saint-Cloud zu machen, wo er den Sommer und einen Theil des Herbstes zu verleben hoffte. Da er diese Reise gerade in der Charwoche antreten wollte, so erschreckte man sich, seine bekannte Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter zu einem Vorwande zu gebrauchen, um die Gemüther gegen ihn aufzubringen. Gleich am nächsten Sonntage des Abends ließ der Club der Cordeliers vermittlest öffentlicher Anschlagzetteln einen seiner Beschlüsse bekannt machen, worin er den König wegen vorgeblichen Ungehorsams gegen die Gesetze denuncirte. Des andern Tages setzte sich der König in seinen Reifswagen, mit dem ernst-

*) In der Erklärung an die ganze französische Nation vom 20ten Juny 1791.

„lichen Vorsatz, nach Saint-Cloud zu fahren. Als er aber
 „an die Thuillerien kam, nahm er daselbst eine große
 „Menge Volks wahr, welche sich ausdrücklich in der
 „Absicht versammelt zu haben schien, ihm den Weg zu
 „versperren. Mit wahrem Leidwesen muß man bey die-
 „ser Gelegenheit des Umstandes erwähnen, daß die Na-
 „tionalgarden, anstatt sich den Aufrührern zu widersetzen,
 „vielmehr gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten,
 „und den Pferden in die Zügel fielen. Umsonst bestrebt
 „sich Herr De La Fayette diesen Garden die ganze
 „Schändlichkeit ihres Benehmens einleuchtend zu machen.
 „Nichts war vermögend sie auf andere Gedanken zu
 „bringen. Der König mußte die schändlichsten Toden,
 „die aller abscheulichsten Dinge, welche von diesen Auf-
 „rührern in Vorschlag gebracht wurden, mit anhören.
 „Seine Dienstknechte, und andere zu seinem Hofstaate ge-
 „hörige Personen, die eben bey der Hand waren, dräng-
 „ten sich zwar um ihn her, und bestrebt sich, da sie
 „ihm auf keine andere Art helfen konnten, wenigstens
 „mit ihren Säbeln eine Art von Schutzwehr gegen seine
 „Feinde zu formiren, wenn etwa das Vorhaben, welches
 „man nur allzu deutlich an den Tag legte, vollstreckt
 „werden sollte. Allein der König war nun einmal dazu
 „bestimmt, den Kelch der Leiden ganz auszuleeren. Seine
 „treuen Diener wurden mit Gewalt von ihm weggerissen.
 „Endlich, nachdem er sieben Viertelsstunden lang alle nur
 „verderbliche Beleidigungen erduldet hatte, sah er sich ge-

„undthigt, seine Abreise einzustellen, und wieder in sein
 „Gefängniß zurück zu kehren; denn so und nicht anders
 „verdient sein Vallaß seit jenem Vorfall genannt zu
 „werden. Als er wieder dort angekommen war, ließ er
 „sogleich die Departementsverwaltung, welche von Amt-
 „wegen für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und
 „Sicherheit zu sorgen hatte, zu sich berufen, und benach-
 „richtigte sie von demjeniaen, was ihm so eben wieder-
 „fahren war. Tags darauf erhoben sich Seine Maje-
 „stät in eigener Person nach der Nationalversammlung,
 „und stellten derselben vor, wie sehr jenes Ereigniß mit
 „der neuen Constitution im Widerspruch stehe. Alle diese
 „Schritte dienten aber zu nichts, als daß sie dem Könige
 „neue Beleidigungen zuzogen. Man zwang ihn, seine
 „Kapelle und den größten Theil seiner obersten Hofbe-
 „amten zu verabschieden, das Sendschreiben, welches
 „sein Minister in seinem Namen an die auswärtigen
 „Höfe ausgefertigt hatte, zu genehmigen, und endlich am
 „Osterfeste bey dem neu angestellten Pfarrer zu Saint-
 „Germain - l'Auxerrois Messe zu hören.“

Wem könnte es wohl einfallen, einen König für frey
 zu halten, dem nicht einmal gestattet würde, Gott auf
 die Art und Weise zu verehren, wie es ihm sein Gewissen
 zur Pflicht machte? War er nicht vielmehr einer der
 eingeschränktsten unglücklichsten Menschen? Wirklich
 ward ihm seine Einkerkelung so sehr zuwider, daß er sie,
 trotz der muthvollen Standhaftigkeit, die einen Haupt-

zu seines Charakters ausmachte, nicht länger ertragen konnte. Ist doch das Streben nach Freiheit selbst dem niedrigsten Erdensohne von Natur anageboren. Mit welcher unwiderstehlichen Macht muß es nicht vollends in dem Herzen eines Monarchen wirken! Nach so mannigfaltigen Mißhandlungen, die seine Geduld nur vermehrte, sagte denn also Ludwig der Sechzehnte den Entschluß, das Joch seiner schmachvollen Knechtschaft von sich abzuschütteln. Er folgte in dieser Rücksicht dem Beispiele eines seiner Verfahren, Karls des Fünften, der eben so wie er zu Paris als Staatsgefangener behandelt wurde. Er verließ eine Stadt, wo seine Feinde die Oberhand hatten, und wo die kleine Anzahl seiner zurückgebliebenen Freunde es fast nicht mehr wagen durfte, sich öffentlich sehen zu lassen.

Wie hätte sich denn aber die Königin unter diesen Verhältnissen benehmen sollen? Oziante es ihr etwan, sich einem Entschluß zu widersetzen, der ihr so vernünftig als möglich vorkommen mußte? Zu Paris war dem Könige jede Oekonomie benommen, die Wohlfahrt seines Volkes auf irgend eine Art befördern zu konnten. Natürlich mußte er also darnach streben, sich einen andern Aufenthaltsort zu wählen, wo man ihm vergönnte, diefes Volk selbst wider dessen Willen glücklich zu machen.

Konnte Marie Antoinette, nachdem sie das Verhaken des Königs gebilligt hatte, als Gattin, als Mutter, wohl Anstand nehmen, ihr Schicksal mit jenem ihres

Gemahls und ihrer Kinder zu theilen? Nein, es fiel ihr gar nicht ein, sich dießfalls nur einen Augenblick zu bedenken, ob ihr gleich ein geheimes Vorgefühl von dem Ausgange dieses Unternehmens nichts Gutes weissagte. Diese Reise, sprach sie, mißlingt uns gewiß; denn der König wird zu sehr von seinem widrigen Schicksal verfolgt.

Ihre Ahnung traf ein. Das Verhaben der hohen Gefangenen war schon vor seiner Ausführung ruchtbar geworden. Man ließ sie abreisen, um sie nachher desto unglücklicher zu machen. Der Reisewagen, worin sie saßen, wurde zu Varennes von den Truppen der Auf- rührer angehalten, welche daselbst zur verabredeten Stunde richtig eingetroffen waren. Der Marquis de Bouille, welcher sich anheischig gemacht hatte, der königlichen Familie mit einer hinlänglichen Macht zu Hülfe zu eilen, kam nicht zum Vorschein. Zur Entschuldigung dieses Mißverständnisses, wodurch alles verderben wurde, erzählte man nachher, der Marquis de Bouille habe diese Expedition seinem Sohne aufgetragen, und dieser habe sich unterwegs in einem Walde verirrt. Zu einer unglücklichen Stunde hätte er sich wohl nicht leicht verirren können. *) Der König, dem nie das geringste nach Wunsch von flatten ging, verdient auf jeden Fall wegen

*) Der Marquis de Bouille hat sich und seinen Sohn nun aufs vollständigste gerechtfertiget. Ann. d. Her.

seines widrigen Verhängnisses bemitleidet zu werden. Sollte jemand in Versuchung gerathen, ihn wegen dieses mißlungenen Unternehmens zu tadeln, so lege er vorher die Hand auf das Herz, und beantworte sich die Frage: ob er wohl im Stande gewesen seyn würde, unter ähnlichen Verhältnissen einen bessern Entschluß zu ergreifen? Wenn man freylich die Thatenheiten nur immer nach ihrem Erfolge beurtheilt, und dabei nicht erwägt, ob die Thäter, zu deren Nachtheil sie ausfielen, auch wirklich mit hinlänglicher Macht versehen waren, ihrem unglücklichen Schicksal eine andere Wendung zu geben, so kann es wohl nicht anders seyn, als daß man alles in einem ganz falschen und grellen Lichte sieht.

Da niemand zuagen war, der sich des Königs und seiner Familie gegen den wüthenden Haufen der Aufrührer annahm, so ward er nebst den Seinigen auf eben die Art wieder zurückerführt und insultirt, wie am sechsten October während seiner Fahrt von Versailles nach Paris. Als er wieder in das Schloß kam, das ohnehin schon seit langer Zeit weiter nichts als ein trauriger Kerker für ihn war, trennte man ihn von seiner Familie, und wick man ihm einen abgesonderten Aufenthalt an. Die Königin bekam eine eigene Wache, und das Nemliche wiederfuhr auch dem Dauphin: Alle die, welche die königliche Familie nach Varennes begleitet hatten, wurden in die Abzinsungesetzt.

In dem barbarischen Verfahren gegen die Königin lag eine ganz eigene Art von auffallender Ungerechtigkeit, die zum Beweis dienen kann, wie weit man sich schon damals von der Befolgung alles dessen, was man Moral nennt, entfernt hatte. Wie hätte nur noch ein Funke von Tugend in den Herzen jener Menschen vorhanden seyn können, welche die Frechheit hatten, die Königin wegen der Erfüllung jener Pflichten zu bestrafen, die ihr als Gattin und Mutter oblagen? Wenn man bedenkt, daß die Gesetzgeber der damaligen Zeit die treue Beobachtung der heiligsten Obliegenheit als ein Verbrechen betrachteten, bekümmert man dann nicht eine sehr natürliche Veranlassung, die Frage aufzuwerfen: welche von den drey ersten Nationalversammlungen wohl am meisten dazu beigetragen habe, die Denkart des Volks zu verderben?

Indeß fing die Mehrheit der Volksrepräsentanten, in jenem Zeitpunkte, wo sich diese traurige Begebenheit ereignete, allgemach an, sich vor den Uebelthaten zu ersehen, welche man bis dahin verübt hatte. Man äußerte eine Art von Schaam und Reue darüber, daß man das unbegränzte Vertrauen des Volks so schändlich gemißbraucht habe. Da man jedoch alle im ganzen Königreiche befindliche Banditen entseffelt und aufgehebt hatte, so mußte man seine Zuflucht zu allerley Ausreden nehmen, um diese Leute nicht geradezu vor den Kopf zu

stößen, und das allgemeine Elend aufs höchste zu treiben.

Die Orleanisten verlangten mit großem Geschrey, man sollte den Thron für erledigt erklären, einen Reichsverweser ernennen, und dem Dauphin einen Hofmeister geben, den sie, wie leicht zu errathen, aus ihrem eigenen Mittel gewählt haben würden. Die Nationalversammlung stellte sich, als sey sie gesonnen, diesem Wunsche zu entsprechen. Sie decretirte, daß der König und seine Gemahlin verhört werden sollten. Auf der andern Seite wußte sie aber die Sache dergestalt einzuleiten, daß das entehrende Wort Verhör in den hierüber angestellten Verhandlungen nicht ein einzigesmal vorkam. Sie erklärte bloß, daß sie drey Commissarien ernennen würde, welche die Ausfagen der beyden hohen Gefangenen vernehmen sollten.

Diese drey Commissarien, deren Namen der Nachwelt nicht unbekannt bleiben dürfen, waren: Franz Dionys Tronchet, Adrian Johann Franz Dupont und Anton-Balthasar Joseph D'Andre'. Der erstere war Advokat, die beyden letztern waren als Räte angestellt, der eine bey dem Parlamente zu Paris, der andere bey jenem in der Provence. Sie hatten das Herz, sich des eben erwähnten Auftrags zu unterziehen; eines Auftrags, der ihnen billig um so strafbarer hätte vorkommen sollen, da es ihnen allen dreyen nicht an Einsichten fehlte, und sie sich folglich leicht vorstellen konnten, daß

dieses Verfahren dem abscheulichsten aller Verbrechen unfehlbar den Weg bahnen würde *).

Am sieben und zwanzigsten Junius 1791, Vormittags um halb elf Uhr, fanden sich diese Commissarien auf dem Wohnzimmer der Königin ein. Hier, wo sie ganz allein mit ihr waren, erhielten sie nachstehende Erklärung, die um so gewisser von der Königin selbst herrührte, da sie schlechterdings mit niemanden Umgang haben durfte.

„Ich erkläre, daß ich mich durch nichts in der „ganzen Natur würde haben abhalten lassen, dem Könige zu folgen, sobald er einmal das Verlangen gegen mich geäußert hatte, daß er mit seinen Kindern abreisen wolle. Ich habe seit zwei Jahren den mehreren Vorfällen deutlich genug zu erkennen gegeben, daß ich mich nie von ihm trennen werde.

„Was mich in diesem Entschlusse noch mehr be- „stärkte, war dieß, daß ich mit der größten Gewißheit „überzeugt war, der König würde sich nicht aus Frank- „reich entfernen. Wenn er dieß Willens gewesen wäre, „so würde ich gewiß alles Mögliche angewendet haben,

*) Konnten sie es nicht verhindern wollen? Herrn Dupont ernannte doch der König einige Monate hernach zum Minister, und Herrn Trouchet wählte er zu seinem Verteidiger gegen und vor dem Convent. Ann. d. Ger.

„was nur in meinen Kräften gestanden hätte, ihn von
„diesem Vorhaben abwendig zu machen.

„Die Gouvernante meines Sohns, welche ebenhin
„seit fünf Wochen gekränkelt hatte, erhielt ihre Ordre
„nicht eher, als am Tage der Abreise. Sie wußten
„kein Wort davon, wo wir hinreisen wollten. Die er-
„hellte unter andern daraus, daß sie nicht das geringste
„von weiß Zeug mitgenommen hatte, so daß ich mich
„genöthigt sah, ihr von dem meinigen zu sorgen.

„Die drei Couriere kannten weder das Ziel noch
„den Zweck unserer Reise. Unterwegs gab man ihnen
„erst Geld, die Postpferde zu bezahlen; und ertheilte
„ihnen die erforderlichen Befehle wegen der Reiseroute.

„Die beiden Kammerfrauen wurden nicht eher
„von unserm Vorhaben benachrichtigt, als im Augen-
„blicke der Abreise. Die eine, deren Mann im Schloß
„wohnt, hatte nicht einmal so viel Zeit, von ihm Ab-
„schied zu nehmen.

„Monsieur und Madame *) sollten sich wieder bey
„uns einfunden, und sie haben sich aus keiner andern
„Ursache ins Ausland begeben, als weil es ihnen dar-

*) Der Graf von Provence, ältester Bruder des Königs,
und seine Gemahlin.

„um zu thun war, daß uns unterwegs keine Hinder-
„nisse in den Weg gelegt würden, und damit es uns
„nicht an Pferden fehlen möchte.

„Als wir uns entfernten, gingen wir durch die
„Wohnung des Herrn de Villeguier, bedienten uns
„aber der Vorsicht, einzeln zu gehen, und in verschie-
„denen Zwischenräumen.“

Eine andere Erklärung, wie diese, ließ sich auch fürwahr nicht von einer Prinzessin erwarten, die in ihrem ganzen Betragen die feinsten und großmüthigsten Gesinnungen an den Tag legte. Eben so sehr hat man Ursache die Verasfalt zu bewundern, vermöge deren sie sich ganz allein für die Folgenhaftigkeit der Personen verantwortlich machte, die ihr subordinirt waren, und zugleich die Namen aller derjenigen verheelte, die zu dieser unglücklichen Reise Veranlassung gegeben hatten; sogar die Namen ihrer Feinde: denn es ist nur allzu gewiß, daß die königliche Familie von manchem dieser letztern zu jenem Unternehmen verleitet worden war, insonderheit von La Fayette und Bailly.

Dieser so äußerst wichtige Verfall, der alle Gemüther in Vöhrung gesetzt hatte, endigte sich damit, daß man verschiedene Decrete gegen abwesende Personen ergehen ließ, und dem Könige ganz in Geheim das Versprechen ablockte, daß er dasjenige, was man die Con-

Stationsfacte zu nennen beliebte, unterzeichnen wolle. Als Ludwig der Seducente diese Bedingung unterschrieben hatte, führte man sowohl ihn selbst, als seine Gemahlin, in aller Stille wieder auf freyen Fuß, und von dem Verhaben, ihnen den Dauphin zu nehmen, ward weiter gar nicht gesprochen.

Während der stürmischen Auftritte, welche dieses Verfahren der Nationalversammlung veranlaßte, wurden diejenigen, welche den Gang der Zeitbegebenheiten mit einiger Aufmerksamkeit beobachteten, bis zur entscheidenden Gewisheit überzeugt, daß alle die Mißhandlungen, welche man zutheil der Königin zugesügt hatte, eigentlich bloß darauf abgewendet, den König selbst ins Unthun zu stürzen. Wirklich war der oberwähnte Ausspruch der Nationalversammlung lauter ruckbar geworden, als die Orleanisten die Mäule, hinter welcher sie sich die ganze Zeit über versteckt hatten, ohne alle Schen fallen ließen. Sie waren sehr nicht auf die Königin los, beschwerten sich aber desto heftiger, daß man den König nicht abgesetzt habe. Auf freyer Straße hörte man sie schreien: nun, da der König geborgen sey, müsse man alles verloren geben.

In der Stadt entstanden überall Unruhen: der Versammlungssaal der Jacobiner konnte die große Anzahl Räuber kaum fassen, welche sich daselbst in der

Abſicht einfanden, einander zur Mordthat zu reizen; alle Schauſpielhäuſer wurden geſchloſſen. Lacroix, deſſen ſich Deloans bey ſeinen Wütherereyen als Premiermi- niſter bediente, brachte eine Diatribe zu Papier, die man eine Bittſchrift nannte, und die ſodann auf dem Märzfelde allen Meuchelmördern, welche man daſelbſt zuſammentreiben konnte, zur Unterſchrift vorgelegt wurde.

In dieſer Verſtellung war der Königin mit keiner Ehre gedacht, ſtatt deſſen aber trug man darin ſormlich auf die Abſetzung des Königs, und auf die Ernennung eines Regenten an; ein offenkundiger Beweis, daß man zutheer Marien Antoinetten bloß deswegen geſchmäht und beſchimpft hatte, um ſich dadurch den Weg zu einer Regierungsveränderung zu bahnen.

La Fayette und Bailly gehörten zu der Anzahl derer, die endlich einfahen, daß Deloans, wenn es ſo fortginge, zuletzt die Früchte der Revolution ganz allein einſenden würde. Dieſe Bemerkung machte ihren Unwillen rege. Sie ließen daher ihre Nationalgarde gegen die Aufrührer marchiren, welche ſich im Märzfelde verſammelt hatten. Die Ergreifung dieſer Maasregel ſchien ihnen um ſo nothwendiger zu ſeyn, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß die Aufrührer mit gewaffneter Hand in das Schloß der Thuilleries dringen und die königliche Familie ermorden wollten.

Die Nationalgarde gab Feuer und schoß einige Kugeln todt; die übrigen ergriffen die Flucht, und erhoben in allen Straßen, durch welche sie ihr Weg führte, einen erschrecklichen Lärm. Von diesem Augenblick an entstand eine völlige Trennung unter denen, die den König seit den ersten Tagen der Revolution gemeinschaftlich bekriegt hatten. Die Neuerer, zu deren Parthey sich nun auch La Fayette und Bailly gesellten, wurden von ihren Gegnern falsche Brüder, Abtrünnige, Patriotenmörder und Aristokraten genannt, die ihnen noch tausendmal verhaßter wären, als die Königsisten, indem man diesen Letztern doch nachsagen mußte, daß sie nie einen Tropfen Blut vergossen hätten.

Diese Vorwürfe schienen eben nicht so ganz ungerecht zu seyn; denn alle die, welche sich vom Anfang der Revolution für Thron und Krone erkärten, hatten sich zu dem nemlichen Panier versammelt, waren von einerlei Gesinnungen befeelt, und stimmten durchgehends in ihren Grundsätzen überein. Ueberdies hatten sie gemeinschaftlich den Namen Jacobiner angenommen, und schienen so innig mit einander verbunden zu seyn, daß sie sich nie anders als Freunde und Brüder nannten.

Zeit aber senderte sich die eine Parthey dieser Jacobiner von der andern ab, und war die Ursache, daß auf Seiten dieser letztern Blut floß. Die, welche ihren

Grundsätzen treu blieben, mochten demnach allerdings gewissermaßen Recht haben, wenn sie denen, von welchen sie verlassen wurden, alles Gehässige, was in dem Worte Desertion liegt, auf den Hals zu wälzen suchten. Nicht zu gedenken, daß die erstern gegen die letztern folgende Sprache führen konnten, die eben nicht so leicht aus dem Streik zu erwidern seyn dürfte: „Gefiern, „konntet sie sagen, waret ihr noch unsere Brüder und „Freunde, und heute mordet ihr uns, weil wir mit „fester Entschlossenheit auf dem Pfade fortwandeln, den „ihr uns doch selbst gezeigt habt. Ist dieß rechtschaffen? Ist es menschlich? Spricht ihr vielleicht, ihr „sähet jetzt ein, daß ihr euch geirrt hättet? Dann können wir unserer Seite ebenfalls sagen, daß es uns „sehr zu verzeihen sey, wenn wir in einem Irrthum beharrten, der so lange der eurer war; daß man uns „zwar belügen, aber nicht unser Leben bringen müsse. „Echt ihr denn nicht ein, daß uns, so lange wir die „Lehre, welche ihr uns mit so vielem Eifer vorgepredigt „habt, in ihrem ganzen Zusammenhang beobachtet, „das Recht zustehe, euch den gegründeten Vorwurf zu „machen, daß ihr uns an den Rand des Abgrunds geführt habt, in den ihr uns heute hinabstürzt? Wie „würden wir in diesen Abgrund versunken seyn, wenn „wir nicht eurer Lehre treu geblieben wären, die wir von „euch empfangen haben.“

Im Grunde betrachtet, ist dieses ganze Raisonnement lediglich nichts anderes als ein Sophisma; denn einer Sache, die man für böse erkennt, muß man nicht anhängen. Indoch bleibt es allemal ein sehr großes Unglück, wenn man nicht eher von seinen Irrthümern zurückkehrt, als bis die verderblichen Lehren, welche man zu verbreiten suchte, der Anarchie Thür und Thor geöffnet haben. La Fayette war es, welcher den Grundsat in Umlauf gebracht hatte, daß Empörung die heilige aller Pflichten sey. Mit allem Rechte hätten ihm daher die Freunde und Brüder, welche er auf dem Marsfelde niederschießen ließ, zurufen können: Elender, warum mordest du uns? Wir erfüllen ja die Pflicht, welche, deinem eigenen Geständniß zufolge, unter allen die heiligste ist! In wiefern der Oberbefehlshaber der Pariser Nationalgarden diesen Vorwurf mit gutem Gewissen von sich ablehnen konnte, ist so leicht eben nicht zu errathen.

Gleiche Töwandniß hatte es mit folgender ehemaligen Aeußerung des Barnave: Das Blut der Aristokraten ist nicht rein genug, als daß man es nicht sollte vergießen können. Konnten ihm seine Freunde und Brüder, die er nun verließ, um sich, nach ihrer Meinung, zu den Aristokraten zu gesellen, nicht das Argument entgegen stellen: Eben dadurch, Unwürdiger, hast du über dich selbst das Todesurtheil gesprochen? — Der menschliche

Ver-

Verstand ist gewissen Verirrungen unterworfen, die man nie genugsam beklagen kann, und leider kommen diese Verirrungen nie häufiger vor, als zur Zeit der öffentlichen Unruhe, wo man doch Klugheit und reifliche Ueberlegung weit nöthiger bedarf, als in ruhigen Zeiten. Auf jeden Fall sollte sich doch niemand zum Gesetzgeber, oder zum Lehrer der Politik aufwerfen wollen, der sich nicht zuvor einen reichen Schatz vieljähriger Erfahrungen gesammelt, und seinen Geist durch anhaltendes Studiren gehörig gebildet hat. Unwissenheit und Stolz haben leider der bürgerlichen Gesellschaft weit mehr Schaden zugefügt, als alle mit dem Kriegssübel verbundene Landplagen.

Zeit jener Trennung war es schlechterdings nicht möglich, daß sich die Jacobiner als Mitglieder einer und eben derselben Gesellschaft betrachten konnten. Ihre Ausreißer nahmen sich vor, eine eigene Sekte zu stiften. Zu dem Ende ließen sie an alle im ganzen Königreiche befindliche Jacobinergesellschaften eine Proklamation ergehen, die zu merkwürdig ist, als daß sie die Geschichte nicht aufbewahren sollte. Sie lautete so:

„Brüder und Freunde! Ein wichtiger Vorfall, „wovon wir euch auf der Stelle zu benachrichtigen für „gut fanden, hat uns die Nothwendigkeit auferlegt, unter „gekräftigtem Dato den Beschluß zu fassen, welchen
2ter Theil

„wir euch beystimmend in Abschrift zuschicken. Die
 „Absicht, welche wir dadurch zu erreichen suchen, geht
 „hauptsächlich darauf hinaus, die Gesellschaft der Con-
 „stitutionsfreunde zu Paris wieder auf den ursprüngli-
 „chen und anfänglichen Endzweck ihrer Stiftung zurück-
 „zuführen; ihr jene Vortheile zu verbürgen, welche die
 „Deputirten, von denen sie errichtet wurde, bey Grün-
 „dung derselben vor Augen hatten; es dergestalt einzu-
 „leiten, daß diese Anstalt ihre nützliche Bestimmung, die
 „Arbeiten der Nationalversammlung vorzubereiten, noch
 „fernerhin behalte; dafür zu sorgen, daß man sich
 „in derselben bloß darauf einschränke, streitige Gegen-
 „stände zu erörtern, ohne jedoch vermittelt des Stimm-
 „rechts darüber zu entscheiden; durch ihre Beyhülfe im-
 „mer mehr Aufklärung zu verbreiten; sie zum gemein-
 „schaftlichen Vereinigungspunkte aller constitutionellen
 „Meinungen zu machen; und endlich, in der Haupt-
 „stadt jenes große, nachher in allen Theilen des Reichs
 „auf die glorreichste Art nachgeahmte, Beispiel aufzu-
 „stellen, daß es allerdings möglich sey, projectirte Ge-
 „setze mit der unbedingtesten Freymüthigkeit zu unter-
 „suchen, seine Meinung darüber zu eröfnen, und dennoch
 „gegen wirklich vorhandene Gesetze die tiefste und un-
 „wandelbarste Ehrfurcht zu beobachten.

„Treu und gewissenhaft wurden alle diese Grund-
 „sätze von der Gesellschaft bis zu jenem Zeitpunkte be-
 „folgt, wo sie eine zu große Anzahl von Mitgliedern,

„ja sogar solche Personen, die außerhalb Frankreich
„zu Hause gehören, unter sich ausnahm, dadurch all-
„zu stark anwuchs, und sich durch irrige Vorstellungen
„hinter das Licht führen ließ. Sobald dieß geschehen
„war, suchte sie offenbar die Grundsätze der Constitution
„unwirksam zu machen, erlaubte sie sich Handlungen,
„die mit den dießfalls erlassenen Decreten in schnurge-
„radem Widerspruch standen, und entfernte sich folglich
„ganz von dem Geiste ihrer ursprünglichen Stiftung.

„Eingedenk ihrer Pflichten, und der Benennung
„wahrer Constitutionsfreunde getreu, glaubten demnach
„jene zur Nationalversammlung gehörige Deputirte,
„von welchen diese Gesellschaft gestiftet wurde, daß
„ihnen unter diesen in Wahrheit sehr traurigen Umstän-
„den keine andere Parthen zu ergreifen übrig sey, als
„mit den Feuillans bey der Nationalversammlung ge-
„meinschaftliche Sache zu machen, und sich daselbst
„unter dem Vorße des nemlichen Deputirten zu ver-
„sammeln, welcher in der Gesellschaft der Constitutionss-
„freunde, die ihre Sitzungen im Jakobinerkloster hielt,
„mit allgemeinem Beyfall zum Präsidenten gewählt
„worden war.

„Als Sekretarien und Mitglieder ihrer Correspon-
„denzcomité, haben sie jene ihrer Collegen beybehalten,
„welche diese nemlichen Stellen in der Gesellschaft der
„Jacobiner bekleideten. Diese sind von ihnen beauf-

„tragt worden, die brüderliche und innige Verbindung,
 „welche zwischen ihnen und andern affiliirten Gesell-
 „schaften der Constitutionsfreunde bis auf den heutigen
 „Tag obgewaltet hat, auch fernerhin fortzusetzen, und
 „zwar um so mehr, da deren Unterbrechung, wenn sie
 „sich auch nur auf einige wenige Augenblicke erstrecken
 „sollte, bey den dermaligen Umständen mit den Wün-
 „schen der wahren Constitutionsfreunde schlechterdings
 „nicht übereinkommen, im Gegentheil aber dem gemei-
 „nen Wesen zum größten Nachtheil gereichen würde.

„Wir hoffen, Brüder und Freunde, daß diese
 „freymüthige Bekanntmachung unserer Veranstaltungen
 „und Gesinnungen, diese authentische Erklärung der
 „unverbrüchlichen Ehrfurcht, die wir für eine Constitu-
 „tion hegen, welcher ihr so wesentliche Dienste geleistet
 „habt, nicht wenig dazu beitragen werde, die Verbin-
 „dung zwischen uns und euch stärker als jemals zu be-
 „festigen. Pflichtmäßig werden wir uns bestreben, die-
 „selbe zu unterhalten, und uns dadurch neue Ansprüche
 „auf eure Achtung zu erwerben.“

War unterzeichnet:

Bouche, Präsident.

Salle;

Franz Paul Nicolas und

Antoine; Secretarien.

Diese Proclamation kann statt aller andern Beweise dienen, wie sehr es den Köpfen unserer Revolutionsmänner an gesunder Politik gebrach. Jenen Jacobinern, welche sich von ihren Freunden und Brüdern absondereten, mußte es in der That sehr leicht geworden seyn, die Oberhand zu gewinnen, wenn sie es nur recht angegriffen hätten. Auf ihrer Seite war alles, was sie sich wünschen konnten; die Decrete der Nationalversammlung, die Bapouette des La Fayette, der Credit des Municipaldirectors Bailly, und die Beyhülfe des Königs, welcher eidlich gelobt hatte, die Constitution aufrecht zu erhalten. Und dennoch waren sie so feigberzig, ihren Gegnern den Kampfplatz zu überlassen; und dennoch stellten sie in ihrer unbegreiflichen Jaghaftigkeit die feyerliche Erklärung von sich: Sie wußten keine andere Parthei zu ergreifen, als mit den Feuillans gemeinschaftliche Sache zu machen. Dadurch, daß sie unter so mancherley Maßregeln, die ihrer freyen Wahl überlassen waren, gerade diese letztere ergriffen, gaben sie deutlich zu erkennen, daß sie entweder sehr dumme, oder sehr verzagte Menschen seyn mußten.

Daher kam es denn auch, daß diese zwischen den Brüdern und Freunden entstandene Epoche keine andere Folgen hatte, als daß sie neue Zerrüttungen im Königreiche, und neue Attentate gegen den König veranlaßte. Jetzt lernte die Nationalversammlung ihrer

Seits ebenfalls die Wirkungen des Schreckens kennen, dessen sie sich zeither ausschließlich gegen andere zum Werkzeuge bedient hatte. Schon glaubte sie, daß der Krieg, sowohl im Innern, als auch von außen, schlechterdings unvermeidlich sey. Schon fürchtete sie, daß die Zerrüttung der Finanzen, die Unzufriedenheit derer, welche Abgaben zu entrichten hatten, und die Kniffe der Vetraderwucherer, ganz unfehlbar eine allgemeine Hungersnoth verursachen würden. In dieser Angst eilte sie, so geschwind als möglich, ihren Sitzungen ein Ende zu machen. Vorher aber suchte sie über Hals und Kopf unter der unsäglichen Menge ihrer projektierten Verordnungen einige Decrete hervor, die man zur Noth als Fundamentalgesetze betrachten könnte, legte dieser unförmlich zusammengestoppelten Sammlung den Namen französische Constitution bey, ließ dieselbe vom Könige unterzeichnen, empfahl sie allen Vattinnen und Müttern, und ging aus einander.

Die Nachfolger dieser erstern Deputierten hingen ihre Amtsverrichtungen damit an, daß sie sich mit den Ministern, mit der königlichen Familie, und dem ganzen Hofe veruncinigten. La Fayette und Bailly hatten sich, in Gemäßheit eines in der französischen Constitution enthaltenen Artikels, zu eben der Zeit, wo die erste Nationalversammlung aus einander ging, in das Privatleben zurückziehen müssen. Die beyden Stellen, wel-

che durch die Abbankung dieser beyden Männer erledigt wurden, waren unter den damaligen Umständen von der äußersten Wichtigkeit. Orleans wußte es durch sein Geld und seine Intriquen dahin zu bringen, daß Petion die Mairestelle erhielt. Zu dem Ende hatte er ihn wieder von London zurückkommen lassen, wohin er ihn vermuthlich in der Absicht geschickt haben mochte, Getraide aufzukaufen, und es dadurch zu vertheuern.

Petion verbarg unter einer gefälligen Außenseite eine kaltblütig grausame Seele. Er war Advokat zu Chartres, als er bey der sogenannten constituirenden Nationalversammlung zum Deputirten ernannt wurde. Hier zeichnete er sich hauptsächlich dadurch aus, daß er immer die heftigsten Motionen in Vorschlag brachte, oder doch wenigstens unterstützte, und daß er aus dem Stegreif über alle und jede Materien mit einer ermüdenden Weiterschweifigkeit peroriren konnte, ohne je in Hize zu gerathen. Von Natur war er furchtsam und schüchtern: sobald er aber den Pöbel auf seiner Seite hatte, konnte er sich zu Allem entschließen. So sehr er sich vor den Banditen demüthigte, bey welchen er sich in Gunst zu setzen suchte, so grob und übermüthig behandelte er rechtschaffene Leute, die er ungestraft mißhandeln durfte. Er war im Stande, ein allgemeines Blutbad, eine Meuterey, worin die Menschen zu Tausenden ermordet wurden, mit eben der Kaltblütigkeit zu organi-

siren und anzuordnen, als ob er ein General wäre, der ruhig in seinem Zelte saß, und den Plan zu einer Feldschlacht entwürfe. Scenen, wobei jedem andern das Herz blutete, waren nicht vermögend ihn im geringsten zu rühren. Als die königliche Familie von Varennes wieder nach Paris zurückgeführt wurde, hatte er, nebst seinem Collegen Barnave, den Auftrag erhalten, die Aufsicht über sie zu führen. Barnave ward einigemal gerührt, als er sah, daß die Königin ihren Gemahl und ihre Kinder einmal über das andere mit ihren Thränen benetzte. Perion aber, welcher der Königin gerade gegen über saß, blieb kalt und unbeweglich wie eine Säule. Man zeigte ihm eines Tages den Leichnam des D'Eprenneuil, welcher in seinem Blute da lag, und von mehr als zwanzig Wunden entstellt war. Auch dieser erbarmerwürdige Anblick machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Wenn die Stunde eines von ihm veranstalteten Gemessels herannahete, da sagte er in einem ganz gleichgültigen Tone, und ohne nur eine Miene zu verziehen: Jetzt wird es losgehen! Der Anblick von hundert Unglücklichen, die ihren Geist unter den qualvollsten Martern aufgaben, unterbrach die Ruhe seines Herzens eben so wenig, wie der Tod des Justiz, das unter seinem Justiztritt starb. Tugend und Laster, Schönheit und Hässlichkeit, alles galt ihm gleich. Geduldig hörte er jede Beleidigung an, hinterdrein aber ließ er alle die, welche ihn beleidigt hatten, ums Leben bringen.

Alle Regungen des Mitleids waren ihm fremd, und von Gewissensbissen hatte er gar keinen Begriff. Ohne Glauben an Gott, ohne Gewissen, behielt er in Verübung seiner Laster und Schandthaten immer jene unveränderliche Apathie bey, worin er es sogar den höllischen Geistern zuverthat.

Da er arm war, so kostete es dem Orleans eben keine sonderliche Mühe, ihn durch seine Freygebigkeit in sein Interesse zu ziehen. Er ließ sich zu allen Cabalen gebrauchen, trieb die Sachen immer auf das Heufertste, und war einfältig genug zu glauben, daß er das Oberhaupt jener Banditen sey, von welchen er doch selbst zu allen nur erdentlichen Frevelthaten verleitet wurde. Seiner Meinung nach war er die Seele der Faction, welche ihn bloß deswegen an ihre Spitze gestellt hatte, weil er vor keinem Verbrechen zurückbebt.

So war Perion; unter allen Böfewichtern der gefährlichste, weil er gar kein Gefühl hatte. Als die sogenannte gesetzgebende Nationalversammlung dem Hese den Krieg ankündigte, bediente sie sich dieses Menschen zum Stichblatt. Orleans hätte keine bessere Wahl treffen können; keiner seiner Helfershelfer würde ihm mit größerer Beharrlichkeit und mit mehr Eifer gedient haben, wie dieser.

Eben so wichtig, wie die Stelle des Maire, war jene, welche der Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde bekleidete. Hierüber konnte der Prinz aber nicht disponiren, weil in der französischen Constitution ausdrücklich verordnet war, daß alle Divisionschefs dieselbe wechselweise versehen sollten. Demungeachtet stand aber dem Orleans die ganze bewaffnete Macht der Hauptstadt zu Gebot; denn die Chefs der Nationalgarde konnten vermöge der 'Constitutionsacte nur in so fern von derselben Gebrauch machen, als sie hierzu vom Maire befehligt oder bevollmächtigt wurden.

Uebrigens hatte Orleans in der Vorstadt Saint-Antoine einen Mann auf seiner Seite, der bereits seit dem Jahre 1789 von ihm bestochen war. Dieser Mann hieß *Sauvete*, und war seiner Profession ein Bierbrauer. Seine große und dicke Statur, seine raube Stimme, seine brutalen Manieren, und sein eben so fließender als pöbelhafter Vortrag, alle diese Eigenschaften qualifisirten ihn von Natur zum Helden der niedrigsten Volksschichten. Wirklich hatte er sich auch über den Pöbel in den Vorstädten eine so despotische Gewalt angemacht, daß er ihn in Bewegung setzen konnte, wenn und so oft es ihm beliebte. Dieß war aber auch alles, was er zu bewirken vermochte; denn übrigen war er weder bösehaft noch grausam. Blindlings nahm er zwar an allen Verschwörungen, an allen pro-

festirten Mordthaten Antheil, wozu der erste Prinz von Geblüt den Plan entwarf; aber nie machte er sich des Verbrechens schuldig, jemanden ums Leben zu bringen, oder es ihm durch diejenigen rauben zu lassen, die unter seinem Befehl standen. Jeder Unglückliche, gleich viel zu welcher Parthey er gehörte, machte sein Mitleiden rege. Wenn er jemand jammern oder Thränen vergießen sah, fielen ihm die Waffen aus der Hand.

Petion, der den Auftrag übernommen hatte, den gänzlichen Untergang der königlichen Familie zu beschleunigen, glaubte diesen Endzweck nicht gewisser zu erreichen, als wenn er sich hierzu jener Legionen bediente, welche Santerre ins Feld stellen konnte. Neben dem hatte unser Maire noch einen andern Gehülfen, welcher sich Manuel nannte, und als Gemeindeproucurator angestellt war. Dieser Mensch ließ sich von allen Leidenschaften beherrschen, glühte vor Begierde Verbrechen zu verüben, haßte mit Wuth, versolarte mit Erbitterung, hielt sich für einen großen Philosophen, weil er den Atheismus lehrte, und für einen Mann von Genie, weil er sich das größte Vergnügen daraus machte, die heiligsten und ehrwürdigsten Dinge mit Füßen zu treten. Das Sonderbarste in seinem Charakter war doch, daß er mit der menschlichsten Grausamkeit eine Art von Humanität vereinbarte. Nicht selten, wenn er mehrere Unglückliche zu gleicher Zeit umbringen sah, wandelte

ihm plötzlich die Lust an, einem derselben das Leben zu retten, und dann geberdete er sich wie rasend, dieses Schlachtopfer den nemlichen Mördern zu entreißen, die er doch ausdrücklich dazu gebungen hatte, dasselbe aus der Welt zu schaffen.

Dies waren die Menschen, welche sich an die Spitze der Rebellen gestellt hatten, und alle jene Verwagungen leiteten, die während der Regierung der zweyten Nationalversammlung gegen die königliche Familie gerichtet waren. Der König konnte sich gegen diese neuen Feinde um so weniger vertheidigen, da sich alle Waffen, die man ihm entrißen hatte, in ihren Händen befanden. Vermöge der französischen Constitution behielt er nichts, als nur die Zerrathen der Königswürde, und selbst diese waren ihm nicht einmal alle gelassen worden. Eigentlich war er weiter nichts, als ein Theaterkönig, oder vielmehr das Klotz in der Fabel, worüber jedermann ungestraft spotten durfte.

Die erste oder die sogenannte constituirende Nationalversammlung hatte ihm zwar einige Mannschaft bewilligt, die seine Leibgarde vorstellen sollte; aber die zweyte Versammlung hatte ihm diese Garde, so schwach sie war, wieder genommen, und ihren Commandanten ins Gefängniß geworfen, wo er so lange verbleiben sollte, bis ihn die Mörder erdolchen würden.

Hierdurch hatte man dem Könige ein provisorisches Veto zugestanden, damit er sich gegen die nachtheiligen Gesetze vertheidigen könne, welche vielleicht von dem gesetzgebenden Corps möchten in Vorschlag gebracht werden. Dieß war nun freylich in den Händen des Königs eine sehr lächerliche Waffe; desto fürchterlicher aber war der Gebrauch, welchen seine Feinde davon machten. Absichtlich legten ihm diese nur solche Gesetze zur Sanctionirung vor, die sich mit seinem Gewissen, seiner Rechtsschaffenheit und seiner Liebe für das Volk schlechterdings nicht vereinbaren ließen. Wenn er sich dann seines Veto bedienen wollte, so erhob man ein schreckliches Geschrey, unter dem Vorwande, hieran sey niemand als die Königin schuld. Unter Tockers Ministerialverwaltung hatte man sie Madame Deficit genannt; jetzt beliebte es ihren Feinden, sie Madame Veto zu nennen. Alles Mögliche ward in Bewegung gesetzt; man belagerte sogar das Schloß, unter dem Vorgeben, sich gegen Madame Veto zu beschweren; eigentlich aber in der Absicht, den König und den Dauphin aus dem Wege zu räumen.

Was ich hier von der Art und Weise erzähle, wie sich die sogenannte gesetzgebende Versammlung des Veto, dieses einzigen Vertheidigungsmittels des constitutionellen Monarchen, gegen ihn selbst bediente, stimmt leider nur allzu getreu mit der Wahrheit überein. Diese

Versammlung verlangte, daß er die Verabschiedung seiner Leibgarde sanctioniren, hingegen aber sich des Veto in Betreff eines blutdürstigen Decrets gegen die Priester, und noch eines andern eben so ungerechten und grausamen Decrets, welches seine besten Freunde, seine leiblichen Brüder betraf, enthalten sollte. Sie war es, welche darauf drang, der König solle den Angehörigen seiner Gemahlin den Krieg erklären, und leider ließ er sich nur allzu bereitwillig finden, in ein Begehren zu willigen, dessen Verwöhrung einem Drittheil der Bewohner Europas das Leben kostete, und in diesem so schönen und gesegneten Lande ein Feuer anzachte, welches die Grundpfeiler aller Thronen verzehret hat, und noch nicht gelöscht ist.

Endlich erstreckte sich die rasende Fessheit dieser Versammlung so weit, daß sie dem unglücklichen Ludwig XVI. sogar zumuthete, das Decret zu bestätigen, vermöge dessen sie aus den südlichen Gegenden Frankreichs die Mörder nach der Hauptstadt berief, welche dazu bestimmt waren, die ganze königliche Familie, und die kleine Anzahl von Freunden, welche sie noch in Paris hatte, zu ermorden.

Es war leicht vorherzusehen, daß Ludwig der Sechsbente, bei dergleichen Vorfällen, wenigstens einigen Ausfall nehmen würde, seine Sanction zu ertheilen.

Dies wußten alle Mitglieder der Nationalversammlung mehr als zu wohl, und eben deswegen zog man die Gelegenheit so zu sagen mit den Haaren herbei, ihm zu jener Weigerung Anlaß zu geben. Hierauf machte man einen gewaltigen Lärm, als wenn der König ein besonderes Vergnügen darin fände, sich mit den Deputirten zu entzweyen, und als wenn sein ganzes Dichten und Trachten bloß darauf gerichtet wäre, sich dem Willen des Volks zu widersetzen; denn man muß wissen, daß sich die zweite Nationalversammlung, eben so wie die erste, das Volk nannte. Dieser Lärm diente dem Perion und Santerre zur Losung, die Räuberherden, welche im Solde des Orleans standen, gegen das Schloß anrücken zu lassen.

Außer den Hülfsmitteln, welche das Veto darbot, verschaffte man sich auch noch sehr große Vortheile durch eine böshafte Erdichtung, die eine unmittelbare Folge jenes schon vor langer Zeit ausstudirten Systems war, vermöge dessen man die Königin in übeln Ruf zu bringen suchte. Man gab ihr nemlich schuld, sie präsidiere bey einer Comité, die ihre Sitzungen im Schlosse der Thuilleries halte, und sich Tag und Nacht über die Mittel berathschlage, Frankreich in das tiefste Elend zu versetzen. Diese Comité nannte man — wohl zu merken! — die Österreichische. Maret, Bynlot, Robespierre, Merlin, ein abtrünniger Kapuziner Namens

Chabot, ferner Penon, Manuel, Zoel und Gorsas, welche beyden lehtern damals Journale schrieben, dieß waren die Auflister jener Cabale, welche die traurigsten Folgen nach sich zog. Man bediente sich derselben nicht nur dazu, den Untergang der königlichen Familie zu beschleunigen, sondern auch alle die, welche der herrschenden Faction verdächtig schienen, und die man eben darum als Mitathäter der österreichischen Comité' denuncirte, in jene Bastille zu stecken, welche schon die erste Nationalversammlung zu Orleans hatte zurecht machen lassen.

Welche Bewandniß hatte es denn aber nun eigentlich mit jener österreichischen Comité', wobey die Königin präsidiren sollte? Es ist vielleicht besser, wenn ich die Geschichte derselben an meiner Stelle von einem andern Gewährsmanne erzählen lasse. Hier ist sie, so wie sie in der gesagten Nationalversammlung von der Tribune herabflüßigt wurde, und zwar von einem Deputirten, welcher zu dieser nemlichen Versammlung gehörte, und sich Raymond Ribes nannte *).

„Auch ich, sprach er, will jetzt die österreichische Comité' auflagen; jene fluchwürdige Comité', welche sich
„des

*) Seine Rede ist im Druck erschienen. Man kann sich daher leicht überzeugen, daß ich nichts von dem meinigen hinzugehan habe.

„des Hochverraths schuldig gemacht hat; jene verruchte
 „Comite“, welche sich durch stufenweise Verbrechen auf
 „den französischen Thron emporzuschwingen sucht. . . .

„Ja, meine Herren, diese Comite“ existirt; es würde
 „ein Verbrechen seyn, dieß bezweifeln zu wollen; und da
 „sich die Mitglieder derselben, in der Absicht unserer
 „Aufmerksamkeit zu entgehen, die Erlaubniß anmaßen,
 „sich die österreichische Comite“ zu nennen, so muß es
 „uns, in der Absicht sie an das Licht zu ziehen, um so
 „mehr vergönnt seyn, ihr ihren rechten Namen wieder zu-
 „zugeben. Sie heißt die Orleans'sche Faction. . . .

„Diese Faction allein hat alle die Verbrechen ver-
 „übt, welche sie der österreichischen Comite“ aufzubürden
 „sucht. . . . Sie hat das gräßliche Complot gemacht,
 „welches mit dem Vorhaben umgeht, den König nebst
 „seiner ganzen Familie zu ermorden, über Frankreich
 „zu herrschen, und die Verbrecher, eben dadurch, daß
 „sie die Regierung an sich reißen will, vor der verdien-
 „ten Strafe zu sichern. . . .

„Gleich von Anfang der Revolution war die Or-
 „leans'sche Faction darauf bedacht, sich des Schutzes
 „von Seiten Englands zu versichern. Schon damals
 „machten sie einen Versuch, den Herzog von York auf
 „den französischen Thron zu setzen. . . .

„Erinnern Sie sich an die östern Reisen, welche der
 „ehemalige Herzog von Orleans nach London machte,
 2ter Theil.

„und an den Umstand, daß er sich seit dem Ausbruche
 „der Revolution ziemlich lange dort aufhielt! Erinnern
 „Sie sich der Reise, die der ehemalige Bischof von Au-
 „tun nach dieser Hauptstadt unternahm, seines Aufent-
 „haltes, der bekannten Absicht, welche seine Sendung
 „veranlaßte, und der zwey und siebenzigtausend Livres,
 „die man ihm jährlich auszahlen ließ!

„Die Factionisten glauben, alles ungestraft unter-
 „nehmen zu dürfen, weil sie auf Englands Schutz rech-
 „nen, den es ihnen bewegen nicht versagen kann, weil
 „es ihnen für die Unabhängigkeitserklärung unserer In-
 „seln, die, wie es heißt, nun wohl bald ins Werk gesetzt
 „werden dürfte, Dank schuldig ist; weil es sich schmei-
 „chelt, eben dadurch große Vortheile zu erlangen; weil
 „ihm außerordentlich viel daran gelegen seyn muß, die
 „einzige Nebenbuhlerin, welche ihm die Herrschaft zur
 „See streitig machte, gedemüthigt zu sehen; und weil es
 „ihm, wie leicht zu erachten, ungemein viel Vergnügen
 „macht, sich wegen des Verlustes von Nordamerika,
 „den es uns noch immer nicht vergeben kann, zu
 „rächen. . . .

„Ehe noch die Factionisten daran dachten, unsere
 „Colonien den Engländern in die Hände zu spielen, oder
 „sie für unabhängig zu erklären, gingen sie mit dem
 „Verhaben um, für ihren Parthenokern einen souverä-
 „nen Staat daselbst zu gründen. Zu dem Ende suchten
 „sie es dergestalt einzufädeln, daß Herr Sillery, der

„Zusehfreund des ehemaligen Herzogs von Orleans,
 „der zugleich sein glorreicher Kriegsgefährte in dem See-
 „treffen bey Quessant war, sowohl über die Antillen als
 „auch über die Inseln unter dem Winde zum General-
 „gouverneur ernannt wurde. . . .

„Wie kann uns Herr Brissot überreden wollen, daß
 „die österreichische Comité mit dem Vorhaben umgehe,
 „die Constitution zu verändern, nur damit sie das Ver-
 „gnügen habe, das geschriebene Corps in zwey Kam-
 „mern getheilt zu sehen? . . . Seiner Behauptung zu-
 „folge, soll ja der Hauptzweck dieser Comité eigentlich
 „darin bestehen, dem König wieder zu seinem vormaligen
 „Ansehen zu verhelfen. Da ihm nun aber die Einfüh-
 „rung der zwey Kammern jenes Ansehen gewiß nicht ver-
 „schaffen würde; so erhellet von selbst, daß diese Co-
 „mité gewiß nicht darauf ausgehet, jene zwey Kammern
 „einführen zu wollen.

„Nach der Versicherung des Herrn Brissot soll die
 „österreichische Comité durchaus von dem Hause Bettler-
 „reich bestochen seyn. Nun ist aber das Interress: dieses
 „Hauses der Einführung der zwey Kammern schnur-
 „straks entgegen; mithin kann der österreichischen Comité
 „unmöglich mit der Einführung dieser zwey Kammern
 „gedient seyn.

„Ich will mich jetzt nicht darauf einlassen, die Be-
 „weise auseinander zu setzen, welche sich aus der gericht-

„lichen Untersuchung der Verbrechen vom fünften und
 „sechsten October ergeben haben. . . . Statt dessen will
 „ich mich bloß darauf einschränken, einige Aufschlüsse in
 „Betreff jenes Versuchs mitzutheilen, welchen man neuer-
 „dings in der Absicht angestellt hat, den König und die
 „königliche Familie entweder zu ermorden, oder zur
 „Flucht zu nöthigen *).

„Wollte man dieses abscheuliche Vorhaben durch-
 „setzen, so mußte man das Volk verführen, und es ge-
 „gen den König und die Königin aufbehen. Wollte
 „man das Volk verführen, und es zu den entfesslichsten
 „Ausfchweifungen verleiten, so hatte man fürs erste
 „Geld nöthig, ohne welches sich eben so wenig eine In-
 „trigue bewerkstelligen, als Krieg führen läßt; und zwey-
 „tens konnte man nicht umhin, allerley Verläumdungen
 „zu erdichten, und sie auf eine künstliche Art anzuklei-

*) Man siehe, daß Herr Ribes in diesem Theil seiner Er-
 zählung dasjenige bestätigt, was ich bereits an einem an-
 dern Orte von den Absichten gesagt habe, welche die An-
 führer der Mörder gegen Ludwig den Sechzehnten im
 Schilde führten. Herr Ribes stellt hier auf eine Insur-
 rection, die am 28ten Mai 1792 Statt hatte. Die Mit-
 tel, deren man sich bey jenen Empörungen bediente, die
 am 28ten Junius und am 10ten August zum Ausbruch
 kamen, und wovon ich im folgenden Buche ausführlich re-
 den werde, waren gerade die nemlichen.

„den, die, da sie anfänglich unter der Hand ausgesprengt,
 „dann von Mund zu Mund vergrößert, hernach durch
 „öffentliche Bekanntmachung in Journalen und andern
 „fliegenden Blättern von neuem bekräftigt, hierauf an
 „allen öffentlichen Orten unter den versammelten Volks-
 „haufen verbreitet, endlich sogar von öffentlichen Beam-
 „ten und andern Lärmbläsern der Nationalversammlung
 „durch das ganze Reich ausgesaunt wurden, notwen-
 „digerweise eine furchterliche Explosion verursachen
 „mußten.

„Als man nun diesen Plan ausgeheckt hatte, wur-
 „den auch sogleich die Rollen vertheilt. Da erhielt denn
 „Herr Dumouriez *) den Auftrag, die Geldangelegen-
 „heiten zu besorgen, und einstweilen sechs Millionen her-
 „beizuschaffen, bis der ehemalige Herzog von Orleans
 „im Stande seyn würde, die andern Geldsummen zu er-
 „heben, die er mittelst eines von Herrn Larcher in
 „seinem Namen zu Brüssel eröffneten Antlehns zu erhal-

*) Dieser Herr Dumouriez war einer von den Ministern
 Ludwigs des Sechzehnten, und zugleich einer von jenen
 allzeit fertigen Hölzlingen, die der Königin unaufhörlich
 mit ihren Zuschwägungen und Behauptungen ihres
 Dienstleifers zur Last fielen. Von welchen Menschen dieß
 unglückliche Ehepaar umringt war! Mußte es nicht unter
 diesen Umständen unterliegen?

sten hoffte. Mittlerweile wurden die Carra, die Gorsan, die Woel, nebst andern besoldeten Stadtkläfchern und Comphäen der Volksgruppen, bevollmächtigt, die eben verabredeten Verläumdungen zu verbreiten. . . .

Herr Dumouriez hatte kaum die Summe von zwey Millionen und zweymal hundert tausend Livres zusammengebracht, als er dieselbe unverzüglich unter die Factionisten vertheilte; und nun hingen auch so, gleich die Schlangen der Verläumdung zu zischen an.

Dies war der Zeitpunkt, wo Carra, und zwar auf Anstiften der Deputirten Chabot, Basse und Merlin, die österreichische Comite' und deren vergebliche Verwätheren, sowohl in seinem Journal als auf der Tribune im Jacobinerclub, bey der Nation denuncirte. Kets, die von der Faction dafür bezahlt wurden, schrieben die große Entdeckung der österreichischen Comite' in allen Gassen und Straßen zum Verkauf aus. Besoldete Vellsredner mußten dieselbe auf allen Caffeehäusern und an andern öffentlichen Orten bekannt machen. Ja, man behauptete sogar, daß ihre Eihungen bald in den Thuilleries, bald auf dem Lustschlosse Bagatelle, bald zu La Muette, bald zu Saint-Cloud gehalten würden. . . .

Jetzt wurden alle Windhunde der Faction auf die Jagd ausgeschickt; alle Aufrubrprediger, für so und so viel Livres des Tags, mußten ins Feld rücken, sich

„überall unter das Volk mischen, und in den Herzen ih-
 „rer Zuhörer königsmörderische Gesinnungen erregen.
 „Der verruchte Vater Duchene stieß die fürchterlichsten
 „Verwünschungen gegen den König und die Königin aus,
 „die der Schamlose Herr und Frau Veto, Men-
 „schenfresser, Spitzbubenschwanz, u. s. w. nannte. Dieser
 „unheimliche Bösewicht foderte die braven Sanculotten
 „auf, ihre Piken zu schärfen, und alles was der Faction
 „verdächtig sey, das heißt, alles was sich dem Umstürze
 „der Monarchie, so wie der Ermordung des Königs und
 „der Königin, widersetzen würde, aus dem Wege zu räu-
 „men. . . . Der infame Marrel hatte die Frechheit,
 „in seinem Journal öffentlich zu sagen, der König,
 „welchen er bald Monsieur Capet, bald Mon-
 „sieur Veto, bald Ludwig Sanguinola betitelte,
 „müsse sich vom Blute des französischen Volks. . .
 „Den Hauptstreich aber führte Perion aus, jener ver-
 „schämte heimtückische Maire, der die Fährung aufs
 „Höchste trieb, und in den Scheiterhaufen, welchen er
 „selbst angezündet hatte, mit vollen Tausen Schwefel
 „und Pech warf. . . Die schwärzeste von allen den Lü-
 „gen, welche die Verläumdung bis auf den heutigen Tag
 „ausgebrütet hat, war doch unstreitig diese, daß man
 „den Leuten weiß machte, der König gehe von neuem mit
 „dem Vorhaben um zu entfliehen. Man wird sich er-
 „innern, daß dieser Unfand am meisten dazu bestrug
 „das Volk zu erbittern. . . . Nun gut! Diese ziemlich

„alte und immer wieder aufgewärmte Schandlüge suchte
 „der Tartuf Petion, mit der ihm eigenen Verschmittheit
 „und Arglist, von neuem zu verbreiten. Zu dem Ende
 „schrieb er an den Commandanten der Nationalgarde,
 „die bevorstehende Abreise des Königs bey Nachtzeit
 „mache ihn äußerst besorgt, und zwar um so mehr, da
 „gewisse Anzeigen vorhanden wären, welche fast nicht
 „daran zweifeln ließen. . . . Der Republikaner San-
 „terre, und der eben so grausame als feige Saint-Ju-
 „stuge, posannten diese Neugierit sogleich überall aus,
 „und machten alles Lumpengefindel, das in der Vorstadt
 „Saint-Antoine wohnt, in Wein und Brandwein toll
 „und voll. . . .

„Wenn man bloß Wirkungen vor sich sieht, so kann
 „man sich freylich in Aufsehung ihrer Ursachen täuschen;
 „wenn einem aber die Ursachen nebst den gleich darauf
 „erfolgten Wirkungen vor Augen liegen, dann fällt der
 „Vorhang, die Wolle des Scheinnisses zertheilt sich,
 „Gewißheit tritt an die Stelle der Vermuthung, und das
 „Mittel sieht fest. . . .

„So unabschreiblich jene Verklumdungen waren,
 „so entsprachen sie doch der Absicht, unter einem leicht-
 „gläubigen, leicht aufzufrechenden Volke die gewaltsam-
 „sten Bewegungen zu erregen. . . .

„Ha! Wie kann man nur einen Augenblick an der
 „Existenz einer Faction zweifeln, die mit dem Vorhaben

„umgehct, den erblichen Repräsentanten der Nation und
 „dessen Angehörige zu ermorden, da es doch notorisch
 „ist, daß unter denen, die am 29ten May des Abends
 „um das Schloß herum schwärmten, nach Menschenblut
 „dürstende Töger, nach Menschenfleisch hungernde Ju-
 „rien, befindlich waren, die mit funkelnden Augen auf
 „ihren Raub lauerten, und mit brüllender Stimme die
 „Worte ausstießen: man habe ihnen vier Köpfe ver-
 „sprochen, und die würden sie auch bekommen? Die
 „Ungheuer! Nicht einmal den Dauphin nahmen sie
 „aus; ihn, die Hoffnung des Vaterlandes!“ *)

Aus diesem allen erhellet mehr als zu deutlich, daß
 die österreichische Comité' nur in den Köpfen derer exi-

*) Ich will hiermit jedermann eingeladen haben, das Unt-
 achten des Herrn Ribes ganz zu durchlesen. Es ist zwar
 ohne Anzeige des Druckorts und des Verlegers heraus-
 gekommen; vielleicht aber kann sein Titel dazu beutras-
 gen, es habhaft zu werden. Er lautet folgendermaßen:
 Grande Dénonciation du Duc d'Orléans et de ses com-
 plices, faite à l'Assemblée nationale par un Député. Bei
 Durchlesung dieser Schrift wird man finden, daß der
 Verfasser die traurigen Folgen, welche das von der ersten
 Nationalversammlung gestiftete Böse, bei der zweiten
 und dritten nothwendig nach sich ziehen mußte, mit eben
 so viel Einsicht als Wahrheit vorher gesagt habe.

stürzte, welche die königliche Familie aufsucheten, und es sich gleich in den ersten Tagen der Revolution zur Regel gemacht hatten, ihre eigenen Verbrechen denjenigen aufzubürden, welche sie in das Verderben zu stürzen suchten. Ich werde nun sogleich von den entsetzlichen Thaten reden, die diese abermalige Verrätheren sowohl für die Königin hatte, als auch für alle die, welche mit ihr durch die Bande der Blutsfreundschaft oder der Unterthänigkeit verbunden waren. Je weiter ich in der Lebensgeschichte dieser Prinzessin fortträte, desto erwiesener scheint es mir zu seyn, daß alle die Schmähungen, Beschimpfungen und Verfolgungen, welche sie erdulden mußte, keineswegs davon herrührten, als wenn sie sich für ihre Person gewisse Fehler hätte zu Schulden kommen lassen; sondern daß sie vielmehr ihren Grund einzig und allein in der schwarzen Politik jener Neuerungshüfter hatten, welche sehr überzeugt waren, daß es ihnen um so leichter werden würde den König und die Monarchie ins Unglück zu stürzen, wenn sie nur erst die Königin bey Seite geschafft hätten. Das ganze Unglück Ludwigs des Sechzehnten rührte bloß davon her, daß seine Regierung in ein Zeitalter fiel, wo endlich, wie es denn auch nicht anders seyn konnte, jene Neuerungen zum Ausbruch kamen, welche schon seit länger als einem halben Jahrhunderte von ruchlosen Menschen waren vorbereitet worden, die sich für Weise hielten. Das ganze Unglück Marien An-

soinettens hatte keine andere Quelle, als diese, daß sie mit einem Könige vermählt war, gegen den sich gleich bey seiner Thronbesteigung alle nur erdenkliche Laster verschworen hatten. Wäre das Volk, über welches er regieren sollte, weniger verdorben gewesen, so würde seine Gemahlin immer glücklich geblieben, und allgemein verehrt worden seyn.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes Buch.

Man würde eine sehr einförmige und eben darum sehr ermüdende Erzählung zu lesen bekommen, wenn ich alle und jede tumultuarische Auftritte beschreiben wollte, die seit den ersten Regierungstagen der zwenten Nationalversammlung das Leben der Königin und derjenigen Personen, welchen sie am meisten mit Liebe zugethan war, in Gefahr setzten. Um nun dergleichen Schreckensscenen nicht immer wieder von neuem darstellen zu müssen, werde ich unter der Menge jener abscheulichen Attentate eine Auswahl treffen, und daher nur bey den merkwürdigsten Szechen verweilen, wo Marie Antoinette vom Wuth ihrer Mörder das Verfall zu fürchten hatte, und folglich Gelegenheit fand, die größte Standhaftigkeit und Todesverachtung an den Tag zu legen.

Eben seit länger als einem Monate hatte weder sie, noch ihr Gemahl Ludwig der Gedrückte, nur eine einzige Nacht ruhig schlafen können. Zu jeder Stunde vernahmen sie ein Geschrey, das ihnen den Tod drohte.

Unter diesen Umständen rückte dann endlich der zwanzigste Junius 1792 heran. Das Verbrechen hatte die Begebenheiten dieses Tages herbeigeführt, und die Treulosigkeit gab sich alle erdenkliche Mühe, damit er für die Königin den traurigsten Ausgang nehmen sollte. Die Vordanstalten, welche man jetzt vor ihren sündlichen Augen machte, waren wo möglich noch fürchterlicher als jene, wovon sie sich in den letzten Tagen ihres Aufenthaltes zu Versailles umringen sah.

Es war des Nachmittags, als der Aufruhr zum Ausbruch kam. Alle Thüren und Zugänge zum Schloß wurden augenblicklich gesperrt. Die ganze Nationalgarde griff zu den Waffen, und stellte eine imponirende Macht dar. Sie war gutes Muthes und schien fest entschlossen, sich den Aufrührern aus allen Kräften zu widersetzen *). Dieser scheinbare Schutz flößte der Kö-

*) Ich sprach mit mehreren Offizieren, welche an den Thoren und Eingängen die Wache hielten. Sie versicherten mich einstimmig, daß sie fest entschlossen wären, in dem geheiligten Inhaftirungsorte des Königs schlechterdings keine Gewaltthatigkeiten verüben zu lassen. Sie äußerten unter andern, es sey ihnen unangenehm, wie man hierüber in Vergessen seyn könne; und ich muß geschehen, daß die Verhütung, sich nicht der nemlichen Unbesorgtheit zu überlassen, etwas hart war.

niglichen Familie einiges Zutrauen ein, woran sie es ohnehin bey jeder Gelegenheit leider nicht fehlen ließ.

Die Aufrührer, welche auf die schändlichste Art gekleidet, und mit den gräßlichsten Mordwerkzeugen bewaffnet waren, zogen nach der Nationalversammlung, wo sie unheimlich auf aufgenommen wurden. Hierauf verlangten sie, man solle ihnen die Thür öffnen, welche nach der Terrasse bey dem Feuillantenkloster führt. Als ihnen die, welche die Wache dort hatten, durchaus nicht aufmachen wollten, eilten sogleich drey Municipalbeamten, Namens Voucher Rene, Voucher Saint-Sauveur, und Moncheu, auf das Schloß. Der letztgenannte, ein kleiner ungeschalteter Kerl, der eine sehr pedelbaste Physiognomie hatte, hielt eine Anrede an den König, woraus folgende Stelle wörtlich entlehnt ist:

„Sire! Ein Haufe Vells hat sich auf eine legale
„Art unter dem Schutze des Gesetzes versammelt und
„seinen Marsch angetreten. Man hat keine Ursache
„darüber unruhig zu seyn. Es sind friedliche Bürger,
„welche sich in der Absicht vereint haben, der National-
„versammlung eine Petition zu überreichen, und zur
„Erinnerung jenes Eides, welchen sie im Jahr 1789
„im Saalhaus schwuren, ein Bürgerfest zu feiern.
„Wirklich sind diese Bürger auf eben die Art gekleidet,
„und mit den nemlichen Waffen versehen, wie damals.

„Es verdrüßte sie, daß man auf der Terrasse bey dem
 „Jeuillantinerkloster, über welche sie hinwegmarschiren
 „wollen, eine Kanone gegen sie gerichtet hat. Für
 „friedliche Bürger, die sich keiner bösen Absichten be-
 „wußt sind, ist es allerdings tröstend, daß man einen
 „solchen Argwohn gegen sie äußert.“

Der heimtückische Mouchet endigte seine Rede da-
 mit, daß er im Namen jener friedlichen Bürger die
 Erlaubniß begehrte, über die besagte Terrasse marschi-
 ren zu dürfen, mit dem Versprechen, sie hätten hiebey
 keine andere Absicht, als sich von da auf den Carroussel-
 platz zu begeben, und sodann aus einander zu gehen.

Der König fiel in die Schlinge, die ihm dieser
 Heuchler gelegt hatte. Er gab ihm zur Antwort:

„Es ist freylich eure Schuldigkeit, das Befehl zu
 „vollstrecken. Echte zu, daß Ihr mit dem Herrn Com-
 „mandanten der Nationalgarden eine gütliche Ueberein-
 „kunft trefft. Wenn ihr es für nöthig erachtet, so laßt
 „auch die Thür bey der Terrasse am Jeuillantinerkloster
 „aufmachen. Die Bürger können sodann längs der
 „Terrasse desfiliren, und zur andern Thür bey den
 „Ställen wieder hinaufmarschiren. Nehmt eure Maß-
 „regeln so, ihr Herren, daß die öffentliche Ruhe nicht
 „gestört wird. Es ist ohnehin eure Pflicht, für deren
 „Erhaltung zu sorgen.“

Saum hatte Mouchet diese Antwort erhalten, als er eiligst fortstremte, und die mehr erwähnte Thür aufmachen ließ. Im Nu stürzte der ganze Haufe jener Schurken und Bösewichter, die er fiesliche Bürger genannt hatte, in die Höfe des Schlosses, raunte die Treppen hinan, und schrie, man solle ihnen des Königs und der Königin Köpfe herabwerfen *).

In dem Augenblick, wo jener Einbruch geschah, wo man die Hauptthür, welche nach den königlichen Wohnzimmern führte, mit Aerten einschlug, befand sich die Königin bey ihrem Gemahl, wo zugleich ihre ganze Familie versammelt war. Ehe man es sich versah, stürzte Adoque, unter dessen Befehl die ganze Legion der Nationalgarde stand, hastig zur Thür herein, und bat den König so dringend als möglich, er solle sich doch ohne den geringsten Verzug jenem wüthenden Volkshaufen zeigen. Ludwig der Sechsbunte nahm keinen Augenblick Anstand, dem Adoque zu folgen. Seine Schwester, die ihn nicht aus den Augen lassen wollte, begleitete ihn.

Der König hatte sich so eilig entfernt, daß seine Gemahlin, die sich gerade damit beschäftigte ihre Kinder

ja

*) Da ich die Geschichte dieses Tages schon an einem andern Orte erzählt habe, so rede ich hier nur von dem, was unmittelbar auf die Königin Bezug hat.

zu beruhigen, gar nicht wußte wie ihr geschehen war, als sie ihn nicht mehr vor Augen sah. Sie ward aber trider nur allzu bald von der ganzen Größe der Gefahr benachrichtigt, welcher er sich bloßgestellt hatte. Sie erfuhr, daß er sonst niemand zur Vertheidigung bey sich habe, als nur die Prinzessin Elisabeth und eine Handvoll Freunde, welche fest entschlossen wären ihr Leben für ihn zu lassen; daß ihm die abscheulichsten Mißhandlungen widerführen, und daß er jeden Augenblick den Tod zu befürchten habe.

Einer von jenen rasenden Menschen stieß mit einer Pike nach ihm *); ein anderer, der in der rechten Hand eine lange Pistole, worin ein Pfeil steck, und in der linken einen bloßen Säbel hielt, brüllte dem König aus vollem Halse entgegen: *Weder mit dem Veto! Zum Teufel mit dem Veto!* Dort stand ein anderer Pandit neben dem Barbar Petron, der ihm stillschweigend zu-

*) Man hat behaupten wollen, dieser Löwenhirt sey der bekannte Schlichter Le Gendre gewesen, der in der Folge zum Vizekönig des Nationalconvents gewählt wurde. Dieser Le Gendre war freilich besesselt genug, sich einer so verruchten That schuldig zu machen; indeß kann man aber doch keinen einzigen Tausendthaler namhaft machen, der ihm dieselbe wirklich vergeworfen habe.

hörte, und schrie einmal über das andere: Sire! Sire!
Im Namen der hunderttausend, die da um mich her-
stehen, fordere ich Sie auf, das Decret wegen der
Priester, und das Decret wegen des Lagers von
zwanzigtausend Mann zu sanctioniren, oder Sie sind
auf der Stelle des Todes! Ein dritter suchte sich mit
aller Gewalt durch das Volk zu drängen, und der ge-
behrten Person seines Monarchen einen Säbelhieb zu
versetzen.

Weiterhin nahm man ein Ungeheuer wahr, das
mit einer Plume, worauf ein Papenot stand, nach dem
Könige zielte, dann wieder absetzte, und in Begriff stand
auf ihn herzynfliegen *). Mitten im Saal sah man ei-
nen scheußlichen Kerl, der eine Hengabel trug, an deren
Ende ein blutiges Kalbohorn befestigt war, mit der
Zufchrift: Antikochenzehrer! Er schien sich ein besen-

*) Dieser Plümmant hieß Goudin. Er ist der nemliche,
welcher die Köpfe des Herrthier und Soulen in aller
Eile wieder aufsuchte, sie in einem Eimer mit Wasser
almüch, dann auf den Quai de la Sevraille trug, nach
dem Fabel übertrug, der sie sodann auf Felsen zur Erde
herunterwarf. Dies war einer von jenen friedlichen Bär-
gen, für die sich der Municipalbeamte Moushet so thätig
vermendet hatte.

bereit Vergnügen daraus zu machen, diese geistliche Trophäe Ludwigen dem Sechzehnten von Zeit zu Zeit vor die Augen zu halten.

Dieser unglückliche Prinz war dazu bestimmt, den Kelch der Leiden ganz auszuleeren. Er mußte sogar aus den Händen des oberwähnten Mouchet eine rothe Mütze annehmen, die ihm einer von den Banditen, welche dieser Municipalbeamte friedliche Bürger genannt hatte, an einem Stöckel hinrichtete. Ludwig der Sechzehnte sah sich in der traurigen Nothwendigkeit, diesen Kopfpuz, den alle Besessenen als Zeichen des Aufruhrs zu tragen pflegten, auf sein gesalbtes Haupt zu setzen. In dem Augenblicke, wo dies geschah, schrien tausend Stimmen zugleich. Es war sein Glück, daß er sie aufhörte; sonst hätten wir doch sehen wollen, was aus der Sache geworden wäre. Wenn er nicht das Decret wegen der Priester, und seines wegen des Königs von zwanzig tausend Mann sanctionirt, so soll er sehen, was er gemacht hat. Alle Tage wollen wir wieder kommen, und wollen ihm so ängstigen, daß er es gewis hat kriegen soll!

Die Königin, welche aus allem, was sie sah und hörte, nichts anderes schließen konnte, als daß sich der König in der größten Lebensangst befand, schwante eine Zeitlang zwischen den Pflichten, welche sie ihrem

Gemahl schultia war, und denen, die sie gegen ihre Kinder zu beobachten hatte. Nur Catinen und Mütter sind im Stande, sich von dieser herzgermalnenden Unentschlossenheit einen Begriff zu machen! ihre zärtliche Liebe für Ludwig den Sechzehnten behielt endlich die Oberhand über ihr Muttergefühl. Sie erklärte, daß sie sich zum Könige begeben wolle, und machte wirklich Anstalt, ihn aufzusuchen. Durch diesen Entschluß und ihren wirklichen Ausbruch wurden die wenigen Personen, welche sie bey sich hatte, in die äußerste Bestürzung gesetzt. Man stellte ihr vor, daß ihre großmüthige Aufopferung dem Uebel nicht abhelfen würde. „Daran liegt nichts, sagte sie bestig; ich muß dem Könige zur Seite sehn; dies ist mein Platz. Meine Schwester dienet ihm zur Schutzwand; auch ich will zu ihm, will, wenn es nicht anders seyn kann, ihn mit Gefahr meines Lebens vertheidigen.“

Mit diesen Worten machte sich die Königin auf den Weg, in der araffen Ueberzeugung, dem Tode entgegen zu gehn. Jetzt wachte es ein Cavalier, dessen Namen ich verschweigen muß, um die Verfolgung, welche er sich ohnchen durch seine Treue erworben hat, nicht noch mehr zu verarschen, sich ihrem Vorhaben ernstlich zu widersehn. Er nahm sie bey'm Arm, und hielt sie zurück. „Umsonst! sagte sich ihr geradezu in den Weg, und sprach: Bedenken Sie, Madame, daß es Ihnen

schlechterdings nicht möglich seyn wird, sich durch das Gewühl von vier bis fünftausend Banditen zu drängen, denen kein Verbrechen zu groß ist. Sollten Sie auch nicht ermordet werden, so würde man Sie doch unfehlbar erdrücken, ehe Sie sich bis zum Könige hindurch drängen können, und Ihr Versuch könnte vielleicht deno traurigere Folgen für ihn haben, da er nur von einer Handvoll braver Männer umgeben ist, und gleichwohl nicht unterlassen würde, sich trotz der Piken eine Bahn zu brechen, um Ihnen Luft zu machen.

Sollte sich vielleicht eines oder das andere verheyrathete Frauenzimmer besser denken, als Marie Antoinette, so lege es die Hand aufs Herz, und frage sich, was es wohl thun würde, wenn es den Gegenstand seiner ehelichen Zärtlichkeit von Mördern umrungen sähe. Die darauf erfolgte Antwort wird die Stelle der kräftigsten Apologie für Margen Antoinetten vertreten. Wie hat ein Weib ihren Ehegatten zärtlicher geliebt, wie sie.

Jener Widerstand hatte die Folge, daß man wenigstens so viel Zeit gewann, einzeln, wiewohl nicht zahlreichen Succurs abzuwarten. Ein kleines Detaschement braver Pariser, das einen Theil der Nationalgarde ausmachte, eilte durch tausend Gefahren herbey. Als

sie diese kleine Heldenschaar ansichtig wurde, rief sie derselben zu: Wenn Sie wüßten, meine Herren, wie ich mich über Ihre Ankunft freue! Wie kann ich Sie nahe genug um mich haben! Indeß waren alle ihre Gedanken und Besorgnisse noch immer auf den König gerichtet. Sie erkundigte sich daher bey einem Offizier, wie es ihrem Gemahl ginge, und erhielt zur Antwort, sie könne dießfalls ganz ruhig seyn; denn die Nationalgarde habe die geheiligte Person des Monarchen in Schutz genommen, und wache über die Erhaltung seiner Lebenstage.

Ein Theil dieser würdigen Franzosen nahm die Königin in die Mitte, und brachte sie in den Saal, wo der Staatsrath seine Sitzungen zu halten pflegte; die übrigen besetzten alle Thüren und Zugänge, welche nach diesem Saale führten.

Mittlerweile hatten sich die Mörder in verschiedene Haufen getheilt. Jener, welcher den Auftrag hatte, die Königin umzubringen, wurde von Santerre angeführt. Da er wenig oder gar keinen Widerstand fand, so schlug er mehrere Thüren, wodurch ihm der Weg versoert wurde, mit Aexten ein. Als er vor jene des Cardignenparks kam, fand er eine kleine Anzahl Offiziere und Soldaten von der Nationalgarde zu bekämpfen, welche daselbst Posto gefaßt hatten. Dreyimal stürzten

die Banditen mit ihren Piken, Beilen, Hengabeln, Säbeln und Schwertern auf sie los, und dreymal wurden sie zurückgeschlagen. Während dieses Gefechts schrie einer von jenen Bösewichtern: Ich habe doch schon so manche Thür eingeschlagen; sollte ich ihrer denn nicht noch mehrere einschlagen können, um die Königin todt oder lebendig in meine Gewalt zu bekommen! Diese Drohung war zugleich von den schrecklichsten Flüchen und Verwünschungen gegen diese Prinzessin begleitet.

Dieser Kampf dauerte länger als eine starke halbe Stunde. Während desselben wurde der Grenadiercaptän Lesne mit einem Messer, welches man an dem äußersten Ende eines Stocks befestigt hatte, an der Hand verwundet, und zu gleicher Zeit waren mehrere Piken gegen seine Brust gerichtet. Glücklicherweise retteten ihn aber seine Waffenbrüder aus der offensbaren Todesgefahr. Seine Erhaltung hatte er hauptsächlich einem braven Manne Namens Turot zu danken, welcher als Freiwilliger bey dem Grenadierbataillon Du petit Saint - Antoine diente.

Man denke sich in die Lage, worin sich die Königin während dieser fürchterlichen Austritte befand! Welche entsetzliche Angst mußte sie in jenen Augenblicken empfinden, wo nicht nur das Leben ihres Gemahls, sondern

auch jenes ihrer Kinder, in der größten Gefahr schwebte! Indes gewann man durch den Widerstand im Gardisten-
saal doch etwas Zeit, eine Art von Verteidigungsan-
stalten zu treffen.² Die Königin posirte sich hinter die
Tafel, an welcher sonst die Staatsräthe zu sitzen pfleg-
ten. Zu ihrer Rechten hatte sie den Dauphin, und zur
Linken ihre Prinzessin Tochter. Vor ihr standen ein paar
Hesdamen, und einige treue Diener, die mit ihren Kör-
pern abscham eine Art von Bermaner bildeten. Eine
doppelte Reihe Nationalgardisten hatte sich zur Verthei-
digung vor die Tafel gestellt; eine andere, vier Mann
hohe Reihe war an den äußersten Enden posirt.

Saum war man mit diesen Anstalten zu Stande
gekommen, als der General Vittinghof, welcher sich
überhaupt an diesem Tage als ein sehr schwacher Mann
betrug, nach dem Gardisten-saal eilte, weil er dort Lärm
hörte, und Unglück befürchtete. Als er hinkam gab er
Befehl, man solle die Banditen ungehindert durchmar-
schiren lassen. Diese stürzten auch sealtich in hellen
Haufen hinein, drangen unter dieser Vergünstigung in
die anstehenden Zimmer, störten alles durch, rissen die
Tetten umher, schlugen die Schränke auf, und zertrüm-
merten die Nebeln. Mit dieß da das Bette des dicken
Veto? hörte man sie schreien. Sieh doch! der Herr
Veto hat ein viel schöneres Bette wie unser einer!
Wo ist er, der dicke Veto? Wir wollen ihn todts-

schmeißen. Wieder mit dem Veto! Hoch lebe die Nation *).

Jenes Detaschement, welches sich bis dahin so tapfer gegen die Böfewichter vertheidigt hatte, zog sich nun in eben dem Verhältniß zurück, wie jene herandrangten, machte ihnen aber jeden Schritt streitig, und war fest entschlossen, sie nicht in den Saal dringen zu lassen, wo sich die Königin befand. Aber siehe da! das Unglück führte den General Vuringhof abermals herbei, und dieser gab von neuem Befehl, ihnen auch in diesen Saal den Zutritt zu gestatten.

Raum hatte er dieß Wort gesagt, als sie sich alle zugleich hindrängten. Was da die Königin für Gegenstände zu Gesicht bekam! Der eine dieser Menschenwürger trug einen Stab, an dessen äußerstem Ende ein Bündel Ruthen befestigt war, mit der Aufschrift: Für Marien Antoinetten! Ein anderer hielt eine Art von Cimbletine in die Höhe, woran zugleich das Nordmesser angebracht war. Ein dritter hatte in der rechten Hand einen heben Schnellgalgen, nebst dem dazu gehörigen

*) Alle diese Thatfachen findet man in der Schrift: Proclamation du Roi, et Recueil de pièces sur les événements du 20 Juin 1792.

Strick, und in der linken eine Puppe, die eine weibliche Haut verstellte. Am Ende des Stricks hingen zwei Köpfe, und der Kerl, welcher diese Trophäe trug, schrie einmal über das andere: **Dies sind die Sagen, womit wir sie entwey sagen wollen!** Ein vierter zeigte der Königin ein Brett, worauf ein blutiges Stück Fleisch genagelt war, das man wie ein Herz zugeschnitten hatte. — Doch wer könnte den Muth haben, diese gräßliche Erzählung fortzusetzen? Und wer könnte sich wohl entschließen, sie mit anzuhören? Indes hatte Marie Antoinette die seltene Geistesstärke, alle diese gräßlichen Gegenstände zu betrachten, ohne das geringste Merkmal von Abscheu, Haß oder Verachtung gegen die unglückliche Nation blicken zu lassen, welche dergleichen Ungeheuer hervorgebracht hatte.

Was soll man aber von jener gesetzgebenden Versammlung sagen, die es so ruhig und gelassen mit angesehen hatte, als alle diese Sinnbilder der Mordlust, dieses Gemengsel unerhörter Abscheulichkeiten, diese Produkte der durchtriebenen Verruchtheit, bey ihr vorüber getragen wurden? Die es, ohne sich zu rühren oder zu regen, mit anhörte, als ihr Versammlungsfaal von dem Gebrüll und von Drehungen aller dieser Königsmörder erbebt? Verlaßen muß man die Nation, welche solche Repräsentanten hat, und hoffen, sie werde über kurz oder lang durch ihre Neumüthigkeit der Nachwelt den

Beweis hinterlassen, daß sie es nicht verdient habe, von Menschen repräsentirt zu werden, die ihres Vertrauens so ganz unwürdig waren.

Gestalten, die nicht sowohl Weibern, als vielmehr leibhaftigen Jurien ähnlich sahen, und die man nicht, ohne sich dafür zu eusezen, anblicken konnte, erschreckten sich, eine Rede an die Königin zu halten, die von der ganzen Echtheit ihres Charakters zeugte. Sie gab ihnen aber in einem festen entschlossenen Tone folgende Antwort, woraus ihre Klugheit, die Reue ihres Gewissens, und ihre Seelenruhe unverkennbar hervorsprach.

„Ich habe immer euer Wohl zu befördern gesucht. Ich bedaure, daß ihr euch irre führen laßt. Ich will gern glauben, daß ihr keine boshaften Herzen habt. Ich liebe die Franzosen viel zu sehr, als daß ich diesem traurigen Gedanken Gehör geben sollte.“ Eine Prinzessin, die mit ihren Wörtern in einem so gelassenen würdevollen Tone reden konnte, mußte doch fürwahr eine Seele besitzen, welche weit über die Seelen gewöhnlicher Menschen erhoben war.

Mittlerweile drängten sich immer mehr Menschen in den Saal. Das Gewühl ward endlich so arg, daß man kaum noch zu Athem kommen konnte. Man be-

fürchtete, die Handvoll Nationalgarden, welche der Königin und ihren Kindern zur Schutzwehr diente, werde zuletzt nicht mehr im Stande seyn, den Unternehmungen dieser wüthenden Hellsamenge Einhalt zu thun. Auf einmal ertönte das Geschrey: Hoch lebe Santerre! Hoch lebe die Vorfstadt Saint-Antoine! Hoch leben die Sansculotten! Dieß Gebrüll verkündete die Ankunft eines Mannes, welchen sich Delcans zum Nachvollstrecker ausersehen hatte; des Mannes, der die Mörder commandirte, welche die Königin umbringen sollten. Eine Weadre, die nicht anders ausah, als ob die Hölle sie aussapieren hätte, kam vor ihm her. Sie stellte sich gerade vor die Königin hin, hielt eine Anrede, die in den schändlichsten, niederträchtigsten Ausdrücken abgefaßt war, und überreichte ihr sodann zwey rothe Zabelbarnen, nebst zwey Bandschleifen von eben den Farben, womit Delcans der Nation ein Präsent gemacht hatte. Vittinghof, der über den Ton und die drohenden Geberden jener Harpye vor Schrecken ganz außer sich war, nahm ihr das, was sie in der Hand hielt, ab, sagte die eine Mütze der Königin, die andere dem Dauphin auf, und — weg war der Elende. So suchten diese Kanibalen, als sie ihre Rache nicht im Blute der königlichen Familie zu süßeln vermochten, ihre Schlachtopfer wenigstens zu verunehren, und zwangen sie daher, die Livree des Verbrechens zu tragen.

Endlich kam San'erre zum Vorschein. Er trieb diese Herde grimmiger Bestien mit vieler Brutalität vor sich her, und schrie ihnen zu: Halt! Da sind sie! Seht da ist die Königin mit sammt dem Kronprinzen! Marie Antoinette sah sich überall um, ob sie vielleicht unter diesen mit Verbrechen besudelten, und durch die schändlichsten Ausschweifungen entstellten Geschoßpen eines wahrnehmen könne, das wenigstens etwas Menschliches an sich hätte. Ihre sanften Blicke, die mütterliche Zärtlichkeit, welche ihr aus den Augen strahlte, und ihre beyden lebenswürdigen Kinder, die ihr in wahrer Engelagestalt zur Seite standen; dieß alles zusammengenommen stellte ein äußerst rührendes Gemälde dar, und dieses Gemälde that Wunder. Unter den Weibseuten, welche sich in der Absicht eingefunden hatten, der Königin das Herz aus dem Leibe zu reißen, fanden sich einige, in deren Herzen ein Ueberreß von Mitleid erwachte. Kaum hatten sie jenes Gemälde erblickt, als ihnen die hellen Thränen in die Augen traten. Einige riefen sogar aus, sie wären erbötig, für die Königin und den Dauphin ihr Leben zu lassen. So groß ist die Gewalt, welche die leidende Tugend selbst über die verstocktesten Gemüther ausübt! Eine von diesen Weibern, die vor allen andern gerühmt war, ließ sich durch nichts abhalten, ihre Knie essentially an den Tag zu legen. Sie heulte und schluchzte überlaut, und raufte sich die Haare aus dem Kopfe. Man konnte es

ihr ansehen, daß ihr Hertz von den quälendsten Gewissensbissen gefoltert wurde. Ihr Wehllagen fiel dem Bierbrauer Samterre auf. Dieser Mensch, welcher gar keinen Begriff davon hatte, daß das Gewissen jemanden Vorwürfe machen könne, sagte in seiner Dummheit: Was ist denn der Frau, daß sie so heult? Hat sie vielleicht zu viel Wein getrunken?

Aber jener Zauber, der sich aus den Augen der Königin ergoß, und gegen dessen mächtige Wirkung er sich zu verhärten suchte, wirkte auf ihn selbst. Wie mußte er erstaunen, als er dieser Prinzessin gegenüber stand, und sich nun plötzlich der Haß legte, welchen Orleans gegen dieselbe in seiner Seele rege gemacht hatte! Er flochte sich mit beyden Armen auf den Tisch, und sagte in einem gelassenen Tone: Nehmt doch dem Kinde da die Mütze vom Kopfe! Seht doch, wie es schwitzt! — Madame, fuhr er fort, indem er sich an die Königin wandte, seyn Sie unbesorgt; ich will Ihnen kein Leid zufügen; ich will Sie vielmehr vertheidigen. Aber bedenken Sie, sehte er hinzu, nicht anders, als ob er dem Zusätze der Erblichkeit und Grausamkeit nicht länger widerstehen könne, bedenken Sie, daß man Ihr Vertrauen mißbraucht, und daß es äußerst gefährlich ist, das Volk zu betrügen! . . .

Hier starb dem Samterre das Wort auf der Zunge; denn die Königin warf ihm einen Blick zu, der ihn in

Verwirrung setzte, und die erhabene Antwort Marien Antoinettens brachte ihn vollends ganz aus der Fassung. Ihr seyd der Mann nicht, sprach sie, nach dem ich das französische Volk zu beurtheilen habe! So erzeige denn endlich das französische Volk einer unglücklichen Fürstin die nemliche Gerechtigkeit, welche dieselbe jederzeit ihm wiederfahren ließ! So entrichte es denn wenigstens ihrem Andenken den Tribut des Danks und der Achtung, dessen sie bey ihren Lebzeiten durch die schwärzesten Verläumdungen beraubt wurde! Diese Reue kann ihr nun freylich nichts helfen; wenigstens wird sie ihr aber doch bey der Nachwelt zur Rechtfertigung dienen; wenigstens wird sie unsere Vergeltungen einigermaßen mildern, und jener trauernden Prinzessin, dem einzigen noch übrigen Sprössling aus der ehelichen Verbindung Ludwigs des Sechzehnten und Marien Antoinettens, zum Trost gereichen.

Zwey Offiziere von der Rationalgarde, welche zunächst bey der Königin standen, waren über die Erscheinung, noch mehr aber über das Betragen jenes wüthigen Helfersb Helfers des Orleans äußerst entrüstet. Sie warfen diesem Räuberchef Blicke zu, die von Grimm und Verachtung zeugten, zugleich auch das Verlangen zu erkennen gaben, diesen stupiden Lohnknecht des ärgsten Bösewichts, den man sich nur denken kann, von der Erde vertilgen zu dürfen. Die Königin aber, welche

dieß wahrnahm, umfaßte die Hände der beiden Offiziere mit den ihrigen, wußte ihnen mit den Augen, und gab ihnen durch Mienen und Geberden zu verstehen, man müsse nur Verzeihung, nicht Rache, Statt finden lassen. Augenblicklich fühlten sich beyde von einem reinen beseligenden Gefühl durchdrungen, wodurch ihr von Zorn entbrauntes Herz wieder abgekühlt wurde. Sie machten eine Verbeugung, und die Thränen, womit sie die Hände ihrer Gebieterin benetzten, vertraten die Stelle der Antwort.

Dieser abermalige Triumph der Königin schien sogar die Wuth ihrer Mörder zu besänftigen. Es entstand unter ihnen eine feyerliche Stille. Marie Antoinette stand da, wie ein Engel des Himmels unter einer Schaar höllischer Geister. Hier und da hörte man sogar ausrufen: Hoch lebe die Königin! Hoch lebe der Dauphin!

Santerre war außer sich. Ganz verplüßt und verblendet von dem Glanze der Majestät, der aus dem ganzen Wesen der Königin hervorstrahlte, und den gegen sie gerichteten Dolchen ihrer Feinde Einhalt that, gab er endlich Ordre zum Abmarsch. Ich bin Herr über meinen Trupp, rief er aus. Mit diesen Worten trieb er dieß Gefindel vor sich hin, und pustte so lange auf seinen Trupp los, bis alles fort war. Auf der
Schloß.

Schloßstreppe hörte man ihn aber, nicht anders, als ob er sich seiner Schwachheit schämte, noch ausrufen: Macht daß ihr fortkommt! Heute ist's uns der Quere gegangen!

Diese fürchterliche Scene hatte, was die Königin anbelangte, von Nachmittags vier bis des Abends acht Uhr gedauert. Gerade um die nemliche Stunde ward endlich auch der König aus den Händen seiner Mörder befreiet, die er ebenfalls durch seine Standhaftigkeit entwaſſnet hatte. Als er wieder auf sein Zimmer kam, sah er sogleich seine ganze Familie herzuëilen. Jetzt nahm man einen Austritt wahr, der sich unendlich in seiner ganzen Schönheit darstellen läßt. Mit mannigfacher Nührung drückte dieser gute König seine Gemahlin und seine Schwester ans Herz. Alle drey vereinten ihre Seufzer und Thränen. Die beyden Kinder schlangen ihre Arme schuldlosen Vermehnen um diese himmlische Gruppe. Die Personen, welche der König zur Bedienung bey sich hatte, warfen sich vor ihm auf die Knie, und konnten ihre Freude über seine Lebenserhaltung auf keine andere Weise, als durch Vergießung häufiger Thränen zu erkennen geben. Welch ein Bild! Welche Familie! Nur in unserm Jahrhundert war es möglich, ein solches Ehepaar, dem man zu jeder andern Zeit Altäre errichtet haben würde, auf das Schaffot zu schleppen.

Ich habe bereits in einer andern Schrift ausführlich erzählt, wie sich der König an diesem so fürchterlichen Tage betrug. Sein Heroismus war nicht geringer, als jener der Königin. Zum Beweis kann unter andern folgendes kurze Gespräch dienen, welches zwey von jenen Räubern bey ihrem Abzuge aus dem Schlosse mit einander führten, und das ich in seiner ganzen brutalen Naivität hieher setzen will. Heute, sagte der eine, hiebt's schwer, dem Könige was anzuhaben, aber morgen kommen wir wieder, und da wollen wir ihm den Kopf schongerecht setzen. Sein Spießgesell erwiderte; Man hätte freylich Köanen. . . . Aber wenn man ihn ansieht. . . . Er hat so was auffallendes. . . . Und bey dem allen sind wir Franzosen. . . . Porz Weiter, wenn's ein anderer gewesen wäre! . . . Dem hätte man gewiß den Hals umgedreht. . . Aber da kömmt er auf einen los, als wenn er sagen wollte: Da is'r! Da is'r! *)

Ungeachtet der entsetzlichen Leiden, welche die Königin sowohl für ihre eigene Person, als aus Besehrniß für ihre Familie erduldet hatte, schien es dennoch, da

*) Man lese die Aussagen der Herren Blouet, Sicat, Laternie und Sagel, in der bereits angeführten Schrift.

das Ungewitter vorüber war, als erinnere sie sich dessen nur noch in der Absicht, denen, welche sie gegen die Mörder vertheidigt hatten, ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Einige Tage nach jenem Vorfall, eben als sie in die Kirche gehen wollte, um Messe zu hören, begegneten ihr die vier Grenadiere, welche das meiste zur Rettung des Königs beigetragen hatten, indem sie mit ihren Körpern gleichsam einen Wall formirten, wodurch die Banditen von ihm abgehalten wurden. Die Königin ging sogleich auf diese rechtschaffenen Krieger zu, und sagte mit dem Ausdruck des lebhaftesten Gefühls, und in ihrem einnehmenden ganz originellen Tone, folgende Worte zu ihnen: Ihr Herren, meine Familie wird die Dienste, welche ihr uns erzeugt habt, gewiß nie vergessen. Ich insbesondere werde sie jederzeit mit Dank erkennen.

Auch weiß ich von guter Hand, daß sie dem Herren Lasne, der bey Vertheidigung des Gardiensensaals verwundet worden war, eine Pension von tausend Livres auf ihre Schatoulle anweisen ließ. Dieser edelmüthige Offizier schlug aber dieselbe mit den Worten aus, sein ganzes Gefühl überzeuge ihn, daß eine solche Belohnung nur das Vergnügen vermindern würde, welches ihm das Bewußtseyn gewähre, seine Dienstpflicht erfüllt zu haben; und dieses Vergnügen wünsche er sein ganzes Leben hindurch genießen zu können. In Wahrheit, ein

herrlicher Zua! Es gereicht dem Andenken der Königin zur Ehre, daß sie die französische Nation nur nach solchen Tugenden beurtheilte, und nicht nach Maaßgabe jener Greuelthaten, welche sie unaufhörlich vor ihren Augen vorüber sah *).

) Herr Laane hat die stürmischen Zeiten der Revolution überlebt, und ist dem Tode, wie so mancher andere, nur durch eine Art von Wunder entgangen. Er war einer von denen, welche den Muth hatten, sich der unter Robespierre's Einfluß stehenden Pariser Municipalität zu widersetzen, als diese sich gegen das gesetzgebende Corps auflehnte. Durch einen der sonderbarsten Zufälle, wovon man seit der grausamen Erhöhung des Herrn Guillotin noch nie ein Beispiel sah, wurde er verntheilt, nicht etwa guillotiniert, sondern gehängt zu werden. Wenn der Kampf zwischen der Municipalität und der gesetzgebenden Versammlung nur noch drei Minuten gedauert hätte, so würde Herr Laane uns fehlbar sein Leben einacbüßt haben. Ich müßte besürchten, der Eile derer, welche gegenwärtig am Staatsender sitzen, zu nahe zu treten, wenn ich der Besorgniß Raum geben könnte, ihn dadurch, daß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lasse, die er von einem unpartheischen Geschichtschreiber zu gewärtigen hat, einiger Gefahr auszusetzen. Ein Mann dieser Art kann nur den Jacobinern verhaßt seyn, und es ist eben so sehr zu hoffen, als zu wünschen, daß die Regierung dieser Blutmenschen nie wieder Statt haben werde.

Des andern Tages, nach oberrühmtem Vorfall, hatte der König eine Unterredung mit Perion, worin er diesem Meuteplüster seinen gerechten Unwillen zu erkennen gab. Das Gespräch dieser beiden Personen verdient aufbewahrt zu werden, und lautete von Wort zu Wort folgendermaßen:

Perion. Ich weiß, Eire, daß man das Betrugen der Municipalität verläumdete hat, und demnach wird Ihnen das Betrugen derselben bekannt seyn.

Der König. Ganz Frankreich soll es kennen lernen. Ich mache niemanden Vorwürfe; aber ich habe alles bemerkt.

Perion. Mag es bekannt werden. Ohne die klugen Maaßregeln, welche die Municipalität ergriff, hätte die Sache noch viel schlimmer ablaufen können; zwar nicht in Rücksicht Ihrer Person; denn Sie müssen wissen, daß man diese jederzeit respectiren wird; aber *)

Der König. Kein Wort mehr! Herr, heiße das meine Person respectiren, wenn man mit gewaffneter Hand in meine Wohnung dringt, alle Thüren einschlägt,

*) Hätte sich dieser Mensch wohl einer unverschämtern Sprache bedienen, und das Vorhaben, die Königin zu ermorden, deutlicher an den Tag legen können?

und meine Garde von ihren Posten vertreibt? Was sich gestern ereignete, wird jedermann für ein wahres Scandal halten.

Petion. Ich kenne den Umfang meiner Pflichten, und weiß wie weit sich meine Verantwortlichkeit erstreckt.

Der König. Ihre Pflicht ist, in Paris für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe zu sorgen. Gehen Sie Ihrer Wege und verrichten Sie Ihr Amt. Adieu!

Jene abscheuliche Verschwörung gegen die königliche Familie zog indeß ganz andere Folgen nach sich, als die Feinde des Königs davon erwartet hatten. Es schien nemlich, als wenn sich die ganze Nation, oder doch wenigstens alle vernünftig denkende Franzosen, zu Gunsten des Königs und seiner Gemahlin erheben würden. Von allen Seiten schickte man ihnen Adressen zu, die in den kraftvollsten Ausdrücken abgefaßt waren, und von einer Theilnahme zeugten, die ihnen zur größten Beruhigung gereichen mußte, aber leider ganz unbenutzt blieb.

Ich habe da einen beträchtlichen Band Briefe vor mir liegen, welche sie aus den Provinzen und von verschiedenen Städten erhielten. Alle geben darin den lebhaftesten Abscheu gegen die Vorfälle vom zwanzigsten Junius zu erkennen, und den festen Entschluß, sich der Erneuerung dieser Greuelthaten mit aller Macht widersetzen zu wollen. Zur Probe will ich die Adresse der

Einwohner von Troyes hier einrücken, welche die nemlichen Gefinnungen ausdrückt, die zugleich in allen übrigen ausgedrückt waren. Sie lautet so:

„Sire! Die getreuen Einwohner der Stadt Troyes, welche sammt und sonders über die Gefahren, worin sich Ihre geheiligte Person an dem unglücklichen Tage des zwanzigsten Junius befand, in die äußerste Bestürzung gerathen sind, erlauben sich, Ew. Majestät hiermit schriftlich den Ausdruck jener Bewunderung zu Hülfe zu legen, die ihnen der heldenmüthige Charakter eingeflößt hat, welchen Höchstselben unter jetznen bedenklichen Umständen, die uns ganz außerordentlich nahe gegangen sind, an den Tag geleget haben.

„Rein Sire, es ist nicht möglich, daß jene Menschen, welche sich dergleichen Frevelthaten zu schulden kommen ließen, und eben so wenig jene Beschwichter, von welchen sie dazu verleitet wurden, Franzosen seyn können. Wenn wir doch damals in der Nähe gewesen wären, um Eurer Majestät beystehen zu können! Mit welchem Eifer würden wir uns nicht bestrebt haben, rings um Sie her mit unsern Körpern einen Wall zu formiren! Mit welcher Begierde würden wir uns nicht zwischen höchstdero geheiligte Person und die Dolche der Königsmörder gedrängt haben, die gegen dieselbe gezückt waren! Möchte es doch in unsern Kräften stehen, Ew. Majestät auf immer gegen diese und alle ähnliche Verbrechen zu schützen!

„Die Bewohner von Champagne, Eure, ihre Herren und alles was sie besitzen, gehört Ihnen von Alters her wirklich zu. Die Ansprüche, welche Sie auf die Liebe und Verehrung derselben zu machen haben, sind unveräußerlich. In verschiedenen Zeitpunkten, die für die Monarchie äußerst kritisch waren, machten ihre Verfahren den Durchlauchtigsten Ahnen Eurer Majestät die nemlichen Anerbietungen, und sie wurden angenommen. Die, welche wir uns die Ehre geben, höchst Ihnen neuerdings vorzulegen, sind eben so redlich und aufrichtig, wie jene; das nemliche Blut fließt noch in unseren Adern; unser Respekt, unsere Ehrfurcht für Ewr. Majestät und höchstens hohe Angehörigen ist noch immer mit der nemlichen Liebe vereinbaret.“

Von Durchlesung solcher Schriften, glaubt man sich von neuem in jene schönen Zeiten der Monarchie versetzt zu sehen, wo die Franzosen stolz darauf waren, durch ihre Unterthanentreue vor allen Völkern der Erde sich auszuzeichnen. Auch in der Hauptstadt, ja sogar in der Provinzialität, gab es noch Leute, welche dergleichen außerordentliche Beispiele treuer Pflichtergebenheit aufstellten. Unter andern hatte Herr Ludwig Gilbert Cahier den Muth, in der allgemeinen Versammlung des Gemeinderaths, und noch dazu in Petitions Versessn, sich öffentlich gegen die Decretisse vom zwanzigsten Junius zu erklären. Dieser Umstand ist um so merkwürdiger,

da in der That eine seltene Entschlossenheit dazu gehörte, einem Menschen, der die schwärzesten Verbrechen für nichts achtete, und noch überdies mitten unter seinen Anhängern, die ihn auf alle mögliche Art unterstützten, die Stirn zu bieten. Die Rede des Herrn Cabrier kann zum Beweis dienen, daß sich nicht alle Franzosen der Schandthaten eines Orleans theilhaftig machten. Er drückte sich folgendermaßen aus:

„ . . . Ob man gleich über diese Thatfachen, welche leider notorisch sind, züther das tiefste Still-
schweigen beobachtet hat, so glaube ich dennoch, daß
Sie, meine Herren, vielleicht mit eben soviel Leidwesen
wie ich, von dem unaufhörlichen Widerspruch gerührt
seyn werden, welcher zwischen dem Gesetz und dem
Vertragen derjenigen Magistratspersonen obwaltet, die
für dessen Vollstreckung zu sorgen haben.

„In diesen Tagen des Jammers und der allgemei-
nen Unterdrückung, wo es dem gutdenkenden Bürger
so schwer gemacht wird, eine sichere Zuflucht gegen die
Uebel zu finden, wovon er sich überall umringt sieht;
in welchen man sich so oft vergebens nach einer Stätte
sucht, wo man die Wahrheit ohne Ehen und Gefahr
sagen darf; ja, in diesen Tagen habe ich den Muth,
diese fürchterliche Wahrheit hier öffentlich vorzutragen,
und da ich mich nicht entblöde, sie laut zu sagen, so
wird es Ihnen, meine Herren, hoffentlich auch nicht
an Muth fehlen sie anzuhören.

„Das Gesez ist vor aller Welt Augen, und zwar
 „auf eine so schändliche Art verletzt worden, daß der Ge-
 „meinderath, wenn er sich anders nicht eben so verächt-
 „lich machen will, wie die Uebertreter selbst, nicht einen
 „Augenblick länger schweigen, nicht einen Augenblick
 „länger säumen darf, auf die Befreiung jener Atten-
 „tate zu dringen, worüber die ganze Hauptstadt, und
 „mit ihr zugleich ganz Frankreich seufzt.

„Das Gesez ist von einem Bataillonschef verletzt
 „worden, welcher die Freiheit gehabt hat, sich ohne
 „vorgängige Requisition an die Spitze eines beynahe
 „zwanzig tausend Mann starken Volkshaufen zu stellen,
 „welcher bewaffnet war, und in diesem Auftrage durch
 „die verunklärten Straßen und Gegenden dieser Stadt
 „marschirte.

„Es ist von Nationalgarden verletzt worden, die
 „ohne vorgängige Requisition sich in voller Rüstung zu
 „einem Volkshaufen gesellten, und Kanonen mit sich
 „führten, welche man ihnen zu einem ganz andern Ge-
 „brauch anvertraut hatte.

„Es ist von einer Menge einzelner Personen jeden
 „Alters und Geschlechts verletzt worden, die mit offener
 „Gewalt, mit den Waffen in der Hand — und was für
 „Waffen! — in die Wohnung des erblichen Repräsen-
 „tanten der französischen Nation drangen, und ihn
 „zwangen, eine rothe Mütze aufzusetzen, jene von den

„Empörern so äußerst verächtlich gemachte Mühe, die
 „in unsern Tagen nicht sowohl das Symbol der Frey-
 „heit, als vielmehr das Signal des Aufruhrs ist.

„Es ist von Räubern verlegt worden, welche sich
 „unter die rechtlichen, aber freylich irre geleiteten Bürger
 „gemischt hatten, und durch Erbrechung der Geräthschaf-
 „ten allerley kostbare Sachen entwendeten; von Räu-
 „bern, die — laßt es uns freymüthig gestehen, weil das
 „Factum leider mehr als zu wahr ist! — die Frechheit
 „hatten, ihre Waffen gegen den König zu richten,
 „und als diesem entseflichen Attentate durch einige Na-
 „tionalgardeu Einhalt geschah, ihrer Wuth dadurch eine
 „Art von Entschädigung zu verschaffen suchten, daß sie
 „in Schimpfsworte und Schmähungen ausbrachen, wo-
 „mit sie den unglücklichen Monarchen überhäuften, in
 „auführische Reden und Todesbedrohungen, die er mit
 „anhören mußte, und womit sie sowohl ihn als seine er-
 „lauchte Familie mehrere Stunden lang quälten.

„Das Gesetz ist von Ihnen verlegt worden, Ge-
 „meindeprocurator *); weil Sie trotz den Gesetzen, die
 „Ihnen in Betreff Ihres Amtes vorgezeichnet sind, trotz
 „dem Beschlusse, welchen der Gemeinderath unterm 16ten,
 „und die Departementsverwaltung unterm 19ten er-

*) Manuel.

„lassen hat, und trotz den Grundsätzen, die von Ihnen
„schickl, vermittelst Ihres die öffentlichen Prozeßionen
„betreffenden Beschlusses, und der darauf erfolgten Pro-
„clamation, sanctionirt worden sind, unterlassen haben,
„sich derjenigen Maßregeln zu bedienen, wodurch das
„zusammen gekaufene Volk wieder auseinander gejagt
„werden konnte.

„Es ist von Ihnen verlegt worden, Herr Maire *);
„aber Sie trotz den nemlichen Verordnungen, Beschlüssen
„und Grundsätzen, unterlassen haben, zu Abwendung
„der Gefahr, von welcher Sie gewiß frühzeitig genug
„benachrichtigt waren, die erforderlichen Anstalten zu tref-
„fen; von Ihnen, der Sie die Hülfsmittel, welche Sie
„kraft Ihres Amtes und des Gesetzes vom dritten No-
„vember 1791 in Händen hatten, nicht gehörig anzu-
„wenden wußten, um dadurch die öffentliche Ruhe zu
„erhalten, und sowohl die Freiheit der Nationalversamm-
„lung, als auch jene des Königs, sicher zu stellen.

„Es ist von Ihnen verlegt worden, Generalcom-
„mandant **), dem es alle Kriegs- und Polizeigesetze
„zur Pflicht machten, den Besitz, welcher Ihnen an-
„vertraut war, zu behaupten, und die Gewalt, von

*) Perion.

**) Romainvilliers.

„welcher er angegriffen wurde, durch Gegengewalt zurückzuweisen.

„Endlich ist das Gesetz überhaupt von Ihnen allen, „sämmliche Mitglieder der Municipalität, verlegt worden, weil Sie das Schicksal dieses gefährvollen Tages auf einer Rollenvertheilung beruhen ließen, die nur „eine sehr kleine Anzahl von Ihnen unter sich verabschiedet hatte, und auf der ungewissen Vollstreckung eines „spät erfolgten, unbedeutenden und treulosen Decrets.

„Nun wohl!an, meine Herren! Wird es denn bald „an diesem allem genug seyn? Wollen Sie Ihre Constitution bey den Völkern, von welchen Sie sehr aufmerksam beobachtet werden, beliebt machen; wollen „Sie den Schandfleck, womit diese Frevel die Stadt „Paris besudelt haben, bald wolöglich wieder auslöschen; wollen Sie endlich einer wahren Freiheit genüßsen, und sehen Sie ein, daß sie dieselbe auf keine andere Art erlangen können, als durch die strenge Befolgung der Gesetze: so wird Ihnen auch die Nothwendigkeit einleuchten, vergessenen Vorfälle, immer von neuem wiederholte Uebertretungen der Gesetze um Ihres „allseitigen Wohls willen nicht unbefraßt zu lassen.“

Alle royalistische Schriftsteller verdoppelten nunmehr ihren Eifer, die edeln Bemühungen dieser gütigen Franzosen zu befördern. Man hätte glauben

sollen, daß ihre Schriften, welche häufig verbreitet, und von allen denen, welche noch einige Liebe für ihr unglückliches Vaterland empfanden, mit der größten Begierde gelesen wurden, eine sehr vortheilhafte Revolution zu Gunsten des Königs und der Königin bewerkstelligen würden; allein der Todesengel hatte nun einmal über Frankreich sein Gefieder verbreitet; die Herzen der rechtschaffnesten Leute waren und blieben wie Eis; nichts konnte sie erwärmen; nichts konnte die Sorglosigkeit und Apathie der Pariser Bürger besiegen. Sie verwendeten ihre Zeit bloß auf ihre Geschäfte, auf ihre Vergnügungen, und überließen sich bey allen Gefahren, wovon sowohl die königliche Familie als die ganze Monarchie offenbar bedrohet war, der sorglosesten Ruhe.

Selbst dem Könige, welcher keine andern als nur feige oder treulose Rathgeber um sich hatte, fiel es gar nicht ein, nur einen einzigen von den mannigfaltigen Vortheilen zu benutzen, welche ihm die Theilnahme verschafft haben würde, die sein und seiner Gemahlin Schicksal erregte. Er ließ es dabey bewenden, eine bloße Erklärung in den Druck zu geben, die noch überdies in einer matten Schreibart abgefaßt war. Von rechtswegen hätte er an alle seine Freunde, an alle Eigenthümer, appelliren sollen, deren Schicksal mit dem seinigen in der engsten Verbindung stand; statt dessen aber verleitete man ihn zu dem demüthigenden Schritt, sich gegen Verläum-

dungen zu vertheidigen, die nicht sowohl ihn selbst, als vielmehr die Königin angien. Ein paar Stellen werden zureichend seyn, dem Leser von jener Erklärung eine Idee zu verschaffen.

„Ist es denn also, (ließ man unter andern den König sagen,) „nicht etwas Leichtes, einer Hand voll Berschwörer die Maske des Patriotismus vom Antlig zu reißen; zu zeigen, daß ihre Entwürfe bloß darauf abzwecken, ihre geringfügige Anzahl zu verbergen, durch ihre aufrührerischen Bewegungen die Vermuthung zu erregen, als wenn ihrer recht viele wären, durch ihr Geschrey die öffentliche Meinung zu übertäuben, durch ihre Unternehmungen Schrecken zu verbreiten, Rechte und Gerechtigkeit mit Füßen zu treten, und ihren Willen der französischen Nation auf die übermüthigste Art von der Welt als Gesetz aufzudringen?

„Diesen fanatischen Unternehmungen muß der König nothwendigerweise Vernunft und Mäßigung entgegen setzen. Seine Majestät müssen den Gemüthern, welche man irre leitet, die Wahrheit vorstellig machen, den Herzen, welche man Ihnen zu entfremden sucht, neues Zutrauen einsößen, und sich dem Volke, dessen Sache man so gern, obgleich verächtlich, von der Ihrigen trennen möchte, soviel möglich nähern; denn das Interesse des Königs ist zugleich das Interesse des Volks; er kann nicht glücklich seyn, wenn es demselben

„nicht wohlacht, nicht mächtig, wenn dasselbe keine Gewalt hat; so wie auf der andern Seite diejenigen, welche das Volk unaufhörlich gegen Seine Majestät aufwiegen, es von nun an durch Mißtrauen quälen, ihm die Quelle seines Unglücks, nebst dem dagegen vorzulehrenden Hülfsmittel verhehlen, und es eben dadurch erschweren, ihm die gewalthätigsten strafbarsten Entschlüsse anrathen, und ihm auf diese Art schwere Leiden und langwierige Noth zubereiten.

„Der König sucht keineswegs, daß die Majestät des Throns, von welcher er der Nation Rechenschaft abzulegen hat, auf irgend eine Art compromittirt werden dürfte, wenn er die Verläumdungen, welche man ihm so häufig zur Last gelegt hat, von sich abzulehnen sucht; denn er wendet sich nicht an die, welche die Urheber derselben sind; er spricht vielmehr zu den Herzen aller Franzosen, und zwar in der Absicht, sie von ihrem wahren Interesse zu überzeugen; die, welche sich vielleicht könnten hinreißen lassen, zu warnen; denen, welche schon wirklich verführt worden sind, die Augen zu öffnen; und allen insgesamt die Gefahren vor Augen zu stellen, welche aus dem Plane der Herrschsüchtigen entspringen, die Niederträchtigkeit ihrer Verthätigen, und die Schändlichkeit der Mittel, deren sie sich zu Ausführung ihrer Absichten bedienen u. s. w.“

Dies war in der That sehr schwach, und die Maßregel, welche diejenigen, die dem Könige versprechende

Erklärung abgeköthigt hatten, zu ergreifen veranlassen, mußte dem Publikum in der damaligen fürchterlichen Eise beynahe lächerlich vorkommen. Wir wurden nemlich von Seiten des Königs höflichst eingeladen, uns sein fleißig in den gesetzmäßigen Versammlungen einzufinden, dort unsere Wünsche an den Tag zu legen, und dem Vaterlande mit unsern Einsichten und Kenntnissen zu Hülfe zu kommen. Man lud uns ferner ein, unsere Dienstpflichten bey der Nationalgarde in eigener Person zu erfüllen, dem Gesez den gebürigen Nachdruck zu verschaffen, die Vollstreckung der Urtheile zu handhaben, wie auch für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu sorgen. Endlich und hauptsächlich ermahnte man uns zur Anhänglichkeit an die Constitution, an die nemliche Constitution, welche alles nur erdenkliche Unheil und Elend über Frankreich gebracht hatte.

Die Royalisten waren denn also genöthigt, sich bloß auf den Federkrieg einzuschränken. Ihre wüthigen Gegner antworteten durch Diatriben, worin die ganze Blut der Dämagogie ausgegossen war, untermischten dieselben mit den abscheulichsten Verläumdungen, welche gegen die Königin gerichtet waren, machten aber auch zugleich von andern Angrißswaffen Gebrauch. Mit verdoppeltem Grimm schärften sie ihre Dolche, um dieselben von neuem gegen die geheiligte Person des Königs zu richten.

Da es ihnen nie an Erfindungen fehlte, die Gemüther in Gährung zu setzen, so geriethen sie auf den Einfall, dem Marquis De La Fayette den Prozeß zu machen, den, nachdem er lange genug der Abgott des Volks gewesen war, jetzt von demselben verwünscht und verabscheuet wurde, wiewohl er weder das eine noch das andere verdient hatte. Da man sich, weil er damals an der Spitze einer Armee stand, seiner Person nicht bemächtigen konnte, so traf man wenigstens die Veranlassung, daß sein Bildniß am dreißigsten Junius unter einem großen Zulauf von Menschen im Palais Royal öffentlich verbrannt wurde. Dieß Mißgeschick hatte er dem Orleans zu danken.

Die Verselbana, welche sich gegen den eben genannten Marquis erhob, brachte in den Gemüthern eine außerordentliche Gährung hervor, und diese Gährung beschleunigte den Untergang der königlichen Familie. Obgleich nicht der allerschlimmste Verdacht auf der Königin haften konnte, als wenn sie diesen Cavalier, welcher ehemals die Rolle ihres Kerkermeisters spielte, jemals mit ihrem Vertrauen beehrt habe; so wußte man es dennoch dergestalt einzuloten, daß sie mit in die ehrenrührigen Verwickelungen verwickelt wurde, welche man häufig gegen ihn anspornete. In allen Straßen, auf allen öffentlichen Plätzen, besonders aber unter den Fenstern des königlichen Schlosses, wurden jene schändlichen

Reime gefungen, welche sich mit den Worten anfingen:
Madame Veto avoit promis, d. i. Frau Veto hatte mir
 versprochen u. s. w. In diesen Reimen, die ich ohne
 Beleidigung der Schamhaftigkeit nicht abschreiben kann,
 warf man der Königin nicht nur vor, als wenn sie mit
 La Fayette in Einverständniß gewesen sey, die Armee,
 welche er befehligte, an die Oesterreicher zu verrathen,
 sondern als wenn sie sogar in einer strafbaren Vertrau-
 lichkeit mit ihm gelebt hätte. Diese verruchte Erfindung,
 welche nicht die allgeringste Wahrscheinlichkeit für sich
 hatte, und der bessern Ueberzeugung des Publicums offen-
 bar widersprach, wurde dennoch so gewendet und gedreht,
 daß sie, wie ich bereits gesagt habe, den Umsturz des
 Throns beschleunigte. Es schien, als wenn es das
 Verhängniß nun einmal so mit sich brächte, daß La
 Fayette zur Zeit, wo er bey dem Volke in Ungnade ge-
 fallen war, noch eben so wie damals, wo er bey dem-
 selben in Gunst stand, das Werkzeug seyn sollte, Lud-
 wig den Sechzehnten und Marien Antoinetten ins
 Unglück zu führen.

Je mehr Terrain demnach der König und die Köni-
 gin durch das standhafte Betragen, welches sie während
 der Ereignisse vom 20sten Junius beobachteten, gewon-
 nen hatten, desto mehr Ränke wendete man an, ihnen
 dasselbe wieder zu entreißen. Zu dem Ende bediente man
 sich aller Hülfsmittel, welche die durchtriebene Bosheit

nur zu denken vermag. Kein Tag ging vorüber, wo man nicht an den Pflasterwänden zu Paris eine Menge Zettel angeheftet sah, die größtentheils mit dem Namen Petion unterzeichnet waren, und deren durch einander gewirrter Inhalt die schlangenartigen Gewinde, womit das eben so falsche als grausame Herz dieses Menschen durchflochten war, auf eine bewundernswürdige Art darstellten. In öffentlichen Gärten fanden sich Emissarien ein, welche ganze Nächte hindurch arme Handwerker und Tagelöhner in der Absicht dort aufhielten, ihrem Gemüthern königsmörderische Emissionen einzuprägen.

Alle Sectionen waren immerwährend versammelt; Weber und sogar Kinder wurden dabey zugelassen; gedungene Redner boten ihr ganzes Wirkungsvermögen auf, ihren Zuhörern irriale Begriffe in den Kopf zu setzen. So hörte ich zum Beispiel in der Section Saint-Germain l'Auxerrois einen abtrünnigen Priester, Namens Chassant, drei Viertelstunden lang in der Absicht provoziren, die rohen und unwissenden Menschen, welche ihm zuhörten, zu Ausfertigung eines Arrêts zu bewegen, wenn dem Petion die größten Entsetzungen abgehattet, und sowohl dem König als der Königin die beleidigendsten Dinge gesagt wurden.

Obgleich der König jenes Decret, welches das Lager von zwanzigtausend Mann betraf, nicht sanctionirt hat.

er, so ging doch kein Tag verüber, wo man nicht einige Banditen aus Frankreichs südlichen Provinzen zu Paris ankommen sah. Zu ihren Verläusern, welche sich daselbst einfanden, und dazu bestimmt waren, sie anzuführen, gehörte unter andern ein gewisser Jourdan, der so viele Mordthaten verübt hatte, daß man ihn gewöhnlich den Kopfabbacker zu nennen pflegte. Dieser Töge in Menschengestalt wurde von dem Revolutionshelden Santerre mit ausgezeichneter Achtung empfangen. Anfanglich logirte er bey ihm, nachher aber zu Saint-Maur, jenseit des Schloßes von Vincennes, wo er auf den Zeitpunkt lauerte, die königliche Familie erwerden zu helfen.

Zur nemlichen Zeit, da der Kopfabbacker sich einstellte, kam Deleane von einer Reise zurück, und begab sich nach Rincy, wo seine Vertrauten sich zu ihm gesellten. Damals hielt Coene, einer von den neuercirten Bischöffen, welche der Constitution ihr Daseyn zu danken hatten, in der gesetzgebenden Nationalversammlung eine Rede, worin er sich folgender Ausdrücke bediente:

„Ein allgemeiner Schrey verbürgt uns die Wahrheit, daß wir den König als die vornehmste Ursache von allen den Uebeln zu betrachten haben, worunter dermalen der Staat leidet. . . . Das Vaterland ist in Gefahr! Zeigt mir in unserer Constitution ein Mittel

„den Staat zu retten, wenn der Staatsmann, dem die
 „Regierung des Schiffs anvertraut ist, jeden Augen-
 „blick in Gefahr steht, sich in das Meer zu werfen, und
 „die Flucht zu ergreifen. Zeigt mir die Mittel, den
 „Staat durch die öffentliche Macht zu retten, wenn der
 „Chef verfallen sie lähmt. Zeigt mir die Mittel, wo-
 „durch man die Fسادsadeln des Fanatismus und des
 „Patriotismus auslöschten kann, wenn der oberste Chef
 „des Staats sie immer wieder von neuem ansacht;
 „wenn der Straßenwächter die Feuerströme ruhig in
 „ihrem Schälmeiß stehen läßt, und sich zum Schein bloß
 „daran beschäftigt, daran herum zu klappern. . . .
 „Das Vaterland kann nur durch außerordentliche Maß-
 „regeln gerettet werden, durch Maßregeln, die eine
 „Zerthumung von der Constitution abweichen müßten, um
 „dieselbe aufrecht zu erhalten. Vielleicht wäre es am
 „besten, wenn für die Zeit, wo sich das Vaterland in
 „Gefahr befindet, gewisse Magistratspersonen eingesetzt
 „würden, die bermalen in der Noth nicht verkommen.
 „In dieser Rücksicht hat uns die Geschichte, sowohl der
 „ältern als neuern Völker, sehr merkwürdige Beispiele
 „vor Augen gestellt: einen Protector in England, einen
 „Despoten zu Rom, u. s. w.“

Bei deutlichern Worten hätte man doch unmöglich
 darauf antworten können, daß die französische Krone
 Ludwig den Schwabenern entriß, und dem ehema-
 ligen Laysen von Orleans auf das Haupt gesetzt wer-

den solle. Da dieser infame Mensch bey allen Empfehlungen, die er durch seine Künste veranstaltete, nie den Gedanken aus der Aht ließ, daß es ihm darinn zu thun sey, nicht nur seinen Stolz, sondern auch seine Rache zu befriedigen, so fertigte er aus einem Palais Royal einen Bescheid mit Privilegien ab, die an die Generalverordneten der Niederlande gerichtet und dergestalt abgefaßt waren, als wenn sie von ihrer Schwester, der Königin in Frankreich, herrührten. Der Eilbote hatte den Auftrag, seine Koachreagen auf eine solche Art zu nehmen, daß er auf der Pöranze einer Patrouille in die Hände fallen mußte, die zur Division des Generals Dixon gehörte, der ein vertrauter Freund des Orleans war. Die besagten Privilegien waren aber auf eine so dumme Art eingerichtet, und die Handschrift ihres Verfassers kam so wenig mit jener der Königin überein, daß man mit Recht besorgte, der Petrus möchte so gleich an den Tag kommen. Diese arglistige Erfindung verschlehte demnach ihren Zweck. Wer weiß aber, wie viel Künste dieser Art man sonst noch angewendet haben mag, die niemals öffentlich bekannt werden stud!

Alle diese Cabalen, welche man nicht einmal zu verhehlen suchte, und woraus jedermann schließen konnte, daß sich die projectirten Verdähten noch viel weiter als bloß auf die königliche Familie erstrecken würden, hätten die Einwohner von Paris billig antreiben sollen,

den Pambiten desto thätigern Widerstand zu leisten; Statt dessen aber zogen sie gerade die entgegengesetzte Wirkung nach sich, und errigten ein solches Schrecken unter ihnen, daß sie schaaarenweise zur Stadt hinaus eilten. Noch nie waren seit dem Ausbruche der Revolution eine solche Menge Reisepässe ausgefertigt worden, wie jetzt; so daß der König und dessen Gemahlin, welche doch unter so bedenklichen Umständen mehr als jemals einer Verlastung ihrer Anhänger bedurften, die Anzahl ihrer Hände mit jedem Tage größer, und das Häufchen ihrer Freunde immer kleiner werden sahen. Wunderte man sich denn noch, daß Ludwig der Sechzehnte unterliegen mußte, da er von keiner Seite weder Hülfe noch Beystand zu erwarten hatte!

Die geschehende Versammlung wünschte, eben so wie ihre Vorgängerin, ein Bundesfest zu veranstalten; das heißt: sie verlangte, daß alle Provinzen Deputirte nach Paris senden sollten, um auf dem Märzfelde die unabwehrlichste Befolgung einer Constitution zu beschwören, die noch vor Ablauf eines Monats mit Füßen getreten wurde. Die Art und Weise, wie sich die meisten dieser Federirten gekleidet hatten, ihre verzerrten Gesichtszüge, ihre aufrührerischen Reden, ihre königsmörderischen Drohungen, dieß alles waren hinlängliche Beweegründe, die königliche Familie von neuem in die äußerste Unruhe zu versetzen. Eine beträchtliche Anzahl

dieser Leute war mit Piken bewaffnet, und hatte weiter nichts auf dem Leibe, als eine kurze Jacke und lange Beinkleider. Mehrere derselben hatten unter ihren Hüthen rothe Mützen auf, und riefen den Vorübergehenden mit der größten Unverschämtheit zu: Wen wollen wir doch sehen, der sie uns abreißt! Wirklich getraute sich in ganz Paris niemand, diesen Versuch zu wagen; denn man sah mehr als zu wohl, daß es darauf angelegt war, einen großen Tumult zu erregen.

Tagß vorher, ehe die obernährnte Cäremonie statt hatte, begingen mehrere von jenen Hödevirten allerley Ausschweifungen, welche befürchten ließen, daß sich des folgenden Tages die schrecklichsten Austritte ereignen würden. Sie prügelten im Palais Royal einen unglücklichen Menschen, welcher in aller Unschuld gesagt hatte, Petion verdiene wegen seines schlechten Betragens am 20sten Junius seine Stelle zu verlieren. Sie wollten verschiedene Leute, welche Zettel anschlugen, deren Inhalt ihr Mißfallen erregte, an die Laternenspfähle hängen. Wenn sie einen wohlgekleideten Mann über die Straße gehen sahen, so rannten sie ihn mit den Ellbogen in die Seite, und suchten Handel mit ihm anzufangen.

Als sich die königliche Familie, in der Absicht jener Feuersicherheit bezujumohnen, nach dem Märsfelde versüg-

te, getraute sich niemand zu behaupten, daß man sie wieder in das Schloß werde zurückkommen sehen. In der That schien es sehr wahrscheinlich, daß eine Volksbewegung entstehen würde, welche für diese Familie die gefährlichsten Folgen befürchten ließ. Einige sagten, man werde sie unfehlbar am Fuße jenes Altars morden, welchen man den Altar des Vaterlands nannte: andere waren der Meinung, der König würde vermuthlich von der Königin getrennt, und von den Föderirten nach einer der südlichen Provinzen geschleppt werden. Kurz jedermann sah dem Ausgange dieses Tages in der gespanntesten Erwartung entgegen. Ein Hauptumstand, der diese ängstliche Besorgniß im Publikum verbreitete, war der, daß man verschiedene Föderirte am vorhergehenden Tage auf freyer Straße hatte ausrufen hören: Ha! Morgen soll unser Herr König weder Veto noch Krone mehr haben.

Es war elf Uhr Vermittags, als sich die königliche Familie nach dem Märzfelde erhob, und die Feyerlichkeit nahm nicht eher ihren Anfang, als des Abends um Sechsh. Der König, seine Gemahlin und alle zum königlichen Gefolge gehörige Personen, hatten nicht das Geringste aus der Acht gelassen, was dazu beitragen konnte, sie bey dem Volke beliebt zu machen. Die Damen trugen dreifarbiae Bandtschleifen, und der kleine Dauphin erschien in der Uniform der Nationalgarde.

Als die Föderirten nach dem Plage 'zogen, wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte, überließen sie sich unterwegs allerley Ausschweifungen. Sie konnten die grüne Farbe nicht leiden, weil dieselbe, sagten sie, die Leibfarbe des Grafen von Artois sey. Wenn sie daher ein Frauenzimmer ansichtig wurden, das ein grünes Band auf der Haube hatte, so rissen sie ihm dieselbe auf die pöbelhafteste Art ab, und zwangen es, mit entblößtem Haupte auszurufen: Hoch lebe Perion.

Ihr Marsch ging in der größten Unordnung vor sich; ihre Kleidung bestand aus allerley Farben, die mit den blauen Montirungen der Nationalgarden einen seltsamen Contrast machten; ihre Piken und andere abentheuerliche Waffen ragten zwischen den Glinten und Bajonetten hervor; Weiber und Kinder, Greise und junge Leute, Priester im langen Salar, und Sansculotten die auf die posslichste Art bewaffnet waren, marschirten zwischen den Grenadiren und andern regulirten Truppen einher; hier sah man die schwarzen Federn öffentlicher Beamten, dort die Feldzeichen der Militärpersonen, da die rothen Hüten der Jacobiner neben einander emporragen.

Nirgends herrschte Ordnung, als im Umkreise der königlichen Familie; aber nicht um dieser, sondern nur um Perions willen, war jenes Fest veranstaltet worden.

Allenhalben ertönte die Luft von dem Geschrey: Hoch lebe Petion! Mitunter vernahm man auch den Ausruf: Hoch lebe die Nation! Hoch lebe Orleans! Hoch leben die Räuber! Hoch leben die Sausculotten! Auf die Hüte sogar hatte man mit Kreide geschrieben: Hoch lebe Petion! Auf andern las man die Worte: Petion oder Tod! Welch einen schmerzlichen Eindruck mußte es nicht auf das Herz Ludwigs des Sechzehnten und seiner Gemahlin machen, als sie den Chef der bey dieser Feyerlichkeit versammelten Mordelmeiher auf eine so barbarisch fanatische Art ehren sahen!

In dem Augenblick, wo sich der König dem Vaterlandsaltar näherte, um den Eid abzulegen, erhob sich unter den Federirten ein wildes Getümmel. Man stieß Schimpfreden gegen ihn und die Königin aus, und drohete ihm sogar mit den Piken; allein die kleine Schaar ihrer Freunde, und ein Theil der Nationalgarde, welcher gute Gesinnungen hegte, drängte sich in dichtgeschlossenen Reihen rings um sie her. Diese edelmüthigen Menschen riefen einmal über das andere: Hoch lebe der König! Hoch lebe die Königin! so daß diese hohen Personen nichts von allen dem, was in der Ferne vorfiel, weder sehen noch hören konnten.

Auf den Abend wurde die königliche Familie unter einer sichern, zugleich auch viel zahlreichern Bedeckung,

als man erwartet hatte, wieder nach dem Schlosse zurückgebracht; so daß die Banditen des Petion nicht das Herz hatten, sich ihnen zu nähern, noch weniger sie zu beleidigen. Zu ihrem noch größern Leidwesen mußten sie sogar wahrnehmen, daß ihr Schimpfen und Schelten von dem Geschrey: Hoch lebe der König! Hoch lebe die Königin! übersümmet wurde.

Sobald sich im Innern der Stadt die Nachricht verbreitete, daß Ludwig der Sechzehnte nebst seiner gesammten Familie wieder glücklich im Schlosse angelangt sey, waren alle diejenigen, welche für diesen vortheilhaften König und dessen unglückliche Gemahlin die Gefinnungen, welche sie beyderseits mit so vielem Rechte verdienten, beybehalten hatten, vor Freuden ganz außer sich. Sie drückten sich die Hände, fielen einander um den Hals, und riefen gegenseitig aus: Gott sey gepriesen! Nun ist doch endlich der so gefürchtete vierzehnte Julius vorüber! Man schloß hieraus auf die schreckliche Lage, worin sich damals alle gutdenkende Franzosen befanden! So weit war es denn also mit ihnen gekommen, daß sie noch froh seyn mußten, einen Tag überlebt zu haben, an dem ihr Monarch nebst allen seinen Angehörigen ermordet werden sollte!

Indess zeigte es sich bald genug, daß die Mörder die Ausführung ihres Vorhabens nur verschoben, nicht

aufgegeben hatten. Eifriger als jemals waren sie darauf bedacht, sich aller und jeder Mittel zu versichern, die darauf abzwecten, jene Greuelthat zu vollbringen, die ihnen am 20ten Junius und am 14ten Julius misslungen war. Um die Gemüther desto stärker in Währung zu setzen, machten sie damit den Anfang, daß sie die Erklärung von sich stellten, als sey das Vaterland in Gefahr. Sie ließen daher von einer Viertelstunde zur andern die Lärmkanonen losbrennen, damit diese Nachricht so geschwind als möglich verbreitet würde. Hierauf nahmen die Jacobiner jene schon so oft wieder aufgewärmte Lüge zu Hülfe, als ob eine Verschwörung existire, die mit dem Vorhaben umgehe, den König zu entführen; und damit ihre anderweitigen Entwürfe nicht ganz unbekannt bleiben möchten, ließen sie an allen Ecken der Straßen ein Placat antleben, welches die Aufschrift führte: Uebersicht einer sehr wichtigen Veranstaltung, Frankreich zu retten. Im Grunde betrachtet, war es nichts anderes, als ein wirkliches Manifest gegen den König. Hier ist sein Inhalt:

„In Erwägung der allgemein bekannten Thatfache, daß unbekante Menschen den König entführen, und uns außer den bereits vorhandenen Uebeln auch noch in einen Bürgerkrieg verwickeln wollen, erfordert die dringende Nothwendigkeit:

„1) Daß die Nationalversammlung so geschwind als möglich einen Generalcommandanten der pariser Nationalgarde ernenne, welcher mit seinem Kopfe für die Person des Königs, so wie für alle zur königlichen Familie gehörige Personen verantwortlich seyn soll.

„2) Daß sie, so lange der Krieg dauert, die Herren Rolland, Servan und Penion zu Dictatoren ernenne, und ihnen alle jene Vollmachten ertheile, welche die Constitution der gesetzgebenden Gewalt überträgt. Diese Herren werden sodann die Minister wählen, welche hinführo, in Verbindung mit ihnen, das höchste Landescollegium ausmachen sollen. Auch bleibt es ihnen vorbehalten, nicht nur wirkliche Deputirte, sondern auch Mitglieder der conquirenden ersten Nationalversammlung, ins Ministerium zu berufen.

„3) Die Versammlung soll bis nach wieder hergestelltem Frieden ajourniren, und die Bedingungen dieses Friedens sollen nur in so fern gültig seyn, als sie von derselben genehmigt werden.

„4) Die Versammlung wird dem Könige, so lange der Krieg dauert, die Ausübung der vollstreckenden Gewalt entziehen.

„5) Nach unterzeichnetem Frieden sollen die Dictatoren gehalten seyn, einen Nationalconvent zu veranstalten, und demselben von ihrem Verfahren Rechenschaft zu geben.“

Damit aber das Schrecken, welches diese Maassregeln erregten, noch verstärkt, und noch eine größere Anzahl Personen, die dem Könige ergeben waren, in die Nothwendigkeit versetzt werden möchte, die Stadt zu verlassen; so entschloß man sich, eine der abscheulichsten Mordthaten zu begehen. D'Epremesnil war das Schlachtopfer, welches man hierzu auserwählte. Man schleppte ihn aus dem Garten der Thuilleries nach jenem im Palais Royal. Hier riß man ihm die Kleider vom Leibe, zog ihn ganz nackt aus, und versetzte ihm in diesem wehrlosen Zustande sieben Säbelhiebe. Eben wollte ihm einer von den Besessenen den Kopf abhacken, als die Nationalgarde dazu kam, und den unglücklichen Mann den Klauen seiner Mörder entriß. Ehedem hatte das Volk den D'Epremesnil im Triumphe herumgetragen, jetzt schwamm er in seinem Blute, gewürgt von den Händen dieses nemlichen Volks. Welch eine fürchterliche Warnung war dieß für alle die, welche sich dermalen damit beschäftigten, den Umsturz der französischen Staatsverfassung zu bewirken, um sich dadurch den eben diesem Volke in Gunst zu setzen! Demungeachtet fiel es diesen Nichtswürdigen gar nicht ein, sich diese Lehre zu Nutzen zu machen; denn Leute, die sich von ihren bishigen Leidenschaften beherrschen lassen, sind leider nicht im Stande, weder über vergangene noch wirklich vor Augen liegende Begebenheiten Betrachtungen anzustellen. D'Epremesnil büßte die Vorurtheile, von welchen

chen

den er gegen die Königin eingenommen war, auf eine schreckliche Art. Uebrigens muß man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er dieß Vergehen durch seine aufrichtige Reue schon längst wieder gut gemacht hatte. Er ward allgemein bedauert, und jedermann fürchtete ein ähnliches Geschick.

Dem Minister des Innern, Namens Champion, wäre beynahe das Nämliche wiederfahren. Die Neugierde verleitete ihn, ein Glasmaal im Augenschein zu nehmen, das ein gewisser Palloi Leuten, die zu dem aller-schlechtesten Pöbel gehörten, auf den Trümmern der Bastille gab. Bey dieser Gelegenheit versetzte ihm einer von jenen Schurken einen Säbelhieb, indem er ihn zugleich einen Verräther schalt. Der Minister hatte von Emd zu sagen, daß er bloß mit einer Verwundung davon kam.

Diese mörderischen Anfälle, welche bey hellem Tage auf das Leben zweyer Menschen geschahen, und worauf nicht die allgeringste Bestrafung erfolgte, wußten natürlicherweise jedermann für die Erhaltung seines Lebens besorgt machen. Man sagte sich unversehens, daß keine Sicherheit mehr in einer Stadt zu hoffen sey, wo dergleichen Mordthaten von den öffentlichen Gewaltshabern autorisirt würden. Das Anwandern nahm daher unter den Einwohnern immer mehr überhand; und so wie sich

2ter Theil.

die Anzahl derer, welche die königliche Familie vertheidigten, verminderte, in eben dem Verhältniß ward es den Banditen immer leichter, die Ausführung des gräßlichen Entwurfs zu beschleunigen, welche sie mit einer so grausamen Beharrlichkeit durchzusetzen suchten.

Der grünnige Perion ließ der königlichen Familie weder Ruhe noch Raß. Unaufhörlich lag er der Nationalversammlung in den Ohren, sie solle das Decret ausfertigen, kraft dessen der König entthront würde. Diesen nemlichen Antrag ließ er durch seine Commissarien den verschiedenen Sectionen machen. Die Municipalbeamten Paris und Sergent mußten diesen Vorschlag allen denen, die etwas auf dem Rathhause zu thun hatten, zur Unterschrift vorlegen. Santerre hielt die Bewohner der Vorstädte immer in Bereitschaft ihren Marsch antreten zu können, und die Pikenier schwärmten bey Tag und bey Nacht, unter großem Lärm und Geschrey, um das Schloß herum.

Endlich kamen denn auch die Mörder, welche man in den südlichen Gegenden Frankreichs angeworben und auf den Kriegesfuß gesetzt hatte, zu Paris an *). Sie hielten ihren Einzug mit klingendem Spiel und fliegen.

*) Dies geschah den 20ten Julius. Sie machten zusammen einen Haufen von fünf bis sechshundert Mann aus. Dies war aber bloß die Avantgarde. Nachher kamen ihrer täglich noch mehrere nach.

der Fahne, worauf das Wort *Marseille*, und zwar im rothen Felde, zu lesen war. Sie hatten ihre Tascnetze auf den Glinten, und ihre Schnappsfäcke auf dem Buckel. Die Pariser, welche immer gern etwas Neues sehen wollen, und nie dabey an die Zukunft denken, eilten haufenweise herzu, diese Kanakalen vorbeizuseh'n zu sehen. Ihr erstes Unternehmen bestand darin, daß sie dem Perion ihren Besuch abstatteten, der ihnen die Ordre ertheilte, noch des nämlichen Tages die Mordthaten zu beginnen. Als sie durch die Straße marschirten, welche damals *Rue de la Fayette* genannt wurde, stiegen einige dieser Leute auf ihre Vagagewagen, in der Absicht, einen Namen zu vertilgen *), den die Feinde der königlichen Familie jetzt eben so sehr verwünschten und versuchten, als sie ihn ehemals gerühmt und gepriesen hatten.

Des Nachmittags begaben sich die neuen Aufsammlinge nach den Elisäischen Feldern, wo ihnen die Jalousier, unter *Santerre's* Anführung, ein Gastmal gaben. Während dieses Bacchanals schimpften und fluchten sie auf den König und die Königin, und alle ihre Reden zweckten darauf ab, einander zur Verdunst zu reizen. Mehr als tausendmal vernahm man den Ausruf: Wieder mit dem Herrn und Madame Veto! Das Getöse und die Neugierde verleitetete einige Soldaten von der Nationalgarde sich dem Dru: zu nähern, wo

*) Nämlich von den Straßenecken, wo er auf Blech gemalt war.

das besagte Tachanal gesehert wurde. Raum hatten die Marseiller sie wahrgenommen, als sie mit dem Säbel in der Faust über sie herfielen, zwey davon todteten und vier verwundeten.

Daß nicht noch mehr Blut vergossen wurde, hatte man Heß dem Sauterre zu danken. Die Marseiller hatten nemlich inessamt ihre Hüte der Quere gesetzt, und sie mochten wohl in diesem Befehl erhalten haben, jeden zur Nationalgarde gehörigen Soldaten zu ermorden, der seinen Hut nicht auf die nemliche Art gesetzt haben würde, wie sie. Sauterre sagte daher allen denen, welche man in der Eil noch nicht verwundet hatte, folgende Worte ins Ohr: Setzt doch eure Hüte der Quere! So werden sie glauben, ihr gehört mit zu ihnen! Sie thatens und blieben verschont. So wenig setzte dieser Mann, selbst dann, wenn er Verbrechen verübte, die Menschlichkeit aus den Augen!

Die Verwundeten wurden auf die Wachsflube im Schloßhofe gebracht, welche die Nationalgarde gewöhnlich zu besetzen pflegte. Sobald die Königin von dem Unglück, welches ihnen widerfahren war, benachrichtigt wurde, traf sie sogleich die Veranstellung, dieselben auf das beste wachen und pflegen zu lassen. Die Prinzessin Elisabeth schickte ihnen Leinwand, und versah sie mit allem, was zum ersten Verbande erforderlich war. Wie hätte es auch

wohl anders seyn können, als daß diese gefühlvollen mitleidigen Herzen sich einer Pflicht entledigten, die der Christ selbst gegen seinen ärgsten Feind beobachten muß? Demungeachtet ward ihnen dieß im höchsten Grad übel genommen. Man denuncierte ihren Edelmut in der Nationalversammlung als ein Kapitalverbrechen, und nahm daher Anlaß zu einer neuen Beschwerde, die darauf abzwirkte, den Untergang der königlichen Familie zu beschleunigen.

Was thaten denn aber mittlerweile die Freunde des Königs, als sie wahrnahmen, daß der Todesstreich über seinem geheiligten Haupte schwebte? Einige, die von dem Tosen des herannahenden Wettersturms völlig betäubt waren, getrauten sich nicht in die Zukunft zu blicken, und konnten schlechterdings zu keinem Entschluß kommen; andere ergriffen die Flucht; nur eine kleine Anzahl blieb auf ihren Posten. Der Egoismus, diese unausbleibliche Folge des Luxus und irreligiöser Grundsätze, ist die herrschende Krankheit, womit unsere meisten Zeitgenossen behaftet sind. Ihm ist es zuzuschreiben, daß der Strom revolutionärer Meinungen in seinem ungeflümmten Laufe Alles unwiderstehlich mit forttrifft. Wann sich die Individuen isoliren, so muß das Gemeinwesen natürlicherweise zu Grunde gehen; denn es verhält sich mit dem Staatskörper gerade auf eben die Art wie mit dem menschlichen Körper; wenn nemlich die einzelnen

Gedmaßen aufhören, zur Erhaltung des Ganzen zu wirken, so kann freylich nichts anderes als eine gänzliche Auflösung erfolgen. Die Begebenheiten, welche ich noch zu erzählen habe, sind gräßlich; da jedoch die Eigenthümer durch alle die fürchterlichen Vorfälle, welche sich bis dahin ereignet hatten, schlechterdings nicht zum Widerstande ermuntert werden konnten, so mußte es wohl endlich zu jener großen Katastrophe kommen.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Als man dem Könige von England erzählte, was Ludwig der Sechzehnte seit jener furchterlichen Epoche, die mit dem 20sten Junius begann, alles zu erdulden gehabt habe, rief er aus: Tausendmal lieber wollte ich mein Leben hingeben, als es auf eine so erbärmliche Art in der Gefangenschaft zubringen, wie der König von Frankreich! Sonach befindet sich ja der unglücklichste seiner Unterthanen in einer Lage, die gegen die seinige berechnend ist!

Alles, was ich in Betreff der entsetzlichen Leiden, welche der königlichen Familie seit dem mehr erwähnten 20sten Junius zugesügt wurden, zu sagen vermöchte, ist in diesen wenigen Worten enthalten: In jedem der darauf folgenden Tage hätten der König und die Königin den bekannten Ausdruck des kleinen Dauphin „Gestern ist noch nicht vorüber“ mit vollem Rechte auf ihre Umstände anwenden können. Die Beleidigungen und Schmähungen, welche man sich gegen sie erlaubte, nah-

men allgemach eine Art von feyerlichem Charakter an. Alle Sectionen, die ganze Municipalarität, und das gesetzgebende Corps, ertönten davon. Mit wüthendem Geschrey machte man bey allen diesen Stellen den Antrag, den König zu entthronen, und ihn aller seiner Rechte verlustig zu erklären. Einige Nichtswürdige, welche sich für Delegaten der Sectionen Maconseil ausgaben, erschienen vor den Schranken der Nationalversammlung, und erklärten, ihre Committenten hätten ihnen aufgetragen, den Eid der Treue wieder abzuschwören, welchen wir doch insgesamt dem Könige geleistet hatten, und wovon uns keine Macht auf der Welt entbinden konnte. Hiernächst foderten sie die Versammlung in den verwegensten Ausdrücken auf, entweder das Vaterland zu retten, oder wenigstens ihr Unvermögen zu bekennen, damit sich das Volk selbst re- June. Als wenn einige Jakobiner, die zur Section Maconseil gehörten, das ganze französische Volk wären!

Bev Anhörung dieser Blasphemien thatschte der eine Theil der Nationalversammlung in die Hände, der andere hingegen beobachtete das tiefste Stillschweigen. Carnot, der in jenen Tagen der Wuth zu den Gemäßigtesten gehörte, verlangte, man solle diesen Tollhändlern die Ehre der Sitzung bewilligen; doch fügte er hinzu, man müsse sich bloß darauf einschränken, sie wegen ihrer Verirrung zu bedauern.

Andre Döfemichter, welche sich Delegaten der Section Gravilliers nannten, blieben nicht dabey stehen, die Absetzung des Königs zu verlangen, sondern schrieben der Nationalversammlung sogar vor, wie sie dabey zu Werk gehen sollte. Sie wollten zwar den unglücklichen Monarchen im Besiz jenes Rechts lassen, welches damals allen Bürgern überhaupt zustam; auch hatten sie nichts dagegen einzurwenden, daß der König von einer gesetzmäßigen Jury gerichtet würde, wenn nur vorher ein Decret ergienge, daß wirklich eine Anklage gegen ihn Statt finde; übrigens verlangten sie aber Nothwendig, daß er während des Prozesses von allen seinen Verrichtungen suspendirt werden müsse.

Mit diesen königsmörderischen Anträgen, die man in unsern Tagen nicht ohne Schauern wieder in Erinnerung bringen kann, verbanden sie zugleich die empörendsten Drohungen gegen die Nationalversammlung selbst, und schlossen endlich mit folgenden Worten:

„Gefesageter! Noch zur Zeit wollen wir euch zwar die Ehre lassen, das Vaterland zu retten; zugleich erklären wir euch aber, daß, wosern ihr nicht bald Anstalt macht, euch dieser Pflicht zu entledigen, wir gewiß dasür sorgen werden uns selbst zu retten.“

Wird man es glauben? Auch diesen Schuften ward die Ehre der Sitzung bewilligt. Ein Grenadier von der

Nationalgarde konnte endlich diese Abscheulichkeiten nicht länger mit ansehen. Es war ihm nicht anders zu Muth, als ob er derselben sich theilhaftig machen würde; wenn er auch weiter nichts thäte, als daß er in einer so niederträchtig feigen Versammlung zugegen bliebe. Er trat daher mitten in den Saal, riß mit dem Ausdrück des lebhaftesten Unwillens seine Epauletten ab, und warf sie nebst seiner Grenadiermütze weit von sich weg.

In einer andern Sitzung *) ließ der Deputirte Rouyer diese höllischen Worte von sich hören: Man muß schließlich auf ein Mittel denken, alle Gegenrevolutionairs und Verschwörer so eber so lieber aus der Welt zu schaffen. Welche geschäftige Wuth! Welcher Blutdurst! Und wer hätte es sich träumen lassen, daß der Zeitpunkt schon so nahe sey, wo es nicht an Henkern fehlen würde, diesen brennenden Durst eines Rouyer zu stillen!

Es läßt sich leicht denken, daß diese Scenen, welche unter den Deputirten vorkamen, eine ganz außerordentliche Gährung in der Stadt erregten. Volcans, der sich

*) Sie wurde am dritten August, als an einem Freitage, des Morgens gehalten.

auf seine Marseiller verließ, und im Begriff stand, die Früchte seiner unzählbaren Schandthaten zu ähren, ließ während dieser Erbitterung der Gemüther nichts unversucht, die Blicke des Publikums auf sich zu ziehen. Unter andern ward in der Nationalversammlung ein Schreiben verlesen, welches von diesem verruchten Complotmacher herrührte, und die Unterschrift hatte: Ludwig Joseph von Orleans, Admiral. In diesem Schreiben ersuchte er die Nationalversammlung, sie möchte ihm doch ein öffentliches Amt, oder sonst einen Posten anvertrauen, wie er auch immer beschaffen seyn möchte. Unfehlbar wollte er hierunter ein solches Amt, einen solchen Posten verstanden wissen, welcher einen Grad höher wäre, als der, welchen er als Admiral bekleidete.

Aus diesen und allen andern Umständen konnte man nichts anderes schließen, als daß die königliche Familie ihrem Untergang nahe. Zu jeder Stunde des Tages schwärmten Herden um das Schloß, die auf die abentheuerlichste Art bewaffnet waren, und die es gar keinen Zweifel hatten, daß sie diese Gegend bloß in der Absicht auspähen, einen Angriffsplan zu entwerfen. Zu jeder Stunde der Nacht kamen Municipalbeamte ins Schloß, welche Pikenmänner zur Bedeckung bey sich hatten, mit dem größten Ungeflüm in die Zimmer drangen, und alle zur königlichen Familie gehörigen Personen aus dem Schlafe weckten, und zwar unter dem Vorwan-

de, als wenn sie nachsehen müßten, ob vielleicht eine derselben aus ihrem Gefängniß entwischt wäre. Was für schreckliche Drangsale mußten sich diese hohen Gefangenen gefallen lassen! Nicht einmal den elenden Trost gestattet man ihnen, die Leiden des vorhergehenden Tages im Schlafe zu vergessen! so weit trieb man die Barbarey, daß man ihnen nicht einmal die Erquickung gönnte, welche doch der ärgste Tyrann seinen Sklaven, ja sogar überführten Missethättern, aus Schaam vor sich selbst, nicht versagen würde! Wer von uns allen ist wohl so unglücklich, der, wenn er die Leiden dieser im Schooße des Glücks gebohrnen und erzeugten Personen erwähnt, nicht die Hand auf den Mund legen, und aufhören sollte über sein Schicksal zu murren?

So viel mußte doch wenigstens, seitdem die Anstifter der Revolution die Maske weggeworfen hatten, jedermann einleuchten, daß die Königin zeither aus keiner andern Absicht so entsetzlich verschrien und gelästert worden war, als weil sie unmittelbar zwischen ihnen und dem Thron stand. Eben so wenig konnte man die unwiderlegbare Wahrheit bezweifeln, daß alle jene Volksbewegungen, welche seit dem Jahre 1789 statt hatten, eigentlich darauf abzwekten, den rechtmäßigen König vom Throne zu stürzen, und einen Usurpator an seine Stelle zu setzen. Da denn also die Feinde der wirklich regierenden Dynastie das Geheimniß ihrer teuflischen Politik entschleyer-

ten, so war dieß eben so viel, als sprächen sie zur Nachwelt: „Alle jene Schmähschriften, welche wir in „der Absicht zusammenschmierten, Marien Antoinetten „der Achtung zu berauben, die ihr vermöge ihrer Geburt, „ihres Ranges und ihrer persönlichen Eigenschaften ge- „bührte, sind im Grunde nichts anders als ein Gewebe „der schändlichsten Lügen, an deren Verbreitung uns „aber um deswillen gelegen war, weil sie dazu dien- „ten, den Thron in den Augen des Volks verächtlich „zu machen.“

Die Nachwelt wird dereinst die Stärke dieser Pro-
logie unschätzbare nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen
wissen; allein die Leidenschaften, von welchen man sich
damals beherrschen ließ, hatten die Herzen der Zeitge-
nossen so sehr verborben, und ihre Vernunft dergestalt
verfinstert, daß man fast niemand mehr antraf, der
der Königin Gerechtigkeit widerfahren ließ, ausgenom-
men solche Personen, welche Gelegenheit gehabt hatten
sie in der Nähe kennen zu lernen. Alle das Böse, wel-
ches ihr übler Ruf nach sich zog, fiel ihr auf eben die
Art zur Last, als wenn sie es wirklich verdient hätte.

Ihr Unglück war aufs höchste gestiegen. Ja, ich
kann sogar mit Wahrheit versichern, daß sie allein den
ganzen Umfang desselben einsah; daß sie am ganzen
Hofe die einzige Person war, die es sich nicht verheelte,

daß alles verloren, unwiederbringlich verloren sey. Die Frage wegen der Thronentsehung wurde von neuem in der Nationalversammlung mit der äußersten Wuth und Erbitterung erörtert. Diejenigen Deputirten, welche gegen diese scandalöse Erörterung stimmten, wurden beschimpft, mißhandelt, von Mördern umgeben. Bei jedem Tritt und Schritt sahen sie sich in eine Schlägerei verwickelt. Es kam endlich so weit, daß sie nicht mehr mit Sicherheit in ihren Wohnungen schlafen konnten. Zu dieser Anzahl gehörten Regnault, Beaucaron, Frondieres, Girardin *), und Vaublanc.

In der Sitzung am neunten August gab endlich Lamarque auf eine ganz ungewöhnliche Art zu verstehen, wo man hinaus wollte. Er ließ sich folgendergestalt vernehmen:

„Sehen seit geraumer Zeit hat die vollstreckende Gewalt dem gesetzgebenden Corps offenbar den Krieg er-

*) Als sich Girardin beklagte, daß er in einem der schmarren Säle, welche nach der Nationalversammlung führen, verwundet worden sey, rief ihm eine unbekante Stimme zu: Sagen Sie uns doch, wo Sie verwundet worden sind! — Wo? erwiderte Girardin. Eine schöne Frage! Von hinten. Verwunden etwa Neuchelmörs der auf eine andere Manier?

„kläret. Demzufolge wird die Nationalversammlung
 „überzeugt seyn, daß erstere alle nur erdentliche Mittel
 „anwenden werde, sie unter seine Botmäßigkeit zu
 „bringen.

„In der Absicht, ihre Entwürfe durchzusetzen, wird
 „die vollstreckende Gewalt unfehlbar die Föhrung, welche
 „dermalen in den Gemüthern vorgehet, benutzen, und
 „Unruhen unter dem Volke zu erregen suchen. . . Der
 „Ausführung eines solchen Vorhabens muß die Ver-
 „sammlung zuvorkommen. Ich mache ihr daher den
 „Antrag, zu decretiren:

„Daß ihre Sitzungen so lange permanent seyn sol-
 „len, bis die wichtige Frage wegen der Entthronung
 „entschieden wird.

„Daß alle und jede Bürger, welche nicht seit Jahr
 „und Tag in Paris wohnen, jedoch mit Ausnahme der
 „Föderirten *), gehalten seyn sollen, von Seiten der
 „Municipalität Attestate ihres Ewignus vorzubringen,
 „oder widrigenfalls sich von da zu entfernen.

*) Unter diesen Föderirten sind jene Banditen zu verstehen,
 welche man aus den südlichen Provinzen in der Absicht
 verschrieben hatte, den König zu ermordeu. Hieraus
 erhellet, daß Lamarque durch obige Ausnahme einen
 Beweis seiner Klugheit ablegte.

„Daß man alle diejenigen Bürger, welche sich weigern dieser Verordnung Folge zu leisten, als verdächtige Leute einsperren, und bis nach geendigtem Kriege in gefänglicher Hefe behalten werde.

„Daß man Polizeymaafregeln gegen die Verbreitung gewisser Druckschriften ergreife, und demzufolge die Municipalitäten autorisire, den Umlauf solcher Journale zu verhindern, die dafür bekannt sind, daß sie den Incivismus und die Gegenrevolution predigen. . . .“

Während der Zeit, daß Lamarque in der geschehenden Versammlung diesen feyerlichen Antrag zur Proscription der königlichen Familie machte, beschäftigte sich der Vandal Manuel damit, daß er im Hofe des Stadthauses die Statue Ludwigs des Vierzehnten, die seit mehr als hundert Jahren ruhig auf ihrem Platze gestanden hatte, in Stücken zerstückte und von ihrem Fußgestell stürzte. Dieß nannte er die Entthronung Ludwigs des Vierzehnten.

Niemand als nur den Feinden der Jakobiner blieb es verborgen, worauf alle diese Bewegungen abzwedten. Lebhaft erinnere ich mich noch immer des achten Auguß, an welchem ich mich in einem Hause befand, wo mehrere Personen beisammen waren, welche sich für erklärte Anhänger der königlichen Familie ausgaben, und auch wirklich an deren Erhaltung den lebhaftesten Antheil

theil nahmen. Ungeachtet ich mir alle erdenkliche Mühe gab, konnte ich diese Leute dennoch nicht überzeugen, daß den dritten Tag nachher Alles entschieden seyn würde, was sowohl auf den König, als auch auf die Monarchie und die vorgebliche Constitution vom Jahre 1791 Bezug habe. Sie gaben zwar zu, daß ein Complot existire, welches königsmörderische Absichten im Schilde führe, behaupteten aber stief und fest, daß man wenigstens noch vierzehn Tage, wo nicht drei Wochen, Zeit habe, sich gegen dieses Attentat in Sicherheit zu setzen.

Der nemlichen Meinung war man auch im Schlosse. Selbst die Jacobiner hätten sich nicht ärger davor fürchten können, daß sich ein Haufe Volke rings um den König versammeln möchte, als man sich hier davor fürchtete. Eine Versammlung dieser Art, meinte man, könne dazu beytragen, den Verdacht des Verraths und seiner Regionen zu erregen.

Welche Schlussfolger! Als wenn es noch eines Verdachts bedurft hätte, diese Fesewichter, welche ohnehin fest entschlossen waren, sich im Blute der königlichen Familie zu baden, zu Ausführung ihres Verhabens zu bewegen! Zwen Männer *), wovon sich besonders der

*) Grouvelle und Osselin. Ersterer, vormals Secrétaire des Herzogs von Conde, ward gleich nach dem 10ten August Secrétaire des neuen Justizministers Garat, und letzter Theil.

eine durch seine während der Revolution verübten Grausamkeiten verächtlich gemacht hatte, und welche damals beide als Municipalbeamten angestellt waren, haben diese unbegreifliche Apathie, wodurch alles im Schlosse, und zwar zu eben der Zeit, wo man auf allen Seiten Anstalten machte dasselbe zu belagern, in die größte Unthätigkeit gerieth, durch ihre Aussage ganz außer Zweifel gesetzt. Aus einem in der Nacht vom fünften zum sechsten August von ihnen ausgesetzten Protokoll erhellt, daß sie sich in das Schloß der Thuillerien begeben, und dasselbst von Nachts zehn Uhr an bis Morgens um fünf, alle Zimmer und Posten visitirt hatten, wo es sich denn fand, daß die gesammte Mannschaft, welche daselbst die Nacht hatte, aus nicht mehr als zweyhundert und zwanzig Nationalgarden und aus zweyhundert und neunzehn Schweizern bestand.

Dies war denn also die Kriegsmacht, welche der König den eben so arminiaen als zahllosen Cohorten Pe-
trons entgegen stellte. Die Königin, welche deren Un-

in dieser Qualität seinem Könige das Todesurtheil vor. Er ist jetzt Gesandter in Copenhagen, und war der erste Gesandte, den die französischen Königsräther an einen König senden konnten, wozu man denn absichtlich den Verleher des Convents Arthels über Ludwig den Sechsten wählte.

zulänglichkeit mehr als zu wohl einsah, that demungeachtet nicht den allergeringsten Vorschlag, dieselbe zu vermehren; denn fürs erste wollte sie unter diesen bedenklichen Umständen sich keiner Verantwortlichkeit aussetzen, indem sie befürchtete, daß man ihr alles auf den Hals wälzen möchte, wenn etwa die von ihr angerathenen Maasregeln üble Folgen hätten; und zweitens war sie nur allzu sehr überzeugt, daß einem Könige, der sich in einer solchen Lage wie Ludwig der Sechsbunte befand, die Soldaten eben nicht auf den Wink zu Obed stünden. In der festen Ueberzeugung, daß sowohl sie als ihr Gemahl ganz unschlüßbar unterliegen würden, wollte sie niemanden durch ihre Vertheidigung in Gefahr stürzen, und sah daher ihrem unvermeidlichen Schicksal mit einer Art von Gefühllosigkeit entgegen.

Endlich ereigneten sich denn die Vorfälle vom zehnten August, und wirklich konnte es nicht anders seyn, als daß sich dieselben ereignen mußten. Ich habe bereits, sowohl in meiner Lobschrift auf Ludwig den Sechsbunten, als auch in der Verschwörungsgeschichte des Orleans, von diesem Tage ausführlich gesprochen, und werde jetzt nichts weiter davon anführen, das von mir selbst herrührt; da mir jedoch unendlich viel daran gelegen ist, daß meine Unpartheylichkeit selbst von solchen Personen nicht in Zweifel gezogen werde, welche ganz andern Meinungen zugethan sind als ich, so werde ich

statt meiner einen Zeugen reden lassen, dessen Grundsätze von jeher so beschaffen waren, daß ich sie unmöglich für die meinigen erkennen konnte.

Dieser Zeuge ist Herr De Joly, welcher vor der Revolution als Advocat bey den obersten Gerichtsstellen diente, nachher aber sich ehne den geringsten Widerwillen in alle revolutionnaire Thaten verwickeln ließ. Zu der Zeit, wo Petion Maire war, bekleidete er bey der pariser Gemeinde die Stelle als Secrétaire Gressier. Am dritten Julius 1792 ward er zum Nachfolger des Justizministers Duvalbon ernannt, und diesen Platz behauptete er denn auch noch am zehnten August. Da er bald nachher ins Gefängniß geworfen wurde, so machte er es sich in seinen müßigen Stunden zum Geschäft, dasjenige zu Papier zu bringen, was er an jenem Tage wahrgenommen hatte. Diese seine Erzählung will ich denn also dem Leser vorlegen; und die Erzählung eines Augenzugen, welcher sich während jener Revolutionsereignisse vermöge seiner Amtsgeschäfte ganz nahe bey dem Kénac befand, müßte doch, dünkte ich, zu einem evidenten Beweis dienen, daß ich bey der Auswahl meiner Beweisstücke bloß darauf Rücksicht nehme, dem Leser die Wahrheit auf eine solche Art vor Augen zu stellen, daß er sie in ihrem ganzen Zusammenhange übersehen kann. Eversältig enthalte ich mich, ihm in seinem Urtheile über dasjenige, was er nun gleich zu lesen bekom-

men wird, vortreiben zu wollen, und eben darum will ich nicht die allgeringste Bemerkung beifügen, die etwa auf die kurze Rolle, welche die Königin am zehnten August spielte, Bezug haben möchte.

Das eigenhändige Original-Manuscript des Ministers De Joly befindet sich im Archiv des ehemaligen, vom Nationalconvent angeordneten, allgemeinen Sicherheitsausschusses. Oben auf dem Rücken ist es mit 13 numeriert, und weiter unten mit 42 nebst Handzeichen. Ganz unten, und zwar auf dem Rande, steht Folgendes geschrieben: Cahier A, no. 42 aa, cote a 48, pièces 47.

Uebrigens darf ich wohl nicht befürchten, daß mir Herr De Joly die öffentliche Bekanntmachung seiner Relation verweigern werde. Sie gehört der Geschichte zu, welche nichts unbenutzt lassen darf, was dazu beitragen kann, der Nachwelt die Begebenheiten aus dem richtigen Gesichtspunkte zu zeigen. Hiernächst hat ja jeder Schriftsteller das Recht, Papiere zu benutzen, die in einem öffentlichen Archiv aufbewahrt werden, und ich wüßte niemanden, dem es nicht eben so gut wie nur vergönnt wäre, jenes, das dem ehemaligen allgemeinen Sicherheitsausschuß des Nationalconvents zuwachte, zu benutzen, und die darin befindlichen Actenstücke copiren zu lassen. Wirklich bin ich nicht der einzige, der die Relation, welche der Leser nun gleich zu lesen bekommen

wird, in Händen hat; im Uebrigen theil weiß ich mit Gewißheit, daß mehrere Abschriften davon existiren.

Nur der einzige Umstand hätte mich allzufalls von der öffentlichen Bekanntmachung dieser Piece abhalten können, daß die Sicherheit ihres Verfassers etwa dadurch in Gefahr gerathen möchte; allein bey Durchsicht derselben wird man überzeugt werden, daß ich nicht die allergeringste Veranlassung habe, dießfalls in Sorge zu sehn.

Am Rande des Originals hat Herr De Joly mit eigener Hand Folgendes notirt: „Geschrieben von mir, am 14ten Brum. 1792, als dem vierten Tage meiner Verhaftung. In jenem Zeitpunkte waren als Minister anwesend: Daget de Sainte-Eveir, bey den auswärtigen Angelegenheiten; Du Rouchage, bey der Marine; D'Abancourt, bey dem Kriegswesen; Le Roux de La Ville, im Innern; Champion, bey dem Aemalachen Hause; und De Joly, bey dem Justizwesen.“

Historischer Bericht

über die Verfälle, welche sich in der Nacht vom neunten auf den zehnten Brum. 1792, und am zehnten des Morgens, im Schloß der Thoulouren ereignet haben.

Ich war selbst im Schloß gegenwärtig, und nahm daselbst Folgendes wahr:

Der König war bereits seit mehreren Tagen von den Mitteln benachrichtigt, deren man sich in der Absicht bediente, das Volk aufzuwiegen, und unter demselben eine große Bewegung zu veranlassen.

Schon in der Nacht vom 26sten auf den 27sten Julius hatte man eine Bewegung dieser Art bemerkt, doch war es dem Herrn Maire gelungen, sie noch zur rechten Zeit zu unterdrücken.

Schon in der Nacht vom Sonntage zum Montage *) befanden sich die Minister in der quälendsten Unruhe. Sie hatten sich daher unverzüglich aufs Schloß begeben, und dort übernachtet.

Die Volksbewegung war aber wieder aufgeschoben worden. Die Vertagung der über Le Fayette verhängten Untersuchung, die ausgesetzte Erörterung der Streitfrage wegen der Entfremdung, und das Decret, wodurch der Beschluß der Section Mauconseil, die ihren Eid der Treue zurücknehmen wollte, cassirt worden war, mochten wohl die Ursache jenes Aufschubs sein.

Den Sonntag und Montag **) blieb es ziemlich ruhig. Montags wünschte der König mit Herrn Petion

*) Vom 26sten zum 27sten Julius.

**) Den 2ten und 3ten August.

zu sprechen. Er ließ ihn zu sich entbieten. Der Maire bezog sich aufs Schloß. Der Komar, Herr Petion und der Bürger des Innern *), sprachen mit einander über den dermaligen Zustand der Hauptstadt, zugleich auch über die Nothwendigkeit, so wie über die Mittel, die Gemüther zu besänftigen, und die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. Herr Petion versprach, hierzu alles Mögliche beizutragen, was nur in seinen Kräften stünde. Der Komar erklärte, daß er auf sie insofern das größte Vertrauen setze. Herr Petion bezog sich wech, und der Komar hing wieder an einige Hoffnung zu schöpfen.

Diese Hoffnung war aber von kurzer Dauer. Die Gerüchte, welche sich seit einigen Tagen verbreitet hatten, hingen wieder an überhand zu nehmen, und wurden noch beunruhigender als zuvor. Man hielt es nicht der Ruhe mehr werth, weder den entworfenen Plan, noch die Mittel zu verheimlichen, wodurch man ihn auszuführen suchte. Die Minister ließen dieß dem Departement hinterbringen. Das Departement hatte aber schon eben so beunruhigende Nachrichten erhalten.

In der nächstfolgenden Sitzung, des Mittwuchs **), wurden zwei Beschlüsse gefaßt; der Maire wurde

) Champion.

**) Den sten Jauß.

nach dem Departemente berufen, ließ sich aber bis um Mitternachtszeit vergebens erwarten.

Tag darauf, als am Donnerstage *), erhielten die Mitglieder der Staatsverwaltung abermals sehr beunruhigende Nachrichten. Man hatte zuvörderst immer behauptet, die Beruhigung des Volks hänge bloß davon ab, daß die Frage wegen der Thronentsetzung entschieden würde; mithin beschloß man, daß an dem nemlichen Donnerstage darüber referirt werden sollte. Immer hörte man die Drohung wiederholen, diese Sache müsse schlechterdings noch vor Mitternacht entschieden werden, widrigenfalls werde sich das Volk in Masse erheben. Man verließ sich auf den Bericht; Herr von Condorcet erstattete ihn zwar, die Erörterung aber wurde vertagt.

Anfänglich glaubte man, diese Vertagung würde die Folge haben, daß dadurch die Ausführung der Entwürfe verzögert würde, welche man noch des nemlichen Tages ins Werk zu setzen gedrohet hatte; demungeachtet unterließ man aber nicht neue Vorsehungen zu Erhaltung der öffentlichen Sicherheit zu treffen. Der Maire wurde abermals in das Departement

*) Den 9ten August.

berufen *); denn da der Tag, an welchem das Anlagedekret gegen Herrn De la Fayette ausgearbeitet werden sollte, wieder abgeändert worden war, so hatte Herr Peron geschrieben, er wolle zwar gern alles Mögliche thun, doch könne er für nichts mehr gut seyn. Ueber diesen wichtigen Punkt wünschte man ihn zu vernehmen. Er kam, und hatte Herrn Pissier bey sich, welcher als Kommissarbeamter und zugleich als Demüthigungsverwalter anwesend war. Dieser Konferenz wohnten zwei Künstler bey, wovon auch ich achörte. Jeder erstattete von demjenigen Bericht, was er wusste, und das Resultat war dies, daß das Uebel sehr groß, sehr drückend sey, daß man aber wenig oder gar keine Mittel zu Händen habe, es zu verhindern, geschweige ihm zu beseitigen.

Die Nationalversammlung war über die Gerüchte, welche dem Departemente und den Künstlern volle Arbeit verschafften, nicht wenig betroffen. Die Ereignisse, welche sich verschiedene Tage vorher, und zwar am Ende der Sitzung, wo das Anlagedekret gegen den Marquis De la Fayette verworfen worden war, gegen

) Das Departement bestand aus den Herren Gouillon, Beaumer, Tain, D'Armeson, Le Vieillard und Charton.

einige Deputirte erlaubten, hatte die ganze Aufmerksamkeit des gesessenden Corps erregt. Es beschied den Generalprocureur vor sich, der ihm sowohl von dem gegenwärtigen Zustande der Stadt, als auch von den Maßregeln, wodurch man die öffentliche Ruhe zu erhalten hoffte, Bericht abflattern sollte. Herr Röderer gehorchte diesem Decrete; er verhehlte nichts; die Nationalversammlung wurde satzsam von allem unterrichtet.

Bei seiner Rückkunft in das Departement fand Herr Röderer den Herrn Maire daselbst. Jetzt ging die Conferenz von neuem wieder an, und wurde mit vieler Lebhaftigkeit fortgesetzt. Besonders ließ man es sich sehr anlegen seyn, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch man die Ruhe wieder herstellen, die Gemüther besänftigen und allen Excessen vorbeugen könne. Zu dem Ende that der Herr Maire den Vorschlag, die Sitzungen für permanent zu erklären; aber es war nicht genug, dem Lode zu trotzen, man mußte zugleich auch Bedacht darauf nehmen, das gemeine Wesen zu retten.

Jeder begab sich nach Hause.

Jetzt war es fünf Uhr. Von Stunde zu Stunde erhielt man die Künstler umständlichere Nachrichten von dem vorhabenden Entwurfe, und von der Zeit seiner Ausführung. Diese Nachrichten waren so fürchterlich

und die Umstände schienen so dringend, daß sich ihrer drei in das Schloß begaben, um sie dem Könige zu hinterbringen.

Der König war von ihrem Dienstleister gerührt, wußte sich aber nicht zu helfen. War es Schwäche, war es Unentschlossenheit, oder irgend ein anderer und unbekannter Veranlassung, warum, der König wollte von den Hülfsmitteln, die ich ihm vorschlug, und die ich bereits weiter oben angegeben habe, schlechterdings keinen Gebrauch machen. Noch an dem nämlichen Tage hatte er sich angewandt, ein von dem Minister des Innern und zugleich auch von mir in Vorschlag gebrachtes Schreiben an die Nationalversammlung erlassen zu lassen, dessen Inhalt ungefähr darauf hinaus lief: „Der König bezeuge das größte Mißvergnügen über alles, was sich am vorhergehenden Tage ereignet hätte, und besonders über die sträflichen Verachungen, welche man sich gegen einige Deputirten erlaubt habe; er versichere hoch und theuer, daß er sich ungesäumt der ihm durch die Constitution anvertrauten Macht und Gewalt in ihrem vollen Umfang bedienen werde, um in dieser ihn persönlich betreffenden Angelegenheit, wäre es auch mit Gefahr seines Lebens, die Freiheit, die Unabhängigkeit und die Unverletzbarkeit der Volksrepräsentanten sicher zu stellen.“

Dies projectirte Schreiben wurde von zwey andern Ministern verworfen; die Königin stimmte ihnen bey *). Man meinte, dieser Schritt würde Schwäche verrathen; der König würde sich dadurch das Ansehen geben, als suche er, eben da man im Begriff sey, eine ihn persönlich betreffende Erörterung vorzunehmen, die Stimmen zu erschleichen. Dieser elende Einwurf behielt die Oberhand. Drey Wochen vorher hatte ich darauf angetragen, der König solle sich in die Nationalversammlung begeben, und daselbst seine Willensmeinung freymüthig eröffnen, anstatt sie in Form einer Proclamation einzuschleiden; solle mit aller Stärke der Beredsamkeit gegen das Kaufseß des Herzogs von Braunschweig losdennern, anstatt in einem freßigen und mit allzu großem Ernst abgefaßten Schreiben zu erklären, daß die Authenticität jenes Kaufseßes durch nichts verhärtet sey. Dieser Vorschlag ward aber nicht ausgeführt; eines Theils, weil der König befürchtete, daß man ihn von den Tribunen herab auszuweisen möchte; andern Theils, weil zwey Minister, die ich hier absichtlich nicht nennen mag, damit es nicht das Ansehen habe, als wenn ich ihnen Vorwürfe machen wollte, sich auf das stärkste

*) Allem Vermuthen nach deswegen, weil sie nur allzu sehr überzeugt war, daß man in einer Kette dieser Art mit schriftlichen Aufzügen nichts ausrichten könne.

Dagegen setzten. Ihr Widerspruch schmeichelte der Unschlüssigkeit des Monarchen, mithin geschah nichts; die vollstreckende Gewalt blieb in ihrer Nullität, und diese Nullität zog bald darauf ihren Sturz, ihre gänzliche Vernichtung nach sich.

Ich fahre nun wieder in meiner Erzählung fort.

Als die Minister dem Könige Bericht erstattet hatten, entfernte sich die Königin nebst ihrer Familie, kam aber eine Stunde nachher wieder zurück. Jetzt war es Abends neun Uhr.

Jeder begab sich nun in sein Departement, und ergriff diejenigen Maassregeln, die ihm die Klugheit an die Hand gab. Bald darauf kamen sie wieder ins Schloß zurück. Mit dem Glockenschlag zehne, waren sie alle wieder beisammen.

Bevor ich wieder ins Schloß zurückging, begab ich mich erst in das Departement, wo ich mit dem Herrn Generalprocureur sprach. Das Departement mußte die ganze Nacht hindurch beisammen bleiben. Der Generalprocureur war erbötig, sich selbst in das Schloß zu verfügen, wenn es der König für nöthig erachten sollte. Der König äußerte den Wunsch, daß es geschehen möchte. Sogleich hinterbrachte ich ihn dem Herrn Rödder, und diese Magistratspersonen begab sich

augenblicklich zum Könige. Als dieß geschah, war es nicht weit mehr von Zwölf.

Dieß war die Stunde, wo die Zusammenrottung vor sich gehen, und an mehreren Orten zugleich die Sturmglocke geläutet werden sollte. Die getreuen Kundschafter, welche man nach verschiedenen Stadtvierteln ausgesandt hatte, die eigentliche Lage der Dinge zu erforschen, fanden sich nun nach und nach wieder ein, und alle brachten die beunruhigten Nachrichten mit.

Die Zusammenrottung gieng wirklich vor sich; seit zwey Stunden liefen bereits bewaffnete Leute in den Straßen der Vorstadt Saint-Antoine umher; andere verhielten sich mittlerweile ganz ruhig in ihren Wohnungen, und warteten bloß auf das Lärmzeichen. Endlich ertönte die Sturmglocke, und nun eilte das Volk von allen Seiten nach dem Platze, wo ehemals die Basilide gestanden hatte.

In kurzer Zeit war auch der Platz vor dem Rathhause mit einer ungeheuern Menge Menschen bedeckt. Der Gemeinderath hatte sich versammelt, und war eben so wie das Departement entschlossen, seine Berathschlagungen die ganze Nacht hindurch fortzusetzen.

Ehe es noch so weit kam, ehe sich noch die Sturmglocke hören ließ, entfernten sich der Maire und verschiedene Municipalbeamte, namentlich die Herren Boucher de Rene, Borie, Terrier, J. J. le Roux, Vignes, und

von den Notabeln Herr Beule, vom Rathhause, und begaben sich ins Schloß.

Der König ließ sie den Augenblick vor sich. Der Maire eröffnete ihm, „daß er es in diesem kritischen Augenblicke, wo, wie er nicht bergen könne, die größten Gefahren bevorständen, für seine Pflicht halte, sich in eigener Person einzufinden, um für die Sicherheit des Königs und die Erhaltung seiner Familie zu wachen.“

Mit innigster Nührung stattete der König dem Herrn Petion für diese Erklärung seinen Dank ab. Das Gespräch, welches sie mit einander führten, mochte ein Paar Minuten gedauert haben, als es Herr Petion zuerst unterbrach, und zwar in der Absicht die Pösten zu visitiren.

Zu dem Ende begab er sich in die Schloßböfe, und von da in den Garten, gieng von einem Pösten zum andern, sprach mit dem Commandanten, und kam endlich über die Terrasse, welche dem Schlosse gerade gegen über liegt, wieder zurück. Vorher aber hatte er sich vor den Schranken der Nationalversammlung gezeigt, wo mehrere Deputirten sich in eben dem Augenblicke versammelt hatten, als sie den Generalmarsch schlugen, die Sturmglocke läuten, und die Vermianone abfeuern hörten.

Jetzt war es Morgens Ein Uhr. Da sich die Sturmglocke nicht eher hören ließ, als bis sich der Herr Maire schon wieder vom Könige entfernt hatte, so trug
mir

mir der König auf, Herrn Petion hiervon zu benachrichtigen, und ihm zugleich zu hinterbringen, Seine Majestät wünschten, daß man die Pforten, welche an der Terrasse bey dem Feuillantinerkloster befindlich wären, verschließen möchte. Man hatte nemlich diese Terrasse für einen Theil des äussern Bezirks erklärt, welcher der Nationalversammlung zugehörte, mithin gebührte auch ihr allein das Recht darüber zu disponiren. Als ich daher dem Herrn Petion das Verlangen des Königs zu erkennen gab, drang ich sehr ernstlich in ihn, es der Nationalversammlung vorzutragen. Der Herr Maire hätte dieß um so ehender ins Werk setzen können, da man bereits die Sturmglocke und den Generalmarsch gehört hatte; da man mit Gewißheit überzeugt war, daß die Zusammenrottirung wirklich vor sich gieng; und da die Nationalversammlung den Herrn Maire schon seit drey viertel Stunden vor ihren Schranken erwartete.

Kast uns dem Gange der Begebenheiten folgen! Sie häufen, sie drängen sich in diesem wichtigen Momente, der Alles entscheidet. Zeitgenossen, merkt auf! Du aber, Nachwelt, entfere dich, und entfere dich abermals! Gleich sollst du urtheilen.

Die Befehle des Königs wurden dem Herrn Petion richtig hinterbracht, und er sah ihre Zweckmäßigkeit ein. Wirklich ließ er, ehe er sich in die Nationalversammlung verfügte, die Pforte verschließen, welche nach dem Hofe

bey der Reitschule führt. Der Schweizer, welcher die Aufsicht darüber führte, erhielt den gemessenen Befehl hierzu, im Vorseyn der sämmtlichen Munizipalbeamten, und einiger Grenadiere, welche dem Herrn Maire das Geleite gaben.

Folgendes Zeugniß bin ich der Wahrheit schuldig. Ein Grenadier ließ sich bey dieser Gelegenheit von der Feme überreden; seine Empfindlichkeit verleitete ihn zu einem Fehler gegen die Subordination. „Herr Maire, sprach er, wir bemerken mit dem lebhaftesten Vergnügen, mit der ehrerbietigsten Erkenntlichkeit, daß Ihr Antzeiſer immer über die Töſheit Ihrer Gegner den Sieg erhält; daß Sie überall zugegen sind, wo Sie dem Vaterlande einen ersprißlichen Dienst leisten können; dieß ist aber noch nicht genug. Warum dulden Sie, daß in Paris partielle Zusammenrottungen Statt finden, woraus nach und nach allgemeine entstehen können? Warum lassen Sie sich von Jacobinern beherrschen, die mit dem Vorhaben umgehen, uns ins Verderben zu stürzen? Was hat denn, zum Beispiel, der Herr Santexre immer bey Ihnen zu thun; dieser Mensch, dem nie das Geseß beikommen kann? Was macht er jetzt auf dem Rathhause? Herr Maire, Herr Maire! Bedenken Sie, daß Sie für die öffentliche Ruhe, für die Erhaltung unsers Eigenthums verantwortlich sind! Daß Sie“ — Bey diesen Worten, die dem Grenadier nur so aus dem Munde strömten, und worauf der Herr

Maire weiter nichts zu antworten wußte, als: „Was wollen Sie damit sagen, Herr? Sie sehen den Respect aus den Augen. Sie vergessen sich. Ja so! Nun, wir wollen doch sehen. Lassen Sie einmal hören! —“
 Bey diesen Worten, sagte ich, nahmen sich fast alle in der Nähe befindliche Nationalgarden des Maire an, legten dem Grenadiere Stillschweigen auf, und nöthigten ihn, sich zu entfernen; der Herr Maire aber begab sich unmittelbar von da in die Nationalversammlung. Hier theilte er alle Aufschlüsse, die man von ihm verlangte; nur von der Terrasse bey dem Feuillantenerkloster sagte er kein Wort.

Gleich nachher gieng Herr Perion wieder in den Garten, und kam auf jene Terrasse zurück. Hier sah ich ihn, von der nemlichen Gruppe umgeben, und in Gesellschaft der nemlichen Municipalbeamten, auf und abspazieren, nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt eine größere Anzahl Nationalgarden bey sich hatte.

Ich war dabey zugegen, als der Commandant eines bataillon Nationalgarden — irrte ich nicht, so nannte man es das Bataillon der Prémonstratenser — den Herrn Maire, gerade dem großen Schloßthore gegenüber, anredete und ihm erzählte, „es sey Alles ruhig; man habe nichts mehr zu fürchten; die Sectionscommissarien, welche sich mit der Vorstadt Saint Antoine vereinigt gehabt hätten, wären wieder auseinander gegang-

„gen, hätten die Ausführung ihres Vorhabens verschoben, und die Abrede genommen, daß sie sich des nächsten Frentags in aller Frühe auf dem Rathhaus einfinden und sodann einen entscheidenden Beschluß fassen wollten; bis dahin aber sey, wie gesagt, nicht das geringste zu fürchten.“

Diese Botschaft kam allzu erwünscht, als daß man sie in der Freude seines Herzens nicht hätte für wahr halten sollen. Der Herr Maire zollte ihr seinen ganzen Beifall, und äußerte, daß er sich nun nach Hause begeben wolle.

Indeß stellten ihm verschiedene Personen vor, die Erzählung des Bataillonchefs könne zwar allerdings wahr seyn, ohne daß sich jedoch die Gefahr im geringsten vermindert habe.

Bei genauerer Untersuchung ergab sich, daß jener Bataillonchef unmittelbar aus der Section De la Croix-Rouge kam; daß die besagten Commissarien zwar um elf Uhr auseinander gegangen waren; daß man aber nachher dennoch, und ihres vorgeblichen Beschlusses ungeachtet, die Sturmlocke geläutet, und die Värmkanone losgeschossen hatte; daß die Zusammenrottung wirklich zu Stande gekommen war, und daß man zu versetzen gegeben hatte, sie werde sich nicht eher als um fünf des Morgens in Marsch setzen.

Dieser Aufseunement erregte neue Besorgnisse. Noch immer stand man auf einer und eben derselben Stelle,

ohne mit einander übereinkommen zu können, als der Munizipalbeamte Herr Mouchet nebst noch einem andern ziemlich langen Bürger herzutrat, der, wie ich mit Gewißheit wußte, als Mitglied zum Bürgerrathe (Conseil generale) gehörte. Ihre Ausfagen machten die Sache nur noch verwirrter.

Jetzt mochte es halb zwen, oder zwen Uhr seyn.

Herr Mouchet erzählte, er komme so eben aus der Vorstadt; er habe Alles persönlich in Augenschein genommen; Alles sey ruhig und still; er selbst hätte sich mit den wenigen Bürgern, die ihm auf der Straßte begegnet wären, ins Gespräch eingelassen, und anstatt etwas Beunruhigendes oder Unglück Verkündigendes gewahr worden zu seyn, glaube er vielmehr, daß nicht die allgeringste Volksbewegung Statt finden werde *).

Der Gefährte des Herrn Mouchet stattete hingegen einen ganz andern Bericht ab, und dieser Bericht stimmte auf das genaueste mit der Wahrheit überein. Man hatte die Sturmglocke geläutet; die Färmkanone war abgeseuert worden; das Volk war in Bewegung; die Zusammenrottirung hatte sich wirklich formirt; man erlaubte sich Drohungen; die unglückeschwangern Entwürfe, und die Rettungsanstalten, den König beyzu-

*) Dieser Mouchet ist doch ein Erzschurke!

Leben zu erhalten, mußten sich in eben dem Verhältniß vermehren, je größer die Furcht und das Schrecken war, welches sich auf allen Seiten zeigte.

Der Maire schwankte eine Zeitlang zwischen beiden Gerüchten; endlich bemerkte ich, daß er auf seinem Vorsatz, sich nach Hause zu begeben, beharrte. Man machte ihm jedoch einleuchtend, wie nothwendig es sey, daß er noch eine Zeitlang da bleibe, und nun versprach er, sich nicht eher von seinem Posten zu entfernen, bis alle Gefahr gänzlich vorüber seyn würde.

Nun schickte der König, und ließ ihn einladen, sich hinauf zu ihm in seine Wohnung zu begeben; der Herr Maire war aber der Meinung, daß seine Gegenwart unten im Garten nothwendiger sey.

Dies ist's, was ich mit eigenen Augen sah; Nachfolgendes habe ich nur vom Hörensagen.

Man erzählte mir, als ich mich vom Herrn Maire und seiner Gesellschaft entfernt gehabt hätte, sey ihm Befehl zugethelt worden, sich unverzüglich vor den Schranken der Nationalversammlung zu stellen; dieß habe er gethan; der Herr Präsident hätte ihm hierauf ein Schreiben mitgetheilt, das er so eben von den Polizeibeamten erhalten hätte, worin sich diese beschwerten, daß der Herr Maire, vermittelst eines handschriftlichen Exzeßbefehls, verhaftet worden sey, und im Schlosse als Geißel zurückbehalten werde.“

Man versicherte mich, als er über diese Sache befragt worden sey, habe er die Verhaftnehmung gelügnnet, zugleich aber hinzugesetzt, es wären ihm allerley unangenehme Dinge gesagt worden, doch wisse er seine Feinde zu verachten, sobald es darauf ankomme, seine Pflichten zu erfüllen, und seinem Vaterlande zu dienen.

Man versicherte mich ferner, daß hierauf Herr Moutet das Wort genommen, sich in eine umständliche Erzählung eingelassen, und sich das Ansehen gegeben habe, als wenn er dasjenige, was Herr Perion in Abrede stellte, bekräftigen wolle.

Endlich versichert man mich, und eben dieß ist es, was mir gar nicht in den Kopf will, daß der Herr Maire beim Hinweggehn aus der Nationalversammlung das Schloß verlassen, sich nochmals auf das Rathhaus begeben, und daselbst geradezu erklärt habe, er hätte als Geißel in Verhaft bleiben sollen.

Ob Letzteres Grund hat, getraue ich mich nicht zu behaupten; aber Folgendes kann ich mit Wahrheit bezeugen:

Es war halb vier Uhr des Morgens, als schnell auf einander die beunruhigendsten Nachrichten einliefen. Wenn man glaubte, die schrecklichste sey nun vorüber, so kam gleich darauf wieder eine andere, deren Inhalt noch fürchterlicher war.

Man berichtete uns, auf dem Rathhause versammelt: sich nach und nach eine große Anzahl Menschen, welche die feindseligsten Absichten zu haben schienen.

Gleich nachher ward uns gemeldet, man habe die ganze Municipalität cassirt und aus einander gejagt. Die Herren Petion und Manuel wären unter allen ihren Mitgliedern die einzigen, welche man beybehalten habe. An deren Stelle wären nun andere Bürger getreten, welche vorgäben, von dem Gemeinderath uneingeschränkte Vollmacht erhalten zu haben. Wirklich hätte diese provisoirische Municipalität schon verschiedene Befehle ergehen lassen, und so eben erst den Commandanten der Nationalgarde, Herrn Mandat, zurückberufen, welchem man Schuld gäbe, daß er den geheimen Specul-Befehl vollstreckt habe, kraft dessen Herr Petion arretirt worden sey.

Herr Mandat gab dem Ueberbringer dieses Befehls zur Antwort, sein Posten sey auf dem Schloß; von diesem könne und dürfe er sich schlechterdings nicht entfernen; sobald er sich aber im Stande sähe sein Commando niederzulegen, werde er nicht unterlassen, sich ohne den geringsten Aufschub vor der Gemeinde zu stellen.

Gegen fünf Uhr des Morgens erhielt er einen zweiten Befehl, worin ihm ein für allemal geboten wurde, sich sogleich auf den Weg zu machen. Demzu-

folgte verließ Herr Mandat das Schloß, und begab sich in die Stadt, wo man ihn auf der Stelle in Verhaft nahm. Nach der Zeit habe ich erfahren, daß er gegen zehn Uhr Vormittags, eben als man ihn nach der Abten führte, als ein Opfer der Veltwuth ums Leben kam.

Nach der Entfernung des Herrn Mandat fiel das Commando der Nationalgarde auf Herrn De la Chesnaye.

Jetzt nahm ich im Innern des Schloßes eine große Bewegung wahr. Die Nationalgarden, wie auch die Schweizer, wurden auf ihren Posten berufen, und marschirten in der schönsten Ordnung auf. Alle Zimmer, Treppen und Porsäle wurden mit Truppen besetzt. Die Posten in den Schloßhöfen wurden ebenfalls mit hinlänglicher Mannschaft versehen; auch führte man hier und da vor dem Schlosse Kanonen auf.

Alle diese Vorkehrungen ließen nichts anders vermuthen, als daß man sich vorgenommen habe, einen Entschluß auszuführen, der unter allen der fürchterlichste war; nemlich den Entschluß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich wendete meine Augen davon ab, und senkte; theils über die Verfahrungsart, theils über die Ungulänglichkeit der Mittel; über die Verfahrungsart, weil ich vorausah, daß man eine Nothscene veranstaltete, wobei eine unbeschreibliche Menge Menschen ihr Leben einbüßen mußten; über die Ungulänglichkeit der

Mittel, weil ich mit voller Gewißheit überzeugt war, daß man, ungeachtet dieses eben so strafbaren als unmöglichen Widerstands, schlechterdings nicht vermögend seyn würde, dem Willen eines Volks Einhalt zu thun, welches so fest entschlossen war, dasjenige, was es schon so oft zu erkennen gegeben hatte, nun ein für allemal durchzusetzen.

Meine Vermuthung nahm zu, als ich sah, daß man das Innere des Schlosses mit bewaffneten und in mehrere Corps abgetheilten Bürgern besetzte, die offenbar von dem nämlichen Geiste befeelt waren, wie die Leute, welche man als den angreifenden Theil betrachtete.

Noch mehr ward ich in dieser Vermuthung bekräftigt, als ich gegen sechs Uhr des Morgens eine Menge bewaffneter Bürger in förmlichen Corps aufmarschiren sah, die einige Kanonen vor sich her fahren ließen, sich auf dem Carroussellplane in Schlachtordnung stellten, ihre Dimensionen nahmen, ihren Kanonen die gehörige Richtung gaben, dann Halt machten, und sich in einen Ruhezustand versetzten, der allem Ansehen nach nicht eher wieder unterbrochen werden sollte, bis es zum Angriff käme.

Bis dahin, ich muß es aufrichtig gestehen, hatte ich noch immer einige Hoffnung unterhalten, daß dieser Tag, welcher unter so unglücklichen Verbedeutungen

Begonnen hatte, mit Unterhandlungen sich endigen würde; jetzt aber gab ich alles verloren.

Ich that den Vorschlag, man solle doch wenigstens das Departementsconseil herbey rufen, da unter den dormaligen Umständen die Municipalität nicht zu haben sey. Hernächst äußerte ich, es scheine mir nothwendig, der Nationalversammlung von demjenigen, was sich bisher ereignet habe, Nachricht zu geben, und sie zugleich um Schutz und Beistand zu ersuchen. Zu dem Ende trug ich darauf an, der König solle sogleich ein eigenhändiges Schreiben aufsetzen, und es ihr zuschicken. Aber auch bey dieser Gelegenheit wurden mir tausendley Hindernisse in den Weg gelegt. Man meinte, die königliche Würde leide darunter; die Ertheilung solcher Nachrichten lasse sich nicht mit der Majestät des Thrones vereinbaren; ein Schreiben vom Minister des Innern müsse die nöthigen Dienste thun. Schändliche, treulose Rathgeber! Solchergestalt machte ihr mehrere Tage nach einander alle Bemühungen zunichte, die darauf abzwekten, den Staat und euern König zu retten!

Kurz, dieser letztere Vorschlag wurde verworfen; die beyden ersten hingegen ließ man sich gefallen.

Sobald das Departement requirirt worden war, begab es sich unverzüglich aufs Schloß. Der Minister des Innern, und ich, wir gingen mit einander in die Nationalversammlung.

Der Minister des Innern hatte noch in der nemlichen Nacht an das gesetzgebende Corps geschrieben, und es von den ob erwähnten Vorfällen benachrichtigt.

Ich erhielt das Wort, und trug der Nationalversammlung alles, was sich ereignet hatte, nochmals vor. Dem tief empfundenen Kummer darnieder gebeugt, kaum vermiegend mich auszudrücken, erzählte ich ihr, daß das Unglück aufs höchst: anliegen sey; daß das Schloss umringt sey, und wohl gar gestürmt werden könne; daß der geringste Widerstand die schrecklichsten Folgen haben würde; daß die Minister nicht länger für die Erhaltung des Königs verantwortlich seyn könnten; daß ihrer Meinung nach kein anderes Mittel zu seiner Rettung mehr übrig sey, als wenn das gesetzgebende Corps eine Deputation abschicke, die den König und seine Familie durch ihre Unverletzbarkeit schütze; daß der König dieß wünsche, und eine solche Deputation ausdrücklich verlange; daß ihm noch in frischem Andenken schwebte, welchen glücklichen Erfolg eine ähnliche Vorkehrung am zwanzigten Junius gehabt habe, und daß er nicht im geringsten daran zweifle, die Resultate würden unter den dormaligen Umständen eben so vortheilhaft für ihn ausfallen.

Die Nationalversammlung hielt aber dafür, daß jetzt nicht die nemlichen Umstände obwalteten. Fürs erste war die Versammlung nicht complet, so daß sie keine Berathschlagungen anstellen konnte, und zweitens

berief man sich auf gewisse Grundsätze, die, so streng sie auch waren, dennoch die Oberhand behielten, und jene Deputation nicht Statt finden ließen.

Gleich nach dieser Antwort machten wir uns wieder fort. Unterwegs begegneten wir dem Departemente, welchem wir das Resultat unsers Auftrags bekannt machten. Zugleich ersuchten wir die sämtlichen Mitglieder inländisch, sich wieder zum Könige zu begeben, und ihn mit der Regide des Gesetzes zu schützen. Demzufolge kehrte das Departement wieder um, und kam beynähe zu gleicher Zeit mit uns an.

Wie sah es denn aber, wird man fragen, indessen im Schloß aus? Wie stand es mit dem Könige? Wie mit der königlichen Familie?

In den äußersten Vorhöfen des Schloßes kamen immer mehr und mehr bewaffnete Leute zum Vorschein, welche sammt und sonders das tiefste Stillschweigen beobachteten.

Die Thür, welche aus dem Garten nach dem Hofe bey der Reitbahn führt, war geöffnet worden; ein bewaffnetes Corps hatte sich, ohne dazu requirirt oder befehligt zu seyn, hingedrängt, und die Terrasse bey dem Juuillantiérkloster besetzt; seine Kanonen waren gegen das Schloß gerichtet; die Mannschaft verhielt sich noch zur Zeit ruhig.

Eine ähnliche Verrücktheit bemerkte man auch auf der Königsbrücke.

Ich sage nichts von der ungeheuren Menge Menschen, welche sich auf dem Carroussellplatze versammelt hatte. Sie war so groß, daß keine Macht im Stande gewesen seyn würde, sich ihrem Eindringen zu widersetzen.

Was den König anbelangt, so hatten ihm zwei seiner Minister den Rath gegeben, und ihn, zu eben der Zeit, wo sich die beyden oberwähnten Minister in der Nationalversammlung befanden, zu dem Entschlusse gebracht, sich den Truppen zu zeigen. Er war in den Schloßhof herabgekommen, und hatte alle Posten visitirt; er hatte die sämmtlichen Bataillons, wie auch die Schweizer, in Augenschein genommen; dann war er wieder ins Schloß zurückgekehrt, und in dessen Innern überall umhergegangen. Wo er hinkam, sagte er den Leuten allerlei Artigkeiten; aber nirgends (so hat man mich wenigstens versichert) befohl er, oder ordnete er etwas als König an. Eben als er sich auf der Terrasse befand, die dem Hauptthor des Schloffes gerade gegenüberliegt, sah man ein Bataillon anrücken, und bey ihm vorüber beschleunigen, das dem Vernehmen nach aus den Freiwilligen der Vorstadt Saint-Marcel bestand. Dieses Bataillon war auf allerley Art bewaffnet, und schrie einmal über das andere: *Godt lebe die Nation!* Da einige zu diesem Bataillon gehörige *Volontaires* ver-

schiedene Drohworte aussprechen, so erregte dieß anfanglich Besorgniß; demungeachtet blieb aber der König so lange stehen, bis das ganze Bataillon verübergezogen war, und als es Posto gefaßt hatte, ging er zu ihm hin und besah es.

Der König ging bis an die Drehbrücke, kam sodann auf der Seite, wo das Jeumontierkloster liegt, wieder zurück, recognoscirte das bewaffnete Corps, welches die Terrasse besetzt hatte, ging bey dem Bataillon Des Siles - Saint - Thomas, das unter dem Pavillon de Marsan Posto gefaßt hatte, vorüber, und war um halb acht Uhr wieder im Schloß.

Hieraus erhellet, daß dem Könige die Anstalten, welche man bis dahin getroffen hatte, bekannt seyn mußten. Er hatte die ganze bewaffnete Macht in Augenschein genommen, die sowohl zum Angriff, als zur Gegenwehr, in Bereitschaft stand. Er sah, daß sich ungefähr zwey hundert Personen, die entweder unmittelbar in seinem Dienst standen, oder doch bey Hese angestellt waren, aus unüberlegtem Eifer im Schlosse versammelt hatten, und Muth machten, dasselbe vertheidigen zu wollen; er sah aber auch, daß es ihnen an Waffen fehle, daß mancher darunter war, der statt aller Aematur weiter nichts als ein Seitengewehr hatte.

Demungeachtet stellte man sie, und zwar drey Mann hoch, in Schlachordnung; theils im Valasqal,

theils in der Gallerie, die an das Billardzimmer fließt.

Mehrerer Sicherheit wegen ließ der König eine Anzahl Freiwillige von der Nationalgarde herbeirufen. Diese stellte er an die Spitze und im Rücken dieser schlecht bewaffneten Privatpersonen, die zwar anfänglich versichert hatten, daß sie voll Eifer und zu allem bereitwillig wären, jetzt aber das tiefste Stillschweigen beobachteten, weil sie insgesamt die bevorstehende Gefahr eben so gut einsahen, wie die gänzliche Unmöglichkeit des Widerstandes.

Als jene Nationalgarden das Schloß besetzten, trat die Königin herzu, und sprach: Das sind brave Leute, die den König und das Vaterland lieben. Sie wollen beyden einen Dienst leisten, und sich mit euch zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung vereinigen. Ich bin gut dafür, daß ihr euch auf sie verlassen könnt!

Alle diese Vorkehrungen konnten zweckmäßig, alle diese Dispositionen konnten ganz vortreflich angeordnet seyn; und dennoch war mit der größten Gewißheit vorher zu sehen, daß sie nichts helfen würden. Oft genug hatte ich es bereits gesagt; jetzt kam der Zeitpunkt, wo man von dieser Wahrheit auf die unwidersprechlichste Art überzeugt wurde.

Jetzt. . . Im nemlichen Nu!

Die

Die Mitglieder des Departements, und die beyden Municipalbeamten, Herr Dorie und Herr J. J. le Roux, welche im Schloß geblieben waren, faßten den Entschluß, sich dem Volke zu nähern, in Unterhandlung mit ihm zu treten, und es, wo möglich, zu einem gütlichen Vergleich zu bewegen *).

Aus den Vorhöfen des Schlosses begaben sich die Mitglieder des Departements und die Municipalbeamten auf den Carrousselplatz, stellten sich vor das versammelte Volk hin, und redeten es im Namen des Gesetzes an. Das Volk verhielt sich ruhig, blieb kalt und ungerührt, beharrte bey seinem Vorfasse, antwortete nur in einzelnen abgebrochenen Tönen, sah überall nichts als Verräther und Verräthercy, verlangte Nache, verlangte die Absetzung des Königs, die Aufhebung des Veto, u. s. w.

Herr Röderer — man muß es ihm zur Ehre nachsagen — Herr Röderer that alles Mögliche, die Ruhe

*) Herr De Joly hatte eine bessere Meinung von diesen Leuten, als sie es werth waren. Der Apostat Le Roux war wahrlich der Mann nicht, welcher Friede zu stiften suchte. Er hatte sich keineswegs in der Absicht auf's Schloß begeben, das Feuer zu löschen, sondern es vielmehr desto stärker anzufachen.

wieder herzustellen. Endlich, da er das Volk nicht befähigen konnte, suchte er wenigstens eine Art von Waffenstillstand zu bewirken. Man bewilligte ihm hierzu eine halbe Stunde, worauf sich die Bewahrer des Geistes sogleich wieder ins Schloß versügten.

Hier fanden sie wieder Hindernisse von einer andern Art vor sich. Die Nationalgarden waren voll Muth, und schienen auf Alles gefaßt zu seyn.

Herr Kötterer stellte ihnen die bevorstehende Gefahr in ihrem ganzen Umfange vor Augen; er ermahnte sie an die Pflicht, ihren Posten standhaft zu behaupten; er ermahnte sie aber auch, ihre Mitbürger, ihre Brüder, nicht anzugreifen, so lange sie sich ruhig verhalten würden; freylich, sagte er, könne er ihnen nicht verhehlen, daß das Schloß binnen wenig Minuten würde gestürmt werden; damit sie sogleich auf jeden Fall gefaßt wären, rief er ihnen die Grundsätze einer rechtmäßigen Vertheidigung ins Gedächtniß zurück *), und requirierte sie auf

*) Herr De Joly scheint hier vergessen zu haben, daß er weiter oben dem Könige und der Königin Vorwürfe darüber machte, daß sie sich das Ansehen geben wollten, als wenn es ihnen darum zu thun wäre, sich auf eine rechtmäßige Art zu vertheidigen. Man sieht, daß er mit sich selbst im Widerspruch steht.

die Art, wie solches in dem Gesetz vom Monat May 1791 vorgeschrieben ist, das von der öffentlichen Gewalt handelt. Dieß alles hörten die Nationalgarden mit an, ohne nur einen Laut von sich zu geben; und die Kanoniere fuhren mittlerweile fort, ihre Kanonen abzutreten.

Was blieb dem Departement weiter übrig? Es schloß sich an die Minister des Königs an, und alle beflürmten ihn mit Bitten und Flehen, er solle doch sich nebst den Seinigen retten, und so geschwind als möglich nach der Nationalversammlung flüchten. „Nur dort, sagte Herr Koderer, nur mitten unter den Repräsentanten der Nation, werden Ew. Majestät, wird die Königin und die Königl. Familie in Sicherheit seyn. Kommen Sie; lassen Sie uns sehen! Ehe noch eine Viertelstunde vorüber geht, dürfte es vielleicht nicht mehr in unserer Gewalt stehen uns von hier zu entfernen.“

Der König nahm Anstand; die Königin gab das größte Mißvergnügen zu erkennen. „Ist möglich?“ sagte sie. „So sind wir uns denn ganz überlassen?“ Kann denn niemand etwas für uns thun? — „Ja, Madame; ganz überlassen. Das Thun hilft zu nichts. Aller Widerstand ist umsonst.“ Jetzt nahm Herr Herdret, ein zum Departement gehöriges Mitglied, das Wort, und drang ernstlich darauf, daß man

den eben erwähnten Vorschlag augenblicklich vollziehen sollte. Die Königin aber unterbrach ihn, und sagte: Dull, Herr; still! Unter allen hier Anwesenden sind Sie der einzige, der kein Recht hat zu reden. Wer Unheil angelüstet hat, muß sich nicht das Ansehen geben, als ob er es wieder gut machen wolle. Herr Gerdres schwieg. Die Königin setzte ihre Bemerkungen noch eine Zeitlang fort; der König ließ keinen Laut von sich hören. Alle beobachteten das tiefste Stillschweigen. Nur mir war die Ehre vorbehalten, den letzten Rath zu ertheilen. Mit Entschlossenheit sprach ich: Lassen Sie uns gehen, und nicht länger berathschlagen; die Ehre gebietet es; das Wohl des Staats macht es nothwendig; fort demnach, in die Nationalversammlung; dieser Schritt hätte schon längst geschehen sollen *).

Ja, sagte der König, indem er seine rechte Hand aufhob, ja, wir wollen gehen. Da es schlechterdings seyn muß, so wollen wir auch noch diesen letzten Beweis von Nachgiebigkeit ablegen.

Die Königin ließ sich unwillkürlich fortführen. Ihre erste Beforgniß betraf den König, die zweyte ihren Sohn. Der König äußerte gar keine.

*) Und wohin hat dieser Schritt den unglücklichen Ludwig den Sechzehnten geführt?

Herr Köderer! Meine Herren! sagte die Königin, Sie müssen mir versprechen, für die Sicherheit des Königs und für die Sicherheit meines Sohnes zu haften!

Madame, erwiderte Herr Köderer, wir versprechen an Ihrer Seite unser Leben aufzuopfern. Dies ist aber auch Alles, was wir versprechen können.

Auf der Stelle erhielt das Militair Befehl, solche Dispositionen zu treffen, wodurch unser Zug nach der Nationalversammlung gedeckt werden konnte. Die Mitglieder des Departements schlossen einen Kreis, und nahmen den König, die Königin, die königliche Familie, und Madame De Tourzel, die Gouvernante der königlichen Kinder, in ihre Mitte.

Der König ging voran, und hatte sonst niemand bey sich, als den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Bigot de Sainte-Croix.

Dann kam die Königin, die ihren rechten Arm dem Minister des Seewesens, Herrn Du Bouchage, gereicht hatte. Mit der linken Hand führte sie den königlichen Prinzen, welchen zugleich Madame De Tourzel mit ihrer Rechten hielt.

Unmittelbar hinter der Königin kam ich, nebst der Madame Royale und der Prinzessin Elisabeth, so daß wir zusammen nur eine einzige Gruppe formirten.

Hierauf folgte die Prinzessin von Lamballe, welche der Kriegsminister Herr D'Abancourt führte.

Der Minister des Innern, Herr Champion, und der Finanzminister Herr Roux de la Ville, beschloffen den Zug.

In dieser Ordnung, ohne weitere Deliberation, ohne das Geräusch veranstalten zu können, waren wir durch die Schlossgäßchen, hinauf die breite Treppe hinab, und zuletzt sodann durch den Garten, ohne daß man uns etwas in den Weg gesetzt hätte.

Am Ende des Parterre, unter der bedeckten Allee, gerade den Jeumontiers gegen über, begegnete uns eine Deputation, die aus zwölf Mitgliedern der Nationalversammlung bestand, und von derselben den Auftrag erhalten hatte, dem König entgegen zu gehen.

Diese Deputirten mischten sich nicht nur unter die Gruppe, welche sich im Schlosse formirt hatte, sondern traten sogar an die Stelle der Mitglieder des Departements, die sich eigentlich nicht in den Versammlungssaal einführen durften; doch geleiteten diese letztern den König bis an den Fuß der Terrasse.

Die Terrasse war über und über mit Menschen besetzt. Alles schrie: Godt lebe die Nation! mitunter vernahm man auch den Ausruf: Kein Veto! Das Volk schien äußerst entrüstet; es ließ Drohungen gegen den König, und besonders gegen die Königin, aus. Keine

Weiber! hörte man hie und da auf der Terrasse schreien; Keine Weiber! Wir wollen niemanden als den König; nur den König allein!

Die Deputation besprach sich hierauf mit dem Generalprocurcur, und autorisirte denselben, sich der Terrasse mit Beystülfe eines Detaschements Nationalgarden zu bemächtigen. Sobald er die Anstalten erstiegen hatte, hielt er eine kurze Rede an das Volk, worin er ihm eröffnete, die Nationalversammlung habe decretirt, den König nebst seinem Gefolge in ihren Schoosß aufzunehmen; er verlange demnach, daß dieses Decret gehörig vollstreckt werde. Das Volk gab nach, und gehorchte der Verschrift des Gesetzes. Der König, die Deputation, und die königliche Familie, begaben sich demnach auf die Terrasse, und von da durch das Jevillantiuerkloster nach dem Saale der Nationalversammlung. Der Zutritt in diesen Saal war mit großen Schwierigkeiten, ja sogar gewissermaassen mit Gefahr verknüpft. Es hatte sich nemlich in dem Gange, welcher nach derselben führt, eine so ungeheure Menge Menschen versammelt, daß die Nationalgarden nicht durchdringen, sich aber auch eben so wenig zurückziehen konnten. Hierdurch wurde der Zug unterbrochen, und man vernahm von allen Seiten ein schreckliches Geschrey. Endlich war man aber so glücklich, die Hindernisse zu beseitigen, und nun wurde der König ohne weitem Anstand in die Versammlung geführt. Die Königin, die königliche Familie, und die

Künster, folgten ihm von Fuß auf nach, und so wie die Gefahr abnahm, legte sich auch der Furcht.

Die Königin und ihre Familie bedienten sich der Eingänge, welche gewöhnlich für die Minister bestimmt waren.

Der König nahm seinen Platz neben dem Präsidenten.

Die Minister stellten sich zur Rechten und Linken des Königs.

Der König setzte sich. Der Präsident und die Nationalversammlung thaten das Nämliche.

Der König nahm das Wort, und sprach: „Meine Herren! Ich komme in der Absicht hieher, ein schweres Verbrechen zu verhindern, das man außerdem wahrscheinlich verübt haben würde. Hoffentlich werde ich, nebst meiner Familie und meinen Kindern, unter den Repräsentanten der Nation in Sicherheit seyn. Ich werde hier so lange verzeihen, bis die Ruhe völlig wieder hergestellt ist.“

Zufolge der Constitution wurde die Nationalversammlung durch die Gegenwart des Königs außer Thätigkeit gesetzt; sie konnte keine Verathschlagungen anstellen. Indess wurden die Umstände jeden Augenblick dringender; den König anderwärts unterzubringen, als im Saal, war nicht wohl möglich; und eben so unmöglich

war es, in einem Momente noch länger unthätig zu bleiben, wo die Eährung immer mehr und mehr zunahm.

Man that allerley Vorschläge, ihn auf eine Tribune, vor die Schranken, auf die Plätze der Minister, zu weisen. Auch jetzt nahm ich es wieder auf mich, dem König mit Rath an die Hand zu gehen, und ihn zu ersuchen, er möge doch den Streitigkeiten ein Ende machen, welche viel Zeit wegnähmen, wovon kein Augenblick zu verlieren sey, weil man ihn dazu anwenden könnte, viel Unglück zu verhüten. Die Wahl des Königs fiel provisorisch auf die Plätze der Minister. Ich bewog ihn, sich aus eigenem Triebe dahin zu verfügen; aber siehe! da traten mir abermals die beyden Minister in den Weg, welche mir bey jeder Gelegenheit die Widerpart hielten. Jetzt, da der Donner über unserm Haupte rollte, da die Erde unter unsern Füßen bebte, erschreckten sich diese Menschen von königlicher Würde zu sprechen! Ey, sagte ich, was schwatzen Sie da viel von Würde, meine Herren? Jetzt kommt alles darauf an, den König und die Versammlung zu retten. Jetzt beruhet alles darauf, daß die Berathschlagungen des gesetzgebenden Corps ihren ungestörten Fortgang haben! Der König that denn also, was man von ihm begehrt hatte. Die Versammlung bezeugte ihm ihren Pessall, und decretirte gleich darauf, der König solle sich nebst seiner Familie in die Loge des Logothychographen begeben.

Willkürlich verfielen sich alle zur königlichen Familie gehörige Personen in diese Lage, und nun fuhr die Versammlung wie gewöhnlich in ihren Geschäften fort.

Jetzt war es gegen neun Uhr Vormittags.

Was mittlerweile außerhalb der Nationalversammlung vorgegangen war, ist mir ganz unbekannt; ich kann mich daher nur an dasjenige halten, was ich in ihrem Innern wahrnahm. Wir alle hatten geglaubt, daß sich das Volk nach der Entfernung des Königs beruhigen würde; daß, wenn es sich ja des Schlasses bemächtigte, solches auf eine friedliche Art geschehen werde; daß, wenn es noch anderweitige Forderungen zu machen gedächte, es gewiß nicht unterlassen werde, sich diesfalls an die Nationalversammlung zu wenden.

Aber, o Jammer! In eben dem Augenblick, wo man sich dessen am wenigsten versah, in eben dem Augenblick, wo sich die Mitglieder des Departements vor den Schranken der Nationalversammlung eingefunden hatten, um hier von den Vorfällen der vorhergehenden Nacht Bericht zu erstatten, hörte man einigemal nach einander aus Kanonen und kleinem Gewehr feuern; zugleich kam die Beschaft, die Schweizer hätten auf das Volk geschossen, worauf dasselbe in vollem Grimm über sie hergefallen wäre, und nunmehr ein ganz entschlossenes Gemisch unter ihnen anrichte. Ferner erzählte man uns, das Volk habe seine Kanonen gegen das Schloß gerich-

tet; es würde dasselbe zusammenschießen; es feure in den königlichen Gemächern auf alles, was es daselbst antreffe; im Schloß, im Garten, in den benachbarten Straßen, und auf dem Plage vor dem Rathhause, nähme man eben so gräßliche Scenen wahr, wie in einer Stadt, die mit Sturm erobert werden sey, und deren Einwohner man über die Klinae springen lasse.

Hier ist meine Erzählung zu Ende; denn hier schließt sich der historische Theil dessen, was ich zu Papier bringen wollte. Das Uebrige gehört entweder in die Protokolle der Nationalversammlung, oder in die Aussagen der Augenzeugen, welche die Begebenheiten dieses schreckvollen Tages beobachteten.

Ich will es dem Leser anzüglich anheim stellen, über diese so eben durchlesene Pizze ein selbstbeliebiges Urtheil zu fällen. Mir genügt es, die zweckmäßige Folgerung daraus zu ziehen, daß sie meines Erachtens zu einem un-
widerlegbaren Beweise diene, wie rein und untadelhaft das Betragen der Königin am zehnten August war. Ob sie gleich mit der Art und Weise, wie sich der König und dessen Freunde an diesem Tage benahmen, eben nicht sehr zufrieden zu seyn schien, so enthielt sie sich doch aller und jeder Einwendungen, als Ludwig der XVI. seinen Entschluß zu erkennen gegeben hatte. Auf eine

schuldigere Art hätte sie sich unmöglich betragen können; denn da es ihr nicht anginge, nach eigenem Gutdünken zu handeln, so würde sie sich, im Fall sie es dennoch gethan hätte, für die Ereignisse jenes Laacs verantwortlich gemacht haben. Freilich hatten dieselben demungeachtet die traurigsten Folgen für sie; allein man konnte ihr doch wenigstens nicht verwerfen, daß sie sich diese letzten Unfälle durch Fehler zugezogen habe, deren sie sich an diesem nämlichen Tage schuldig gemacht hätte.

Eben so wenig kann ich die Bemerkung mit Stillschweigen übergehen, daß es dem Andenken Marien Antoinettes zur größten Ehre gereiche, wenn Herr De Joly das Geständniß ablegt: Die erste Besorgniß der Königin betraf ihren Gemahl; die zweyte ihren Sohn. Hier sehen wir ihren wahren Charakter in wenigen Worten geschildert, und zwar von einem Anzuseher, gegen den die Feinde dieser Prinzessin um so weniger etwas einwenden können, da er kein Royalist war. L'Esprit wird die Nothwendigkeit deutlich genug abzumessen können, daß diese so menschenlich vertheilte, und so außerordentlich mißhandelte Marie Antoinette dennoch eine ganz vortreffliche Gattin und Mutter gewesen seyn müsse. Würde sich nicht das tugendhafteste Weib einen Lobspruch dieser Art zur größten Ehre anrechnen?

Schließlich erhellet aus obiger Erzählung, daß der alte Graf D'Artois seines Verstandes nicht ganz mächtig

gewiesen seyn müßte, als er vor dem Gerichtshofe, von welchem er vernommen wurde, die Aussage von sich stellte, die Königin habe ihm eine Pistole auf die Brust gehalten, und ihn dadurch gezwungen, sich an die Spitze seiner Schweizer zu stellen, und den König zu vertheidigen. Das Stillschweigen des Herrn De Joly erklärt diese Sage offenbar für eine Fabel. Ueberdies verdient sie auch deswegen nicht den geringsten Glauben, weil der Graf D'Assy bey Hofe in sehr großem Ansehen stand, welches sich unter andern daraus abnehmen läßt, daß er, obgleich ein Ausländer, nicht nur zum Ritter des Heiligenordens, sondern auch zum Vicerallieutenant bey den königlichen Truppen ernannt worden war. Demzufolge muß man um seiner eignen Ehre willen für bekannt annehmen, daß die Königin eine viel zu gute Meinung von ihm hegte, als daß es ihr hätte einfallen können, ihn zur Vertheidigung des Königs, wozu er als Obristleutenant der Schweizergarden ebenhin ganz besonders verpflichtet war, auf eine so gewaltthätige Art anzugreifen. Siehezt nun aber auch, die Königin hätte wirklich die nachtheiligste Meinung vom Grafen D'Assy gehabt, welchen Nutzen konnte sie sich wohl von jener Gewaltthätigkeit versprechen, deren sie sich gegen ihn bedient haben soll? Einen Feind kann man zwar mit den Waffen in der Hand zurückschrecken, aber forderbar wäre die Methode, seine Freunde auf diese Art zur Tapferkeit anzureizen. Endlich verdient auch noch der

Umstand erwogen zu werden, daß sich die Königin vom Grafen D'Agny in Rücksicht seines hohen Alters keine sonderlichen Vortheile versprechen konnte, wenn er auch wirklich, es sey nun freiwillig, oder auf Antrieb jener gewaltsamen Drohung, sich noch so eifrig bestrebt hätte, seinen Dienstverpflichtungen Genüge zu leisten. Nichts ist es wohl mehr als gewiß, daß dieser alte Kriegermann, der vielleicht in seiner Zeitbluth noch damals die größte Unerschrockenheit gezeigt haben würde, zu den Füßen seiner Richter vor Ehrethen die Fassung verlor, und sich daher entschloß, lieber die Rolle einer Wemme und eines Verklümmers zu spielen, als auf dem Blutgerüst eines schmachvollen Todes zu sterben.

Dech, wir wollen nun wieder in unserer Erzählung fortfahren, wollen Marien Antoinetten auch auf jener jammervollen Laufbahn zur Seite bleiben, welche sie seit dem gütigen Anst, der ihr so unendlich viel Leiden zugeg, durchwandern mußte *).

*) Dem Verfasser scheint die zu finden gebrauchte Notiz von: *la Révolution des 10 Août par M. Bigot de Saint-Clair* (5 Pages et. 8.) unbekannt geblieben zu seyn, auf seidem würde er sie gewiß zur Unterstützung seiner Meinung benutzet haben. Die Erzählung des Herrn Dejoly stimmt mit der des Herrn Bigot überein; nur ist letzter

re ausführlicher und venalischer. Hätten alle königliche Minister derselben Zeit seinen Eifer, Wiß und seine Rechtschaffenheit bebesen, die königliche Familie wäre gerettet worden. Wie leicht sie hätte können gerettet werden, ergibt sich auch aus den Memoiren des Herrn Bentand von Mollenville über das letzte Regierungsjahr Ludwig XVI. nach dem, der an Sr. Maj. Friedrich Wilhelm II. von Lally-Tolendal gerichteten Bittschrift, für die Befreiung des Generals La Fayette aus der Magdeburger Gefangenschaft, den geschätzten Briefwechsel zwischen Ludwig XVI. Lally-Tolendal und La Fayette, durch Vermittelung des Grafen von Montmorin, (vormaligen Staatsminister) nebst dem von Lally-Tolendal, in der Wohnung Montmorin's, den 1ten August 1792 aufgesetzten Protocoll einer Berathschlagung über diese Angelegenheit; ein Actenstück, das nach von seinem Verfaßter, schreibt der Revolution, selbst nicht dem neuen, Hrn. Prof. Eichhorn in Göttingen, benutzt worden ist: der parthenische französischen, wie Tricardoarts und Gramois Pages, nicht zu gedenken, die man vernünftigerweise gar nicht hätte ins Deutsche übersezen sollen, da die Facta von beiden durcheinander gemerzt, aus dem Gehältniß niedergeschrieben, und also unrichtig vorgezogen worden sind. Anmerk. des Herausgebers.

Ende des dritten Buchs.

 Viertes Buch.

Ein ganz gewöhnlicher Grad von Geistesstärke ist vielleicht mehr als zureichend, ein großes Unglück ertragen zu können; desto mehr aber wird dazu erfordert, solche Widerwärtigkeiten mit standhafter Beharrlichkeit zu erdulden, die einem tagtäglich wiederfahren, besonders wenn man mit der größten Gewißheit vorhersehen kann, daß dieselben ununterbrochen fort dauern werden. Wenn das Unglück plötzlich und wider alles Erwarten hereinbricht, wenn seine Schläge schnell auf einander folgen, dann werfen sie freylich den Schwachen zu Boden, nicht selten aber werden sie denjenigen, welcher bis dahin nur einen sehr alltäglichen Nuth besaß, mit einer ganz außerordentlichen Energie beselen. Er wird unter diesen Umständen sich abhärten, wird sich über sein Schicksal emporheben, und zu jedermanns Erstaunen weit mehr Seelengröße an den Tag legen, als zur Zeit seines Wohlstandes. Wenn aber das Schicksal seine Verfolgungen unaufhörlich fortsetzt, wenn man unter den ponlichsten Leiden nicht die geringste Erleichterung zu hoffen

bessern hat, auf jeden Trost gänzlich Verzicht thun muß; dann schwinden die Kräfte des Menschen allmählich dahin, bis ihm endlich sein Daseyn zur Last wird. Alles was eine standhafte Seele unter diesen Umständen zu thun vermag, besteht bloß darin, daß sie die Bürde des Lebens, welche mit jedem Augenblick drückender wird, bis an ihr Ende geduldig erträgt. Diese Art von Muth ist freilich nicht dazu geeignet großes Aufsehen zu erregen; er verhält sich ruhig, ist still und in sich verschlossen, scheut eigentlich nichts anderes als Gleichgültigkeit zu seyn; im Grunde betrachtet, ist er aber äußerst selten, und verdient um so mehr bewundert zu werden, da man seiner jeden Augenblick bedarf, und da er ein von Natur schwaches Wesen in ein solches verwandelt, das alle Leiden der Erde mit der größten Standhaftigkeit und Geduld erträgt.

Gerade so verhielt es sich mit Marien Antoinetten. So lange sie sich mit der Hoffnung schmickelte, daß ihr hartes Geschick eine vortheilhaftere Wendung nehmen würde, legte sie eine Energie zu Tage, die man einer Person ihres Geschlechts nimmermehr zutrauet hätte. Sogar über die Greuelsen, welche sich am sechsten October und zwanzigsten Junius ereigneten, schien sie sich gänzlich hinweggesetzt zu haben. Als sie aber endlich zu der traurigen Ueberzeugung gelangte, daß alle ihre Bemühungen vergebens seyn würden, sich aus der

2ter Theil. M

Tiefe des Elends, in welche sie versinken sollte, emporarbeiten; da gab sie endlich ihrem Schicksal nach, und versenkte sich in jene Gemüthslage, wo man auf Alles Verzicht thut, was sich von Menschen erwarten läßt. Sie durchschaute den ganzen Zusammenhang der Dinge, welche nun nach und nach zum Ausbruch kamen. Sie sah, daß es unwiderrüchlich beschloffen sey, ihren Gemahl, ihre Freunde und sie selbst ums Leben zu bringen. Da sie nun diese fürchterliche Katastrophe schlechterdings nicht verhüten konnte, so erwartete sie die Annäherung derselben geduldig und standhaft.

Dies war der Gemüthszustand, in welchem sie sich seit dem zehnten August befand, und worin sie bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens verharrte. Die Kenntniß dieses Zustandes dienet zur Erklärung des Verhaltens, welches wir sie seit jenem Zeitpunkte beobachten sehen. Sie erscheint uns nun nicht mehr als jene erhabene Kaiseretochter, die vermöge ihrer Geburt auf irdische Größe und Glückseligkeit die gerechtesten Ansprüche zu machen hatte; nicht mehr als die Gemahlin eines der mächtigsten Könige Europas, die von jedermann verehrt, und so zu sagen vergöttert wurde; sondern als eine arme unglückliche Frau, die es müde geworden ist, gegen ihr schreckliches Verhängniß zu kämpfen, und sich in aller Stille darauf gefaßt gemacht hat, so viel, ja vielleicht noch weit mehr, Böses in

uhiger Unterwerfung zu ertragen, als sich nur immer von der Ungerechtigkeit der Menschen erwarten läßt.

Während der Zeit, wo sie sammt ihrer Familie in der Loge des Logographen eingesperrt war, mußte sie es sich gefallen lassen, daß Ludwig des Sechzehnten in ihrem Besessnen mit Schimpf und Schande überhäuft wurde. Indes hatte es das Aussehen, als wenn sie, die doch sonst so ängstlich besorgt war, daß ihrem Gemahl ja nichts von dem gebührenden Respekt entzogen werden möchte, sich über diesen Zusammenstoß aller nur erdenklichen Beschimpfungen gar nicht verwundere. Sie wurde diesem guten Könige in reichlichem Maße zu Theil. Er mußte in dieser nemlichen Versammlung, wo er eine so sichere Zuflucht zu finden gehofft hatte, Beleidigungen verschlucken, die nicht ärger hätten seyn können, wenn er auch gleich von der allerniedrigsten Herkunft gewesen wäre.

Gleich anfänglich erschien eine vergebliche Deputation von der Section Des Thermes. de Julien, welche darauf antrug, daß man ihn absetzen solle. Die Namen derer, welche die Furcht hatten, dieß Verlangen in seinem Besessnen zu äußern, verdienen der Nachwelt bekannt zu werden. Sie nannten sich: Mathieu, Lelher, Pioje, Dubose, Varn, Jacob, Girard, Du mesne, Jobbe und Candri.

Auf diese Deputation folgte bald nachher wieder eine andere, und zwar von Seiten des Pariser Gemeinderaths, welchen die Aufrührer erst kurz vorher mit ihren Kreaturen besetzt hatten. Diese Deputirten hießen: Guguemie, Leonard Bourdon, Tronchon, Deriem, Vigaud und Bullier. Ihr Sprecher hielt folgende Rede:

„Das Volk, mit welchem die Verrätheren und die „Hofintriguen seit vier Jahren ihr Spiel trieben, war „es müde, sich noch länger mißbrauchen zu lassen. Es „befand sich für gut, den Staat von seinem nahen „Untergange zu retten“). Es hat uns sein Zutrauen geschenkt, „und wir werden demselben durch unsern Diensteifer „entsprechen. Petion, Manuel und Danton sind noch „immer unsere Collegen. Santerre steht an der Spitze „der bewaffneten Macht. Es ist Volksblut geflossen. — „Die Schweizer haben auf die Bürger gefeuert. Wut-

*) So rühmt sich Herr Vocker in einer seiner neuesten Schriften, daß er der Mann gewesen sey, der die Räder am Wagen der Revolution in ihrem Laufe gehemmt habe. Man muß gesehen, daß diese Herren ihre Heldenthaten trefflich herauszustreichen wissen. Sie sind es, die den Staatsförderer gemordet haben, und dennoch ruft uns jeder von ihnen zu: Nur mir habt ihr es zu danken, daß er am Leben blieb!

„Wen und Waisen schreien um Rache, daß man ihre
„Gatten, ihre Väter getödtet hat *).

Eine Menge anderer Deputirten, die von den
Sectionen abgeschickt wurden, stimmten insgesammt
überein, es gäbe kein anderes Mittel, dem Volke die
Waffen aus den Händen zu winden, als wenn man den
König, den man nach aller Wahrscheinlichkeit bloß des-
wegen nicht aus der Versammlung entließ, damit er
alle diese Kränkungen einschlucken sollte, des Throns
entsetze.

Noch muß ich jenes Nationalgarden erwähnen, der,
als er vor den Schranken stand, die königliche Familie
mit unverwandten Augen ansah, und mit vernehmlicher
Stimme folgende Worte sagte: „Die Verbrechen der
„vollstreckenden Gewalt haben das höchste Ziel erreicht.
„Sie hat Bürger gegen Bürger bewaffnet. Noch jetzt
„fließt Bürgerblut, und nur mit vieler Mühe haben
„wir uns einen Weg über die Leichen unserer Brüder
„bahnen können, die im Bezirk jenes Pallastes, welcher
„der Verrätheren zum Aufenthalt dient, ihr Leben ein-
„gebußt haben.“

*) Was hatten denn aber diese Gatten und Väter dort
zu thun?

Es dürfte vielleicht nicht überflüssig seyn, den Nationalgarden, welcher diese Sprache führte, den Nachkommen zu nennen. Es war der nemliche Clemence, dessen sich nachher Robespierre, dieser Tiger in Menschengestalt, mit so erwünschtem Erfolg bey Verübung seiner Noththaten bediente. Er hing seine Henkerschäufel damit an, daß er einen Pächter auf das Thutgerüst brachte, der ein sehr rechtschaffener Mann war, und eine Frau mit zwölf Kindern hinterließ.

In dieser merkwürdigen Sitzung, wo Vergniaud, Guadet, Gensonne und Murave abwechselnd die Präsidienstelle bekleideten, schien die Nationalversammlung mit der ängstlichsten Sorgfalt Alles vermeiden zu wollen, was sie dem Verdacht bloßstellen konnte, als wenn sie für die königliche Familie einiges Mitleid empfindete. Einstimmig bewilligte sie daher allen denen die Ehre der Cirana, welche sich in der Absicht einstellten, die hohen Gefasenen zu insultiren.

Als ihr jedoch hinterbracht wurde, daß alle im Dienst dieser unselbstlichen Familie stehende Personen, die man eben nicht Lust hatte gleich auf der Stelle zu ermerden, in den Kerker geworfen würden; so geruhete sie zu decretiren, daß alle die, welche in Arrestationsstand gesetzt würden, unter dem Schutze des Gefekes und der gafffreundlichen Tugenden des französischen

Volks Stünden. Gesah es aus Hohn, oder aus wirklichem Großmuthsgefühl, daß sie diesen Unglücklichen eine Beschirmung bewilligte, die so wenig für ihre Sicherheit bürgte? Hierüber entscheide dereinst der Geschichtschreiber der Revolution.

So viel ist gewiß, daß sie gleich nachher die grausamen Gesinnungen wieder annahm, welche damals an der Tagesordnung waren, und die Barbaren begina, in Gegenwart des Königs noch ein anderweitiges Decret zu ertheilen, welches folgendergestalt lautete:

„Die Nationalversammlung, in Erwägung, daß die Gefahren des Vaterlandes auf das höchste gestiegen sind. . .

„In Erwägung, daß seine Leiden hauptsächlich aus dem Mißtrauen entspringen, welches das Betragen des Chefs der vollstreckenden Gewalt erregt hat, in dessen Namen zeither ein förmlicher Krieg gegen die Constitution und die Nationalunabhängigkeit geführt worden ist;

„Daß dieses Mißtrauen in verschiedenen Theilen des Reichs den Hauch veranlaßt hat, daß die Gewalt, welche zeither Ludwigen dem Sechzehnten anvertraut war, widerrufen werden möchte;

„Decretirt, wie folgt:

„Das französische Volk wird eingeladen, einen Nationalconvent zu veranstalten . . .;

„Der Chef der vollstreckenden Gewalt ist proviso-
 „risch von seinen Verrichtungen suspendirt, und zwar so-
 „lange, bis der Nationalconvent die Maasregeln be-
 „stimmt hat, die er für die zweckmäßigsten halten wird,
 „die Volkssouveränität, wie auch die Herrschaft der
 „Freiheit und Gleichheit, gegen alle und jede Verin-
 „trächtigungen sicher zu stellen. . . .

„Die außerordentliche Commission soll binnen Za-
 „wehnfrist ein Decretprojekt einreichen, wie man sich we-
 „gen der Ernennung eines für den königlichen Prinzen
 „bestimmten Hofmeisters zu benehmen habe.

„Die Besoldung der Civilliste soll so lange ausge-
 „setzt bleiben, bis der Nationalconvent hierüber ent-
 „schieden hat. Die außerordentliche Commission soll in
 „den nächsten vier und zwanzig Stunden ein Decretpro-
 „jekt übergeben, worin bestimmt wird, wie man sich
 „wegen des Tractements zu verhalten habe, welches
 „dem Könige während seiner Suspension zu bewilligen
 „wäre. . . .

„Der König und seine Familie sollen so lange im
 „Besatz des abgeschackenden Corps bleiben, bis die öffent-
 „liche Ruhe zu Paris völlig wieder hergestellt ist.

„Das Departement soll dafür sorgen, daß von
 „dem heutigen Tage an im Pallast Luxemburg eine
 „Festung für sie zubereitet werde, wo man sie den
 „Paragern und dem Giesch zur Bewachung überantwort-
 „eten wird.“

Raum war man damit fertig, den König auf diese Art seines Thrones zu berauben, als sich sogleich Alles in Bewegung setzte, diese Neuigkeit in ganz Frankreich bekannt zu machen, woben ich immer den Umstand von neuem in Erinnerung bringen muß, daß Ludwig der Sechzehnte sich in der traurigen Nothwendigkeit befand, alle diese Ausstritte, und folglich auch diese außerordentliche Geschäftigkeit, mit anzusehen. Die meisten Deputirten eilten in hellen Haufen nach dem Bureau, und schrieben jene wichtige Nachricht auf einzelne Stückchen Papier in folgenden Ausdrücken nieder:

„Der König ist suspendirt; seine Familie, und er selbst, werden als Geisseln zurückbehalten.

„Die dermaligen Minister haben das Vertrauen der Nation verloren; die Nationalversammlung wird die Stellen derselben an andere Personen vergeben.

„Die Civilliste ist abgeschafft worden.“

Run kamen auch die Leute von den Gallerien herab, und gesellten sich ebenfalls zu den Deputirten. Obige Nachricht wurde unzählige Mal abgeschrieben, und unter das Volk geworfen. Auch verschickte man sie auf der Stelle durch Eilboten in alle Provinzen. Man ließ es also nicht etwa nur dabey bewenden, dem Könige die Krone vom Haupte gerissen zu haben, sondern man ergriff auch noch überdieß vor seinen stüthlichen Augen solche Maasregeln, wodurch man ihm die Liebe seines

Fields, die er doch gewiß weit mehr als irgend einer seiner Vorfahren verdiente, auf immer zu entreißen suchte.

Während der Zeit, daß sich die Nationalversammlung damit beschäftigte, dem unglücklichen Monarchen einen Dolch nach dem andern ins Herz zu stoßen, schien die Königin auf sich selbst nicht die allgeringste Rücksicht zu nehmen. Sie that weiter nichts, als daß sie bald ihren Gemahl, bald ihre Kinder, bald ihre Schwester, freundlich anlächelte, und ihnen ebenfalls ein Lächeln zu entlocken suchte. Unceigend in ihrer eigenen Leiden, gab sie sich alle erdenkliche Mühe, ihre Angehörigen, in deren Mitte sie sich befand, durch liebevolle Blicke, Gebärden und Worte zu beruhigen.

Zittern und Zagen überfiel sie, als sie den ersten Kanonenschuß hörte; jeder Knall, der ihr ins Ohr tönte, zerriß ihr das Herz; doch war sie nicht über ihr eignes Schicksal, sondern nur über die Leiden anderer bekümmert. Sie haarte es dem Himmel, daß so viel französisches Blut verausset würde, ungeachtet ihr Gemahl so große Aufopferungen gemacht hätte, dieß Unglück zu verhüten. Da ihr die beispiellosen Grausamkeiten, welche sie zeither fast täglich mit angesehen hatte, nicht den geringsten Zweifel übrig ließen, daß die Ueberwinder ohne Schonung und Erbarmen zu Werke gehen würden,

so schwebten ihr alle jene Freunde des Königs, welche nach dessen Entfernung im Schlosse zurück geblieben waren, als eben so viele Märtyrer vor Augen, die ihre Treue mit ihrem Tode besiegelten. Dieser Gedanke mußte einen desto peinlichern Eindruck auf sie machen, da sie nicht nur äußerst empfindsam war, sondern sich auch in Geheim mit der Vorstellung quälte, als ob sie an dem Tode jener Schlachtopfer schuld wäre; denn, sagte sie bey sich selbst, sie werden doch nur wegen der Abhängigkeit bestraft, die sie für mich und meinen Gemahl hegten.

Als nun die Königin in ihrer erblühten Phantasie das Niedermegeln der königlichen Diener auf die anschaulichste Art wahrzunehmen glaubte, entsetzte sie sich hauptsächlich vor dem Schicksal eines Kindes, dem sie mit einer ganz besondern Liebe zugethan war. Dieses Kind war die Tochter eines Hofbedienten, dessen Verrichtung eigentlich darin bestand, daß er, wenn der König seinen Mantel ablegte, denselben allemal wieder in seine Verwahrung nahm. Er war ein sehr rechtschaffener Mann, der, als er die Gnadenbezeugungen, welche ihm bey Hof wiederfahren waren, mit seinem Blute bezahlen mußte, den Muth hatte, noch vor seinem Hinscheiden den Tugenden seiner hohen Wohlthäter die größten Lobsprüche beizulegen.

Seine Tochter hieß Ernestine, und war gerade in dem nemlichen Alter, wie die Schwester des Dauphin. Die Königin hatte dieselbe so zu sagen an Kindes statt angenommen; sie wurde unter ihrer Aufsicht erzogen, von eben den Lehrern unterrichtet, und auf die nemliche Art gewartet und gepflegt, wie die junge Prinzessin. Zwischen beiden wurde nicht der geringste Unterschied gemacht; im Geacuthail betrachtete sich die Königin als Mutter von der einen wie von der andern. Zum östern hörte man sie sagen: Die lieben sich gewiß, so lange sie leben; und wirklich suchte sie diese beiden Kinder kless deswegen so frühzeitig durch die Bande der innigsten Freundschaft an einander zu ketten, damit sie sich durch gegenseitige Liebe bealücken sollten. Dieß war einmal wieder eine von jenen Ideen, einer von jenen Entwürfen, die so ganz mit der edeln Denkart Marien Antoinettes übereinstimmten.

Während der tumultuarischen Austritte, die sich vor dem zehnten August ereigneten, sagte die Königin zu den Unterhofmeisterinnen ihrer Tochter: „Noch weiß ich nicht, was aus uns und was aus euch werden wird; aber das Schicksal, welches mir der Himmel vorbehalten hat, mag ausfallen wie es immer will, so vergeht dennoch nie, daß Ernestine meine Tochter ist. Ich verspreche nur von eurer Liebe und Anhänglichkeit, daß ihr derselben die nemliche Sorgfalt widmen werdet.

„wie ihrer Freundin. Ihr wißt, daß dieses meine ausdrückliche Willensmeinung ist, und dieß soll das letzte Mal seyn, daß ich euch daran erinnere.“

Ernestine war mit den Unterhofmeisterinnen im Schlosse geblieben. Die Königin konnte leicht vorhersehen, daß die wüthenden Menschen, welche dasselbe stürzten, weder Jung noch Alt schonen würden. Sie hatte daher nicht das Herz, sich nach jenem Rinde zu erkundigen; denn sie fürchtete, man möchte ihr die Nachricht bringen, daß sie nun auf ewig von ihrer geliebten Ernestine getrennt sey. Nur erst gegen Abend wurde sie endlich von dieser quälenden Ungewißheit befreiet.

Ernestine war nemlich so glücklich gewesen, in Begleitung einer Unterhofmeisterin, aus dem Schlosse zu entweichen. Eine kleine Anzahl gutdenkender Menschen hatte sich auf die großmüthigste Weise erbieten, sie in Schutz zu nehmen, und es gelang ihr auch wirklich, Ernestinen auf mancherley Umwegen, und mit unbeschreiblicher Mühe durchzuhelfen. Ihr Pfad wand sich zwischen Leichnamen hin; sie war gezwungen auf Friedhöfen zu treten, in welchen sich noch Leben regte; ihr Gewand ward mit Blut besprützt. Als sie auf den Carrousselplatz kam, entgingen ihr die Kräfte; es war ihr nicht möglich, nur einen Schritt weiter zu gehen;

sie mußte sich nebst der Unterhofmeistlerin auf eine steinerne Bank setzen. Mittlerweile verloren sich die wackern Männer, welche sie bis dahin begleitet hatten, unter der vorüberströmenden Volksmenge; nur ein einziger harrete bey ihr aus, und da dieser in der Absicht fortsprang, einen Lehnwagen herbeizuholen, so mußte die arme Ernestine bis zu seiner Zurückkunft unter jenen Kannibalen allein bleiben.

Diese wurden durch ihre Alter, ihre Manieren, ihre Kleidung, wie auch durch den Umstand, daß eine der Unterhofmeisterrinnen neben ihr saß, in einem solchen Grade getäuscht, daß sie nichts gewisser glaubten, als daß sie die wirkliche Tochter der Königin sey. Demzufolge kamen die Ungeheuer auf den Einfall, vor ihren Augen eine Scene zu veranstalten, bey deren Erblickung selbst dem entschlossensten Manne das Blut in den Adern erstarren würde. Sie machten nemlich dicht vor dem Orte, wo sie ausrubte, einen Haufen Kohlen aufhebend, legten den nackten Leichnam eines ermordeten Schweizers darauf, und rissen ein Stück nach dem andern, so wie es halb gar gebraten war, mit den Zähnen herunter *). Bey Erblickung dieser

*) Sollten mir die Herren Journalisten vielleicht den Vorwurf machen, als ob ich die Revolution verläumdete, so

scheußlichen That, die es dem Menschheitsfreunde verlei-
det, in dem Jahrhunderte wo sie sich ereignete gehoben
zu seyn, verlor die bedauernswürdige Ernestine den
Gebrauch ihrer Sinne. Sie bekam die fürchterlichsten
Convulsionen, und fiel immer wieder aus einer Ohn-
macht in die andere.

Glücklicherweise stand nicht weit davon eine brave
Frau in ihrem Kramladen, welche die Leiden Ernesti-
nens mit ansah. Auch diese hielt sie für die leibliche
Tochter der Königin, und eilte ihr soaleich mit einigen
Nieschflöschchen zu Hülfe. Da sie es wegen der Kai-
saren, welche noch immer um sie herumschwärmten,
nicht wagen durfte, die Ehrfurcht und Liebe, welche sie
für die königliche Familie hegte, an den Tag zu legen,
so schwieg sie zwar, doch zeugten ihre Seufzer und

erfuche ich sie höchlich, sich neuerdings der Wahrheit zu
erinnern, daß die Geschichte, welche obenhin wie ver-
schämmt, wohl mehr als tausend Jälle rauhhaft machen
könnte, wo man gerade solche unmenschliche Schandthaten
verübte, wie diese. Nichten sie demnach ihren Grimm
gegen die Ungeheuer, welche sich dieser unerhörten
Greuel schuldig machten; nicht gegen den Schriftsteller,
der sie den Vermünichungen aller kommenden Jahrhun-
derte preis giebt.

Thränen deutlich von ihren Bestimmungen. Durch ihre unermüdeten tausendfältig wiederholten Bemühungen, rief sie endlich die junge Person, welche sie für die Tochter ihres Souverän hielt, wieder ins Leben zurück. Mittlerweile kam der Lehnwagen herbei, und Ernestine wurde von diesem Orte der Quaal, wo sich eine Horde höllischer Geister versammelt zu haben schien, erlöst.

Der Wille Marien Antoinettens wurde pünktlich erfüllt. Die Mutterhofmeisterinnen nahmen diese junge Person zu sich, und erzogen sie mit eben der Sorgfalt, wie ehemals im königlichen Pallast. Allein nach dem Tode ihrer großmüthigen Wohlthäterin, welche bis dahin Mutterstelle an ihr vertreten hatte, mußte sie jenen Zufluchtsort wieder verlassen. Man hat mich versichert, sie sey nachher von ihrer leiblichen Mutter reclamirt worden. Wenn dieß der Fall war, so konnte man derselben freylich dieß Begehren nicht wohl abschlagen. In der Folge wurde Ernestine zu einer Nätherin gethan, die in der Straßé Saint-Denis wohnt, wo sie sich denn auch, wie ich nicht anders weiß, noch dermalen aufhält. Da der Geschichtschreiber schlechterdings nichts verhehlen darf, so muß ich dieser Erzählung, so leid es mir ist, noch eine Bemerkung beysügen. Sie besteht darin, daß Ernestine sich keineswegs an ihrem eigentlichen Bestimmungsorte befindet, weil ihre erhabene Freundin, welche sich dermalen zu Wien aufhält, bey ihrer

ihrer Abreise aus Frankreich den Wunsch geäußert hatte, sie mit zu nehmen, um sich nie wieder von ihr trennen zu dürfen; ein Wunsch, welcher auch wirklich die Genehmigung der öffentlichen Gewaltthaber erhielt.

Wenn Ernestinen diese Zeilen je zu Gesicht kommen sollten, so vernehme sie zugleich von dem Manne, welcher dieselben niederschrieb, und dessen Wahrheitsliebe sie kennt, daß ihre hohe Wohlthäterin während ihrer Gefangenschaft sich unzählige Mal nach ihr erkundigte; daß solches noch wenige Augenblicke vor ihrem Tode geschah; daß ihre Thränen zu fließen aufhieten, daß ihr beängstigtes Herz, ungeachtet ihrer fürchterlichen Leiden, noch immer eine Art von Beruhigung genoß, wenn man ihr Hoffnung machte, daß Ernestine dereinst wieder mit ihrer Prinzessin Tochter vereint werden könne.

Sie vernehme ferner, daß die gefühlvolle Marie Antoinette, als sie am zehnten August vom Thron gerissen, und in jene Tiefen des Elends, aus welchen sie gleich anfänglich keine Rückkehr hoffte, hinabgeschleudert ward, daß sie damals ihren thränenvollen Blick gen Himmel richtete, und ihm dankte, daß er Ernestinen, die Freundin ihrer Tochter, am Leben erhalten habe.

Nach dieser kurzen Digression lehre ich nun wieder zur Geschichte Marien Antoinettens zurück.

Ob es ihr gleich an Allem fehlte, ob ihr gleich hinterbracht wurde, daß ihre Juwelen, ihre Geräthschaften, ihre Garderobe, ihre Papiere, kurz alles und jedes geraubt und gestohlen worden sey; so nahm sie sich doch diesen unerseßlichen Verlust nicht im geringsten zu Herzen, weil alle diese Dinge sonst niemanden zugehörtten, als ihr. Sonderbar genug mußte es ihr aber vorkommen, als die Räuber, welche sich ihrer sämtlichen Habe bemächtigt hatten, noch überdies Miene machten, sich wegen ihrer vorgeliebten Delicatesse Lob zu erwerben. Einer derselben zeigte nemlich in der Nationalversammlung ein Schmuckkästchen vor, worin, wie er sagte, Juwelen enthalten wären, die der Kenian zugehörten, und die Herren Gesetzgeber geruhten zu decretiren, daß ihr dasselbe in eigenen Händen zu stellen werden solle. Diese affectirte Generosität war beynahe noch empörender, als jene schändliche Expropriation, welche sich so weit erstreckte, daß man der Tochter eines so uralten Kaiserhauses, der Gemahlin des Königs von Frankreich, weiter gar nichts gelassen hatte, als was sie auf dem Leibe trug.

Die Stelle ihres Palais vertretet bey Lage die mehr erwähnte Lage des Logographen, wo alle Oefen dampfe zusammenströmten, die aus der unterhalb befindlichen Nationalversammlung emporstiegen; bey Nahe aber ein Saal, der an jenen fließt, wo die Deputirten ihre Sitz-

jungen hielten, und in welchem sich die ganze königliche Familie so gut sie konnte behelfen mußte. Den Tag über sah und hörte sie nichts, als die immerwährenden Demüthigungen, welche ihrem Gemahl widerfahren, und die Nacht brachte sie in Thränen zu.

Endlich kam der Zeitpunkt herben, wo sie diesen Aufenthalt verlassen sollte; freilich in keiner andern Absicht, als aus einem Kerker in den andern zu wandern. Ich muß hier nochmals in Erinnerung bringen, daß man von Seiten der Nationalversammlung decretirt hatte, der königlichen Familie ein Gefängniß in dem Pallast Luxemburg anzuweisen, wo nunmehr diejenigen ihre Sitzungen halten, welche die Staatsverwaltung an sich gerissen haben, und statt des rechtmäßigen Nachfolgers Ludwigs des Sechzehnten über Frankreich herrschen.

Ich muß ferner erinnern, (denn es giebt Dinge, die man nicht oft genug wiederholen kann), daß in dem ersten Decrete, welches die Nationalversammlung vor der Entfernung der königlichen Familie ergehen ließ, gesagt wurde: Der König und seine Familie stehen unter dem Schutze des Gesetzes, und ihre Bewachung wird der Nationalgarde anvertrauet; und daß in einem zweyten Decrete die Worte vorkamen: Der König und seine Familie werden der Bestimmung und den Tugenden der Pariser Bürger anvertrauet.

Schon vorher hatte die Nationalversammlung, wie wir weiter oben gesehen haben, decretirt, daß alle in Arrestationsstand versetzte Personen, unter dem Schutze des Gesetzes und der gastfreundlichen Tugenden des französischen Volks stehen sollten.

Dies wäre denn also ein dreifaches Versprechen, zu dessen Erfüllung sich die Nationalversammlung feyerlich anheischig machte; doch that sie es offenbar nur aus Spott: denn gleich darauf mußte man wahrnehmen, daß sie sich ohne alle Scheu und Schaam darüber hinaussetzte. Anstatt die königliche Familie in den Palaß Luxemburg zu versetzen, übergab man dieselbe dem Samterre, welcher sie nach dem Tempelhof schleppte. Trotz dem Gesetz, der Nationalgarde, und den gastfreundlichen Tugenden des französischen Volks, mußten sich die hohen Gefangenen, welche doch gewiß sowohl in Rücksicht ihres schrecklichen Geschicks, als auch wegen ihres ehemaligen Ranges, die lebhafteste Theilnahme verdienten, gefallen lassen, daß sie der zügellose Pöbel, so wie sie vor den Saal der Nationalversammlung traten, verhöhnte und verspottete, und diese Belästigungen so lange fortsetzte, bis sie im Tempel anlangten. Er schimpfte, er drohte, und alles dieß in den schändlichsten niederträchtigsten Ausdrücken, die sich nur denken lassen. Den ganzen Weg über ertönte das Geschrey: fort mit dem Herrn und der Madame Veio, nach

der Guillotine! So und nicht anders wurde der Abkömmling Heinrichs des Vierten und die Enkelin des Kaisers Leopold unter dem Schutze des Gesetzes, der Nationalgarde, und der gastfreundlichen Tugenden des französischen Volks behandelt! Der Zug dauerte lang, und war fast nicht zum Aushalten; denn Sauterre übereilte sich eben nicht, damit das irre geleitete Volk desto mehr Zeit gewinnen möchte, die Gefangenen zu misshandeln, und sich an ihrer Herabwürdigung zu ergöhen.

Als die königliche Familie im Tempel angelangt und in die für sie bestimmten Wohnzimmer gebracht worden war, nahm das gesetzgebende Corps weiter keine Nothig mehr von ihr. Von nun an befand sie sich in der Gewalt des Gemeinderathes, der größtentheils aus Leuten vom niedrigsten Herkommen bestand, die keine Erziehung genossen hatten, weder Treue noch Rechtschaffenheit besaßen, und sich in Ansehung ihres rebelhaften Charakters vor allen andern dazu schickten, die unbarmherzigen Kerkermeister ihres unglücklichen Königs und seiner tiefgebeugten Familie zu seyn.

Man wird sich erinnern, daß die gesetzgebende Versammlung, als Ludwig der Sechsbte eine Freystätte bey ihr suchte, sich anheischig gemacht hatte, in den nächsten vier und zwanzig Stunden ein Decret ausfertigen zu lassen, kraft dessen das Tractement bestimmt

werden sollte, welches er und die Seinigen während ihrer Verhaftung zu begeben hätten. Allein diese treulose Versammlung erfüllte dieß Versprechen eben so wenig, wie alles andere, was sie des nemlichen Zaar's zugesagt hatte. Man hätte darauf schwören sollen, sie stelte sich bloß deswegen so großmüthig, um den entthronten Monarchen bey der Nase herum zu führen, und seine zahllosen Leiden noch überdies durch die Verlesung der feindseligen Zusagen zu vermehren. Sie wußte nur allzu wohl, daß es der königlichen Familie, seit ihrer Entfernung aus dem Schlosse, an den unentbehrlichsten Bedürfnissen fehle. Demnachachtet traf sie nicht die allernothwendigste Veranlassung, diesen bedauernswürdigen Personen, welche von jeher im größten Ueberflusse gelebt hatten, und folglich das Mangelnde ihrer Lage desto schmerzlicher empfinden mußten, unter die Arme zu greifen. Der ehemalige Herrscher eines der schönsten und blühendsten Staaten befand sich jetzt in eben so dürftigen Umständen, wie der ärmste seiner Unterthanen.

Unachtet die Königin ebenfalls den drückendsten Mangel litt, so äußerte sie doch nie das geringste Mißvergnügen darüber, vielweniger den Wunsch, daß demselben mochte abgeholfen werden. Indes ereignete sich der Fall, daß ihr jemand, eben als sie aus der Nationalversammlung abgeführt wurde; vier und zwanzig

Stück einfache Louisdor in die Hand drückte. Sie erkannte die Person, die ihr diesen rührenden Beweis von Anhänglichkeit gab, und es sey nun, daß sie dieselbe durch die Zurückgabe jener Summe nicht betrüben wollte, oder sie in der Eil nicht ausschlagen konnte; genug sie behielt dieß Geschenk. Der Gebrauch aber, welchen sie davon machte, gehört zu den schönsten Tugenden, die in ihrem Leben vorkommen. Sie ließ dieß Geld unberührt liegen, und betrachtete es als ein geheiligtes Depositum, welches ihr bloß deswegen anvertraut worden sey, damit sie es dem, von welchem sie es erhalten habe, über kurz oder lang zu eignen Händen wieder zustellen sollte. Sie verbarg es so sorgfältig, daß es den Reformasiern, welche von Zeit zu Zeit ihre kleine Habe durchkäerten, trotz allen Nachforschungen nie in die Hände fiel. Sie fanden es nicht eher, als kurz vor ihrem Tode. Als dieß geschah, zeigte sie an, von wem sie es erhalten hätte, und bat zugleich inständig, daß man es dem wahren Eigenthümer wieder zustellen möchte. Ich zweifle aber sehr, daß man diese Bitte nach ihrem Hinscheiden erfüllt haben werde.

Hier ist das getreue Verzeichniß alles dessen, was diese Prinzessin, welcher ehemals alle Schätze der Krone, so wie überhaupt die Reichthümer von Frankreich, zu Gebot standen, mit in den Tempel brachte. Dieses Inventarium verdient um so mehr hier eingebracht zu

werden, da diese Schrift dazu bestimmt ist, dem Leser eine Geschichte des aller schrecklichsten Glückswechsels vor Augen zu stellen. Es enthielt:

- 1) Die überwöhnten fünf und zwanzig Louisdor, wovon sie, wie gesagt, niemals Gebrauch machte.
- 2) Ein kleines Portefeuille, mit Scheere, Nadeln, Zwirn und Seide.
- 3) Einen kleinen Spicack.
- 4) Zwen Päckchen Haare, theils von ihren verstorbenen, theils von ihren noch lebenden Kindern, wie auch von ihrem Gemahl.
- 5) Einen Ring, worin ebenfalls Haare von ihren Kindern und ihrem Gemahl angebracht waren.
- 6) Das Portrait ihrer Freundin, der Prinzessin von Lamballe.
- 7) Die Portraits der Herzogin von Mecklenburg und der Prinzessin von Hessen, mit welchen sie zu Wien aufgewachsen war, und deren Andenken ihr bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens theuer und werth blieb.

Dies waren die sämtlichen Reichthümer Marien Antoinettes, als sie vom Thron gestossen wurde! Es macht ihrem Herzen Ehre, daß sie auf diese Dinge einen so hohen Werth legte. Wirklich entäußerte sie sich derselben nicht eher, als in den letzten Momenten ihres Daseyns.

Zufolge einer Aussage, welche Lorenz Lecointre vor dem Revolutionsgericht ablegte, soll ihn die Königin, als sie in den Tempel gebracht wurde, ersucht haben, er möge doch bey der Nationalversammlung darauf antragen, daß dreyzehn bis vierzehn Personen, welche sie ihm nannte, die Erlaubniß erhielten, sie dahin zu begleiten, und sich mit ihr einsperren zu lassen. Lecointre fügte hinzu, er habe sich dieses Auftrags wirklich entledigt, die Versammlung aber sey zur Tagesordnung geschritten, mit dem Beyfügen, man müsse sich dießfalls an die Gemeinde wenden.

Ich habe alle Ursache zu glauben, daß Lecointre, der ohnehin gleich in den ersten Tagen der Revolution allerley Unwahrheiten zum Nachtheil der Königin erfann, dieß vorgebliche Factum erlogen hat. Wäre es anders, so würde er gewiß nicht unterlassen haben, diese dreyzehn bis vierzehn Personen bey dem Revolutionsgerichte anzugeben, und dieses würde ebenfalls nicht saumselig gewesen seyn, sie in Verhaft nehmen und guillotiniren zu lassen.

Auf der andern Seite läßt sich leicht denken, daß die Königin, welche die Bosheit ihrer Feinde ohnehin von grundaus kannte, viel zu vorsichtig in ihren Handlungen zu Werke gieng, als daß sie Personen, von welchen sie geliebt wurde, compromittirt haben sollte. Ueberdieß

dachte sie viel zu groß, als daß sie es über ihr Herz bringen konnte, einen Menschen wie Lecomte, oder eine Versuchung, die den unglücklichen König auf eine eben so treulose als schändliche Art mißhandelt hatte, um eine Gefälligkeit zu ersuchen.

Dem sey wie ihm welle, genug man gestattete niemanden, sich mit ihr einzusehen zu lassen. Die Prinzessin von Lamballe, welche dieß schändlichst verlanat hatte, ward von ihr weggerissen, und in ein anderes Gefängniß geworfen. Anfanglich hatte die Königin die Frau des Schatzkammers Simon zu ihrer Bedienung, nachher eine gewisse Tison.

Von jener Zeit an, wo Ludwig XVI. nebst seiner Familie nach dem Tempel in gefängliche Verwahrung gebracht wurde, verwandelte sich ganz Frankreich in eine Mördergrube. Alle die, welche man in Verdacht hatte, als wenn sie ihrem unglücklichen Landesvater nur einigermaßen mit Liebe und Treue zugethan seyn möchten, wurden unablässig verfolgt. Man machte Jagd auf sie, wie man reisende Thiere zu jagen pflegt. Umsonst suchten sie nach den Cisten, in der یرrigen Meinung, daß sie dort sicher seyn würden. Eine zahllose Menge öffentlicher Gebäude wurden zu Gefängnissen eingerichtet. Niemand durfte seinen Freunden, seinen nächsten Anverwandten, über den Wea trauen. Ich selbst weiß mich

des Falls zu erinnern, daß eine Mutter ihren leiblichen Sohn, welcher sie herzlich liebte, nicht mehr um sich dulden wollte, und ihm ihre Zuneigung gänzlich entzog. Man floh in die Wälder, verbarg sich in unterirdischen Hölen und Klüften. Ein Plagericht, welches man das Tribunal vom zehnten August nannte, und das dem nachherigen Revolutionstribunal zum Model diente, schickte alle die auf das Platzröß, welche die Kannibalen wegen Kürze der Zeit am zehnten August nicht hatten umbringen können. Auf diese Art mordete man den muthigen Durosoy, Verfasser der Pariser Zeitung, und den zwar furchtsamen, aber tugendhaften Laporte, Justenbauten der Civilliste. So herrschte der arminige Petion über Paris, und sein Spießgeselle Manuel zeigte sich hiebei nur allzu geschäftig.

Diesen beiden Unmenschen, deren Greuelthaten sich Robespierre in der Folge zum Muster nahm, waren der Meinung, die Hinrichtungen ziemten zu langsam von flatten. Sie kamen daher auf den Einfall, dieselben auf eine Art zu beschleunigen, worüber sich die Nachwelt entsetzen wird. Einmal des Abends nach zehn Uhr befanden wir uns insgesammt, so wie wir zu Paris wohnten, im Arrestationsstande. Alle Barrieren wurden auf das sorgfältigste bewacht; die Seine war mit einer Menge Fahrzeuge bedeckt, worin sich bewaffnete Leute befanden; die Nationalgarden hatten durch die ganze

Stadt einen Cordon gezogen, und alle Straßen gesperrt; nirgends konnte man weder aus noch ein.

Mitten in der Nacht wurden die Häuser geöffnet; kein Ort war heilig genug, um respektirt zu werden; selbst Eheleute sahen sich, im Bett liegend, von Piken und Fajonetten umringt; alles wurde visitirt, alles durchstort; die geheimsten Familienpapiere, die vertrauesten Freundschaftsbriefe blieben nicht verschont. Wehe dem, bei welchem man etwas Schriftliches, oder auch nur ein Bild antraf, wodurch das Andenken des entthronten Königs wieder in Erinnerung gebracht wurde! Wehe jedem, in dessen Wohnung man ein Symbol, oder etwas dem Hölischen, anständig wurde, das sich auf die Religion seiner Väter bezog! Alle Proscribirte, welche man ertappte, wurden sogleich mit fortgeschleppt, und hausemweis in den Gefängnissen über einander geschichtet, welche Petion und Manuel für sie hatten pfecht machen lassen. Dieß schändliche Verfahren beliebte man eine Hausdurchsuchung zu nennen. — Du gerechter Gott!

Und wer waren denn die Leute, welche sich von den Tyrannen, die damals, zufolge der Tagesordnung, die öffentliche Gewalt in Händen hatten, mit dieser so bereitwilligen Grausamkeit zu Werkzeugen ihrer Rache gebrauchen ließen? Wer? Nachwelt, wirst du es glauben? Die Bösewichte, welche Ludwigs Thron usurpir-

ten, hatten nicht etwa, gleich andern merkwürdigen Rebellen, die in der Geschichte vorkommen, ein auserlesenes Corps Victoren und Trabanten zu ihren Gehülfen. Nein, die Vollstrecker ihrer Schandthaten waren die Städtebewohner selbst. Sie durften nur gebieten, und sogleich zogen Bürger gegen Bürger zu Felde.

Dieser Fall ist so einzig in seiner Art, daß ihn der- einft unsere Nachkommen nach aller Wahrscheinlichkeit für ganz unmöglich halten würden, wenn man ihn nicht einigermaßen zu erläutern suchte.

Sobald sich die Lärmtrommel hören ließ, eilte sogleich jeder Bürger in voller Rüftung aus seiner Wohnung herbei, und versügte sich zu dem Offizier, unter dessen Commando er stand. Einer von den Chefs der bewaffneten Macht zeigte sodann jedem einzelnen Detaschement die Proscribiren an, die es in Verhaft nehmen sollte. Wer bey der Vollziehung dieses Befehls nicht Eifer genug blicken ließ, wurde selbst proscribirt. Da nun aber die Chefs diejenigen, welchen sie dergleichen Befehle ertheilten, gemeiniglich nicht kannten; so ereignete es sich nicht selten, daß sie dem einen auftrugen, seinen Bruder, dem andern seinen leiblichen Vater zu verhaften. Wenn hier der Ort dazu wäre, würde ich die Wahrheit dieser Versicherung mit Verschieden belegen. Ich selbst kannte einen Privatmann, welcher den Auf-

trau erhielt, in seiner eignen Wohnung die strengste Untersuchung vorzunehmen, alle darin befindliche Effecten zu versiegeln, und ihren Eigenthümer in Verhaft zu nehmen. Dieser Eigenthümer war niemand anders, als er selbst. Glücklicherweise gelang es ihm, sowohl seine Papiere als seine eigene Person in Sicherheit zu bringen; denn diejenigen, welche ihm bey der Vollziehung seines Auftrags behülflich seyn sollten, kannten und liebten ihn. Unter andern Verhältnissen würden ihn seine eigene Leute ins Gefängniß geschleppt haben.

Bis zu diesem Grade der Comedienne mußten wir uns in den ersten Tagen nach der Enthronung des Königs herabwürdigen lassen! Es schien nicht anders, als wollten wir das Un Glück, welches wir ihm zugesagt hatten, nun an uns selbst rächen.

Jene Hausfuchung, welche von Petion und Menou anbefohlen, von der gesetzgebenden Nationalversammlung sanctionirt, und von Pariser gegen Pariser vollstreckt wurde, schränkte sich jedoch nicht etwa nur auf eine einzige Nacht ein. Im Gegentheil wurden die Nachforschungen, Verhaftungen und Einlieferungen so lange fortgesetzt, bis endlich der Zeitpunkt herbeikam, wo sich der schändliche Maire Petion vorgenommen hatte, die Proscribirten ermerden zu lassen. Unsens! würde ich mich bestreken, dasjenige mit Worten zu beschreiben, was

alle die, welche der herrschenden Faction nur einizermal-
 fen verdächtig vorlamen, in diesen Tagen der größtlichen
 Verbrechen erdulden mußten. Ihre vertrautesten Freunde,
 ihre nächsten Anverwandten wagten es nicht sich ihnen
 zu nähern, sie zu besuchen, oder nur ein Wort mit ihnen
 zu reden. Wo sie hinkamen, schlug man ihnen die Thü-
 ren vor der Nase zu. Dieser sagte ihnen ganz unverbo-
 len, wenn er sie beherberge, so müsse er befürchten, daß
 man sein Haus plündere, und es ihm sodann über dem
 Kopf aufleide; jener drohte, er würde das Volk herbe-
 rufen, wenn sie sich nicht gleich wieder fortmachten. Kein
 rechtlicher Mann konnte über die Strafe gehen, ohne sich
 der größten Gefahr auszusetzen. Ein bößliches Kleid,
 saubere Wäsche, eine offene und edle Gesichtsbildung,
 waren humanitäre Beweggründe, jeden, an dem man
 dergleichen wahrnahm, ins Gefängniß zu werfen. Zum
 sichern Beweis, daß ich hier kein Wort zu viel sage, be-
 rufe ich mich auf die Geschichte. Über dem Schicksal
 emigrieren wollte, das den Protestanten bevor stand, sah
 ich genöthigt, zu den abentheuerlichsten Einfällen, zu den
 seltsamsten Verkleidungen, seine Zuflucht zu nehmen.

Da nun Petron und Manuel zufolge ihrer Maas-
 reacht versichert waren, daß ihnen keines ihrer Schlach-
 topper entzinnen könne, so kündigten sie den Tod, an wel-
 chem dieselben gemordet werden sollten, mit einer gewis-
 sen Heiterkeit des Geistes an, für die ich in keiner Sprache

einen passenden Ausdruck zu finden wüßte. Als das Gemetzel seinen Anfang nehmen sollte, wurde die Kärnkanaune abgescuert, und die Sturmloske geläutet. Auf dieses Signal theilten sich die Heulcröfnichte, die im Gelde jener beyden Unmenschen standen, in mehrere Panden, stürzten dann ohne weitere Umstände auf die Gefängnisse los, und brachten alle darin befindliche Personen, ohne Rücksicht des Alters oder Geschlechtes, ohne für die Tugend, oder für den arbeitsamen Charakter des Priesterthums die geringste Achtung zu bezeugen, auf die erbärmlichste Weise ums Leben, nachdem sie ihnen vorher alle nur erdenkliche Quaaen zugesüet, und hiebey eine so angestudierte Grausamkeit an den Tag gelegt hatten, daß es einem, je länger man darüber nachdenkt, desto unbegreiflicher vorkommen muß, wie es nur möglich war, daß Menschen, daß vernünftige Wesen, sich in so wüthende Bestien verwandeln konnten, ob sich gleich diese fürchterliche Ausartung schlechterdings nicht bezweifeln läßt.

Das Gemetzel begann am zwenten September Nachmittags zwey Uhr, und dauerte mehrere Tage. So lange noch ein Tropfen Blut zu verrißten war, blieben die Mörder, die gefesseltende Versammlung und alle Sectionen bespammen, und die ganze Jariser Nationalgarde stand unter dem Gewehr. Man vernahm das Jammergeschrey der Unglücklichen, die unter den Streichen ihrer Mör-

Knebel fielen, und hörte es mit an, ohne nur das geringste Merkmal von Mitleid oder Rührung zu äußern, ohne nur eine Bewegung zu machen, als ob man der Wuth jener Menschenwürger Einhalt thun wollte, deren Anzahl sich doch nirgends über dreßzig bis vierzig belief. Dieß Betragen war noch tausendmal verabscheuungswürdiger, als das Gemethel selbst, und ward demnach der Nachwelt gerechte Veranlassung geben, diejenigen, welche damals die ebrigkeitliche Gewalt in Händen hatten, der Theilnahme an jenen Mordthaten zu beschuldigen.

Anstatt dergleichen Abscheulichkeiten zu verhindern, lud vielmehr die Pariser Gemeinde die übrigen Städte Frankreichs vermittelst eines Circularschreibens feyerlich ein, dergleichen Menschenfchlächtereien auch bey sich zu veranstalten, und wirklich wurden die Bewohner mancher andern Ortes, durch das entsetzliche Beispiel, welches ihnen die Hauptstadt vor Augen stellte, zur Nachfolge gereizt.

Bei eben dieser Pariser Gemeinde holten nachher die Heuserosuechte, welche dieß unschuldige Blut vergossen hatten, ihren Lohn ab. Zu dessen Beweis will ich hier dem Leser ein authentisches Document vorlegen, das einem unserer dermaligen Gesandten fürwahr nicht zur Ehre gereicht. Es ist folgenden Inhalts:

„Permanente Versammlung der Sansculotten.

„Auf Injunben der Herrn Gilbert Peit, Nicolas „Guz, Michel Lepage und Pierre Genti Corlin, deren „man sich während eines Zeitraums von zwey Tagen „dazu bedienet hat, die Freistie in Saint-Jermin und „andere aus dem Wege zu räumen, und deren jeder „für diese zweytägige Arbeit zwölf Lieres verlangte *), „hat die Versammlung beschloffen, ihnen ein Mandat „zu ertheilen, vermöge dessen sie acht und vierzig Lieres, „verschleßt sich für alle vier zusammen in Empfang ne- „men sollen, wos Endes ihnen Gegenwärtiges behändiget „worden ist, damit es bey dem Minister des Innern die „Stelle eines Mandats vertrete.

„Es beschloffen in der allgemeinen Versammlung „der Section der Sansculotten, den vierten September „eintausend siebenhundert zwey und neunzig, im vier- „ten Jahre der Freyheit **), im zweyten der Gleich- „heit ***).

„Für gleichlautende Abschrift, unterzeichnet: Dars- „del, Präsident; Pierre Desae, Vice-Secretair.

*) Also konnte man doch einen Mörder den ganzen Tag über für einen Sanbthaler haben? Gütiger Gott, in was für Zeiten wir lebten! "

*) Der Freyheit zu werden!

**) Auf der einen Seite Schlachtopfer, auf der andern Unterdrückte; welche Gleichheit!

Jene vier Räder begaben sich denn also zum Minister des Innern, und überreichten ihm drei abschreibliche Mandats, mit Händen, woran noch das Blut der Erschlagenen flecte. Man sollte glauben, der Minister *) werde sie haben in Verhaft nehmen lassen, oder wenigstens doch wenigstens vor Schrecken ganz außer sich gewesen seyn, als er sie ansichtig wurde. Nichtweniger. Ganz ruhig und gelassen setzte er sich nieder und schrieb folgenden Brief an die Section der Cantonsboten, den er sodann jenen vier Kerls zur Befüllung übergab:

„Da der Minister des Innern als öffentlicher Beamter der Verantwortlichkeit unterworfen ist, so kann und darf er keine andere Zahlung leisten, als in der von den Gesetzen vorgeschriebenen Form. Der Ausgabenden einer jeden Summe muß eine Bescheinigung von der Municipalität des Orts beibringt werden. Mühen hätte sich die Section der Cantonsboten lediglich an die Pariser Municipalität zu wenden, um jene Ausgaben reguliren und vergüten zu lassen, die in ihrer Macht gemacht worden sind. Demzufolge sieht er sich von Amtswegen genöthigt, die Ueberbringer des besagten Mandats entweder an ihre Section, oder an die

*) Dieser Minister war damals Holland.

„Municipalität zu verweisen. Den vierten September, im ersten Jahre der Gleichheit.“

Als nun die mehr erwähnten Mitglieder dieses Schreibe-
ben bey der Municipalität übergaben, erfolgte nachfol-
gendes Verdict:

„Den fünften September, im vierten Jahre der
„Gleichheit, im ersten der Gleichheit.

„Das allgemeine Conseil beschließt, nach vorgän-
„giger, in der permanenten Section der Sansculotten
„gepflogener Verathschlagung, daß die Herren Gilbert
„Petit, Nicolas Guy, Michel Lepage und Henri
„Corjon, alle vier zusammen acht und vierzig Livres
„für jene Arbeiten in Empfang nehmen sollen, wel-
„chen sich jeder von ihnen zwey Tage lang gewidmet hat.

„Unterzeichnet: Lullier, Präsident! Tallien,
„Secretair - Greffier.

„Für gleichlautende Abschrift, unterzeichnet Louis
„Lombard, Secretair - Greffier - Adjunct.“

Man hat mitunter die Frage aufgeworfen, ob und
wissen wohl Tallien an den berühmten Septembersece-
nen Theil gehabt habe. Dieß wird sich am besten nach
Nachgabe des vorstehenden und gleich darauf folgenden
Actenstücks beurtheilen lassen, welches letztere an eine
der Pariser Sectionen gerichtet, und nach Tallien's eige-
ner Handschrift kopirt ist. Hier folgt es:

Municipalität zu Paris.

Extract aus dem Deliberations-Protocoll, des, aus den Commissarien aller acht und vierzig Sectionen bestehenden allgemeinen Conseil. Am 20ten August, im vierten Jahre der Freiheit, im ersten der Gleichheit.

„Das allgemeine Conseil fasste den Beschluß, die „Sectionen zu bevollmächtigen, daß sie, auf ihre Verantwortung, alle in der gestrigen Nacht, oder heute früh, verhaftete Bürger verhören, und ihnen den „Prozeß machen sollen.

„Unterzeichnet, Guignon, Präsident; Mehee, „Secrétaire - Greffier - Adjunct.

„Zur gleichlautende Abschrift; unterzeichnet Tal- „lien, Secrétaire - Greffier.

Da das Blutbad den zwenten September seinen Anfang nehmen sollte, so mußte man freylich den schleunigsten Bedacht darauf nehmen, diejenigen, welche noch zur Zeit in den Sectionen verhaftet waren, am dreyßigsten August in die öffentlichen Gefängnisse zu schicken. Dieß war der eigentliche Beweggrund zu obigem Arrete. Die Pariser Gemeinde, welche dem Perion und Manuel gänzlich erhaben war, ließ also die Schlachtopfer zusammenreiben, und bezahlte sodann die, welche dieselben erwürgten. Welche Verwuchtheit leuchtet nicht aus diesen kaltsblütig überdachten Entwürfen hervor! Welch

ein Wuß von Schändlichkeiten! Wie ist es nur möglich, daß die Herzen derer nicht von den quälendsten Bewußtseinsbissen zerrißelt werden, welche dergleichen unerbörte Geruch von Anwesenheit verhindern sollten, statt dessen aber sie zugaben, ja sogar anordneten und bezahlten?

Nachdem nun endlich diese Kannibalen ihren Blutdurst bis zum Ueberdruß gestillt hatten, flatterte der Junkmanns Garat der ansehenden Versammlung von ihrer Expedition Bericht ab, obgleich dieselbe bereits von Allen eben so gut unterrichtet war, wie er selbst. In diesem Bericht sprach er von allen diesen gräßlichen Verbrechen mit jener überdachten Gefühllosigkeit, die sich nur von einem Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts erwarten läßt. Nicht ein einziger Ausdruck des Mitleids, kein Wort der Mißbilligung kam darin vor. Er verlas das Verzeichniß dieser ungeheuern Verbrechen in einem so gleichgültigen Tone, wie man eine Zeitungsnachricht zu lesen pflegt, die weder Gutes noch Böses enthält. Ist es daher wohl zu verwundern, wenn ihn seit jenem Tage der nemliche Abscheu trift, den seine Zeitgenossen gegen die Septembermörder selbst hegen? Ja, aus den Haufen jener Erschlagenen, die vor seinen schließlichen Augen auf einander gethürmt wurden, ist ein Blutstreck auf seine Stirn gespritzt, den keine Zeit wieder auespülen wird.

Da die Anzahl derer, die sich durch ihre Anhänglichkeit für die königliche Familie die Märtyrerkrone erwarben, so außerordentlich groß war, so läßt sich leicht denken, daß man die Prinzessin von Lamballe gewiß nicht vergessen haben werde. Je genauer man von der innigen Freundschaftsverbinding, die zwischen ihr und der Königin obwaltete, unterrichtet war, desto mehr beiferten sich die Henker, welche sich ihrer auf Anstiften des Orleans bemächtigt hatten, sie auf alle nur erdenkliche Art zu martern. Sie starb eines langsamen qualvollen Todes, erduldet ihn aber mit einer wahrhaft heroischen Standhaftigkeit.

Wenn man sich im Tempelthurm herunzuföhren läßt *), so wird einem unter andern ein kleiner Altar im zweiten Stockwerk gezeigt, welcher zwey kleinere

*) Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unangemerkt lassen, daß man im Tempel eine Menge Dinge zu sehen bekommt, die entweder dem Könige, oder andern zur königlichen Familie gehörigen Personen gehört haben sollen, und daß man sich folglich sehr im Acht nehmen muß, damit man nicht betrogen wird. Der eine bringt ein Büschelchen Haare, der andere ein Etui, der dritte einen Ring zum Vorschein; dieser holet einen Lächer, jener ein Nachtrüchlein, herbey. Dieß alles, sagt man, wären Reliquien, die man mit der größten Sorgfalt aufbewahrt; eigentlich aber hat man hiebey keine andere Absicht, als

Thürmchen mit einander in Verbindung steht. Dieß, sagt man, sey der Ort, wohin sich die Königin habe begeben müssen, um den abgeschlagenen Kopf der Prinzessin von Lamballe, ihrer ehemaligen Freundin, in Augenschein zu nehmen, den man unten im Hofe auf

diese Reliquien zu verkaufen, und sich dieselben übertheuer bezahlen zu lassen. Zum Beweis, wie leicht der Unersahne durch dergleichen Währchen hintergangen werden kann, will ich hier etwas erzählen, das mir selbst widerfuhr. Man zeigte mir eines Tages im Tempel eine Zeichnung, die den dortigen Thurm nebst dem daran befindlichen Garten vorstellte. Man versicherte mich, sie sey das Werk der jungen Prinzessin Tochter des hochseligen Königs, die in einer kleinen Entfernung vom Thurm in der Stellung einer Person ababildet war, welche sich mit Zeichnen beschäftigt. Neben ihr standen zwei Frauenzimmer, die man auf den ersten Blick für ihre Mutter und die Prinzessin Elisabeth erkannte. Diese Zeichnung koste man hinzu, würde man um alles in der Welt nicht verkaufen. Ich hatte eben einen Maler bei mir, der, eben so wie ich, der Meinung war, daß man unmöglich etwas Vollkommneres in dieser Art sehen könne. Um so mehr wunderten wir uns, daß diese so ganz correcte Zeichnung von einem Kinde gefertigt worden sey. Wir erbaten uns die Erlaubniß, sie copiren zu dürfen. Als wir das herrliche Bild hinter dem Glase hervornahmen, sahen wir, daß es nicht gezeichnet, sondern ein Kupferstich war.

einer Pile herungetragen habe. Diese Anekdote ist unwahr; denn Orleans ließ die Prinzessin von Lamballe am dritten September ermorden, und die Königin ward nicht eher als in der Hälfte des eben erwähnten Monats in den Tempelthurm gebracht.

Uebrigens ist es leider nur allzu gegründet, daß Rotondo, welcher den Kopf der besagten Prinzessin auf eine Pile gesteckt hatte, ihn erst eine Zeitlang im Hofe des Tempelkastells herumtrug, ehe er ihn dem Mörder derselben, welcher ihn ausdrücklich zu sehen verlangte, präsentierte, und daß einer von den Commissarien der Pariser Gemeinde, welcher sich eben damals bey der Königin befand, dieselbe mit aller Gewalt zwingen wollte, an das Fenster zu treten, um die traurigen Ueberbleibsel ihrer ermordeten Freundin in Augenschein zu nehmen.

Die Königin sah zwar nichts; wußte aber alles. Nicht ein einziges von jenen Verbrechen, die seit zwey Tagen verübt wurden, war ihr unbekant. Ihr Gedächtniß rief ihr von einem Augenblicke zum andern die Namen aller derjenigen zu, die ihrer Familie treu geblieben waren, und die Person eben darum den Mordern überantwortet hatte. Indes verberg sie ihre Thränen, weil sie den König viel zu sehr liebte, als daß sie es über ihr Herz bringen konnte, seine Leiden zu vermehren. Es verblutete sich in der Stille, und

sie beklagte sich nicht, ob sie gleich fühlte, daß sie dadurch von Tag zu Tag unglücklicher wurde. Als man aber die unerhörte Grausamkeit beging, und sie zwingen wollte das abgehauene blutige Haupt ihrer zärtlichst geliebten Freundin zu betrachten; einer Freundin, mit welcher sie so viele Jahre lang in der engsten Vertraulichkeit gelebt hatte, da wurden alle ihre Wunden von neuem auf die schmerzhafteste Art wieder aufgerissen. Sie ward ohnmächtig, und als sie sich wieder erhob, fiel sie in jenen peinlichen Zustand, der bis an das Ende ihres Lebens unausgesetzt fortbauerte.

Wo in aller Welt kommen denn aber nur diese menschenähnlichen Tyger her, die ihre ganze Freude, ihr einziges Vergnügen darin fanden, dergleichen beispiellose Verbrechen zu verüben? Durch welchen Zauber brachte es der über allen Ausdruck schändliche Orcans dahin, daß ihm auf einmal ganze Legionen Mörder zu Gebot standen? Wie durften Perion und Manuel, die damaligen Beherrscher von Paris, es wagen, diese vor Zeiten wegen ihrer Politesse und Urbanität so berühmte Hauptstadt durch Schandthaten zu entehren, wovon man noch nie bey irgend einem Volke auf der ganzen weiten Welt ein ähnliches Beispiel sah? Welchen Missethättern wird dereinst die Nachwelt jene beiden Unmenschen an die Seite setzen? Unfehlbar wird sie dieselben in ihrem gerechten Zorn weit ärger verwünschen und verfluchen, als

die Robespierre, die Carrier, die Barrere, die Collot-d'Herbois, und andere Ungeheuer dieser Art. Denn Pétion und Manuel hatten das höllische Verdienst vor sich, daß sie die Erfinder dieser Greuel waren, und andere ihres Gelichters zur Nachfolge reizten. Hiernächst waren alle die Martern und Quaalen, welche Carrier und Collot-d'Herbois ihren Schlachtopfern anthaten, gegen diejenigen, welche dem Grafen von Saint-Marc zugesügt wurden, für nichts zu achten. Diesem unglücklichen Manne rannten seine Mörder eine Pike quer durch den Leib, ließen sie darin stecken, und zwangen ihn sodann, auf Händen und Füßen fortzukriechen. Seine jämmerlichen Sieherden, sein Winseln und Wehklagen, seine krampfhaften Zuckungen, rührten sie so wenig, daß sie vielmehr ihren Spott damit trieben, und sich halbtodt lachen wollten.

So hatte denn Orleans seine Rache befriedigt; alles Unheil, das er der Königin zugebracht hatte, war vollbracht; sie noch unglücklicher zu machen stand nicht mehr in seinen Kräften. Das Jammergeschrey der Unglücklichen, die ihr Leben unter dem Mordschwerte ihrer Henker verbluteten, gellte ihr unaufhörlich in die Ohren; sie empfand alle Leiden, alle Quaalen, welche sie erdulden mußten, stand des Tages mehr als tausendmal wahre Todesangst aus, und beklagte, daß sie nicht längst vor ihnen aus der Welt gegangen sey. In der

gewissen Ueberzeugung, daß ihr und ihrem Gemahl das nemliche Schicksal bevorstehe, hatte sie sich, eben so wie er, seit dem zwanzigsten Junius zum Tode bereitet; schuldichst wünschte sie den Augenblick herbey, wo sie mit so vielen andern erlauchten Märtyrern vereint werden möchte; der Zustand, in welchen man sie versetzt hatte, war so schrecklich, daß sie den Tod als eine wahre Wohlthat betrachten mußte.

Die Pariser Gemeinde, welcher es die gesetzgebende Versammlung gänzlich anheim gestellt hatte, die hohen Gefangenen nach Belieben zu quälen, machte von dieser Erlaubniß einen Gebrauch, der mit dem grausamen Charakter, welchen die meisten ihrer Mitglieder besaßen, in der vollkommensten Uebereinstimmung stand. Erst hatte sie es nicht zugeben wollen, daß die königliche Familie den Pallast Luxemburg bewohnen sollte; jetzt machte sie die Bemerkung, daß der Tempelpallast, so schlecht er übrigens eingerichtet war, demungeachtet noch viel zu gut sey, dieser Familie zum Gefängniß zu dienen. Demzufolge bestimmte sie den Tempelthurm zu dem traurigen Aufenthalte, wo diese aus den ältesten Königsge-
schlechtern entsprossenen Personen so zu sagen lebendig begraben werden sollten.

Dieser zu den Zeiten der Tempelherren erbaute Thurm, dessen Aeußeres schon sehr traurig und abschreck-

send aussieht, war bis dahin noch niemals bewohnt worden. Seit Jahrhunderten hatte man sich seiner zu keiner andern Absicht bedient, als das Archiv darin aufzubewahren, welches dem Priorate des Tempelherrenordens gehörte. Seinen Gipfel, von welchem man ganz Paris übersehen kann, hatten sich Eulen und andere Nachtvögel zur Wohnung gewählt, und in den sogenannten Zimmern, die aber eigentlich nichts anderes als unbewohnbare Löcher waren, hielten sich alle mögliche Gattungen von Ungeziefer auf. Diesen Stall, diesen Käfig, wies man Marien Antoinetten, der Kaiserstochter, nebst ihrer Familie, zur Wohnung an.

Ende des vierten Buchs.

Fünftes Buch.

Die Königin, welche bereits daran gewöhnt war, rings um sich her nichts als Schreckbilder und Grausamkeiten wahrzunehmen, sah jene Vorkehrungen, welche darauf abzwekten, ihre Gefangenschaft vollends ganz unerträglich zu machen, mit der größten Gleichgültigkeit an. Die Spuren jener unmenschlichen Behandlung sind noch dormalen vorhanden, und wer nicht ganz ohne Gefühl ist, wird sich bey deren Erblickung schwerlich enthalten können, den menschlichen Geist wahrhaft zu bedauern, daß er so fruchtbar an grausamen Erfindungen ist.

Die Königin hatte eine Wohnung im dritten Stockme, die gerade so beschaffen war wie jene, worin sich der König befand. Sie bestand aus vier Gemächern. Wenn man in das Vorzimmer trat, hatte man ihr und ihrer Prinzessin Tochter Schlafgemach gerade vor sich; hinter Hand war jenes, worin die Prinzessin Elisabeth schlief. Außerdem hatte man noch in jedem der beyden Heinen Thürmchen ein kleines Kabinet angebracht, und

da man die Mauer des einen Thürmchens durchgebrochen hatte, um von da auf die Haupttreppe im großen Thurm zu gelangen, so bestand die ganze Wohnung aus einem Vorzimmer, drey Wohnstuben *), und drey Kabinetten. In allen diesen Gemächern war es sehr finster, weil alle Fenster mit sogenannten Soufflets (einer Art von Fensterkörbchen) versehen waren, um von außen die dicken eisernen Stangen zu verbergen, womit man die Fensterrahmen verwahrt hatte. Nie bekam man hier die Sonne zu sehen, denn alles war verbauet, und da ihre Strahlen nur in senkrechter Richtung hereinschienen, so verbreiteten sie in der ganzen Wohnung ein trauriges Helldunkel. Am hellen Mittage konnte ich in dem Zimmer, wo sich die Königin gewöhnlich aufhielt, weder lesen noch schreiben, außer wenn ich mich in die Weibung des Fensters setzte. Hier war auch der Ort, wo die Königin ihre meiste Zeit auf einem Kanape zubrachte, als sie den König nicht mehr besuchen konnte.

Die Wände, welche durch die Länge der Zeit über und über schwarz geworden waren, hatte man mit Tapiertapeten von ganz gewöhnlicher Art behangen. Die, womit das Wohnzimmer der Königin ausgeschlagen war, bestand aus grünem Papier mit weißem Grunde und großen Zeichnungen. Das übrige Meublement war ein-

*) Eine davon bewohnte Tison mit seiner Frau. Anm. d. Her.

sach, aber nett. Der Fußboden im Zimmer des Königs war getäfelt; in jenem hingegen, welches die Königin bewohnte, hatte man ihn mit kleinen ganz ordinären Fliesen ausgelegt. Von den drey Zimmern, welche sie inne hatte, war nur ein einziges mit einem Kamin versehen. Dieses Kamin hatte eine Einfassung von Marmor, und oberhalb desselben war ein kleiner Spiegel angebracht. Hiernächst stand auch ein Ofen im Vorzimmer, und in der Folge, als man der Königin ihren Viehmahl von der Seite gerissen hatte, wurde auch in dem Thürmchen, welches an das Zimmer der Prinzessin Elisabeth stieß, ein kleines Kamin angebracht, das beynahe wie ein Backofen aussah, und worin man die Speisen zu wärmen pflegte, welche für die Gefangenen bestimmt waren.

Alle diese Umstände scheinen freylich, an und für sich betrachtet, sehr geringfügig zu seyn; indeß bin ich sehr überzeugt, daß ihre Beschreibung die meisten von denen interessieren werde, die den Aufenthalt, welchen Marie Antoinette so oft mit ihren Thränen benetzte, in Augen-schein nehmen.

Unten vom Thurm an, bis hinauf, wo die Königin wohnte, zählt man nicht weniger als sieben Thüren, die, in Betracht ihrer ungeheuern Dicke, ihrer Bauart, und ihres Beschlages, einen zwar traurigen aber wirklich sehenswürdigen Anblick darstellen. Die letzte dieser Thü-

ren,

ren, durch welche man unmittelbar in das Vorzimmer gelangt, ist durchaus von Eisen. Alle sind von innen und außen mit zwey starken Niegeln versehen. Wer es nicht selbst mit anhörte, kann sich unmöglich vorstellen, welche fürchterliche Erschütterung das Geräusch dieser Schlösser, dieser Niegel, und dieser auf ihren Angeln dröhnenden unförmlichen Massen, in der Seele bewirkt. Was man für Aufwand machte! Wie man darauf raffinirte, die Unschuld zu quälen! Fast sollte man glauben, daß in jenen Tagen des allgemeinen Elends, alle Thätigkeit, alle Energie, vermöge eines unerklärbaren Verhängnisses, bloß in den Seelen der Schurken und Bösewichte concentrirt gewesen sey.

Bis zu jenem unglücklichen Tage, wo eine Hand voll Franzosen auf den verruchten Einfall kam, ihrem Könige und Herrn den Prozeß zu machen, war es der Königin nebst ihrer Familie vergönnt, zu gewissen festgesetzten Stunden sowohl im Garten als auch oben auf der Thurmalerie spazieren zu gehen. Jener sogenannte Garten war aber eigentlich nichts anders als ein ganz gewöhnlicher Gefängnißhof, der auf allen Seiten mit sehr hohen Mauern umgeben, und eben darum dumpfig und ungesund war. Oben auf dem Thurm athmete man zwar eine reine Luft, dieß war aber auch Alles; denn ein ganz enger Raum, den man in Zeit von zwey Minuten umgangen hatte, und wo nicht einmal zwey Perso-

nen neben einander gehen konnten, war eben nicht dazu geeignet, sich daselbst mit Spaziergehen zu ergötzen. Damit die Gefangenen ja kein Vergnügen da droben genießen möchten, hatte man die in der Mauer befindlichen Zwischenräume und Schießscharten mit Jalousieen verwahrt, so daß alle Aussicht gänzlich versperrt, und, außer dem bischen Himmel, oberhalb des Thurms, schlechterdings nichts zu sehen war. Ein trauriger Beweis, daß es die Leute, woraus damals die Pariser Gemeinde bestand, den geschicktesten Kerkermeistern in der Kunst einen schon an sich verhassten Aufenthalt ganz unerträglich zu machen, auf eine sehr auffallende Art zuvor thaten.

In diesem hier, mußten die Gefangenen noch überdies eine ganz besondere Quaal erdulden, deren man sich bis dahin noch nie in irgend einem andern Gefängniß bedient hatte. Bey Tag und bey Nacht waren ihnen nemlich immer zwey Commissarien von der Municipalität zur Seite, die alle ihre Handlungen, Worte und Gebärden, ja sogar ihre Gedanken, welche sie immer auf die gehässigste Art auslegten, zu Protokoll nahmen *). Die meisten dieser Commissarien benahmen sich in ihren

*) Diese Protokolle existiren noch jetzt. Sie befinden sich in der ehemaligen Mairie.

Neden und Handlungen auf eine so grobe und ungeschliffene Art, wie es sich von Leuten erwarten läßt, die keine Erziehung genossen haben, und sich gar nicht vorstellen können, daß man auch Unglückliche mit Achtung behandeln müsse. Diese Barbaren ergötzten sich an dem Zustande der Erniedrigung, in welchen sie eine Familie versetzt sahen, die sich während ihrer Gefangenschaft auf die Bewunderung der Welt noch weit stärkere Ansprüche erwartete, als diejenigen waren, wozu sie die Pracht und Herrlichkeit des Hoflebens berechnete. Bei jeder Gelegenheit suchten sie das Schreckliche dieses Zustandes durch alle nur erdenkliche Demüthigungen zu vermehren. Zu Folge einer Auswahl, die ganz ihrer würdig war, machten sie sich ein besonderes Vergnügen daraus, alle ihre Ungezogenheiten, die ganze Brutalität ihres Charakters, in Gegenwart der Königin an den Tag zu legen.

Zu Steuer der Wahrheit darf ich aber auch nicht verschweigen, daß es verschiedene unter diesen Leuten gab, die, als sie das unglücklichste Schicksal, zugleich mit der heldenmüthigsten Tugend vereinbaret sahen, auf das Innigste gerührt wurden. Auch diese pflegten sich gewöhnlich an die Königin zu wenden, in der Voraussetzung, daß es ihnen endlich gelingen werde, das Vertrauen derselben zu gewinnen. Sie hielten zwar ihre Dienstleistungen mit der größten Freundlichkeit an, da sie aber überzeugt war, daß ihr dieselben nichts helfen

würden, so hat sie diese guten Menschen insländig, sie möchten sich ihre Gesinnungen doch ja nicht merken lassen, viel weniger etwas unternehmen, wodurch sie, fügte die Königin hinzu, compromittirt werden könnten.

Man hat mich versichert, einer von diesen Commissarien habe sich bitterlich gegen die Königin beklagt, daß sie Bedenken trage, die Auerbietungen seines Dienstsefers mit gleicher Offenherzigkeit zu erwidern. Wenn dieses wahr ist, so machte er ihr einen sehr unbilligen Vorwurf; denn in der Lage, worin sich diese Prinzessin befand, war es Pflicht von ihr, gegen jedermann so viel möglich auf ihrer Huth zu seyn. Hätte sich unter diesen Umständen wirklich einiges Mißtrauen in ihren Charakter eingeschlichen, so wäre es ihr fürwahr nicht zu verargen gewesen. Sie kannte ja die Personen nicht, die sie ihrer Ergebenheit versicherten, und die Municipalscherpe, welche sie trugen, dient ihnen eben nicht zur Empfehlung. Da sie bereits von einer so großen Anzahl Menschen, denen sie die größten Wohlthaten erzeigt hatte, auf die treulosste Art mißhandelt worden war, so hatte sie gewiß alle mögliche Ursache, sich vor solchen Personen in Acht zu nehmen, welche sie kaum dem Namen nach kannte.

Einer der eberwähnten Commissarien fühlte sich so sehr von Ehrfurcht gegen die königliche Familie durch-

brungen, daß er allemal, wann er zu dem Könige ins Zimmer trat, seinen Hut abnahm. Damit aber sein College keinen Argwohn gegen ihn fassen sollte, gab er vor, es sey ihm zu warm. Die Königin, welche seine Absicht erricth, nahm daher eines Tages, als er eben allein bey dem Könige war, Veranlassung ihn folgendermaßen anzureden: „Wir sind überzeugt, mein Herr, daß „sie die besten Gesinnungen für uns hegen, und danken „Ihnen herzlich dafür. Zugleich aber bitte ich den König, „Ihnen jetzt gleich zu befehlen, daß sie künftig nie wieder mit unbedecktem Haupte vor ihm erscheinen. Widi- „rigenfalls würden Sie unser Schicksal nicht nur nicht „mildern, sondern sich vielleicht selbst in eine sehr unangenehme Lage versetzen. Je mehr sie sich hingegen an- „gelegen seyn lassen, das Beyspiel Ihrer Collegen nach- „zuahmen, desto eher werden Sie im Stande seyn, uns „einen oder den andern angenehmen Dienst zu leisten.“ Der König unterstützte nun ebenfalls den Antrag der Königin durch die triftigsten Gründe, und der Commissär versprach endlich, ihr beyderseitiges Verlangen zu erfüllen.

Clerg, der Kammerdiener des Königs, zeigte sich in dieser Hinsicht weniger folgsam. Sein Gebieter und dessen Gemahlin mochten ihm noch so sehr zureden, sie konnten es dennoch nie dahin bringen, daß er sich in Gegenwart der königlichen Familie bedeckt hätte. Wenn

er, und dieß geschah eifers genug, den kleinen Dauphin im Garten herumführen mußte, gieng er allemal im bloßen Kopfe neben ihm her, wie auch immer die Witterung oder die Jahreszeit beschaffen seyn mochte. Ludwig und Marie Antoinette bemerkten diese Beweise von Ehrfurcht mit vieler Bejergniß, zugleich aber auch mit innigster Mitleid. Sie waren das Einzige, was diesem unglücklichen Ehepaar von seiner ehemaligen Größe übrig blieb. Vende schienen dazu bestimmt zu seyn, der Welt ein großes Beispiel menschlichen Glückswechsels vor Augen zu stellen.

Die Königin beschäftigte sich den Tag über mit nähen, lesen, beten, und besonders mit dem Unterrichte ihrer Prinzessin Tochter. Ihre Thränen flossen nur dann erst, wenn sie allein war. So lange sie sich im Kreise ihrer Familie befand, schien sie ganz ruhig zu seyn; ihre Stirn war heiter; immer schwebte ihr ein Lächeln auf den Lippen. Ihr ganzes Feststreben schien bloß darauf gerichtet, jene traurigen Ideen von dem Könige zu entfernen, die durch die Erinnerung seiner Lage veranlaßt wurden. Sie stahlte seinen Muth, und gab ihm von Zeit zu Zeit ihre Freude darüber zu erkennen, daß das Ende seines langwierigen Märtyrertums nun immer näher herbenkomme.

Endlich hatte es aber das Ansehen, als wenn sie unter der Last ihrer eigenen Leiden erliegen würde. Sie

ward krank: und da es das Verhängniß dieser unglücklichen Familie einmal so mit sich brachte, daß allen die dazu gehörten einetley Leiden zu Theil werden sollten; so ward auch der König, seine Schwester, wie auch seine Prinzessin Tochter, von einer Krankheit befallen, die endlich so gefährliche Folgen drohte, daß die Pariser Gemeinde zu fürchten anfieng, ihre Schlachtopfer möchten eines natürlichen Todes sterben, und folglich ihrer Nachgier entrisen werden. Sie gestattete daher, daß ein Arzt die kranken Gefangenen besuchen, und ihnen die erforderlichen Arzneymittel verordnen durfte. Es fällt von selbst in die Augen, daß diese Nachgiebigkeit auf interessirten Absichten beruhete; demungeachtet wurde sie aber in allen Flugblättern der damaligen Zeit als eine sehr edle That gepriesen.

Je weniger die Königin für ihre eigene Person Ursache hatte, in ihrer unglückseligen Lage sich vor dem Tode zu entsezen, desto mehr Kummer verursachte ihr die Krankheit jener geliebten Personen, die ihrem Herzen so theuer waren. Sie lebte bey dem Gedanken, daß sie noch vor ihnen ins Grab sinken möchte. Das sehnliche Verlangen, dieselben bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens zu trösten, half ihr wieder von ihrem Krankenlager auf. Sie wartete und pflegte die Patienten mit aller möglichen Sorgfalt, und ihr Beyspiel trug nicht wenig dazu bey, den Muth derselben von neuem zu stär-

ten, und den Wunsch in ihnen zu erregen, ihre mit Thränen besäete Laufbahn bis an das Ziel, welches ihre ruchlosen Verfolger bestimmen würden, mit fester Entschlossenheit fortsetzen zu können.

Während der Zeit, daß sich die königliche Familie im Innern ihres Gefängnisses mit Ausübung der liebenswürdigsten, zugleich aber auch der mühsamsten Tugenden beschäftigte, waren ihre Feinde von aussen ebenfalls nicht müßig. Mitten unter jenen Greuelsen, die den Monat September auf ewige Zeiten merkwürdig machen, hatten sie jenen von der gesetzgebenden Versammlung verheißenen Nationalconvent errichtet. Rabalen, Versührungsmittel, Schrecken, kurz alles, was nur die schwärzeste Bosheit zu erdenken vermochte, war dazu angewendet worden, ihn aus lauter schamlosen und ungewissenhaften Leuten zusammen zu setzen. Die meisten hatten ihre Ernennung bloß den Umständen zu danken, daß man mit der größten Gewißheit vorher sah, sie würden das reinste und edelste Blut vergießen, das in ganz Frankreich zu finden war.

Den eigentlichen Stamm dieses Nationalconvents machten diejenigen Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung aus, welche sich bereits sattfam in Ansehung ihrer blutdürstigen Gesinnungen legitimirt hatten. Seitdem es Staaten auf Erden giebt, sah man vielleicht

noch nie einen so zahlreichen Haufen von Bösewichtern jeder Art beisammen. Man bebt vor Entsetzen, die Haare stehen einem zu Berge, wenn man einen Blick auf das Verzeichniß der Mörder wirft, welchen von nun an das Schicksal von ganz Frankreich anvertrauet war. Was konnte man wohl Gutes von einer Gesellschaft hoffen, worin Menschen wie Marat, Petion, Danton, Saint-Just, Couthon, Robespierre, Carrier, Orleans, und andere dieses nemlichen Gelichters, Eiz und Stimme hatten?

Gott soll mich behüten, daß ich irgend jemand den Verwünschungen der Nachwelt preisgebe, der es nicht wirklich verdient! Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß es unter den Mitgliedern des Nationalconvents auch einige rechtschaffene Männer gab; aber diese trifft wenigstens der Vorwurf, daß sie ihren Gegnern durch ihre Verzagtheit gewonne Spiel machten.

Sobald sich die Mitglieder dieser Versammlung einmal in den Kopf gesetzt hatten, gegen den unglücklichen Ludwig zu gleicher Zeit als Ankläger, Zeugen und Richter aufzutreten; sobald konnte jedermann das Resultat dieses scheußlichen Complottes vorher sehen. Um nur einigermaassen eine Idee von der Unpartheillichkeit zu geben, mit welcher man bey diesem in seiner Art einzigen Prozesse zu Werke gieng, will ich hier einen Auszug

aus dem Protokoll einrücken, welches in der Sitzung der Jacobiner am dritten December 1792 geführt wurde, woben ein gewisser Lafaye, in Abwesenheit des Lepelletier de Saint-Fargeau, präsidirte. Er lautet folgendermaßen :

„Ein deputirtes Mitglied berichtet, was am nemlichen Morgen in Bezug auf das gerichtliche Verfahren gegen Ludwig den Letzten im Nationalkonvent vorgefallen ist, und trägt zugleich in gedrängter Kürze den Inhalt jener vorerzählten Rede vor, welche Robespierre im Nationalkonvente gehalten hat, und die sich mit dem Vorschlage schließt, man sollte den schändlichen Debatanten über die Streitfrage, ob der Tyrann gerichtet zu werden verdiene, oder nicht, durch die Abfassung des Todesurtheils ein Ende machen.“

„Mehrere Mitglieder waren der nemlichen Meinung. Eines unter andern sprach von den schändlichen Cabalen *), wodurch man es verhindert habe, dem Convente über diesen wichtigen Punkt von der Tribune herab seine Gedanken zu eröffnen. Er zog hieraus die Schlußfolge, die Patrioten **) müßten sich enger an

*) Wie soll man es nennen, daß diese Nichtswürdigen die Frechheit hatten, von schändlichen Cabalen zu reden?

**) Nämlich Marat, Orleans, Carrier und dergleichen. Was für Patrioten!

„einander schließen, und thätiger als solches bisher geschehen sey zu Werke gehen, damit sie endlich ihre schändlichen Gegner überflügeln könnten. Zu dem Ende sollten sie sich in Gruppen formiren, und Tag vor Tag, in der einen Sitzung wie in der andern, mit großem Geschrey die Worte wiederholen: Den Tod Ludwigs XVI! Den Tod Ludwigs XVI! Solchergehalt würden sie allen hinterlistigen Anträgen, deren sich die Schikane vielleicht in der Absicht bedienen möchte, die Nation in ihrer Erwartung zu täuschen, am sichersten vorbeugen können.

„Ein anderes Mitglied betrachtete die Sache aus einem ganz neuen Gesichtspunkte, tritt aber im übrigen der Meinung seines Vorgängers bey, und äußert zugleich die Vermuthung, daß der erste über die Royalisten, Hollandisten und andere Intriguenmacher erhaltenen Sieg die glüklichen Folgen haben werde.“

Als die Königin vernahm, daß man ihrem Gemahl den Prozeß mache, äußerte sie über diese Nachricht weder Bestürzung noch Kummer. Es fiel ihr eben so wenig ein, ihm die Annäherung seiner Todesstunde zu verhelen, als ihm vor dieser letzten furchtbaren Scene nur im geringsten bange zu machen. Er und sie, hatten beyderseits schon längst auf die Erhaltung ihres Lebens Verzicht gethan, und sich wechselseitig auf eine Trennung

vorbereitet, die, wie sie leicht vorhersehen konnten, nicht weit mehr entfernt war.

Sie kam. Die Prinzessinnen sowohl, als die beyden Kinder, wurden vom Könige getrennt, und in die engste Verwahrung genommen. Demungeachtet wußte die Königin mehr als zu wohl, mit welcher Erbitterung die Feinde des Königs auf dessen Tod drangen. Desfentliche Ausrufer, die ausdrücklich dazu bestellt waren, fanden sich alle Abend vor ihrem Gefängniß ein, und benachrichtigten sie von dem, was den Tag über vorgefallen war. Ein gewisser Tison, welchen man nebst seiner Frau den Prinzessinnen zur Bedienung zugegeben hatte, verschlehte nie, das neueste Stück von Heberts Journal, Vater Duchesne betitelt, auf das Gefäß des Kamins zu legen, und die Stellen zu zeichnen, von welchen er glaubte, daß sie die Königin vor allem andern betrüben und ärgern würden. Eines Tages hielt er ihr sogar das besagte Journal vor, und zeigte mit dem Finger auf die gräßliche Motion jener wüthigen Festie *), die dem Convente den Vorschlag gethan hatte, eine Kanone von eben dem Calibre gießen zu lassen, wie der Kopf Ludwigs XVI., damit man dieselbe geheiligte Haupt hineinladen, und es den Feinden zuschicken könne.

*) Tellier.

Wie hätte die Königin, da sie von solchen Engern umgeben war, nicht wünschen sollen, daß der Himmel ihren theuern Gemahl je eher je lieber in die Wohnungen der Seligen versetzen, und ihm die Belohnung zuerkennen möchte, welche er für seine Tugenden zu erwarten hatte! Sie war auf Alles so gefaßt, daß sie nicht einmal hoffte in diesem Leben ihn wieder zu sehen. Zufrieden, daß sie seine beyden Kinder bey sich hatte, deren Gesichtszüge ihr sein Bildniß vor Augen stellten, suchte sie unter den Schrecknissen, von welchen sie umringt war, ihre einzige Beruhigung darin, daß sie sich immer mit ihnen von ihrem Vater unterhielt.

In den letzten Lebenstagen des Königs ertheilte ihm zwar der Nationalconvent die Erlaubniß, seinen Sohn wieder zu sich nehmen zu dürfen; er wollte aber von diesem Anerbieten schlechterdings keinen Gebrauch machen. Clery hat mir nachher erzählt, er habe seinem Herrn so dringend als möglich angelegen, er solle doch diese Art von Günstbezeugung nicht ausschlagen; der König hätte ihm aber endlich auf sein wiederholtes Zureden folgende Antwort ertheilt: „Clery, sagt mir nichts mehr davon. Es würde mir freylich zu großem Troste gereichen, wenn ich meinen Sohn bey mir hätte; aber eben so gewiß bin ich überzeugt, daß sich die Königin todte grämen würde, wenn sie ihn nicht mehr um sich sähe. Ich will mir demnach auch noch diese letzte Aufopferung gefallen lassen.“

Als ich Clery'n fragte, warum er denn eigentlich den König so sehr mit Bitten dieser Art bestürmt habe, erwiderte er Folgendes: „Nach dem Tode meines unglücklich.n Herrn würde man der Königin den Dauphin gewiß nicht zurückgegeben haben, weil man unschlüssig besorrt hätte, daß er ihr eines oder das andere, was man ihr zu verhehlen suchte, entdecken möchte. Da mir nun die Municipalbeamten eben nicht gram waren, so würden sie mich nach aller Wahrscheinlichkeit bey dem Kinde gelassen haben. Wenn dieß geschehen wäre, so hätte ich ihm gewiß Gesundheit und Leben gerettet; denn ich würde alle Speisen und Getränke, die man ihm vorsetzte, sorgfältig credenzt haben.“

Die Beweggründe, welche Clery's Klagen veranlaßten, sind zwar allerdings von solcher Beschaffenheit, daß ich ihnen meinen Beyfall unmöglich versagen kann; übrigens zweifle ich aber sehr, daß es ihm gelungen seyn würde, den Dauphin zu retten. Meine Vermuthung gründet sich hauptsächlich auf den Umstand, daß Chabot im Nationalconvent öffentlich erklärte, der Apotheker müsse der französischen Nation dieses Kind vom Halße schaffen *), und daß sich niemand erhob,

*) Ich habe in Betreff dieses Schlachtopfers, das gewiß alle mögliche Theilnahme verdient, sehr interessante Nach-

der gegen diesen königsmörderischen Antrag das allgeringste einzuwenden hatte. Es gehörte folglich mit in den Plan der Verschwornen, denselben zu vollbringen.

Endlich kam der entscheidende Tag herbey. Der Nationalconvent schickte dem Könige das Todesurtheil zu *), welches seinen langwierigen Leiden ein Ende machen sollte, und das er nicht sowohl gefürchtet, als vielmehr schulich erwartet hatte. Wirklich war dieß die einzige Wohlthat, die er sich von einer Versammlung dieser Art versprechen konnte. Hebert, gewöhnlich Vater Duchesne genannt, der eine wahre Kothsecke hatte, die nicht leicht vor irgend einer Schandthat zurückbebt,

richten gesammelt, welche ebenfalls werth sind, für die Nachwelt aufbewahrt zu werden. Ich werde sie dereinst öffentlich bekant machen.

*) Den 20sten Januar, Nachmittags um 2 Uhr, durch eine Gesandtschaft von 12 bis 15 Personen. Der Bierbrauer Santerre, als Commandant von Paris, eröffnete den Zug und schrie: Platz für die exekutive Gewalt! Diese bestand aus dem Journalisten, nunmehrigen Justizminister Garat, dem ehemaligen politischen Zeitungschreiber von Rüttich Le Brün, nunmehrigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, dem Sekretair Grouvelle, und Abgeordneten des Pariser Magistrats; Leuten, wie Hebert und Consorten.

Anm. d. Her.

war dabey zugegen, als dieses königsmörderische Decret verlesen wurde, und konnte es bey aller seiner Verhärtung nicht über das Herz bringen, es bis ans Ende mit anzuhören. Er weinte die bittersten Thränen, und mußte sich wegbegeben. Der Justizminister Garat hingegen, las dem unglücklichen Ludwig sein Todesurtheil mit trocknen Augen und unerschütterlicher Seelenruhe vor. Zweifle nun noch, wer da kann, an der Menschenliebe eines Philosophen aus dem achtzehnten Jahrhundert! *)

Der König verlangte vor seinem Hinscheiden noch einmal mit seiner Familie zu sprechen. Dieß ward ihm bewil.

*) Garat hatte zwar das Präsidium bey dieser Vorlesung; sie geschah aber nicht von ihm selbst, sondern von Frouvelle, der sie mit schwacher und zitternder Stimme vollzog. Garat behielt die ganze Zeit über den Huth auf dem Korf, und grüßte den König selbst nicht einmal bey dem Eintritt und Weggang. Kürzlich hat das Directorium diesen Justizminister vom 2ten September (1792) nach Neapel gesandt, um der Schwester Marien Antoinettens öffentlich bey der Antritts-Audienz zu sagen: „sie möge die Vorurtheile gegen die französische Revolution ablegen!“ Solche Gelehrten! Insolenz findet in unsern Tagen Bewunderer. Ann. d. Ger.

bewilligt, und geschah am letzten Abend vor seiner Hinrichtung. Die Königin, welche sich schon längst auf diese grausame Trennung vorbereitet hatte, ließ bey dieser letzten Unterredung, wie ich bereits anderswo erzählt habe, nicht das geringste Kennzeichen von Schwachheit blicken. Sie betrug sich als eine jätliche, zugleich aber auch als eine standhafte Ehegattin. Das Gespräch, welches sie mit dem würdigen Nachkommen des heiligen Ludwigs führte, handelte von nichts anderm, als von der unvergänglichen Belohnung, die ihm nun bald am Ende eines Lebens zu Theil werden würde, welches er ganz dazu angewendet habe, sich derselben würdig zu machen. Ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, vereinte ihre Ueberredungskraft mit der ihrigen, und beyde trugen durch ihre Bemühungen nicht wenig dazu bey, die ohnehin sehr starken Veruhigungsgründe, welche ihm die Religion und sein unbestecktes Gewissen darbieten, noch eindringender zu machen. Die außerordentlichen Geisteskräfte, welche diese drey Personen in einem so fürchterlichen Augenblicke an den Tag legten, muß uns allerdings in Erstaunen setzen. Es scheint fast unbegreiflich, daß sich der Mensch zu einer solchen Höhe der Gefinnungen emporschwingen kann. Doch, wie sollte der den Tod fürchten, dem sein Gewissen keine Vorwürfe macht? *)

*) Da die Wachhabenden Municipal-Beamten die Fests-
 2ter Theil.

Ich sage kein Wort zu viel, wenn ich den Leser versichere, daß Marien Antoinetten das Schicksal Ludwigs des Sechzehnten wahrhaft beneidenswert schien. Er befand sich nunmehr am Ziel, wo die Herrschaft der Ungerechtigkeit ein Ende hatte; da hingegen seine Gemahlin derselben noch unterworfen blieb, und leider nicht wissen konnte, wie lange dieselbe in Rücksicht ihrer noch fortbauern würde. Hierzu kam noch der Schmerz, sich den besten Gatten, und ihren Kindern den zärtlichsten Vater entrißen zu sehen. Das Schreckliche dieser Trennung fiel demnach ganz allein auf sie; denn sie wurde dadurch in unübersehbares Elend versetzt. Indes nahm sie sich sorgfältig in Acht, ihren Gemahl etwas von diesen Betrachtungen merken zu lassen, weil sie ihm dadurch die letzten Augenblicke seines Lebens ganz unnöthiger Weise verbittert haben würde. Nebri-

heit hatten, die Gefangenen bey dieser Unterredung durch die Gitterthür zu beobachten; so setzten sich die königlichen Personen so weit weg von der Thür, als möglich, in einen Kreis enge zusammen und sprachen über eine Stunde so leise, daß kein Vorüber etwas verstehen konnte. Der kleine Dauphin stand zwischen den Füßen seines Vaters. Ludwig XVI. leitete das Gespräch, und tröstete seine Lieben; wie er sich denn in den letzten Tagen seines Lebens wahrhaft u. s. u. ungleich mehr als König zeigte, wie auf dem Thron.

Ann. d. Ger.

gens kostete es ihr wenig Mühe, diesen gottesfürchtigen Prinzen zu dem Entschlusse zu bewegen, das Schicksal seiner verwaifeten Familie der Vorsehung gänzlich anheim zu stellen. Ueberdies hinterließ er ja seinen Kindern eine Mutter und Tante, von welchen er überzeugt war, daß sie sich derselben mit eben der Sorgfalt annehmen würden, wie er selbst. Endlich hegte er auch noch immer eine so gute Meinung von der französischen Nation, daß er die Hoffnung mit aus der Welt nahm, sie werde vielleicht seine Hinterlassenen binnen kurzer Zeit in eine weniger unglückliche Lage versetzen.

Dies war die letzte Unterredung Ludwigs des Sechzehnten mit seiner Familie, ob sie sich gleich die Erlaubniß erbat, ihm des andern Morgens das letzte Lebewohl sagen zu dürfen. Er schlug ihr dieß Begehren zwar nicht geradezu ab, konnte sich aber unmöglich entschließen, seine Gemahlin und seine Schwester einer Prüfung auszusetzen, die, wenigstens seiner Meinung nach, für ihre Herzen zu stark war.

Kurz vor seinem Hinscheiden hatte Ludwig der Sechzehnte der Nationalversammlung sagen lassen, sie möchte ihm doch gefälligst zu wissen thun, was für ein Schicksal sie denn eigentlich seiner Familie vorbehalten habe. Hierauf erfolgte nachstehende Antwort: Die Nation, welche gewohnt ist immer groß, immer ge-

recht zu handeln, wird für sie sorgen. Da siehet man, daß diese infamen Menschen die Frechheit hatten, ihre Schandthaten mit dem Namen der Nation zu bemänteln, von welcher sie doch nur der Auswurf waren! Da siehet man, daß sie darauf ausgingen, die Nation wegen des Königsmords verantwortlich zu machen, den sie so eben verüben wollten! Allein die Nachwelt wird dereinst einen Robespierre, Orleans, Carrier, Lepelletier de Saint-Fargeau, Collot d'Herbois, Hérault Sechelles, und andere dieses Gelichters, eben so wenig mit der ganzen französischen Nation, als mit der kleinen Anzahl jener gutdenkenden Menschen verwechseln, die einen Theil dieses nämlichen Nationalconvents ausmachten, dessen Majorität dem Herzhaftesten allen Muth benahm, und dem Rechtschaffensten den Mund schloß.

Da man nun aber jene Verpflichtung, so zu sagen vor dem Altare, worauf das Schlachtopfer sein Leben verlor, und im Angesichte des Himmels, der bereits seine Arme ausstreckte, dasselbe in Empfang zu nehmen, feyerlichst eingegangen war, so hätte man sie doch wenigstens erfüllen sollen. Denn, läßt sich wohl unter allem, wozu sich der Mensch anheischig machen kann, eine heiligere Verpflichtung denken, wie diese? Doch, war wohl etwas so heilig, daß es die Mörder Ludwigs des Sechzehnten respectirt hätten? Eidschwüre, schien es, legten sie bloß deswegen ab, damit sie Gelegenheit fänden, sie

wieder zu brechen. Auch jetzt wurden sie meineidig, und zwar im nemlichen Nu, wo sie Gott und Menschen zu Zeugen angerufen hatten, daß es ihnen Ernst sey, jene Verpflichtung zu erfüllen.

Raum hatte Ludwig der Sechzehnte im Angesicht seines Volks alle sein Blut vergossen, da behandelte man seine Familie viel härter, als in den letzten Tagen seines Lebens. Man verdoppelte nicht nur die Anzahl derer, welche die Aufsicht über sie hatten, sondern erlaubte sich auch noch weit ärgerer Beleidigungen und Ungerechtigkeiten gegen sie, als zeither. Die Königin, immer ruhig, immer großmüthig, entschuldigte und bedauerte ihre Verfolger; sie vergab ihnen, und wünschte, daß auch ihre Kinder ihnen vergeben möchten. Unablässig ermahnte sie diese letztern, sie sollten doch ja die französische Nation nicht mit denen vermengen, die ihren Vater ums Leben gebracht hätten. Die Nation, sagte sie, nähme sich diesen schrecklichen Vorfall ganz gewiß eben so sehr zu Herzen, wie sie selbst. Sie sollten daher nie derselben ihre Liebe entziehen, wie auch immer das Schicksal beschaffen seyn möchte, das ihnen der Himmel in der Folge vorbehalten habe. Sie mußten ihr versprechen, daß, wenn sie auch wirklich dereinst alles, was ihnen entrisen worden sey, wieder erlangten, sie dennoch die Sanftmuth Ludwigs des Sechzehnten nachahmen wollten, der, wenn er auch wieder auf

den Thron gelangt wäre, gewiß niemanden bestraft haben würde. Sie schuldete ihnen die Hand dieses vor-
trefflichen Fürsten als Menschen, die nicht sowohl bos-
haft, als vielmehr verblendet waren. Sie bestrebte sich,
ihre Köder so viel möglich zu überzeugen, daß diese
Menschen nicht sowohl durch ihre Leidenschaften ge-
täuscht, verblendet, und hingerissen worden wären, als
vielmehr durch jene Wahnegriffe, welche mit großen
Nervationen gewöhnlich vereinbaret sind, und gegen
die man nicht immer genugsam auf seiner Huth seyn
konne.

So und nicht anders waren die Lehren beschaffen,
welche die Königin ihren Kindern ertheilte! Ihre Prin-
zessin Tochter, welche noch demalen am Leben ist, und
diese Lehren mit anhörte, hat die Versicherung mehr-
mals bekräftigt, daß ihre vortrefliche Mutter sich wirk-
lich zu diesem seltenen Heroismus emporchwang. Ihr
eignes Tenspiel kann dießfalls zum bündigsten Beweis
dienen; denn jeder Franzos, zu welcher Parthey er
übrigens gehören mag, ist ihrem Herzen noch immer
theuer und werth.

Die Königin, welche bis dahin von ihren neuen
Oberherren noch nie das geringste begehrt hatte, ersuchte
sie nunmehr für sich und ihre Familie um Erlaubniß,
wegen dem Absterben des Königs die Trauer anlegen zu

dürfen. Dieß ward ihr gestattet. Der Schleyer, der Flor, welcher sie von nun an umhüllte, verschaffte ihrem Schmerz neue Nahrung und machte sie zugleich mit der Vorstellung des Todes vertraut, vor welcher sich Menschen von gewöhnlichem Schlage so sehr zu entsetzen pflegen. Für sie hatte er nichts Schreckliches mehr. Zu leben aufhören, hieß in ihrer trostlosen Lage weder mehr noch weniger, als aufhören unglücklich zu seyn. In so fern würde jene Gefühllosigkeit, die ihren Grund in dem Uebermaaß ihres Elends hatte, allerdings dazu beigetragen haben, sie gewissermaßen glücklich zu machen. Allein sie war Mutter, und die Thränen traten ihr in die Augen, so oft sie einen Blick auf ihre Kinder warf. Zittern und Zagen überfiel sie bey der Vorstellung dessen, was ihnen nach aller Wahrscheinlichkeit widerfahren würde, wenn sie nicht mehr am Leben wäre. Da sie noch weit schrecklichere Folgen von der Gewaltthatigkeit jener Leidenschaften, welche tagtäglich mit immer neuer Wuth gegen sie ausbrachen, vor Augen sah, als Ludwig der Sechzehnte; so konnte sie leicht erachten, daß man kein Bedenken tragen würde, in Zukunft gegen sie und die übrigen die fürchterlichsten Attentate zu begehen. Freylich hinterließ sie ihren Kindern in der Person ihrer Taute eine zweyte Mutter; konnte sie aber wohl hoffen, daß die, welche das Blut des Königs vergossen hatten, die das übrige zu vergießen drohten, mit der Prinzessin Elisabeth glimpf-

cher umachen würden? Und welches Schicksal stand diesen kleinen schuldlosen Schlachtopfern bevor, wenn ihnen nun auch diese Personen, die letzte, welche sich ihrer annahm, durch den Tod entrisßen ward?

So oft sich der Königin dergleichen Betrachtungen aufdrängten, machten sie einen so fürchterlichen Eindruck auf ihr Gemüth, daß sie am ganzen Körper die schmerzhaften Zuckungen bekam, und so lang in diesem peinlichen Zustande blieb, bis sie ihrem gepreßten Herzen durch Vergießung häufiger Thränen Luft machen konnte. O gewiß, Marie Antoinette war die zärtlichste, aber auch die unglücklichste Mutter, die je auf Erden lebte!

Da die Commissarien, welche die Königin auf Befehl der Municipalität beobachten mußten, nicht immer die nemlichen waren, so kam endlich die Reihe wieder an die, welche schon bey Lebzeiten des Königs die Wache bey ihr gehabt, und ihr damals Beweise von Theilnahme gezeiget hatten. Diese nemlichen Commissarien erboten sich jetzt von neuem, Alles zu ihrer Beruhigung beizutragen, was nur in ihren Kräften stünde; doch waren nicht alle diese Leute im Stande, die Gemüthsverfassung der Königin gehörig zu beurtheilen. Unter andern erinnerte sie einer, als sie die Besorgniß äußerte, daß ihr das Schicksal Ludwigs des Gedrückten zu Theil werden möchte, an jenes Decret, kraft dessen der

Nationalconvent feyerlich erklärt hatte, die Nation, immer groß, immer gerecht, werde für die königliche Familie sorgen.

„Uebrigens, fügte jener Commissair hinzu, werden Sie unfehlbar von dem Hause Oesterreich reclamirt werden *), und geschichte dieß, so erfordert es die gesunde Politik, daß man Sie demselben nebst ihrer Familie verabsolgen läßt; denn Ihr Tod, oder auch nur eine längere Verhaftung, würde der neuentstandenen Republik nicht nur keinen Vortheil gewähren, sondern im Gegentheil ihre Grundlage erschüttern.“

Die Königin gab aber demjenigen, welcher diese Sprache gegen sie führte, zur Antwort, ihr Herz sey

*) Wenn man sich erinnert, daß die Hinrichtung der Königin mit der österreichischen Besetzung von Valenciennes zusammen trifft, so wird man sich über diese Unterlassung nicht wundern; ja vielleicht liegt in jener Besetzung einer Stadt, die Ludwig dem Siebenzehnten gehörte, mit der Grund, daß seine Mutter von südllosen Barbaren nach der Conciergerie geschleppt ward. Wenigstens versichern es französische Schriftsteller, und diese Verfahrungsweise ist ganz im Geiste der französischen Revolution.

über den Verlust, welchen sie erlitten habe, viel zu sehr befümmert, viel zu sehr wegen des Schicksals, das ihren Kindern bevorstehe, mit bangen Ahnungen erfüllt, als daß sie sich mit irgend etwas beschäftigen könne, das auf ihre persönlichen Angelegenheiten Bezug habe. „Zu Wien, sagte sie, würde ich immer die Nennliche seyn, die ich ehemals im Schlosse der Thullerien war, und die ich jetzt hier bin. Von dem Augenblick an, wo ich nach den Rathschlüssen des Himmels meinen Kindern entbehrlich bin, habe ich keinen andern Wunsch mehr, als den, mit meinem hochseligen Gemahl vereint zu werden.“

Je gefährlicher ihre Lage ward, desto eifriger widerholten jene Commissarien, die ihr so ganz ergeben schienen, ihre Anerbietungen. Man machte sogar Entwürfe, sie heimlich zu entführen, und sprach unter andern von einer sehr angesehenen Person, welche sich auf Veranlassung des Wiener Cabinets ganz in Geheim zu Paris aufhalte, um die Ausführung dieses Vorhabens zu befördern. Einer von jenen Entwürfen ist zu meiner Noth gelangt; allein so wie man mir denselben aus einander gesetzt hat, bin ich sehr überzeugt, daß er schlechterdings nicht gelingen konnte. Er war darauf angelegt, daß sich die Königin und die Prinzessin Elisabeth als Municipalbeamten verkleiden, Scherpen über die Schulter hängen, runde Hüte aufsetzen, und sie tief

ins Gesicht drücken sollten. An dem einen Fenster ihres Gefängnisses wollte man die eisernen Stäbe durchseilen, und sodann die beyden Kinder durch eben dieses Fenster in einem Korbe hinablassen. Der Zufluchtsort, wo sich die königliche Familie nach ihrer Entweichung einfinden sollte, war gar nicht übel gewählt. Die oberwähnte angesehenen Person, welche hierzu von dem Wiener Cabinet beauftragt war, würde sie daselbst in Empfang genommen, und bis in das österreichische Gebiet begleitet haben.

Die bloße Anzeige dieses Plans ist schon zureichend, um jedermann einleuchtend zu machen, daß er mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war. Es kam nicht bloß darauf an, daß die Gefangenen glücklich aus dem Thurm entwischten, sondern sie mußten auch bey der Wache vorüber, und hatten noch überdies eine Menge Thüren zu passiren. Welchen Gefahren würden sie sich hiernächst nicht ausgesetzt haben, ehe sie an dem für sie bestimmten Zufluchtsorte angelangt wären? Und wie konnte man sich nur mit der Hoffnung schmeicheln, sie glücklich aus Frankreich zu bringen, da ihre Flucht sogleich überall Lärm verbreitet, und man unfehlbar das ganze Land aufgeboten haben würde, der Flüchtlinge wieder habhaft zu werden?

Dem sey wie ihm wolle, genug diejenigen, welche diesen Plan entworfen hatten, beharrten auf dessen

Ausführung, und lagen der Königin unaufhörlich mit den dringendsten Bitten an, denselben zu genehmigen. Es war aber alles umsonst; sie konnte schlechterdings nicht dahin gebracht werden, einem Vorschlage dieser Art Gehör zu geben. Sie that unrecht, wird mancher hier sagen; denn was riskirte sie dabei, wenn sie den Versuch auch wirklich gewagt hätte? Gesetzt auch er wäre mißlungen, konnte sie wohl noch unglücklicher werden, als sie es ohnehin schon war? Nein gewiß nicht.

Inzwischen bin ich dennoch der Meinung, daß sie dießfalls nicht den allergeringsten Tadel verdiene. Denn, wenn man auch annimmt, daß diejenigen, die ihr dergleichen Anträge machten, es wirklich gut und aufrichtig mit ihr meinten, wiewohl sie dieselben nicht genau kannte; so hatte sie doch viel zu helle Einsichten, als daß sie die Ausführung jenes Entwurfs für möglich halten konnte. Gesetzt nun, er schlug fehl; was würde die Folge davon gewesen seyn? Unfehlbar dieß, daß ihre Nachgiebigkeit, vermöge deren sie sich zur Flucht überreden ließ, ihren Feinden einen Vorwand an die Hand gegeben hätte, ihre Schwester und ihre Kinder noch weit strenger zu behandeln, als solches ohnehin schon geschah. Und wer konnte wohl voraussehen, wie weit sich diese Strenge erstrecken würde? Zerner verdiente auch noch der Umstand erwogen zu werden, daß dieser Versuch, sobald er verunglückte, den Municipalbeamten, welche sie dazu berebet hatten die Flucht zu

ergreifen, unfehlbar den Kopf würde gekostet haben; denn zuverlässig hätte man ihnen dieses Unternehmen, unter dem Vorwande, als wenn wieder einmal eine große Verschwörung im Werk wäre, geradezu schuld gegeben.

Dies waren die Betrachtungen, welche die Königin abhielten, auf jene Vorschläge sich einzulassen. Sie war zwar bereit ihr Leben hinzugeben, suchte aber alles zu vermeiden, was ihr den Vorwurf zuziehen konnte, als wenn sie ihre Angehörigen, oder diejenigen, welche sich für ihr Schicksal interessirten, durch ihre Unvorsichtigkeit ins Unglück gestürzt habe.

Diese Nachrichten durfte ich deswegen nicht unberührt lassen, weil ich aus eigener Erfahrung weiß, und es selbst mit anhörte, daß diejenigen, welche der Königin dergleichen Anträge machten, noch dormalen ihr schuld geben, daß es ihr an Entschlossenheit gefehlt habe. Ueberdies hat mich alles das, was ich in Augenschein genommen habe, bis zur Evidenz überzeugt, daß man die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, bey jenen Entwürfen viel zu leichtsinnig voraussetzte *).

Nach dem Hinscheiden des Königs, wendete die Königin ihre Mühe größtentheils dazu an, für die Geistesbildung ihres einzigen Söhnchens zu sorgen. Unfehlbar

*) Danton wollte die Königin für 100,000 Thlr. entlassen lassen; aber nur sie allein. Anm. der Her.

mußte sie es ihren Feinden und Verfolgern in Geheim Dank wissen, daß sie ihr wenigstens vergönnten, sich dieser ihr so angenehmen Beschäftigung zu unterziehen. Ihre Freude war jedoch leider! von kurzer Dauer. Eines Tages, und zwar in eben dem Augenblick, wo sie dieß liebenswürdige Kind an ihr Herz drückte, ward es ihr mit der größten Brutalität aus den Armen gerissen; und da man es nie dabey bewenden ließ, das Böse, welches der Königin zugesügt wurde, nur zur Hälfte zu thun, so kündigte man ihr zugleich mit teuflischer Schadenfreude an, daß sie ihr Kind nie wieder zu sehen bekommen würde! Man denke sich in die Lage dieser zärtlichen Mutter! Wurde wohl je ein Herz auf eine grausamere Art zerfleischt, wie das ihrige?

Der nemliche Nationalconvent, welcher sich die immer große, immer gerechte Nation zu nennen beliebte, übergab den Königssohn einem Schuster, Namens Simon, der unter Robespierre's Protection stand, und es werth war, von diesem Kannibalen protegirt zu werden. Simon schleppte dieß unschuldige Schleichtopfer in das nemliche Zimmer, welches ehemals der König bewohnt hatte, und sperrte es daselbst ganz in Geheim ein. Nur er allein hatte das Recht, es so oft zu besuchen, als es ihm beliebte, und jeder dieser Besuche war eine wahre Quaal für das arme hilflose Kind, dessen Unschuld, Sanftmuth und Thränen, auf die Nothwehr, diesen nach Blut

letzenden Töchter, nicht den allergeringsten Eindruck machten. Der Barbar hatte sich vorgenommen, und fand sein ganzes Vergnügen darin, den Sohn Ludwigs XVI. auf eine langsame qualvolle Art todt zu martern, und zwar an eben der Stätte, wo alles dazu beitrug dieses gute Kind an die liebevolle, sorgfältige und gütliche Behandlung zu erinnern, die ihm von Seiten seines Vaters widerfahren war. Die Geschichte jener Martern ist schauderhaft; man wird sie dereinst öffentlich bekannt machen. Dann wird das Publikum überzeugt werden, daß nie eine Familie auf eine gräßlichere Art verfolgt und mißhandelt wurde, als die Familie des gütigsten unter allen Königen, und der großmüthigsten unter allen Königinnen. Und dennoch wagen wir es, Ludwigen und Marien Antoinetten mit kaltem Plute Vergehungen vorzuwerfen; wir, die wir Verbrechen abzubüßen haben, wovon die Jahrbücher aller Völker auf Erden kein ähnliches Beispiel aufzeigen können! Die Nachwelt sey dereinst Richterin zwischen uns und ihnen!

Obgleich die Königin von den Drangsalen, welche man ihrem Sohnen zufügte, keine genauen Nachrichten erhalten konnte, so stellte ihr doch ihr gütliches Mutterherz dieselben sehr lebhaft vor Augen, und sie erduldet sie insgesamt mit. Zur nemlichen Zeit hatte sie für ihre eigene Person eine ganz neue Art von Marter anzuhalten. Es stellten sich nemlich von Zeit zu Zeit Leute

bey ihr ein, die zu jener Comité des Nationalconvents gehörten, welche man in der Revolutionssprache den öffentlichen Wohlfahrtsausschuß zu nennen pflegte. Bey diesen Unterredungen gieng Alles so geheimnißvoll zu, daß man die wahre Absicht derselben bis auf den heutigen Tag noch nicht mit Gewißheit erfahren hat. Aus einigen entfallenen Worten, welche namentlich dem Barrere entwischten, läßt sich indeß wenigstens so viel schließen, daß man die Königin zu bewegen suchte, einen Brief an den Kaiser zu schreiben *), wozu man sie aber schlechterdings nicht vermögen konnte.

Der Anblick derer, die ihren Gemahl so schändlicher Weise um das Leben gebracht hatten, die Zudringlichkeit dieser Leute, die heuchlerischen Versprechungen, deren sie sich wahrscheinlich in der Absicht bedienten, jenen Brief zu erschleichen, dieß Alles mußte auf die Königin einen unang-

*) Nämlich von der Belagerung von Valenciennes abzustehen, und die ihm von Dümouriez als Geißel ausgelieferten Convents-Mitgliedern wieder frey zu lassen. Da sie ihren Sohn dadurch nicht würde befreit haben, so wollte sie einen solchen Schritt, bloß um sich zu retten, nicht thun. Auch dachte sie zu groß, um mit den Mördern ihres Gemahls sich gewissermaßen in Eine Linie zu setzen, und unter ihrem Schirm Tractaten zu eröffnen.

unaussprechlich peinlichen Eindruck machen. Man hat sogar Ursache zu vermuthen, daß sie mit dem Tode bedrohet wurde, als alles gütliche Zureden, dessen man sich freylich nur zum Schein bedient hatte, vergebens war.

Wirklich wurden die Converenzen unverrichteter Sache wieder abgebrochen. Wider alles Erwarten kamen aber einmal mitten in der Nacht *) bewaffnete Leute zu Marien Antoinetten, und geboten ihr in einem sehr brutalen Tone, mit ihnen zu gehen. Sie fiel hierauf ihrer Schwester und ihrer Tochter um den Hals, nahm auf ewig Abschied von ihnen, und ließ sich mit fortschleppen, ohne noch zur Zeit errathen zu können, was diese abermalige Gewaltthatigkeit zu bedeuten habe. Man führte sie in aller Stille über die Vorhöfe ihres Gefängnisses hinweg. An der äußersten Thür erwartete sie eine Kutsche; sie mußte hineinsteigen, und nun wurde sie weit von jenem Thurme hinweggeführt, wo sie die Lieblinge ihres Herzens, welche ihr die Bürde des Lebens bis dahin erträglich gemacht hatten, in der traurigsten Lage zurückließ.

Ihre Begleiter ließen sich unterwegs mit keiner Sylbe verlauten, wohin sie von neuem in Verwahrung

*) Den 5ten August 1793.

gebracht werden sollte. Es war die Conciergerie, welche man zu ihrem letzten Aufenthaltsorte bestimmt hatte. In der Mitternachtsstunde kam sie dort an. Auf ausdrücklichen Befehl des Wohlfahrtsausschusses mußte ihre Name sogleich in das Verzeichniß der daselbst in Verhaft sitzenden Gefangenen eingetragen werden. Jetzt wußte sie doch wenigstens, wo sie eigentlich war. Die Benennung ihres Kerkers mußte sie natürlich auf die Vermuthung führen, daß ihre Todesstunde nicht fern mehr sey, und die Hoffnung von ihren langwierigen Leiden erlöset zu werden stellte sie wieder einigermaßen zufrieden.

Da die Tyrannen, welche in jenen Tagen des Blutes vergießens und der allgemeinen Trauer die Übergewalt an sich gerissen hatten, überhaupt gern im Finstern wandelten, so war die Vernehmung der Königin auf eine so geheimnißvolle Art betrieben worden, daß man nicht einmal den Concierge davon benachrichtigt hatte, und daß fesselnd die unglückliche Maria Antoinette nicht das allgeringste zu ihrer Bequemlichkeit in Bereitschaft fand. Richard (so hieß der Concierge) kam deswegen mit einer Verstellung ein. Die Antwort, welche man ihm gab, lautete buchstäblich so: Es ist weiter nichts nöthig, als daß man sie in den allerhöchsten Gefängniß bringt, und ihr einige Bund Stroh zum Nachlager giebt. Muß man sich nicht schämen, in einem Jahr-

hundert geboren zu seyn, wo es Menschen gab, deren Herzen bis zu einem solchen Grade von Bosheit verhärtet waren?

Von dieser Gelegenheit kann ich nicht unbemerkt lassen, daß man die Art und Weise, wie Richard nebst seiner Frau und seinem Sohne die hohe Gefangene, welche ihrer Pflege anvertraut war, behandelt haben sollen, sehr verschieden erzählt hat. Einige machen von ihrem Betragen gegen die Königin ungemein viel Rühmens; andere hingegen, denen es vermuthlich darum zu thun war, die Leiden, welche diese Prinzessin ohnehin zu erdulden hatte, von einer noch fürchterlicheren Seite darzustellen, haben verschiedene Anekdoten verbreitet, die, wenn sie gegründet wären, allerdings auf die Vermuthung führen würden, daß Marie Antoinette während ihres Aufenthalts in der Conciergerie von ihren Gefangenenwärtern auf die unbarmherzigste Art behandelt worden sey. Man findet diese Anekdoten sogar in Schriften, die übrigens wegen der billigen und gemäßigten Grundsätze, welche daraus hervorsleuchten, allerdings zu empfehlen sind.

Unter diesen einander offenbar widersprechenden Zeugnissen eine Auswahl zu treffen, kömmt mir so schwer vor, daß ich mich unmöglich darauf einlassen kann. Ich werde mich daher in meiner Erzählung bloß auf solche That-

sachen einschränken, die ich selbst mit angesehen, und was von ich folglich die sichersten Beweise habe. Da mein Name ebenfalls auf der Proscriptionsliste stand, so sah ich mich freylich genöthigt, mein Leben außerhalb Paris in Sicherheit zu setzen. Dieß geschah jedoch erst in der Mitte des Sept. 1793, und bis dahin war ich zum öftern in der Conciergerie. Demzufolge bin ich allerdings im Stande, von dem Betragen, welches man gegen die Königin beobachtete, sehr genaue Nachricht zu ertheilen. Nicht lange nach meiner Abreise ward Richard, nebst seiner Frau und seinem Sohne, in Verhaft genommen, und vor das Revolutionsgericht geführt, weil man sie in Verdacht hatte, daß sie zu menschlich mit der Königin umgegangen wären. In der That hatten sie diesen Vorwurf verdient, und sie erwarben sich durch die Antworten, welche sie den Mitgliedern des Revolutionsgerichts ertheilten, die gerechtesten Lobsprüche; denn sie nahmen alles auf ihre eigene Verantwortung, und compromittirten niemand durch ihre Aussagen.

Jene vorzeiblichen Mißhandlungen, mit deren Erzählung man sich im Publikum trägt, konnten demnach nicht eher statt finden, als ebenfalls unter Richards Nachfolger. Aber auch dieß scheint mir nicht wahrscheinlich; denn nach allem, was ich von diesem seinem Nachfolger gesehen und gehört habe, bin ich sehr überzeugt, daß es in seinen Sitten und in seinem Charakter

lag, das Elend solcher Gefangenen, die wegen erlittenen Unrechts Mitleid verdienten, auf alle mögliche Art zu lindern.

Ich fahre nun wieder in meiner Erzählung fort.

Zu den Municipalbeamten, welche die Königin nach der Conciiergeirie begleiteten, gehörte unter andern auch der Limonadehändler Michonis, ein Mann, der von ganz andern Gesinnungen beseelt war, als seine grausamen und blutdürstigen Collegen. Richard hatte eben nicht viel Beobachtungsgeist nöthig, um die Bemerkung zu machen, daß es wenigstens diesem Municipalbeamten nicht zuwider seyn würde, wenn er der ohnehin im höchsten Grad unglücklichen Königin mit Achtung begegne. Sie brachte den übrigen Theil der Nacht auf seinem Wohnzimmer zu; des andern Tages aber mußte er, um ihre Heuter nicht allzu sehr gegen sich aufzubringen, Beobacht darauf nehmen, ihr im Innern der Conciiergeirie eine Wohnung anzuweisen.

Diese Wohnung gehörte keineswegs zu denen, die von der schlechtesten und ungesundesten Beschaffenheit waren. Wenn man sich in dem ersten schmalen Gange der Conciiergeirie befindet, so bemerkt man rechter Hand einen zweiten ähnlichen Gang. Geht man bis an das Ende desselben, und schlägt sich hernach links, so kommt

man in eine lange düstere Gallerie, wo es nie recht Tag wird, und auf deren linken Seite man die Gefängnißthüren wahrnimmt. Von da gelangt man an ein Gitter, wo sich die Gefangenen einzufinden pflegen, um mit denen zu sprechen, von welchen sie Besuch erhalten. Wenn man bey diesem Gitter vorüber geht, so hat man rechter Hand den großen Gefängnißhof vor sich, der mit einem ähnlichen Gitter verwahrt ist, linker Hand, und zwar diesem letztern Gitter gerade gegenüber, ist die Kapelle. Ehe man aber an die Kapelle gelangt, bemerkt man ein Zimmer, das, wie alle übrigen Gefängnisse, mit einer sehr starken Thür verwahrt ist, vor welcher sich zwey ungeheure Niegel befinden.

Dieses Zimmer nennt man den Rathesaal, und zwar deswegen, weil sich ehemals die Obergerichte einmal des Jahres hier einzufinden und die Vorstellungen der Gefangenen*) zu überlegen pflegten. Dieß war denn also das Zimmer, welches Richard der Königin zur Wohnung anwies, indem er sich dießfalls bey Fouquier Tainville, der, vermöge seines Amtes als öffentlicher Ankläger bey dem Revolutionengericht, eine sehr strenge Aufsicht führte, mit der Entschuldigung half, er habe die Gefangene auf keine andere Art unterbringen können, weil bereits alle Kerker besetzt wären. Mit dieser Ausrede war man denn auch zufrieden.

*) Lieberlicher Weibsoilder.

Marie Antoinette wurde denn also durch den erst erwähnten schmalen Gang geführt, welchen eine düster brennende Dellampe nur spärlich erhellte; wo die Gefangenwärter nebst ihren Knechten bey Tag und bey Nacht ihr Belag hatten; wo folglich immer Brandwein getrunken und Tobak geraucht wurde, so, daß dieser enge Bezirk unaufhörlich mit Dampfswolken und ekelerregenden Ausdünstungen angefüllt war. Von da mußte sie durch jene lange Gallerie gehen, wo es nie Tag wurde, und nun erst gelangte sie in jenes Gemach, das sie der menschensfreundlichen Denkart des Concierge zu danken hatte, und in welchem sie, von allem Umgange mit Menschen ganz abgesondert, den Ueberrest ihres Lebens zubringen sollte.

Zu mehrerer Deutlichkeit habe ich vorliegendem Werke eine sehr genaue Abbildung von jenem traurigen Aufenthalte beygefügt, welche man unmittelbar hinter dem Titelblatte des zweyten Theils wahrnehmen wird. Ich selbst verfertigte dieselbe an Ort und Stelle, und habe alle mögliche Ursache mit der Darstellung des Künstlers, welcher sie in Kupfer stach, zufrieden zu seyn. Der daneben befindliche Kupferstich stellt die Königin in der Attitüde vor, wie sie eine ihrer Haarlocken in der Hand hält, welche sie sich so eben erst abschnitt. Diese Haarlocke war dazu bestimmt, unter die Freunde ihrer Familie vertheilt zu werden, als das einzige Denkmahl

von Achtung und Dankbarkeit, welches sie, der man alles andere geraubt hatte, denselben hinterlassen konnte. Der Maler, welcher mir die Gefälligkeit erzeigte, dieses Bildniß zu verfertigen, hat die Ideen, die ich ihm in Betreff der Kleidung und des letzten Aufenthalts der Königin von Frankreich an die Hand gab, ungemein gut ausgedrückt. Sie erscheint hier in der Stellung einer Person, welche sich mit Gott unterhält; mit ihm, der die Güte selbst ist; der sein Ohr nie vor dem Flehen der leidenden Unschuld verschließt, und sie selbst dann mit unbeschreiblicher Freude und Wonne beseligt, wenn sie unter der Ungerechtigkeit und Bosheit der Menschen erliegt.

Dieses Gemach war vermittelst eines Breiterverschlags in zwei gleiche Theile abgesondert. Der Verschlag hatte in der Mitte eine Oeffnung, vor welche Richard eine alte spanische Wand setzte. Der Eingang war in der Abtheilung zur Linken. Die Thür stieß gerade auf ein Fenster, das mit eisernen Stangen versehen war, und in einen Hof gieng, welchen man den Weiberhof zu nennen pflegte, weil er von lauter weiblichen Gefangenen bewohnt wurde. Diese Abtheilung zur Linken wies man zweien Gendarmen zum Aufenthalt an, welche sich nie daraus entfernten, und des Nachts allemal ein Feldbett aufschlugen. Der eine dieser Gendarmen hieß François Dufresne, der andere Jean Gilbert.

Die Königin bewohnte die Abtheilung rechter Hand. Ihr Bett hatte man ganz in den Hintergrund gestellt, doch so, daß sie das Fenster, welches ebenfalls in den Weiberhof gieng, gerade vor sich hatte. Neben diesem Fenster stand ein Stuhl, auf dem sie den größten Theil des Tages zubrachte.

Der Fußboden dieses Gemachs bestand aus Backsteinen, welche man auf die schmale Seite gelegt hatte. Die Wände waren ringsum mit einem hölzernen Rahmen eingefast, der gerade die nemliche Höhe und Breite hatte, wie sie. An diesem Rahmen war ehemals die Leinwand befestigt, welche einer Papiertapete zur Unterlage diente, die mit Lilien bemalt war. In neuern Zeiten hatte man diese Tapete herabgerissen, und bei dieser Gelegenheit zugleich die Leinwand zerlegt, so daß hie und da nur noch einzelne Lappen an der Einfassung hiengen, welches einen ganz abscheulichen Anblick darstellte. So sah es in der letzten Wohnung einer Fürstin aus, vor welcher ehemals Alles was Europa Großes und Edles aufzuweisen hatte, die Knie beugte!

Richards erste Sorge bestand darin, daß er eiligst zu einem Bettmeister gieng, und das schönste Bett von ihm begehrte, daß er in seinem Vermögen habe. Der Bettmeister machte sich das größte Vergnügen daraus, seinem Verlangen zu willfahren. Es gab hie und da

doch noch gute Menschen. Hiernächst schaffte Richard auch die feinsten Betrüberzüge und Leilachen herbey. Da er zugleich den Auftrag hatte, die Königin zu verfestigen, so that er auch in dieser Rücksicht sein Möglichstes, sich nach ihrem Geschmack zu richten.

Täglich fragte er bey ihr an, was sie zu speisen befehle, und nichts war leichter zu befolgen, als die Vorschriften, welche sie ihm dießfalls ertheilte. Richard, sagte sie gewöhnlich, was ihm für die Seinsgen gut genug dünkt, das ist auch mir gut genug! Sie lebte überhaupt sehr mäßig, hatte nie einen Tropfen Wein versucht, aß wenig, und zog die einfachsten Nahrungsmittel allen übrigen vor. Sie selbst erzählte in ihren letzten Lebenstagen, daß ihr ehemals bey Hofe nichts unangenehmer gewesen sey, als wenn man ihre Tafel mit so viel Leckeren besetzt habe. „Mehr als einmal, fügte sie hinzu, ging ich mit meiner Familie bey „Seite, um mit ihr in aller Stille auf meinem Wohnzimmer sogenannte Hausmannskost zu verzehren.“

Demungeachtet lief Richard auf dem Quai de la Vallee, auf den Marktplätzen, in der Halle, kurz überall umher, wo er etwas aufzutreiben hoffte, von dem er glaubte, daß es nach Marien Antoinettens Geschmack seyn möchte. Sein unermüdeter Eifer hat mich bisweilen innigst gerührt, und so lang ich lebe

wird folgende Anekdote meinem Gedächtniß tief eingepreßt bleiben:

Richard wendete sich an eine Obsthändlerin, die auf der Michaels-Brücke feil hatte, und verlangte, sie solle ihm die beste unter ihren vorräthigen Melonen ansuchen, wenn sie auch noch so viel koste. — Noch so viel koste? erwiderte die Obsthändlerin. Sie ist also wohl für eine vornehme Person bestimmt? — Ey freylich, versetzte Richard, für eine sehr vornehme Person. Wenigstens war sie es sonst. — Wein Gott! rief die Obsthändlerin aus, daß kann niemand anders als die Königin seyn! — Mit diesen Worten stürzte sie ihren Korb mit den Melonen um, suchte die schönste heraus, bat den Richard dieselbe der Königin so geschwind als möglich zu überbringen, und nahm schlechterdings kein Geld dafür an. — Gutes, dieberes Weib! Würdest du dich nicht gefreut haben, wenn du es mit angesehen hättest, wie das schon ganz erstarbene Herz der Königin wieder auflebte, als man ihr deine schöne That erzählte!

Wenn die Königin wahrnahm, daß Richard oder dessen Frau ihr etwas brachten, das sie bloß ihren guten Willen zu danken hatte, dann konnte sie, wäre es übrigens auch noch so unbedeutend gewesen, nicht Worte genug finden, diesen guten Leuten ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen. Ach, wer würde sich nicht unendlich glücklich

geschägt haben, wenn er im Stande gewesen wäre Marien Antoinetten diese nemlichen Liebesdienste erweisen zu können! Wer konnte sie in ihrem scheußlichen Kerker besuchen, und ihre sich immer gleiche Sanftmuth, Geduld und Resignation bemerken, ohne daß sich der Wunsch in ihm regte, sein Blut für sie fließen zu lassen? Ihre Gegenwart, ihre Manieren, ihre Reden, verbreiteten rings um sie her einen Zauber, dem man unmöglich zu widerstehen vermochte.

Alle die, welche sich ihr naheten, fühlten sich gegen sie von Bewunderung und Liebe durchdrungen; und wenn man sich wieder von ihr entfernte, so geschah es nie anders als mit schwer beklemmten Herzen und mit Thränen im Auge. Es war, als hätte man einen Engel des Himmels gesehen; ihr theures Bildniß ließ einen tiefen Eindruck in der Seele zurück, und man durfte sich ihrer nur erinnern, um sich sogleich im Guten gestärkt und zum Besserwerden ermuntert zu fühlen. Ich bin sehr überzeugt, daß noch dermalen mehrere Personen leben, welche die Allgewalt jenes unwiderstehlichen Zaubers empfunden haben. Diese werden am besten beurtheilen können, ob das, was ich hier gesagt habe, mit der Wahrheit übereinstimmt, oder nicht,

Einer von den Gendarmen, welche die Wacht bey ihr hatten, kam einmal auf den Einfall, des Nachts

Tabak zu rauchen. Des andern Morgens wurde er gewahr, daß die Königin trübe aus den Augen sah, und ein feuerrothes Gesicht hatte. Bald darauf hörte er, daß sie sich gegen jemand über heftiges Kopfschmerz beklagte. Er nahm daher Veranlassung, sich ihr zu nähern, und sie ehrerbietig zu fragen, wie sie die vergangene Nacht zugebracht habe. Gar nicht gut, versetzte die Königin; denn ich muß gestehen, daß mich der Tobaksdampf, den ich nicht vertragen kann, äußerst incommodirt hat. — Wie strafbar bin ich nicht, erwiderte der Gendarme, daß ich so unbesonnen handelte! Ich werde mir es Zeilebens nicht vergeben, daß ich Ihre ohnehin so schweren Leiden auch noch durch dieses Ungemach vermehrte. Zu meiner eigenen Bestrafung, fuhr er fort, schwöre ich Ihnen hoch und theuer, daß ich von nun an nie wieder rauchen werde. Indem er dieß sprach, zerbrach er seine Pfeife in tausend Stücken.

Dieser nemliche Gendarme war so sorgfältig, daß er denen, welche die Königin zu sprechen begehrten, allemal ins Ohr sagte: „Nehmen Sie sich ja in Acht, daß Sie ihrer Kinder nicht erwähnen!“ Eben diese Warnung ward ihnen auch von Richard und dessen Ehefrau ertheilt. In der That konnte man nicht behutsam genug zu Werke gehen, damit Marie Antoinette ja nicht an den Umstand erinnert würde, daß sie noch Kin-

der hatte. Ohne Bedenken konnte man mit ihr von den Vorzügen ihrer Geburt reden, sie an die Pracht und Herrlichkeit erinnern, wovon sie ehemals umgeben war; dieß rührte sie nicht. Eben so wenig durfte man sich scheuen, ihr das Schreckliche ihrer Lage vor Augen zu stellen; sie war auf Alles gefaßt. Da man hatte nicht einmal nöthig in ihrer Gegenwart seine Thränen über das klägliche Ende Ludwigs XVI. zurück zu halten; denn sie pflegte zu antworten: Hierieden war er nie glücklich; jetzt aber ist er es alle Ewigkeiten hindurch. Wenn man hingegen nur ein Wort fallen ließ, daß ihre mütterliche Zärtlichkeit regte, machte, so fieng sie am ganzen Körper zu zittern an, und fiel in einen Gemüthszustand, der an Verzweiflung gränzte, und mehrere Stunden lang anhielt. Diese Zufälle waren allemal so bedenklich, daß man befürchtete, sie werde auf der Stelle den Geist aufgeben.

Trotz diesem allen wagte man es nicht anders, als nur mit Zittern und Zagen, und unter der Hülle des tiefsten Geheimnisses, Marien Antoinetten seine Theilnahme zu bezeugen. Das Mordbeil schwebte damals über jedermanns Haupte; die Schreckensregierung hatte bereits ihren Anfang genommen; Robespierre und seine Helfershelfer verfolgten jedermann mit der äußersten Wuth; die Heuler und die Guillotine waren, in der Revolutionssprache zu reden, für permanent erklärt;

auf dem Platze Ludwigs XV. flossen Ströme von Blut; jeder war in Angst, daß die Reihe nun auch an ihn kommen werde; die Verhaftsbefehle wurden täglich häufiger; nicht einmal in Wäldern und unterirdischen Klüften glaubte man sicher zu seyn; denn die Denunciationen wurden öffentlich verlangt, gepriesen und reichlich belohnt *), so daß die Delatoren in immerwährender Thätigkeit waren.

Wer durfte es unter diesen Umständen wagen, der unglücklichen Königin mit Rath und That beyzustehen? Jeder konnte sich leicht die Rechnung machen, daß ihn dieser muthige Entschluß den größten Gefahren bloßstellen würde, ohne dadurch etwas Ersprießliches bewirken zu können. Wurde man verrathen, so hatte man unausbleiblich den Tod zu gewärtigen; und gesetzt auch, man hätte diesen nicht gescheut, so wollte man sich doch wenigstens den Tod der Königin nicht vorzuwerfen haben; denn außer den Mitgliedern des Wohlfahrtsaus-

*) Die Corruption war aufs Höchste gestiegen; wie denn solches, nach des Abbe' Raynal sehr richtiger Bemerkung, gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn die oberste Staatsgewalt alles das emporhebt, was niederträchtig und schlecht ist.

schuffes, glaubte damals noch niemand, daß es möglich sey einen zweyten Königsmord zu begehen.

Eines Tages machte ich jemanden, der die Aussicht über die Königin führte, in Rücksicht jener Vermuthung allerley Einwürfe; wie es mir aber vorkam, war er dießfalls eben so sicher, wie der übrige Theil des Publikums. Bey dieser Gelegenheit erzählte er mir, man sey zwar von Seiten des Revolutionsgerichts außerordentlich geschäftig, eines oder das andere Beweisstück herbeizuschaffen, welches dazu dienen könne, der Königin den Prozeß zu machen; bis jetzt aber sey alles Nachforschen vergebens gewesen.

Ich äußerte die Besorgniß, wegen einer abermaligen Meuterey in den Gefängnissen; und in der That nicht ohne Grund; denn der Blutdurst jener Tyger war noch nicht gestillt; nichts war ihnen leichter, als die Mordscenen, welche sie bereits im Jahre 1792 veranstaltet hatten, im Jahr 1793 von neuem wieder anzufangen. Der, mit welchem ich hierüber sprach, gab mir zur Antwort: Wenn sich dieß Unglück wirklich ereignete, so würde ich alle Gefangene bewaffnen, mich an ihre Spitze stellen, und die Königin in die Mitte.

Dieß war freylich nur ein Traum; die Erfahrung hat es gezeigt; da man jedoch fast allgemein glaubte,

die

die Königin werde nicht hingerichtet werden, so hatte diese Hoffnung wenigstens die traurige Folge, daß man gar nicht auf den Einfall kam, sie entweder aus ihrem Kerker zu befreien, oder ihr doch wenigstens die Schrecken desselben erträglich zu machen. Daher jene fast allgemeine Hintansetzung, welche sie sich in ihren letzten Lebenstagen mußte gefallen lassen. Marie Antoinette hatte doch so manche Thräne gestillt, und jetzt fand sich Niemand, dem es darum zu thun gewesen wäre, die übrigen zu trocken. Sie war im eigentlichen Sinn von aller Welt verlassen.

Nichts würde zwar leichter gewesen seyn, als ihr alles das zu verschaffen, was dazu beitragen konnte den Kummer zu lindern, der an ihrem Herzen nagte; allein jede Mannsperson, jedes Fraucyzimmer, der oder den ein Antraz dieser Art gemacht wurde, entsetzte sich davor, ward leichenblaß, und beantwortete ihn mit Stillschweigen, dem Ausdruck des Schreckens. Es schien nicht anders, als hätte man ihnen etwas zugemuthet, das gar nicht in menschlichen Kräften stünde.

Nur zwei bis drei Personen hatten das Herz, sich bis in das Innere ihres Kerkers zu wagen. Ihr unermüdeten Dienstleiser ließ ihnen nicht eher Ruhe, bis sie alle Hindernisse glücklich überwunden hatten. Eine dieser Personen, welche der Königin von den Municipalbeamten
2ter Theil.

Nichonis vorgestellt wurde, überreichte derselben eine Kette, worin ein Billet verbergen war. Man hat zwar diesem sonderbaren Vorfall nie ganz auf den Grund kommen können, so viel bleibt aber allemal gewiß, daß man hiebey nicht mit gehöriger Klugheit zu Werke gegangen war; denn die Sache machte viel Lärm, und hätte das Leben der Königin der größten Gefahr aussetzen können, wenn dieß nicht ohnehin schon der Fall gewesen wäre. Dufresne, einer von den beyden Bedarmen, welche die Wacht bey ihr hatten, sagte nachher vor dem Revolutionsgericht aus, der Inhalt jenes Billetes sey zu seiner Wissenschaft gelangt, und er könne mit Wahrheit versichern, daß folgende Worte darauf gestanden hätten: Was machen Sie denn hier? Unsere Arme und unser Geld stehen Ihnen zu Diensten.

Wenn diese Aussage gegründet ist, so lohnte es sich fürwahr nicht der Mühe, bis zu der Königin ins Gefängniß zu dringen, und sie zu fragen: Was machen Sie denn hier? Eine so abentheuerliche Frage schien mehr Spott als Ernst, da niemanden unbekannt seyn konnte, daß sich Marie Antoinette nicht von freyen Stücken in dieses entsetzliche Elend gestürzt habe. Hatte man Arme und Geld zu ihren Diensten, wozu brauchte man ihr denn das erst zu sagen? Glaubte man Mittel in Händen zu haben, wodurch sie in Freyheit gesetzt werden konnte, so hatte man wahrhaftig nicht nöthig,

sich hierzu ihre Einwilligung zu erbitten. Wenn man Arme und Geld hatte, wo blieben denn diese Arme, dieses Geld, als man die Königin auf das Lutgerüst schleppte? In diesem fürchterlichen entscheidenden Augenblicke hatte man doch wohl nicht mehr Ursache hinter dem Berge zu halten?

Es existirte hiernächst auch noch ein anderes Projekt, die Königin in Freiheit zu setzen. In Gemäßheit desselben that man ihr zu wissen, daß man den Anfang zu dessen Ausführung damit machen würde, die beiden Gendarmen zu ermorden, welche ihr zur Bewachung gegeben waren. Es ist leicht zu erachten, daß sie diesen tollern Antrag mit Entsetzen verwarf. Er war um so unvernünftiger, da er auf der Voraussetzung beruhte, daß Marie Antoinette, eine der gefühvollsten Personen die je auf Erden lebten, ihre Einwilligung zu einer zweifachen Mordthat ertheilen würde. Hatte man nur sonst nichts verabsäumt, was dazu beitragen konnte, die Ausführung dieses Vorhabens ins Werk zu setzen, so würde man von jenen beiden Soldaten, die ohnehin so leicht zu übermannen waren, wohl schwerlich etwas zu besorgen gehabt haben. Allein dieser zweyte Plan war eben so schlecht angelegt, wie der erste.

So viel bleibt allemal gewiß, daß es wenig oder gar keine Mühe gekostet haben würde, die Königin aus

dem Kerker zu befreien, und ihr Leben in Sicherheit zu setzen. Es bedurfte hierzu weiter nichts, als etwas Alltagsklugheit, und eines ganz gewöhnlichen Muthes. Der Eingang zu der Conciergerie war freylich mit zwey Kanonen und ein Paar Mann Wache besetzt: allein dieses Schreckmittel konnte schlechterdings keinen Aufenthalt verursachen; denn fürs erste gab es noch außerdem mehrere andere Wege, welche zum Gefängniß der Königin führten, und zweitens ließ die ohnehin nicht zahlreiche Wache jedermann zu dem Hauptthore frey aus und ein gehen. Wirklich hätte man sich des letztern zu Ausführung jenes Vorhabens bedienen müssen, weil man von dieser Seite den wenigsten Verdacht zu besorgen hatte.

Wäre man nur erst in der Conciergerie gewesen, dann würde man weiter nichts nöthig gehabt haben, als sich des Mannes zu versichern, welcher die Schlüssel zu dem Zimmer in Verwahrung hatte, worin die Königin gefangen saß. Der beyden Gendarmen würde man sich ohne sonderliche Mühe haben bemächtigen können. Das Zimmer der Königin hätte nicht eher geöffnet werden müssen, als mit Einbruch der Nacht, wo alle Gefangene in ihren Kerkern eingesperrt waren. Da die Conciergerie, wie bereits weiter oben gesagt worden ist, mehrere Ausgänge hatte, so würde man nicht nöthig gehabt haben, irgendwo durchzubrechen, um der Köni-

gin ins Freye zu helfen. Der glückliche Ausgang des ganzen Unternehmens wäre bloß darauf angekommen, daß man vorher alle verborgene Treppen, so wie überhaupt jeden Schlupfwinkel in Augenschein genommen und auf das genaueste untersucht hätte. Diese vorläufige Arbeit konnte ein einzelner Mann verrichten, der nur einigermaßen mit Muth und Einsicht begabt war.

Sobald sich die Königin im Freyen befand, war das schwerste Stück Arbeit vollbracht; denn jetzt hatte man die ganze Nacht vor sich, sie von Paris zu entfernen, und anderswo in Sicherheit zu bringen. Vor allen Dingen hätte man ihr aber dieß ganze Projekt auf das sorgfältigste verheelen müssen; weil sie sich widrigenfalls allem dem mit ganzer Gewalt widersetzt haben würde, was darauf abzweckte, ihr eine Art von Glück zu verschaffen, woran weder ihre Kinder noch ihre Schwägerin Theil nehmen konnten. Man hätte sich daher sowohl gegen ihre Befehle, als gegen ihr Bitten und Flehen, taub stellen, und sie den Händen ihrer Henker mit Gewalt entreißen müssen. Ueberhaupt würde es ganz unnöthig gewesen seyn, sie von den Absichten, welche man eigentlich im Schilde führte, schon vorläufig zu benachrichtigen, ehe man sie noch an dem Orte ihrer Bestimmung in Sicherheit gebracht hatte.

Wenn nun aber dieß Vorhaben gelingen sollte, so hatte man hierzu etwas Geld und eine kleine Anzahl

vertrauter Leute nöthig; aber eben wegen dieser kleinen Anzahl vertrauter Leute mußte der ganze Plan unausgeführt bleiben; denn es war schlechterdings nicht möglich, diese kleine Anzahl zusammenzubringen. Einen Mann möchte man wohl in jenen Tagen des allgemeinen Schwedens gefunden haben, welcher Muth genug gehabt hätte, sein Leben aufs Spiel zu setzen, aber schwerlich ihrer zwey. Jeder, dem dieser Plan eröffnet werden würde, würde geglaubt haben, daß er schon dieses Zutrauens wegen ohne Rettung verloren sey.

Doch, warum stelle ich hier diese traurigen Betrachtungen an, die uns allen zum offenbaren Verwurf gereichen? Wozu diese Klagen, da jede Hoffnung verschwunden, da schlechterdings keine Hülfe mehr zu erwarten ist? Es lag nun einmal in den Rathschlüssen der ewigen Vorsehung, welche nicht länger umhin konnte, zum Besten und zu Aufrechthaltung aller und jeder Staaten, ein schreckliches Exempel zu statuiren, und die ganze Welt von dem ungeheuren Verbrechen irreligiöser Noceuten zu überzeugen; es lag nun einmal, sage ich, in diesen furchtbaren Rathschlüssen, daß Marie Antoinette, nach fünf Jahre langen Leiden, eben so wie ihr Gemahl, Ludwig XVI. den Kopf auf dem Blutgerüste verlieren sollte. Ich übergehe die Beschreibung der eben so traurigen als resignirten Lebensart, welche sie während ihrer Verhaftung in der Conciergerie fuhrte, und

die derjenigen, woran sie sich bereits seit den am 5ten und 6ten October (1789) gegen sie verübten Verbrechen gewöhnt hatte, Tag vor Tag ähnlich war. Alle Anerböten, die ich in dieser Rücksicht erzählen könnte, würden doch dem Leser keine vollständigere Idee von ihrer sanften und zugleich so großmüthigen Denkart, von ihrem edeln und zugleich so erhabenem Charakter beyliegen, als er ohnehin schon während der Durchlesung dieser ihrer Lebensgeschichte erlangt haben wird. Ich eile daher zur Entwicklung dieser fürchterlichen Tragedie, in welcher ihr die Verläumdung eine so gräßliche Rolle aufbüdete, eine Rolle, die ihr, vermöge der vortreflichen und liebenswürdigen Eigenschaften, welche sie von der Natur erhalten hatte, ganz und gar nicht angemessen war. Ich habe nur noch von ihrem Tode zu reden.

Ende des fünften Buchs.

S e c h s t e s B u c h.

Von jener Zeit an, wo man die Königin nach der Concubinerie gebracht hatte, schien es, als ob sich der Nationalconvent ihrer gar nicht mehr erinnere. Dieses Stillschweigen hatte seinen Grund darin, daß man keine Beweise herbeschaffen konnte, die dazu dienten, eine gerichtliche Anklage gegen sie zu formiren. Man hatte zwar alle Schmähschriften, alle Magazine der Unwahrheit durchwühlt, fand aber schlechterdings nichts, das nur einigermaßen wahrscheinlich gewesen wäre. Marat häufte in seinen Flugblättern eine Schandlüge auf die andere, ohne jedoch nur das allgeringste beweisen zu können. Endlich schickte man einen gewissen Heron auf Rundschau aus, der unter allen Espionen des allgemeinen Sicherheitsausschusses der schlaueste und thätigste war. Ich habe jetzt verschiedene Namensverzeichnisse jener Unglücklichen vor mir liegen, welche von diesem Besenwicht angeklagt wurden. Auf einer einzigen solchen Liste stehen nicht weniger als sieben und fünfzig Personen, welche samt und sonders (nur einige Emigranten ausgenommen) guillotiniert wurden.

Dieser Heron versprach denn also dem Sicherheits-
 aneschuß, Marien Antoinetten durch schriftliche Be-
 weise zu Boden zu schlagen. Nach langem Hin- und
 Herfragen übergab er dem besagten Sicherheitsauschuß
 eine Denunciation, die sein eigenes Nachwerk war, und
 im Wesentlichen Folgendes enthielt:

„Ich erkläre hiermit, daß Vandrenil, welcher in
 den Jahren 1784 und 85 am Hofe des ehemaligen Kö-
 nigs als Oberfalkenmeister angestellt war, wenigstens
 fünfmal hundert und achtzigtausend Livres in Wech-
 selbriefen auf Pascaud zog, als er noch bey der Pha-
 raobank interessirt war, welche die Königin damals
 auf dem Schlosse zu Versailles zu halten pflegte.
 Dieser Pascaud, die Königin, und der besagte Van-
 drenil, halfen mit an dem allgemeinen Nationalbank-
 rott arbeiten; auch sind sie mit an dem Gemethel im
 Hause des Reveillon schuld, wo so viele brave Bür-
 ger ihr Leben einbüßten *).

Das war denn nun freylich keine Kleinigkeit, eine
 förmliche Anklageacte gegen die Königin anshecken zu

*) Dieses Actenstück befindet sich in dem Archiv des ehe-
 maligen allgemeinen Sicherheitsauschusses.

können! Laignelot erhielt den Specialauftrag, dafür zu sorgen, daß diese so wichtige Angelegenheit gehörig eingeleitet würde. Diefz erhellt unwidersprechlich aus demjenigen, was ich auf dem Rande der eben erwähnten Pize notirt finde; denn nach den Worten Allgemeiner Sicherheitsauschuß, steht unmittelbar Folgendes: An den Bürger Laignelot, welcher den Auftrag hat, die Anklage gegen die ehemalige Königin gehörig einzuleiten.

Ob es nun gleich dem Laignelot nach aller Wahrscheinlichkeit eben nicht sehr darum zu thun seyn mochte, die Richtigkeit der Beweise zu prüfen, so fand er dennoch die Erklärung des Heron, der in seinem ganzen Leben nie bei Hofe gewesen war, so albern und ungereimt, daß er sich unmöglich entschließen konnte, Gebrauch davon zu machen.

Wohl oder übel mußte sich denn Heron, wenn er anders dem Zutrauen des Sicherheitsauschusses entsprechen und Wert halten wollte, nach andern Beweisen umsehen, die etwas mehr Wichtigkeit hatten, als das Zeugniß, welches er selbst auszufertigen beliebte. Demzufolge warf er die schändlichsten Beschuldigungen aufs Papier, die, seiner unmaßgeblichen Meinung nach, der Königin gemacht werden konnten, und eilte sodann, stolz auf sein Produkt, welches ziemlich volu-

mindest war, zu Marat, um dasselbe diesem Unmenschen zur Bewunderung vorzulegen.

Marat war zwar gewohnt, die abscheulichsten Ealamnien als entschiedene Wahrheiten zu verbreiten, fand aber dennoch jenes Geschmiere so lächerlich, daß er dem Heron geradezu vor die Stirn sagte, der Sicherheitsausschuß werde diesen Wust von Albernheiten unschlar ins Jensee werfen, wenn er ihn dieselben in dieser unförmlichen Gestalt vorlege; doch erbot er sich zugleich dieß unsinnige Zeug in Ordnung zu bringen, und es nicht nur auf eine erträgliche, sondern sogar täuschende Art einzulieiden.

Marat hielt Wort, und Heron übergab hierauf diese Giftmixtur dem „Allgemeinen Sicherheitsausschuß“. Nachdem sich derselbe jene, von Marat mit Gift und Galle reichlich durchwürgte Diatribe hatte vorlesen lassen, glaubte er in aller Treuherrlichkeit, diese Schandthaten wären aus andern Beweisstücken extrahirt, und erließ dem zufolge nachsichendes Arrete:

„Der allgemeine Sicherheitsausschuß beschließt hiermit, daß der Bürger Heron gleich auf der Stelle *)

*) Gleich auf der Stelle! Wie man doch nach dem Blute der unglücklichen Marie-Antoinette lechzte!

„dem Träger Bayle, einem seiner Mitglieder, alle jene
„Beweisstücke auszuhändigen soll, die er bey Verfertigung
„seines, von Marat in Ordnung gebrachten Memoire
„vor Augen gehabt hat.

„Die Volksrepräsentanten, und Mitglieder des
„vom Nationalconvent angestellten allgemeinen Aufsichts-
„und Sicherheits-Ausschusses.

„Unterzeichnet, Vadier, Louis (vom Niederrhein),
„Jegot, Dubarran, Laloy, Lavicomterie.“

Auf einem viereckigten Stückchen Papier, welches
man an dieses Actenstück geheftet hat *), steht Folgendes:

„Arrete' des allgemeinen Sicherheitsausschusses,
„kraft dessen dem Träger Heron auferlegt wird, dem
„Träger Bayle alle jene Beweisstück auszuhändigen, de-
„ren er sich bey Verfertigung seines Memoire be-
„diente.“

*) Dieses Actenstück ist mit dem Inseel des Sicherheitsausschusses versehen, worauf man ein Auge wahrnimmt, das in der Mitte eines Schildes angebracht ist, über welchem eine Pike mit der Freiheitsmütze hervorragt. Unten stehen die Worte: République française. Auch dieses Actenstück befindet sich im Archiv des ehemaligen, vom Nationalconvent angeordneten, Sicherheitsausschusses.

Da Heron alle die abscheulichen und rasenden Beschuldigungen, welche den Inhalt seines dickleibigen Memoire ausmachten, bloß aus der Luft gegriffen hatte, so versteht sich von selbst, daß jene Beweisstücke, an deren Existenz der Sicherheitsausschuß so treuhertzig geglaubt hatte, nicht zum Vorschein kamen, und daß man folglich auch nicht im Stande war, sich auf jene, von Heron verfertigte, und von Marat in Ordnung gebrachte Diatribe, zu berufen.

Man hatte sich der sämtlichen Papiere bemächtigt, die ehemals der Königin zugehörten, und im Schlosse der Thuilleries aufbewahrt wurden. Die Menge dieser Papiere war so groß, daß sie mehrere Eoße formierten. Man mochte sie aber lesen, abermals lesen, und ihren Inhalt zu verdrehen suchen, wie man nur immer wollte, so war und blieb es doch schlechterdings unmöglich, etwas herauszubringen, das zu einer Anklage gegen die Königin berechnen konnte. Es fand sich nichts; nicht das allerkleinste Verschölen. Ich sollte doch glauben, dieß wäre die schönste Apologie dieser Fürstin; besonders wenn man hiebei den Umstand nicht aus den Augen verliert, daß wir dieselbe ihren eigenen Mördern zu danken haben.

Zu eben der Zeit, wo man sich so eifrig mit jenen Nachforschungen beschäftigte, sungen die nemlichen

Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, welche bereits im Tempelthurm mehrere Unterredungen mit der Königin gehabt hatten, von neuem wieder an, dieselbe mit ihren Zubringlichkeiten zu belästigen; immer im Betreff des nemlichen Gegenstandes, und immer mit eben dem fruchtlosen Erfolge. Endlich droheten sie ihr den Tod, wosfern sie sich nicht entschließen würde ihrem Begehren zu willfahren. Die Unsinnigen! Wie konnten sie glauben, daß eine Person, die so dachte wie Marie Antoinette, vor einer Drohung dieser Art erschrecken würde! Sie empfahl ihre Kinder in die Obhut Gottes, und sah dem Tode getrost entgegen.

In der Conciergere waren damals mehrere unvereidete Priester eingekerkert, die in ihren Berufsgeschäften eben so eifrig, als klug und vorsichtig, zu Werke gingen. Ganz in der Stille übten sie die Pflichten der Seelsorger gegen ihre unglücklichen Mitgefangenen aus, die, eben so wie sie selbst, jeden Augenblick gewärtigen mußten, den Henkern überliefert zu werden. Das Gute, welches diese preiswürdigen Seelsorger in diesem Aufenthalte des Elends leisteten, übertrifft alle Beschreibung. Ihrem Beyspiel, ihren Reden voll Salbung, und ihrer wohlthätig wirkenden Frömmigkeit, war es zuzuschreiben, daß man so manchen Unglücklichen das Fluchgerüst mit einer Heiterkeit und Gemüthsruhe betreten sah, die man nicht genugsam bewundern konnte.

Einer von diesen Priestern fand Mittel und Wege, sich in aller Stille zur der Königin zu schleichen, und ihr die letzten Hülfsmittel jener Religion zu reichen, in deren Schooß sie geboren und erzogen war. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß sie, eben so wie Ludwig XVI. im Geruch der Heiligkeit starb.

Da nun die Ausschüsse der öffentlichen Sicherheit und des allgemeinen Wohls keine Verweissstücke herbeschaffen konnten, und dennoch von Souquier Tainville einmal über das andere dicsfalls angegangen wurden; so beschloß man, diesem blutdürstigen Ungeheuer freye Hand zu lassen, und ihm das Schicksal der Königin gänglich anheim zu stellen. Zu dem Ende ward ihm gesagt, er soll: den Prozeß gegen sie nur ohne weitere Umstände instruiren; an Beobachtung der Formalitäten liege wenig oder nichts, wenn nur die Gemahlinn Ludwig XVI. zum Tode verurtheilt wurde.

Gleich nachher als Souquier Tainville diese Weisung erhalten hatte, eilte Billaud-De-Varennes im Nationalconvent auf die Tribüne, und sagte diese wenigen, aber desto merkwürdigern Worte:

„Man verbreitet das Gerücht unter dem Volke, die „verwitwete Capet sey von dem Revolutionärgericht „für unschuldig erklärt und wieder in den Tempel-

„thum zurück gebracht worden. Als wenn jenes Weib, welches über und über mit dem Blute des französischen Volks bespritzt ist, von einer Anklage-Jury für unschuldig erklärt werden könnte! Ich trage darauf an, daß man ihr noch in dieser Woche den Prozeß mache.“

Man fühlt sich von Entsetzen ergriffen, kann seinen Sinnen kaum trauen, wenn man vernimmt, daß eben diese Bösewichte, deren Hände noch von dem Blute jener Unschuldigen rauchen, welche sie zu Paris in den Gefängnissen ermordeten, die schamlose Frechheit haben, ihre eigene Schandthaten der gefühlvollen, der herzensguten Marie Antoinette aufbürden zu wollen!

Kurz, der Nationalkonvent ließ ein Decret ergehen, daß dem Antrage des Villaud vollkommen gemäß war. Dem zufolge hat er es sich selbst bezumessen, wenn ihm dereinst die Nachwelt diesen zweyten Königsmord auf den Kopf schuld giebt.

Bemerkenswerth ist es, daß in dieser nemlichen Sitzung *) das Decret ergieng, der ehemalige Herzog von Orleans solle dem Revolutionsgericht überantwortet werden. Dieser scheußliche Mensch hatte es denn endlich durch seine Cabalen, durch seine Verläumdungen

und

*) Donnerstags den dritten October.

und Schandblügen dahin gebracht, daß Marie Antoinette das Leben einbüßte; und nun, da er seine Rache befriedigt hatte, da er eben die Früchte seiner unausgesetzten Bemühungen einärnten wollte, nun mußte er sich von den Händen seiner eigenen Helfershelfer erwürgen lassen! O gewiß, der Fall dieses Rebellen, und der Augenblick, wo er sich ereignete, wurde nicht bloß von der Willkür der Menschen herbeigeführt. Beides zeugt offenbar von der Mitwirkung einer höhern Macht.

Nicht minder verdient hier der merkwürdige Umstand in Erinnerung gebracht zu werden, daß der Nationalconvent, und zwar ebenfalls in der nemlichen Sitzung, Befehl gab, hundert und zwei seiner Mitglieder, deren Namen öffentlich verlesen wurden, auf der Stelle in Verhaft zu nehmen. Diese verächtlichen Menschen ließen sich vor den Schranken des Convents, wie vernunftloses Schlachtvieh zusammenpferchen, so daß man einen nach dem andern beym Kopf nehmen konnte. Da sieht man, daß es selbst im Innern des Nationalconvents an Muth und Entschlossenheit fehlte, den Tyrannen der damaligen Zeit die Stirn zu bieten.

Eben so feig, eben so kleinmüthig war man auch außerhalb desselben. Die Franzosen hatten sich durchaus in Eklaven verwandelt, die, sobald ihnen von Robespierre und dessen Anhängern geboten wurde,

ihren Nacken dem Henker darzubieten, diesem Befehl mit der tiefsten Unterwürfigkeit gehorchten, ohne nur einen Laut von sich zu geben. Jetzt, da die Gefahr vorüber ist, prahlt freylich ein jeder mit seiner Energie, und stellt sich, als ob er nie zu jener Sklavenherde gehört hätte, allein, trotz allen Ausflüchten der Eigenliebe, wird man doch nie den Echandfleck aus der Geschichte vertilgen können, daß sich die jetztlebende Generation des französischen Volks von den verächtlichsten niederträchtigsten Menschen unter die Füße treten ließ.

Eben diese schändliche Nachgiebigkeit, diese überall verbreitete Besorgniß, den verruchten Usurpatoren, welche die Macht und das Ansehen Ludwigs XVI. an sich gerissen hatten, verdächtig zu werden, macht es erklärbar, wie es zugienge, daß sich dessen Wittve in ihren letzten Lebenstagen von ganz Frankreich verlassen sah. Als das Decret bekannt wurde, welches dem Revolutionstribunal den Auftrag ertheilte, ihr Flut zu vergießen, getraute sich doch auch kein Mensch nur ein Wort zu ihrem Vortheil zu sagen oder zu schreiben, wagte es nicht ein einziger Franzos, sie zu vertheidigen, oder ihre Rechtfertigung zu übernehmen *). Allen

*) Es versteht sich von selbst, daß dieser Vorwurf diejenigen nicht treffen kann, welche damals in Verhaft saßen;

schwebte der Tod, der furchtbare Tod vor Augen; und wenn auch einer gleich mit der größten Gewißheit vorher sah, daß er demselben schlechterdings nicht entgehen würde, so hatte er dennoch das Herz nicht, den Robespierre und dessen Conforten gegen sich aufzubringen, ohne zu bedenken, daß es tausendmal ehrenvoller war, für Marien Antoinetten in den Tod zu gehen, als seine Lebensfrist auf eine niederträchtige Art um einige Tage zu verlängern. Ueberhaupt muß ich hier die bereits anderswo angebrachte Bemerkung wiederholen, daß zur Zeit unserer schrecklichen Revolution fast niemand die Kunst verstand, mit Ehren aus der Welt zu gehen. Dieß gilt sogar (es thut mir weh, daß ich es sagen muß) von dem tugendhaften Malesherbes, der von rechts wegen seine Laufbahn am ein und zwanzigsten Januar 1793 hätte beschließen sollen *).

denn diese würde man unfehlbar auf der Stelle getödtet haben, wenn sie sich unterstauben hätten, jene Bütheriche vor den Kopf zu stoßen.

*) Daß dieser ehrwürdige Greis sich an dem Hinrichtungstag seines Königs wie Cato hätte erdolchen sollen, ist ein höchst leidenschaftlicher und theatralischer Gedanke, den man unmöglich billigen kann. Weit lehrreicher als Selbstmord ist, was er an diesem Tage zu dem würdigen Geistlichen sagte, der Ludwigen in der Todesstunde besand:

Das Revolutionsgericht fieng denn also seine Arbeit an. Auf eine umständliche Erzählung seiner königsmörderischen Procceduren kann ich mich unmöglich hier einlassen; denn diese würden ein Werk von mehreren Bänden ausfüllen. Die einzige Aussage des Lecointre von Versailles ist als eine in ihrer Art ganz originelle Geschichte, und zwar als eine sehr umständliche Ge-

„O diese falsche Philosophie, von welcher ich mich selbst, wie ich gesehen muß, anfänglich habe täuschen lassen, ist es, die uns in den Abgrund des Verderbens geführt hat! Für die leeren Worte: Politische Freyheit! hat Frankreich die gefällige Freyheit aufopfert, die es auf jede Weise in einem weit höhern Grade besaß, als alle andere Nationen, weil es die Genusquellen, mehr als andere, zu vervielfältigen und zu verschönern verstand. — Die Ungeheuer! Mit welcher einer unerhörten Barbarey haben sie ihn behandelt! Aber was für einen ruhigen und edeln Muth hat er nicht gezeigt! Wie groß ist er nicht in seinen letzten Augenblicken! Alle ihre Bemühungen, ihn zu erniedrigen und verächtlich zu machen, sind vergebens gewesen. Seine standhafte Tugend hat über ihre Ruchlosigkeit gesiegt. Es bleibt es denn wahr, daß die Action allein hinlängliche Kraft hat, das Vermuth des Menschens in Stand zu setzen, die fürchterlichsten Prüfungen mit Würde zu ertragen.“ Man seh: die ganze Rede in Vertrands Memoiren, franz. Ausgabe Th. III. p. 222. Deutsche Uebers. Th. II. S. 465.

Anmerk. d. Zet.

schichte unserer ganzen Revolution, zu betrachten. Man kann daher leicht erachten, daß ich mich, ohne jedoch einen wesentlichen Umstand mit Stillschweigen zu übergehen, bloß darauf einschränken werde, von dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit einen kurzen Abriß zu entwerfen.

Die Unmenschen, welche dieselbe, vermöge ihres Amtes als Mitglieder des Revolutionsgerichts, verübten, waren diese: Armand Martial, Joseph Herman, Etienne Foucault, Gabriel Toussaint Scellier, Pierre Andre Coffinbal, Gabriel Deliege, Pierre Louis Ragmey, Antoine Marie Maire, Francois Joseph Denizot, und Etienne Mazon.

Jouquier Tainville sagt in seiner Anklagacte, die Klagepunkte, welche man der Inquisitin zur Last lege, wären ihm am eilften und zwölften October eingehändig worden; und dennoch ist seine Anklagacte vom zwölften des nemlichen Monats datirt; und dennoch wurde die Königin erst am vierzehnten verhört. Wenn man sich dabey aufhalten wollte, die Albernheiten und Widersprüche eines gerichtlichen Verfahrens ins Licht zu setzen, das in seinem ganzen Zusammenhange nichts als Unsinn und Ungerechtigkeit war, so würde man hier süglich die Frage aufwerfen können: wo denn dieser Beseiwicht, ehe er noch die Königin anklagte und verhören

ließ, die Zeit hergenommen habe, die sogenannten Klagpunkte nur mit etwas Aufmerksamkeit in Ueberlegung zu ziehen?

Seine Schindhschrift enthielt nicht das allgeringste, das nur einigermaßen bewiesen gewesen wäre, denn er konnte schlechterdings nichts beweisen: aber er schimpfte desto mehr; er nannte die Königin eine Messaline, eine Fürstin, die noch um vieles schlechter sey als Branebild, Hedegunde, und die Medeis; er überhäufte die Brüder Ludwigs XVI., den Kaiser, und Herrn von Calonne, mit den größten und niedrigsten Schmähungen. Endlich faßte er denn alles zusammen, und legte der Königin (ich lasse ihn hier selbst reden) folgende Anklagen zur Last:

„1) Sie hätte boshafter und vorsätzlicher Weise, „und zwar in Gemeinschaft mit den Brüdern des Ludwig Esper und des infamen Exministers Calonne *), die „Staats Einkünfte von Frankreich auf eine fürchterliche „Art verschleudert, hätte dem Kaiser unermessliche Summen zugesandt, und folglich den Nationalschatz gänzlich erschöpft.

*) Die Verschuldigung: sie habe mit einem Manne zum Verderben des Reichs conspirirt, dem sie nie wohl wollte; gehöre zu den gewöhnlichen Kunstgriffen Souquier Tainville's, die Angeklagten in Verlegenheit zu setzen.

„2) Sie hätte theils selbst, theils durch Beihülfe
 „contrerevolutionärer Agenten, mit den Feinden der Re-
 „publik geheime Einverständnisse und Correspondenzen
 „unterhalten; auch hätte sie diesen nämlichen Feinden
 „die Pläne zu den bevorstehenden Feldzügen und An-
 „griffen, die im geheimen Conseil verabrebet und entwor-
 „fen worden wären, theils selbst mitgetheilt, theils durch
 „andere mittheilen lassen.“

„3) Sie hätte sowohl durch ihre eigene Intriken
 „und Cabalen, als auch durch jene ihrer Agenten, aller-
 „ley Verschwörungen und Complotte angezettelt, die ge-
 „gen Frankreichs innere und äußere Sicherheit gerichtet
 „gewesen wären, wos Endes sie in verschiedenen Theilen
 „der Republik den Bürgerkrieg angefacht, Bürger ge-
 „gen Bürger bewaffnet, und folglich Veranlassung ge-
 „geben hätte, daß eine unbeschreibliche Menge Bürger
 „um das Leben gekommen wären.“

Da der Nachwelt daran gelegen seyn muß, alle
 diejenigen kennen zu lernen, welche bey dieser Nothszene
 eine Rolle spielten; so will ich die Zeugen hier namhaft
 machen, welche dießfalls vor Gericht abgehört wurden.
 Sie hießen wie folgt:

Laurent Lecointre, von Versailles, Deputirter bey
 dem Nationalconvent; ein Mensch, der, wie alle Welt
 weiß, seitdem er diese Stelle bekleidete, ein Narr war.
 Er verlas, wie ich bereits weiter oben sagte, eine lange
 romanhafte Geschichte der französischen Revolution,

heraus man aber nicht das geringste folgern konnte, daß der Königin zur Last fiel.

Jean-Baptiste Lepierre, Generaladjutant ad interim bey der vierten Division. Er beschränkte sich in seiner Aussage bloß darauf, daß er in der Nacht vom 20sten auf den 21sten Junius 1791 mehrere Personen aus dem Schloß in die Vorhöfe, und aus den Vorhöfen in das Schloß habe sehen sehen, unter welchen denn auch ein gewisser Gelehrter Namens Barre' gewesen sey.

Anoine Roussillon, ein Wundarzt und Kanonier. Er sagte aus, daß er am 10ten August mehrere Weinbeutellen unter dem Bette der Königin gefunden habe, wovon einige noch voll, andere hingegen leer gewesen wären. Ferner gab er der Königin schuld, daß sie das Gemethel zu Nancy und auf den Märzfeldern veranlaßt, maleichen ihrem Bruder, dem Kaiser, unermessliche Geldsummen zugesandt hätte. Seinem Vorgeben zufolge waren ihm diese Particularitäten von einem Patrioten anvertrauet worden, der an dem ehemaligen Hofe in großen Gnaden stand, dessen Namen er aber weislich verschwieg.

Jacques Rene' Hebert, gewöhnlich Vater Duchesne genannt, Substitut des Gemeindeproucurators;

ein Mensch, der wegen seines grausamen Charakters und seiner schamlosen Schmähsucht so verschrien war, daß diejenigen weder Ehen noch Schaam mehr besitzen mußten, die einen so berüchtigten Bösewicht als Zeugen aufstellten. Dieser Nichtswürdige ersann ein Schandmährchen, das eben so gräßlich als unwahrscheinlich war. Er beschuldigte die Königin, sie habe ihr minderjähriges Söhnchen zur Unzucht verführt. Nichts ist gewisser, sagte der scheußliche Kerl, als daß Mutter und Sohn Blutschande mit einander getrieben haben. Was diese teuflische Verläumdung vollends ganz unwahrscheinlich machte, war dieß, daß er zugleich behauptete, die Prinzessin Elisabeth, eine der keuschesten Personen ihres Zeitalters, habe ebenfalls an dieser Unflätheren Antheil gehabt. Er schwangte von einer Aussage, die der kleine Prinz abgelegt hätte, und wodurch dieses vorgebliche Factum ganz außer Zweifel gesetzt würde. Das Protokoll, worin diese Aussage, wie sich Hebert verlauten ließ, enthalten seyn sollte, kam nicht zum Vorschein. Dieser Umstand könnte allerdings auf die Vermuthung führen, als wenn jenes Protokoll gar nicht existirt hätte. Indess ist mir nachher erzählt worden, daß sich ein gewisser Dawson, Municipalbeamter und würdiger Nachfolger des Hebert, gerühmt habe, er selbst sey der Verfasser jenes Protokolls. Warum ward es denn aber nicht produziert? Unfehlbar deswegen, weil man befürchtete, daß die nähere Untersuchung dieses vorgeblichen Actenstücks,

dessen monströse Absurdität jedermann bey dem ersten Blick in die Augen fallen mußte, der Königin die vollständigste Genugthuung verschaffen würde. Was beweiset übrigens die Existenz dieser handschriftlichen Calumnie? Weiter nichts als nur dieß, daß die Erfinder dieses Schandmährchen die verruchtesten und schlechtesten Menschen auf Gottes Erdboden waren. Sie allein konnten auf die Idee verfallen, der Anzahl derer, die mit dem Vorhaben umgingen, Marien Antoinetten auf das Blutgerüst zu schleppen, ihren eigenen Sohn einzuverleiben. Auch der Gedanke sah ihnen ganz ähnlich, daß sie schon jetzt auf einen Vorwand saßen, das Blut der Prinzessin Elisabeth ebenfalls vergießen zu können.

Ich fahre nun wieder fort, die übrigen Zeugen namhaft zu machen.

Abraham Silly, ein Notarius. Er sagte aus, La Fayette und Gourvion wären der königlichen Familie zu der Flucht nach Varennes behülflich gewesen.

Pierre Joseph Terrasson, ein Employirter im Departemente des Justizministers. Er sagte aus, als die Königin bey ihrer Zurückkunft von Varennes aus dem Wagen gestiegen sey, habe sie den Nationalgarden, welche die königliche Familie begleitet hätten, einen Blick zugeworfen, worin man ihre Nachzier deutlich wahrnehmen können.

Pierre Manuel, der berühmte Veranstalter der am zweiten und dritten September verübten Mordthaten. Zufolge eines von jenen unerklärbaren Widersprüchen, dergleichen mehrere in seinem Charakter lagen, zeigte er sich bey dieser Gelegenheit gerecht und wahrheitsliebend, ob er sich gleich die Rechnung machen konnte, daß ihm die Weigerung, sich zu den Verklündern der Königin zu gefallen, das Leben kosten würde. Er sprach von dieser Fürstin und ihrem hingerichteten Gemahl als ein Mann, der von ihren Unglücksfällen innigst gerührt, und vollkommen überzeugt war, daß man ihnen weiter nichts vorwerfen könne, als zuviel Sanftmuth und Nachgiebigkeit.

Jean Silvain Bailly, erster Maire zu Paris. Er betrug sich noch muthvoller als Manuel; denn er ließ nicht nur der Königin und dem Andenken Ludwigs des Sechzehnten alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren, sondern hatte sogar das Herz, dem Fouquier Tainville ins Angesicht zu sagen, er habe bey Verfertigung seiner Inlagacte ganz falsche und unwahre Beschuldigungen zum Grunde gelegt. Das Betragen, welches Bailly mitten unter diesen nach Blut lechzenden Menschenwürgern beobachtete, übertreibt jeden Lobspruch. An diesem Tage machte er alle seine ehemaligen Vergehungen wieder gut *).

*) Von dieser Stunde an ward ihm aber auch der Tod zugeschworen.

Anm. d. Her.

Jean Baptiste Hebain, genannt Perceval, ehemaliger Employirter bey dem Jagdwesen. Seine Aussage fiel so ganz zum Vortheil der Königin aus, daß ihm Lecointre den Vorwurf machte, er sey einer von denen, die an dem Tage, wo die Gardes du Corps den Offizieren des Regiments Slandern ein Gastmal gegeben hätten, an dem Altar vor dem Zimmer des Königs hinan geklettert wären.

Reine Millot, ein Dienstmädchen. Sie erzählte, die Königin habe ihrem Bruder, dem Kaiser, mehr als zweyhundert Millionen Livres zugesandt. Diese Anekdote, sagte sie, sey ihr vom Duc de Coigny erzählt worden, den sie aber so wenig kannte, daß sie ihn nur den Grafen nannte. Ferner gab sie vor, der König habe eines Tages in den Taschen der Königin ein Paar Sackpistolen gefunden, die dazu bestimmt gewesen wären, den Herzog von Orleans vor den Kopf zu schießen. Für diese letztere Anekdote führte sie keinen Gewährsmann an.

Jean Baptiste Labenette sagte aus, die Königin habe ihm einst drey Privatpersonen auf den Hals geschickt, die ihn hätten ermorden sollen. Dieser Labenette, der übrigens ein so unbedeutender Mensch war, daß ihm in den Verhörartikeln nicht einmal ein Prädicat beygelegt wird, gab aber weder die Namen jener Privat-

personen an, noch die Art und Weise, wie er ihnen entkommen sey, noch die Ursache, warum ihn die Königin als ihren Feind betrachtet habe.

Jean Gilbert und Francois Dufresne, die beyden Gendarmen, welche die Königin in der Conciiergeerie bewachten; Marie Devaux, verheyrathete Arel, die ein Paar Tage bey ihr zugebracht hatte; ingleichen der Concierge Toussaint Richard und dessen Ehefrau Magdelaine Kofay: alle diese Personen sagten nichts zum Nachtheil der Königin aus.

Charles Henry Graf d'Estaing, Viceadmiral, sagte: er kenne zwar die Beklagte seit ihrem ersten Eintritt in Frankreich; er habe sogar gegründete Ursache sich über sie zu beklagen; er müsse aber dennoch gestehen, daß er nicht das allergeringste anzuführen wisse, was auf die Anklageacte Bezug habe. Als man ihn auffoderte, er solle frey heraus sagen, was er am fünften October 1789 im Schlosse vernommen habe, gab er zur Antwort: „Als man ihr sagte, das Pariser Volk sey im Anmarsch und wolle sie ermorden, sie solle sich daher unverzüglich entfernen, da versetzte sie mit wahrer Seelengroße: Wenn die Pariser in der Absicht abhier kommen, mich ums Leben zu bringen, so umsien sie es mir zu den Füßen des Königs rauben; ich gehe nicht von der Stelle.“

Antoine Simon, ein Schuster, welchen der Wohlfahrtsausschuß zum Erzieher des von Ludwig dem Sechzehnten hinterlassenen Sohns ernannt hatte, sagte nichts gegen die Königin aus.

François Tiffet, der sowohl unter der ehemaligen als der zeitigen Regierung die Rolle eines Spions spielte, sagte aus, er habe bey der Verhaftnehmung des Septeuil unter dessen Papieren zwey Bous gefunden, die mit den Worten „Marie Antoinette“ unterzeichnet gewesen wären, und die Summe von achtzig tausend Livres betragen hätten. Diese beyden Bous wurden aber während der Untersuchung nicht vorgezeigt.

Jean François Lepitre, Hofmeister und Commissär im Tempel, erklärte, daß er ganz und gar nichts zu sagen wisse.

Philippe Francois Gabriel de la Tour du Pin Gouvernet erklärte, daß er zwar die Beklagte seit ihrem ersten Eintritt in Frankreich kenne, aber von den Thatfachen, die in der Anlagacte angeführt würden, keine Wissenschaft habe.

Jean Frederic de la Tour du Pin, ehemaliger Kriegsminister, war mit obiger Aussage einverstanden.

Jean François Marbey, Gefangenwärter im Tempelthurm, erzählte zwar allerley Zeug, das der Königin zum Nachtheil gereichen sollte, übrigens aber auf die Anklage gar keinen Bezug hatte.

Jean Baptiste Olivier Garnerin, ehemaliger Secrétaire bey der Commission der Vierundzwanziger^{*)}, sagte aus, er habe unter den Papieren des Septeuil ein Bon von ungefähr achtzigtausend Livres an Werth wahrgenommen, worauf die Namensunterschrift „Antoinette“ gestanden habe.

Charles Eleonor Dufriche Valaze, Deputirter bey dem Nationalconvent und Mitglied der Commission der Vierundzwanziger, legte ein Zeugniß ab, das mit jenem des Garnerin nicht übereinstimmte. Er erzählte nemlich, daß er unter den Papieren des Septeuil zwar kein Bon, wohl aber eine Quittung bemerkt habe, die mit der Unterschrift Marie Antoinette versehen gewesen sey. Auch habe der Werth jener Quittung nicht achtzig tausend, sondern höchstens zwanzigtausend Livres betragen. Um die Wahrheit dieser so verschiedenen Aussagen an den Tag zu bringen, durfte man sich nur das Bon, oder die Quittung vorzeigen lassen; wahrscheinlich aber wollte das Revolutionsgericht diese Veranstaltung deswegen nicht treffen, weil sie vorher sah, daß sie nur dazu dienen würde, die Königin zu rechtfertigen.

^{*)} Zur Untersuchung der im königl. Schloß gefundenen Papiere.

Anm. d. Her.

Nicolas Leboeuf, ehemaliger Municipalbeamter; Augustin Germain Jobert, Polizeiverwalter; Antoine Francois Moyle, ehemaliger Suppleant des Gemeindeprecursors bey den Polizy - Municipal - und Zuchtgerichten; Renee Sevin, verheirathete Chaumette, die theidem sechs Jahre lang als Unterkammerfrau bey der Königin in Diensten gestanden hatte; Jean Baptiste Vincent, Maurermeister und Mitglied des Gemeinderathes, Nicolas Marie Jean Deugnot, Baumeister und Mitglied der Gemeinde; Francois Dange, Polizeiverwalter; Jean Baptiste Michonis, Limonadeverkäufer und Mitglied der Gemeinde vom zehnten August; endlich Pierre Edouard Bernier, Arzt, erklärten insgesammt, daß sie von den Thatfachen, die in der Anklageacte enthalten wären, keine Wissenschaft hätten, und sagten nicht das allermindeste zum Nachtheil der Königin aus. Der letztere, nemlich Bernier, hatte den kleinen Dauphin verschiednenmal im Tempelthurm als Arzt besucht. Hebert, der allen denen, welche die Königin durchaus nicht verläumben wollten, etwas anzuhängen suchte, muthete dem Bernier zu, er solle doch öffentlich erklären, ob er nicht allemal, wenn er sich den Kindern der Angeklagten genahet habe, die Schlechtigkeiten hätte mitmachen müssen, die unter der vorigen Regierung üblich gewesen wären? „Seyr,“ antwortete ihm Bernier in festem entschlossenem Tone, „was der Wohlstand erfordert, ist keine Schlechtigkeit.“

Claude Denis Tavernier, ehemaliger Lieutenant bey dem Generallstabe, beschuldigte den La Fayette, daß er dem Könige zu seiner Flucht nach Varennes behülflich gewesen sey.

Jean Maurice Francois Lebrasse, Lieutenant von der Gendarmerie im Dienst der Gerichtshöfe; Joseph Boze, Maler; und Pierre Fontaine, Hochhändler; erklärten insgesammt, daß sie von den Thatfachen, die in der Anklageacte vorkämen, keine Kenntniß hätten.

Didier Jourdeuil, Gerichtsdiener, sagte aus, er habe unter den Papieren des Grafen D'Artois einen Brief wahrgenommen, den die Königin mit eigener Hand an ihn geschrieben hätte, und worin unter andern diese Worte vorgekommen wären: Kann man sich auf Ihre Schweizer verlassen? Werden sie Stand halten, wenn Noth an den Mann geht? Der Brief selbst wurde nicht produziert.

Endlich äußerte Michel Cointre, der bey dem Kriegsdepartemente angestellt war, seine Verwunderung, warum man der Anklageacte den Umstand nicht einverleibt hätte, daß die Königin mit bey einer Fabrik falscher Assignate interessirt gewesen sey, die zu Passy entdeckt worden wäre. Die scheinbare Verwunderung des Michel Cointre kam selbst dem Revolutionsgericht so
 ater Theil.

abentheuerlich vor, daß es sich nicht einmal die Mühe nahm, die Königin hierüber zu befragen.

Dies waren denn also die Zeugen, welche während des gerichtlichen Verfahrens vernommen wurden, daß eine Nothe von Menschen gegen Marien Antoinetten veranstalteten, die nachher als die verworfensten Bösewichter allgemein bekannt geworden, und fast insgesammt auf das Schaffot geschickt worden sind. Von Menschen dieser Art konnte man denn freylich nichts anderes erwarten, als daß sie eben nicht gar scrupulös seyn würden, den abscheulichsten Calumnien und Schandmährchen Vöthel zu geben und sie für wahr anzunehmen. Indesß aber konnte nichts von allem dem, was sie bey diesem merkwürdigen Vorfall zusammen rafften, erwiesen werden, und eben dieser Mangel an Beweisstücken muß nothwendig die Folge haben, daß der gute Ruf Marien Antoinettens, so sehr sie übrigens gelächert und verschrien ward, rein und unbesiegt auf die Nachwelt kommen wird.

Zusobondere verdient hier der Umstand bemerkt zu werden, daß sich zwar die Factionisten der damaligen Zeit alle erdenkliche Mühe gaben, die rechtmäßige Geburt der Kinder Ludwigs des XVI. verdächtig zu machen, daß sich aber dennoch niemand erfrechte, Marien Antoinetten des Mangels an ehelicher Treue zu beschuldigen.

Eben so auffallend ist es, daß unter einer so großen Anzahl von Zeugen, wobey sich doch Leute wie Lecoin-
tre und Hebert befanden, denen es gewiß nicht darum
zu thun war die Königin bey Ehren zu erhalten, daß
da die schändliche Halsbandgeschichte nicht zur Sprache
gebracht wurde, welche doch so viel dazu beigetragen
hatte, dieser Fürstin die Achtung des Publikums zu
entziehen.

Der Präsident des Revolutionengerichts berührte
zwar diese Geschichte während des Zeugenverhörs, jedoch
nur im Vorbeygehen, und auf eine solche Art, daß
man leicht merken konnte, wie wenig ihm damit gedient
sey, bey diesem Artikel zu verweilen. Er legte dießfalls
der Königin nur folgende drey Fragen vor:

J. War es nicht im kleinen Trianon, wo Sie
zuerst mit der Frau La Motte bekannt wurden?

A. Ich habe diese Frau nie mit Augen gesehen.

J. Haben Sie sich ihrer nicht in der verächtlichen
Halsbandgeschichte zum Schlachtopfer bedient?

A. Dieß konnte sie nicht seyn, da ich sie gar
nicht kannte.

J. Sie bleiben also dabey, daß sie Ihnen gar
nicht bekannt gewesen sey?

A. Ich habe die Wahrheit gesagt.

Eben so klar und treffend waren auch die übrigen Antworten der Königin. Aus allen leuchtete eine gewisse Festigkeit, ungemein viel Klugheit, eine seltene Regelmäßigkeit des Geistes, eine ganz außerordentliche Rücksicht gegen ihre Feinde, besonders aber die unverbrüchlichste Gewissenhaftigkeit hervor, niemand von denen, die ihr einen oder den andern Dienst geleistet hatten, in Gefahr zu setzen. Dieß wird sich am besten nach Herausgabe des folgenden Bruchstücks beurtheilen lassen, welches ich, so wie es mir in die Hand fällt, aus ihrem sehr voluminösen Verhör aushebe, das, im Vorbeygehen gesagt, in den Journalen und Klugschriften der damaligen Zeit so sehr verunstaltet worden ist, daß man die Antworten der Königin gar nicht mehr kennt.

J. Was waren denn das für Papiere, die man in der Manufactur zu Seves verbrannt hat?

A. Es war ein Pasquill; und wenn man mich dießfalls zu Rathe gezogen hätte, so würde ich mich sehr dagegen gesetzt haben, eine Schrift, die bloß gegen mich gerichtet war, verbrennen zu lassen.

J. Warum haben Sie aber Ihren Kindern so verkehrte Begriffe beigebracht, daß Sie zum Beispiel Ihrem Sohne mit einer gewissen Achtung begegneten, woraus man nichts anderes schließen konnte, als daß Sie noch immer glaubten, in seiner Person den dereinstigen Nachfolger des ehemaligen Königs, seines Vaters, zu erblicken?

A. Von so etwas mit ihm zu reden, war er noch viel zu jung.

S. Behaupten Sie wirklich, daß Bailly und La Fayette gar nichts dazu beigetragen haben, in der Nacht vom zwanzigsten auf den ein und zwanzigsten Junius 1791 Ihre Flucht zu befördern?

A. Ja.

S. Sie stehen in Betreff dieser Thatsache mit Ihrem Sohne in Widerspruch.

A. Einem achtjährigen Kinde kann man wohl alles sagen lassen, was man will.

S. Er hat aber diese nemliche Erklärung mehrmals wiederholt.

A. Was seyn! Ich weiß von nichts.

S. Vermittelt Ihres Einflusses konnten Sie wohl Ihren Gemahl, den ehemaligen König, zu allem vermögen, was Sie nur wünschten?

A. Es ist ein großer Unterschied, etwas anrathen, und etwas durchsetzen.

S. Wo nahmen Sie denn das Geld her, wovon Sie das kleine Trianon erbauen und ausmöbliren ließen?

A. Es war ein Fond, den man hierzu ausdrücklich bestimmt hatte.

S. Das kleine Trianon muß ungeheure Summen gekostet haben?

A. Es ist allerdings möglich, daß es vielleicht mehr gekostet hat, als mir lieb war. Uebrigens wünsche ich mehr als irgend jemand, daß man erfahren möge, was es hiermit für eine Verwandniß gehabt habe.

J. Zu welcher Zeit haben Sie denn die unermesslichen Geldsummen auszugeben, die Ihnen von verschiedenen Finanzcontroleurs zugestellt wurden?

A. Unermessliche Summen sind mir nie zugestellt worden. Die, welche man mir einhändigte, habe ich zur Bezahlung meiner Dienerschaft verwendet.

J. Es ist allgemein bekannt, daß Sie die drei bewaffneten Corps, welche sich zu Anfang des Julius 1789 in Versailles befanden, nicht nur in Augenschein genommen, sondern sie auch zu Vertheidigung dessen ermuntert haben, was Sie die Vorrechte der Krone nannten.

A. Hierauf habe ich nichts zu erwidern.

J. Sie mögen wohl recht erschrocken seyn, als Sie während Ihres Aufenthaltes in der Conciergerie den Menschen in Ihr Zimmer treten sahen, der Ihnen die Kette brachte?

A. Ich erschrock freylich, weil ich befürchtete, daß er sich um meinerwillen in Gefahr stürzen möchte.

J. War es nicht einer Ihrer Leute?

A. Nein.

J. Wissen Sie nicht wie er hieß?

A. Sein Name ist mir in der That nicht bekannt.

Sebert äußerte gegen die Geschwornen, er sey überzeugt, daß man der Beklagten während ihrer Verhaftung im Tempel Briefe zugesleckt habe. Dagegen erinnerte die Königin, er solle doch nicht vergessen, daß der Befehl, alles was im Tempel aus und einging auf das genaueste zu beobachten, von ihm selbst herrühre, und daß demzufolge nicht nur die Wäsche und Kleidungsstücke, sondern sogar die Schuhe, welche die Gefangenen bekämen, visitirt würden. Sebert war nicht im Stande, auf diese Bemerkung nur ein Wort zu erwidern.

Auf eben die Art beschämte sie auch den Zeugen Tisset, der ihr schuld gab, zwey Bons (Anweisungen) unterzeichnet zu haben, welche zusammen die Summe von achtzigtausend Livres betrügen. Statt der Antwort foderte sie ihn auf, das Datum anzugeben, unter welchem jene Bons ausgestellt wären. Das eine, versetzte Tisset, war vom 10ten August 1792 datirt. — Der Herr vergißt, erwiderte die Königin, daß ich am nemlichen Tage in der Loge des Logographen gefangen saß, und folglich kein Bon unterzeichnen konnte. Tisset verstummte.

Als Sebert das von ihm selbst erdichtete Schandmärchen, in Betreff der mit ihrem Sohn verübten Unzucht, vorbrachte, ließ es die Königin bloß dabey bewen-

den, daß sie dem Columnianten einen Blick voll Verachtung zuwarf. Hierin bestand ihre ganze Antwort; einer bessern war er nicht werth. Das Stillschweigen der hohen Beklagten veranlaßte selbst den Präsidenten, sich dießfalls alles weitem Nachfragens zu enthalten, denn er sah wohl ein, daß jene Lüge bei näherer Untersuchung ihrem Urheber auf den Kopf fallen würde. Als er jedoch einige andere Fragen gethan hatte, erfrechte sich einer von den Geschworenen, der eine eben so schamlose Seele wie Hebert besizen mußte, den Präsidenten folgendergestalt anzureden: „Ich lade Sie ein, der Beklagten bemerklich zu machen, daß sie das vom Bürger Hebert „angeführte Factum, in Betreff dessen was zwischen ihr „und ihrem Sohne vorgefallen ist, noch nicht beantwortet hat.“

Da sie nun der Präsident hierzu auffoderte, so erwiederte die Königin: „Ich habe diese Frage bloß dießwegen unbeantwortet gelassen, weil es die Natur empört, eine solche Beschuldigung widerlegen zu müssen, die man einer Mutter aufbürdet.“ Hierauf lehrte sie sich gegen die versammelten Zuhörer, und sagte in einem sehr vernehmlichen Tone, und mit einer Miene voll edeln Stolz: Ich appellire von jener Beschuldigung an alle Mütter, die vielleicht hier zugegen seyn mögen!

Ihr Anstand, und der Ton, in welchem sie diese Worte verbrachte, machte auf alle Gemüther den lebhaftesten Eindruck, Richter, Zuhörer, kurz alle Anwesende, sahen den Hebert voll starrer Verwunderung an, und betrachteten ihn insgesamt als einen infamen und zugleich erzdummen Calumnianten. Selbst Robespierre machte ihm nachher den Vorwurf, daß er dem Publikum durch diese unsinnige Verläumdung Anlaß gegeben habe, sich für die Königin zu interessiren. Seit diesem Tage fiel Hebert bey jenem Tyrannen dergestalt in Ungnade, daß er von nun an bloß auf einen Vorwand sann, sich ihn bey erster Gelegenheit vom Halse zu schaffen. So gewiß ist es wahr, daß sich der Nichtswürdige mit eben dem Pfeile durchbohrte, den er auf die Königin abdrückte. Er stieg sich in seiner eigenen Schlinge, und so gieng es, wie wir gesehen haben, fast allen denen, die während der französischen Revolution die Unschuld verfolgten.

Nach geendigtem Verhör fragte der Präsident die Königin, dem Herkommen gemäß, ob sie noch etwas zu ihrer Vertheidigung bezubringen habe. Sie antwortete: „Ich finde nur noch dieß zu erinnern nöthig, daß „niemand in seiner Aussage das allergeringste gegen mich „bewiesen hat; daß ich mit Ludwig XVI. nur als Cat- „tin in Verhältnissen stand, und mich folglich seinem „Willen unterwerfen mußte.“

Nun schickte man sich an, auch ihre Sachwalter zu hören. Diese Sachwalter waren nicht etwa von der Königin gewählt, sondern vom Revolutionsgericht ex officio hierzu ernannt worden. In der Absicht, mit seiner Unparteilichkeit zu prahlen, hatte es die berühmtesten unter jenen Rednern ausgesucht, die während der damaligen Schreckensregierung das Herz hatten, die verfolgte Unschuld in Schutz zu nehmen. Es waren die Herren Tronson du Coudray und Chauveau de la Garde.

Die nemlichen Journale *) , welche das Verhör der Königin verhiimmelten, haben auch einen sehr verunstalteten Bericht von dem Vertragen erstattet, welches die besagten Sachwalter bey diesem merkwürdigen Vorfall beobachteten. Hierüber darf man sich eben nicht wundern; denn alle Journalisten der damaligen Zeit zitterten vor Kobespierre's Allmacht.

Was mich anbelangt, so werde ich bloß bey der einfachen Erzählung wirklicher Thatfachen stehen bleiben, und um so weniger einigen Widerspruch zu fürchten haben, da ich mich nur auf solche Dinge einschränke, welche man allgemein für wahr anerkannt hat. Indesß kann ich nicht umhin, die allgemeine Bemerkung voran gehen zu lassen, daß man, wenn unser Urtheil Leute

*) Namentlich der *Moniteur*.

von gutem Rufe betrifft, vor allen Dingen auf ihre Lage Rücksicht nehmen, und diese sehr reiflich erwogen haben müßte, bevor man es wagen darf, über ihre Handlungen auf eine bestimmte Art abzusprechen.

Hier nächst muß ich erinnern, daß das Geschäft, welches man den Herren Tronson du Coudray und Chauveau de la Harde in Betreff der armen Marie Antoinette übertragen hatte, eine ganz außerordentliche Behutsamkeit nothwendig machte. Sie hatten bey ihren Neben nicht Richter, nicht Menschen, sondern blutgierige Tiger vor sich. Beleidigten sie diese Ungeheuer nur mit einem einzigen Worte, so hatten sie nichts gewisser zu erwarten als den Tod, ohne daß sie die Hoffnung mit aus der Welt nehmen konnten, dem gemeinen Wesen, oder ihrer Clientin, durch ihre Freymüthigkeit nur den allergeringsten Dienst erwiesen zu haben.

Der Geist des damaligen Zeitalters war von einer solchen Beschaffenheit, daß man sie allgemein getadelt haben würde, wenn sie in ihrer Vertheidigung zu dreust mit der Sprache herausgegangen wären. Bey dem Revolutionsgericht, im Nationalconvent, in allen Commiteen, würde man unfehlbar ein großes Geschrey erheben, und gesagt haben: „Ja, wenn die Vertheidiger Marien Antoinettes in einem gemäßigten Tone plädiert hätten, so würde man sich gewiß damit begnügt haben, sie entweder zu deportiren, oder in ein Kloster zu stecken; da sie aber das Gegentheil thaten, so sind

„sie selbst daran schuld, daß sie uns Leben gekostet ist.“

Samstags, den dreizehnten October, mitten in der Nacht, wurden sie erst benachrichtigt, daß man sie dazu ausersuchen habe, die Königin vor Gericht zu vertheidigen. Herr Ebaureau de la Garde befand sich damals auf dem Lande. Beide hatten während des ganzen Prozesses nicht mehr als drey kurze Unterredungen mit ihrer Clientin, deren jede nur eine Viertelstunde lang dauerte. Ueberdies war allemal der wachhabende Offizier nebst einem Gendarme zugegen, welche sich jedes Wort merkten, und es den Richtern wieder zutrug.

Die Königin, welche ihre Sachwalter nicht kannte, aber leider nur allzu gut wußte, mit was für Leuten die Gerichtsstelle besetzt war, von welcher sie abgeschickt wurden, konnte sich anfänglich nicht überwinden, ihnen ihr Zutrauen zu schenken. Als sie aber bemerkte, daß sie an ihrem Schicksal den zärtlichsten und aufrichtigsten Antheil nahmen, und als sie ihre Grundsätze näher kennen lernte, da wurde sie endlich überzeugt, daß diese gutdenkenden Menschen nicht die geringste Aehnlichkeit mit ihren Richtern hatten. Jetzt gieng ihr das Herz auf, und nun hatten sie hinlängliche Veranlassung ihre schöne Seele so genau kennen zu lernen, daß sie in der Folge keine Gelegenheit verabsäumten, den großen und liebenswürdigen Eigenschaften dieser Fürstin alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich für meine Person

kann wenigstens mit Wahrheit versichern, daß Herr Chaureau de la Garde gegen mich nie anders als mit der größten Ehrfurcht von ihr gesprochen hat.

Als sie sich das erstemal bey ihr einfanden, eröffneten sie ihr, daß sie gesonnen wären um Aufschub des Urtheils anzuhalten, weil man ihnen nach aller Wahrscheinlichkeit nicht so viel Zeit verstaten würde, als dazu erforderlich sey, sie auf eine würdige Art zu vertheidigen zu können. Allein die Königin wollte schlechterdings von keiner Urtheilsverzögerung hören, und widersetzte sich dem Verhaben ihrer Sachwalter mit einer Beharrlichkeit, gegen welche sie schlechterdings nichts auszurichten vermochten.

Bev der zweyten Unterredung legte sie ihnen die Frage vor: ob sie wohl glaubten, daß ihr keine von neuen Aussagen, welche bis dahin vor Gericht abgelegt worden wären, zum Nachtheil gereichen werde? Manuel, wohl zu merken! war damals noch nicht abgehört worden. Die Sachwalter erwiderten, alle Zeugaussagen wären ihr noch zur Zeit nichts weniger als nachtheilig, wohl aber im höchsten Grad lächerlich. Wenn das ist, versetzte die Königin, so habe ich weniger niemanden zu fürchten als Manuel.

Man hat zwar diese Anekdote im Publikum bezweifeln wollen; sie ist aber allerdings gegründet. Die Königin fürchtete sich keineswegs vor den Wahrheiten, desto mehr aber vor den Lügen, welche Manuel verbrügten

mechte. Sie wußte, daß er mehr Kopf hatte, und mehr Verschicktheit besaß, als Hebert; deswegen war ihr bang, daß er seinen Verläumdungen mehr Wahrscheinlichkeit geben und ihnen folglich desto leichter Eingang verschaffen würde. Wie sehr sie sich übrigens in ihrer Meinung von dem Charakter dieses seltsamen Menschen irrte, erblicket daraus, daß es ihm, wie wir weiter oben gesehen haben, nicht auf die entfernteste Art einfiel, die Königin bey dieser feyerlichen Gelegenheit zu verunglimpfen.

Einst wünskte die Königin am Ende einer Sitzung dem Herrn Chauveau de la Garde zu sich, und fragte ihn: ob er nicht ebenfalls, wie sie selbst, besorge, daß sie zu viel Würde in ihre Antworten gelegt habe? — „Sie thun jederzeit wohl, versetzte Herr Chauveau, wenn Sie sich als die Person zeigen, welche Sie wirklich sind. — Warum aber, fuhr er fort, thun Sie denn eigentlich diese Frage an mich?“ — „Deswegen, erwiderte die Königin, weil ich hörte, daß ein gemeines Weib zu ihrer Nachbarin sagte: Sieh doch einmal, wie sie so keck thut!“ — Dieser einzige Zug dienet zu einem überzeugenden Beweis, daß die Königin in jenen Augenblicken, wo selbst der muthvollste Mann nicht recht bey sich selbst ist, die unerschütterlichste Seelenruhe und Geistesgegenwart behielt.

Dienstags, den 17ten October, um Mitternacht, sagte der Tribunalspräsident zu den Advocaten: „Be-

reiten Sie sich vor, Bürger, die Angeklagte zu vertheidigen; in einer Viertelstunde auf's höchste wird die Untersuchung geschlossen.“ Es blieb ihnen also nicht mehr als eine Viertelstunde Zeit, sich mit einander darüber zu besprechen, und den Plan der Vertheidigungsgreden zu entwerfen. Chauveau de la Garde übernahm die Widerlegung der Beschuldigungen: die Königin habe mit dem Feinde Eilverständnisse unterhalten; und Tronson du Coudray die Widerlegung der Beschuldigung: sie habe sich mit Verschwörern eingelassen, Unruhen im Innern zu erregen.

Die Journalisten gaben vor, die Sachwalter der Königin hätten sich bloß darauf eingeschränkt, das Revisionsgericht für ihre Klientin um Mitleid anzusprechen. Nichts ist ungegründeter wie dieß. Sie begegneten allen Beschuldigungen, welche man dieser Fürstin zur Last legen wollte, und thaten den Ungrund und die Absurdität derselben mit aller Stärke der Beredsamkeit dar.

„Ich kann nicht in Abrede stellen,“ sagte Herr Chauveau de la Garde im Eingange seiner Vertheidigungsrede, „daß mich bey dieser Prozeßsache ein einziger Umstand in Verlegenheit setzt, und dieser besteht darin, daß sich nichts zu beantworten, wohl aber desto mehr zu widerlegen finde.“

In Betreff der Aussage jener verdächtlichen Dienstmagd, welche vorgab, als wenn ihr der Duc de Coigny

in Vertrauen erzählt habe, daß die Königin ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, mehr als zweyhundert Millionen Livres zugestekt habe, legte Herr Chauvessu den Richtern folgendes Dilemma vor: „Entweder ist jene „Ausgabe falsch, oder wahr. Ist sie falsch, so verdient „die Zeugin als eine Verläumderin bestraft zu werden. „Ist sie wahr, so beweiset sie weiter nichts, als daß „jene vorgelblich vertraute Nachricht darauf abzwecte, „die Zeugin zu äffen; denn zwischen dem Range dessen, „der ihr dieselbe ertheilt haben soll, und zwischen dem „Herkommen der Zeugin, war zu den damaligen Zeiten „ein viel zu großer Abstand, als daß er sich so tief sollte „herabgelassen haben, ihr dergleichen zutrauliche Eröff- „nungen zu machen.“ Dieß hieß doch gewiß nicht in einem jaghaften Tone reden!

Nachdem die Sachwalter mit ihrer Vertheidigung fertig waren, legte Hermann, als Präsident des Revisionsgerichts, der Jury folgende vier Fragen vor:

„Ist es erwiesen, daß gewisse Intriken und geheime „Einverständnisse mit auswärtigen Mächten und an- „dern auswärtigen Feinden der französischen Republik „erwiesen, und daß die besagten Intriken und Einver- „ständnisse darauf abzwecten, sie mit Geld zu versorgen, „ihnen den Einmarsch in das französische Gebiet zu er- „leichtern, und ihre Kriegsoperationen noch ausserdem „auf andere Art zu begünstigen?“

„Ist

„Ist Marie Antoinette von Oesterreich, Wittwe
des Ludwig Capet, überführt, an dergleichen Intriken
„Theil genommen, und dergleichen Einverständnisse
„unterhalten zu haben?

„Ist es erwiesen, daß ein Complot, eine Verschwö-
„rung existirte, die darauf abzwelte, im Innern der fran-
„zösischen Republik einen Bürgerkrieg zu erregen?

„Ist Marie Antoinette von Oesterreich, Wittwe
des Ludwig Capet, überführt, an diesem Complot,
„dieser Verschwörung, Theil genommen zu haben?“

Die dienstbeflissenen Geschwornen ermangelten
nicht, auf jede dieser vier Fragen eine befahende Ant-
wort zu ertheilen; und der grimmige Fouquier Tains-
ville führte sodann zwey Stellen aus der Constitution
an, woraus sich ergab, daß auf jene Verbrechen, deren
sich die Königin, nach dem Ausspruche der Herz- und
Gewissenlosen Geschwornen, schuldig gemacht haben
sollte, die Todesstrafe gesetzt sey.

Der Präsident fragte nunmehr die Kömmin: ob sie
vielleicht gegen diese von dem öffentlichen Ankläger ange-
führten Gesetze etwas einzuwenden habe? Sie schüttelte
den Kopf und gab keinen Laut von sich.

Hermann that hierauf die nemliche Frage an ihre
Sachwalter. Herr Chauveau de la Garde schwieg;
Herr Treuson du Coudray hingegen erhob sich von sei-
nem Sitze, und sprach: „Bürger Präsident, der Aus-
„spruch, welchen die Jury gethan hat, ist unwiderruf-

„lich, und das Gesetz gestattet in dieser Rücksicht keine „Ausflucht. Ich erkläre demnach, daß mein Auftrag in „Betreff der Wittwe Capet vollendet ist.“

Was Herr Tronson du Coudray da sagte, muß jedermann um so unschicklicher vorkommen, da es ganz unnöthig war, und schlechterdings von keinem Nutzen seyn konnte.

Die Jury war eine Schurkenbande, und ihr Ausspruch ein offener Königsmord. Dieß unbemerkt zu lassen, konnte zwar allerdings der Klugheit gemäß seyn; noch besser war es aber, nach dem Beispiel des Herrn Chauveau de la Garde, diesen Leuten gar nichts zu sagen.

Da nun alle Formalitäten, welche dieses Blutgericht zum Schein beobachtet hatte, beendigt waren, sprach Herrmann mit bebender Stimme folgende Worte aus: „Das Gericht verurtheilt Marien Antoinetten, „genannt von Lothringen = Vesterreich, Witt- „we des Ludwig Capet, zum Tode.“

Als die unglückliche Marie Antoinette das Urtheil vernahm, welches diese eben so ungerechten als blutgierigen Menschen über sie fällten, ließ sie nicht das geringste Merkmal von Furcht oder Entsetzen bliden. In ihren Gesichtszügen war nicht die allermindeste Veränderung wahrzunehmen. Sie blieb sich gleich, und man konnte es ihr an den Augen ansehen, daß sie ihren niederträchtigen unbarmherzigen Verfolgern auch noch diese letzte Mißhandlung verzieh.

Ueber die Standhaftigkeit und Geistesgegenwart, welche sie während dieser königsmörderischen Proceßuren an den Tag legte, muß man wirklich erstaunen. Die Sitzungen nahmen gewöhnlich Morgens neun Uhr ihren Anfang, und erstreckten sich bis tief in die Nacht. So lange dieselben dauerten, gestattete man ihr schlechterdings nicht, weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen. Der Wohlfarthsausschuß und die Mitglieder des Revolutionengerichts hatten es ausdrücklich darauf angelegt, sie dergestalt auszumergeln, daß das Volk ihre Ermattung, wenn sie zum Tode geführt würde, für Muthlosigkeit halten sollte; denn man fürchtete sich vor den Folgen, die ihr edles standhaftes Betragen, so wie das würdevolle Ansehen, das über ihre ganze Person ausgegossen war, nach sich ziehen möchte.

Man muß sich um so mehr verwundern, wie sie die mit jenen langwierigen Sitzungen verbundenen Beschwerlichkeiten aushalten konnte, wenn man bedenkt, daß sie fast keinen Schlaf mehr hatte, und daß jene Unpäßlichkeit, die ihrem Geschlechte von Natur eigen ist, schon seit langer Zeit in eine wirkliche Krankheit übergetreten war, die sie ganz außerordentlich abmattete.

Während einer von jenen Sitzungen kam sie in den Fall, wie der Erlöser des Menschengeschlechts, mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, und mehr todt als lebendig, die Worte sagen zu müssen: Mich dürstet! Freylich gab man ihr keinen Essig zu trinken; aber, was

vielleicht noch ärger ist, sie hätte beynahe gar nichts bekommen. Ein Offizier von der Gendarmerie, Namens *De Busne*, der ihren jammervollen Zustand nicht länger ohne Nahrung mit ansehen konnte, wagte es endlich doch noch ein Glas Wasser zu holen, und es ihr hinzureichen. Sie schlank es mit der größten Begierde hinunter.

Will man aus einem Beispiel sehen, wie sehr man die Grausamkeit in jenen Tagen des unbeschreiblichen Elends in Ehren hielt? *De Busne* wurde wegen jener menschenfreundlichen That auf eben die Art angeklagt, als wenn er ein Capitalverbrechen begangen hätte *). In einer andern Zeit, als die Königin wieder nach ihrem Gefängnisse zurückging, fühlte sie sich plötzlich im Hofe der Conciergerie außerordentlich schwach. Ich sehe nicht mehr, sagte sie zu den Gendarmen, von welchen sie umgeben war; ich kann nicht mehr fort; ich bin nicht vermögend den Fuß von der Stelle zu setzen! Jetzt reichte ihr der nemliche *De Busne*, der ihr oberwähntermaßen ein Glas Wasser gebracht hatte, seinen Arm, und half ihr die drei schlüpfrigen Stufen hinab, welche nach der Gallerie führten, wo ihr Zimmer war. Auch diese

*) Diese Thatfache zeigt von einer so entsetzlichen Erbitterung, daß man allerdings berechtigt ist, hi pralls Beweis zu verlangen. Man findet denselben in einem kurzen Aufsatze, unter dem Titel „Mittliche Vorstellung“ am Ende dieses Werks. Indem ich dies schreibe, habe ich das Original meines Aufsatzes vor mir liegen.

abermalige Handlung der Menschenliebe ward als ein strafwürdiges Verbrechen denuncirt *).

Die letzte Sitzung endigte sich nicht eher, als Morgens halb fünf Uhr. Die Königin war äußerst ermüdet, und suchte sich vor Kälte fast nicht zu helfen. Als sie zum letztenmal ihr Zimmer betrat, warf sie sich völlig angeklidet auf ihr Bett, und wickelte die Decken um ihre Füße. Die Gendarmen, welche die Wache bey ihr hatten, sagten nachher aus, daß sie dennoch ganz faust und ruhig geschlafen habe.

Gegen sechs kam ein Mann, der einen schriftlichen Befehl vom Revolutionsgericht vorzeigte, sich das Zimmer der Königin öffnen ließ, und sich bey ihr anmeldete. Er nenne sich Girard, sprach er, sey zu Saint-Landry in der Altstadt Paris als Pfarrer angestellt, und komme in der Absicht, sie mit den heiligen Sakramenten zu versehen. Da die Königin hörte, daß er das Zutrauen des Revolutionsgerichts besaß, und die Erlaubniß hatte, in einer Pariser Gemeinde die gottesdienstlichen Verrichtungen öffentlich besorgen zu dürfen, so merkte sie gleich, daß er ein verelbeter Priester sey. Sie antwortete ihm daher, daß sie seinen Dienst nicht nöthig habe, indem ihr bereits das Viaticum von jemand gereicht worden sey, den sie nicht zu nennen brauche.

*) Den Beweis hiervon findet man ebenfalls in dem Aufsatze, dessen in vorsehender Note gedacht wird.

Uebrigens dankte sie ihm für seinen Amtseifer, wies ihn nicht aus dem Zimmer, und ließ sich seinen Antrag, sie zu unterhalten, gefallen. Sie erhob sich nun von ihrem Lager, und klagte dem Priester, daß sie eine fürchterliche Kälte in den Füßen empfinde. Dieser that ihr den Vorschlag, ihr Kopfstissen unter die Füße zu legen. Sie befolgte seinen Rath. Ich glaubte, diese Anekdote deswegen hier anführen zu müssen, weil sie zum Beweis diene, daß die unglückliche Marie Antoinette an Leib und Seele alle mögliche Qualen zu erdulden hatte.

Man hat ausgesprengt, die Königin sey dem Priester überd, als dieser zu ihr gesagt habe: „Ihr Tod wird nun bald wieder gut machen“ . . . plötzlich in die Rede gefallen, und habe geseufzt: Ach! nur Fehler, aber keine Verbrechen! Ich habe keine Veranlassung, die Wahrheit dieser Thatsache zu verbürgen; übrigens ergebe sich von selbst, daß sie weder ganz unwahrscheinlich, noch dem Andenken der Königin nachtheilig ist.

Gegen elf Uhr meldete man ihr, die dem Tode geweiht war, daß nun die Stunde ihrer Aufopferung vorhanden sey. Sie trug seit dem Ableben ihres Gemahls ein Kleid mit schwarzen Streifen, und hatte solches auch noch dormalen an. Einige raubgierige Gefangenwärter, die auf ihre Verlassenschaft lauerten, stellten ihr vor, dieses Trauergewand könne dem aufgehegten Pöbel Veranlassung geben, sie zu beschimpfen, und das Andenken des Königs von neuem mit Verwünschungen zu über-

häufen. Man that ihr daher den Vorschlag, jenes Kleid gegen einen weissen Nachtmantel zu vertauschen, der aber alt und zerrissen war. Sie that es, und konnte nunmehr mit dem göttlichen Stifter unserer Religion, der am Stamme des Kreuzes für das Heil der Menschen sein Leben aufopferte, im eigentlichsten Wortverstande sagen: *Diviserunt sibi vestimenta mea* (sie haben meine Kleider unter sich getheilt).

Man machte sich ein eigenes Geschäft daraus, Marien Antoinetten noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens auf die verächtlichste Art zu behandeln. Ihr wiederfuhr nicht einmal jene geringfügige Achtung, welche man dem Könige erwiesen hatte. Der Scharfrichter band ihr die Hände auf den Rücken, und sie wurde auf einem Karren zum Richtplatz geführt. In eben dem Nu, wo sie diesen Schinderkarren bestieg, rief ihr der Priester Girard zu: „Jetzt, Madame, ist der Augenblick vorhanden, wo Sie Ursache haben, sich mit Muth zu bewaffnen!“ — Mit Muth? erwiderte die Königin sehr lebhaft. O, den habe ich mir schon längst in einem solchen Grade zu eigen gemacht, daß man eben nicht besorgen darf, als wenn es mir heute daran fehlen werde.

In der Absicht, ihr die Todesangst recht zu verbittern, hatte man alle Hülfsmittel aufgeboten, deren sich die Tyrannen der damasigen Zeit in dergleichen Fällen zu bedienen pflegten. Jene Bestien in Weibesgestalt,

welche man gewöhnlich die Guillottinefurien nannte, und all: Banditen, welche nur die Mördergrube der Jakobiner auszuspeien vermochte, waren dazu bestellt worden, die Königin mit Schimpf und Schande zu überhäufen. Unmittelbar vor dem Schinderkarren ritt der Com^{te} Grammont einher, der einen bloßen Säbel in der Hand hatte, und das Volk aufmunterte, der Nationalgerechtigkeit seinen Verfall zuzuschaun.

Allen, trotz allen diesen Vorkehrungen, sahen sich die Kannibalen in ihrer Erwartung getäuscht. Marie Antoinette, welche jetzt in Gestalt einer Verbrecherin erschien, und mit einem elenden Gewande umhüllt war, die man von einem der herrlichsten europäischen Thronen herabgerissen hatte, und auf einem Karren zur Nichtstätte schleppte, sie, die man zwischen dem Diener der Nation und dem Henker in der Mitte sitzen sah, diese nemliche Marie Antoinette stellte ein so schauderhaftes Freyspiel von der Nichtigkeit aller irdischen Größe dar, daß jedermann bey dessen Erblickung vor Entsetzen erstarrte, und sich in den traurigsten Betrachtungen vertiefte.

Die Majestät und Würde, welche Marie Antoinette ungeschadet ihres köglichen Zustandes noch immer behielt, ihre heitere Miene, ihre unabefangenen Geberden, ihre Resignation, und die herzliche Vergeltung, die ihr aus den Augen strahlte, ließ Alles brachte dem Publicum die Tochter der Maria Theresia, die ehemalige Königin von Frankreich von neuem ins Gedächtniß.

und erfüllte alle Herzen mit der lebhaftesten Theilnahme. Ueberall, wo der Zug vorüberging, beobachtete das Volk ein heiliges Schweigen; jedermann betrachtete sie als ein schuldloses Schlachtopfer, das durch die Eabalen und Spisbübereyen des infamen Orleans ums Leben kam. Von allen Mordscenen, die unsere Revolution bis dahin veranlaßte, hatte noch keine so stark auf die Gemüther gewirkt wie diese, noch keine einen lebhaftern Abscheu gegen jene Tyrannen erregt, welche in den damaligen Zeiten die Obergewalt an sich gerissen hatten. Mehrere Personen, welche diesen gräßlichen Austritt mit ansahen, fielen in Ohnmacht, und wurden sinnlos nach Hause getragen. Einige sollen sogar vor Schrecken und Betrübniß gestorben seyn *).

Mit dem Bloßenschlag zwölf langte der Leichenzug auf dem Plage Ludwig des Funfzehnten an. Als er still hielt, schien es als ob sie den prachtvollen Garten der Thuillerien mit gespannter Aufmerksamkeit betrachte. Es war nicht anders, als ergözte sie sich noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens an jenem herrlichen Gebäude, wodurch sich einer von unsern größten Königen ein immerwährendes Denkmal gestiftet hat. Nachdem sie von dem Priester, welcher sie zur Nischenstätte begleitete, die letzte Absolution empfangen hatte, ent-

*) Dieses Factum ist mir von Augenzeugen erzählt worden, die zu glaubwürdig sind, als daß ich es bezweifeln kann.

fernte sie sich von ihm, und ging die Treppe, welche auf das Blutgerüst führte, nicht nur festen Trittes, sondern sogar mit einer gewissen Eilefertigkeit hinan. Als sie nahe genug bey der Mordmaschine war, richtete sie ihre Augen nochmals gen Himmel empor, legte sich sodann auf den Blutaltar hin, und ließ sich wie ein Opferlamm schlachten. Ein Viertel auf Ein Uhr war sie nicht mehr. Sie verlor ihr Leben zwischen der Drehbrücke der Thullerien, und dem Piedestall, worauf jene scheußliche Bildsäule der Freyheitsgöttin steht, die man noch bis auf den heutigen Tag dort wahrnehmen kann. Ihre Vollendung gina am sechzehnten October 1793 vor sich, gerade an dem Tage, wo die Octave des heiligen Dionysius des Märtyrers, welcher der erste Bischof von Paris war, ihren Anfang nimmt. Ihr Alter brachte sie auf sieben und dreyßig Jahre, elf Monate und vierzehn Tage.

Der Scharfrichter hielt dem Volke ihren Kopf ziemlich lange zur Schau hin. Ihr Antlig hatte sich gar nicht entfärbt, und die krampfhafteste Bewegung der Augenlieder gab ihren Augen noch immer eine Art von Ausdruck. Hier und da erschallte zwar unter dem Volke der Ausruf: Hoch lebe die Republik! aber im Ganzen genommen waren die Zuschauer äußerst bestürzt und ihre Herzen voll Trauerns.

Der allgemeine Wohlfahrtsausschuß hatte vorläufig vermittelst eines Arrête bekannt machen lassen,

daß die abgelegten Kleidungsstücke der Hingerichteten den Verwaltern der Spitäler zum Besten der Armen und derjenigen Gefangenen, welche ganz abgerissen wären und sich keine Kleider verschaffen konnten, überliefert werden sollten *).

Demzufolge wurde die Kleidung, welche die Königin an ihrem Todestage anhatte, im Hospital der Salpêtrière abgegeben, und die Person, welche dieselbe in Empfang nahm, bewahrte sie wie ein Heiligthum auf. Ihr entseelter Leichnam ward ohne weitere Umstände auf dem Magdalenen-Kirchhofe beerdigt, und auf eben die Art, wie der Leichnam Ludwigs des Sechzehnten, mit Kalk übergossen.

Unter den unzähligen Zuschauern, die bey der Hinrichtung Marien Antoinettens zugegen waren, zeichnete sich besonders ein junger Mensch aus, der sein Schimpfstuch in das Blut jenes unschuldigen Schlachtopfers tauchte, und es mit innigster Nührung an das Herz drückte. Er ward auf der Stelle verhaftet, und bey näherer Untersuchung fand es sich, daß er die Vor-

*) Auf diese Art ist mancher hülfbedürftige Priester gekleidet worden. Im Vorbeygehen muß ich doch anmerken, daß man von den Kleidungsstücken des Delacroix und des Danton keinen Gebrauch machen konnte, weil sich niemand fand, dem sie nicht viel zu weit gewesen wären. Man mußte sie verkaufen.

traits Ludwigs des Sechzehnten und der Königin auf der bloßen Brust trug.

Dieser Mensch, hieß es in der Flugschrift, die unter dem Titel *Du Salut public* herauskam, und für deren Redacteur man allgemein den ehemaligen Justizminister Garat hielt, dieser Mensch kann unmöglich von französischem Geblüt entsprossen seyn. Wir haben zwar nichts mehr von den sogenannten Wundern zu fürchten, säte der Redacteur hinzu, doch wird man auf jeden Fall wohl thun, wenn man dieses gegen die Nationalgerechtigkeit verübte Verbrechen bestraft.

Weiter oben beliebte er sich über diesen Gegenstand folgendermaßen vernehmen zu lassen: „Lange genug hatte der allgemeine Schrey des Volks, dieser untrügliche Vorbote der Gerechtigkeit, jene nur allzu berüchtigte Verbrecherin verfolgt. Endlich hat sich die Gerechtigkeit zwischen das Volk und ein Weib, das ehemals Königin war, in die Mitte gestellt.“

Es sprach ein Schriftsteller, der sich für einen Philosophen ausgab! In der That war es auch eines revolutionären Philosophen würdig, der Schuldner eines Verbrechens zu seyn, das die gesunde Politik eben so sehr mißbilligte, als es allen Begriffen von Menschlichkeit und Gerechtigkeit zuwider war.

Die Königin hatte in der letzten Unterredung, welche zwischen ihr und ihren Sachwaltern Statt fand, dem Herrn Tronson du Coudray zwey kleine goldene Ringe

nebst einer ihrer Haarlocken anvertrauet, mit der Bitte, diese Dinge nach ihrem Hinscheiden einer gewissen Dame zuzustellen, die sie ihm nannte, und welcher sie diesen letzten Beweis ihrer Freundschaft zum Andenken zu hinterlassen wünschte. Kaum hatte man aber die Königin zum Tode verurtheilt, als Herr Tronson du Coudray nebst seinem Collegen in Verhaft genommen wurde. Freyde mußten sich von dem blutgierigen Amar, einem Mitgliede des allgemeinen Sicherheitsausschusses, verhören lassen.

Dieser Amar verlangte zu wissen: ob ihnen nicht die Königin in Geheim eine oder die andere Eröffnung gemacht habe, welche sich auf Gegenstände der Politik bezöge? Sie beantworteten diese Frage geradezu mit Nein; anstatt aber es hieben bewenden zu lassen, erzählten sie zugleich eine Menge anderer Dinge, wovon sie keine Rechenschaft abzulegen hatten. So erwähnte Herr Chauveau unter andern des Ausrufs, welcher der Königin, wie wir weiter oben vernommen haben, in Betreff des Manuel entwischt war, und der nachher in allen Journalen auf eine solche Art ausgelegt wurde, die dem Andenken der Königin zu großem Nachtheil gereichte. Der Leser wird sich erinnern, daß ich einen Aufschluß über diesen Vorfall gegeben habe, welcher mehr als zureichend ist, die Unschuld der Königin außer allen Zweifel zu setzen; diesen Aufschluß führten aber die Journalisten freylich nicht an.

Was hiernächst Herrn Tronson betrifft, so beging er die Schwachheit, das Depot, welches ihm von Marien Antoinetten anvertrauet worden war, nicht nur anzugeben, sondern es sogar auszuliefern. Ob denn dieser Mann gar nicht bedachte, daß ihn, wäre die Königin auch weiter nichts als ein Weib von ganz gewöhnlichem Schlage gewesen, keine Macht auf Erden dazu anhalten konnte ihre Geheimnisse zu verrathen, weil sie ihm dieselben als seine Klientin anvertrauet hatte?

Uebrigens wurden diese beyden Sachwalter gleich nach geendigtem Verhör wieder in Freyheit gesetzt. Von diesem Augenblick an legte Herr Tronson seine Verrichtungen bey den Gerichtshöfen nieder; Herr Chauveau hingegen setzte die seinigen fort. Drey Tage vor dem berühmten neunten Thermidor ward letzterer abermals verhaftet. Man konnte es ihm nicht vergeben, daß er die Königin, und nachher auch die Prinzessin Elisabeth so muthvoll vertheidigt hatte *). Er mußte zwey und vierzig Tage im Gefängnis sitzen, und hatte die Wiedererlangung seiner Freyheit, so wie seine Le-

*) Man machte ihm unter andern den Vorwurf, er hätte die Volksmoral vergiftet, weil er in seiner Vertheidigung der Prinzessin Elisabeth gesagt habe: diese Prinzessin sey am französischen Hofe ein Muster aller Tugenden gewesen, und habe die Freundschaft bis zum Heroismus getrieben.

benserkhaltung, bloß dem Umstande zu danken, daß Robespierre gestürzt und hingerichtet wurde.

Hier wäre ich denn nun am Ziel meiner Arbeit. Ich bin Marien Antoinetten Schritt vor Schritt gefolgt, von der ersten Stunde ihrer Ankunft in Frankreich, bis zu dem fürchterlichen Augenblick, wo sie das Blutgerüst besteigen mußte. Ich habe nichts verschwiegen, was in ihrem Leben nur irgend bemerkenswerth war. Ich habe mich bestrebt alle ihre Gedanken, alle ihre Gesinnungen, alle ihre Leidenschaften zu erforschen und dieselben so viel möglich ins Licht zu setzen. Nun will ich es der Beurtheilung aller gerecht und billigdenkenden Leser anheimstellen, ob sie es verdiene, daß man sie so entfesslich mißhandelte, sie jene langwierigen und beynahe unerträglichen Qualen erdulden ließ, und ihrem Leben auf eine eben so schreckliche als schimpfliche Art ein Ende machte.

Ein Umstand, der ihre Leiden um vieles erschwerte, war dieser, daß sie sich in ihren jüngern Jahren durch ihre Anhänglichkeit an gewisse Ideen, und durch die Abneigung, welche sie gegen manche Personen, die sich ihr zu nähern suchten, viel Feinde gemacht, welche sie dann in der Folge ihren Haß entgelten ließen. Ich dachte aber es wäre einmal Zeit, jene Fehler in Vergessenheit zu stellen, weil sie dieselben den zunehmenden Alter zu verbessern suchte. Da hiernächst jene Ideen bloß auf häusliche Angelegenheiten Bezug hatten, so war es um so unbilliger, daß man ihr die Schwierigkeit,

sich derselben zu entäußern, als ein Capitalverbrechen anrechnete. Was hiernächst jene Abneigung anbelangt, welche sie schlechterdings nicht verhecken konnte, die aber gemeiniglich nur in der ersten Hitze Statt hatte; so schämte sie sich deren bey reiferer Ueberlegung, und bezugte denen, die sich dadurch beleidigt fanden, ihre aufrichtige Reue darüber. Zum Beweis will ich nur folgende Anekdoten anführen:

Zu jener Zeit, wo Marie Antoinette noch Dauphine war, gab man ihr eine Oberhofmeisterin, deren Gestalt, Ton und Manieren eben nicht zu den angenehmsten gehörten. Ihre Dienstleistungen wurden eine Zeitlang nur mit dem äußersten Widerwillen angenommen. Als aber Marie Antoinette in der Folge in Erfahrung brachte, daß diese nemliche Person viel Verstand und Einsicht besäße, und daß es ihr noch thue, verkannt zu werden, da nahm sie auf einmal ein ganz anderes Betragen gegen sie an. „Sie haben zeither unendlich viel Geduld mit mir gehabt, sagte sie zu ihr. „Ich bewundere die Sanftmuth, wodurch sie in Stand gesetzt wurden, sich so manche Unannehmlichkeit von mir gefallen zu lassen. Ich werde darauf bedacht seyn, mein ungerechtes Verfahren wieder gut zu machen.“ Sie schloß endlich mit dem Anerbieten, ihr zu dienen, wo sie nur könne. Da ihr bekannt war, daß sich diese Dame damit beschäftigte Musik und Englisch zu lernen, so erlaubte sie ihren eigenen Lehrmeistern, sie zu unterrichten.

richten. Auch erzeigte sie ihn in verschiedenen Fällen sehr wesentliche Dienste. Demungeachtet konnte es diese Person, welche noch dormalen lebt, und die ich aus gewissen Ursachen nicht nennen mag, nie über ihr Herz bringen, jene Beleidigungen, die ihr von der Königin wiederfahren waren, und welche dieselbe auf eine so edelmüthige Art wieder auf gemacht hatte, in Vergessenheit zu stellen. Soll ich noch mehr sagen? Diese unversehnliche Feindin findet sogar, nach Marien Antoinettes Tode, noch immer ein besonderes Wohlgefallen daran, allerley nachtheilige Gerüchte zu verbreiten, die darauf abzielen, diese Fürstin in ihrer Gruft zu beschimpfen. Leider ist es nun einmal so und nicht anders mit den Menschen beschaffen. Beleidigungen, die seiner Eigenliebe wiederfahren, vergißt er selten, oder nie; am allerwenigsten aber dann, wenn diejenigen, welche sich dergleichen gegen ihn erlauben, höhern Standes sind.

So viel ist gewiß, daß sich diese Classe von Feinden zu denen gesellte, die ohnehin jede Art von Ungerechtigkeit und Grausamkeit mit einander vereinbarten, daß sie gemeinschaftliche Sache mit ihnen machte, und folglich dazu bestrug, Marien Antoinetten vom Thron auf das Blutgerüst zu schleppen. Hätte sie in einem ruhigen Zeitalter gelebt, so würde ihr ein glücklicheres Schicksal zu Theil geworden seyn; jene beleidigten Privatpersonen würden es nicht gewagt haben, sich ihre
2ter Theil.

Ungzufriedenheit merken zu lassen; die Königin wäre in Achtung geblieben und respectirt worden; ihre Wohlthätigkeit, ihre seltene Herzengüte, hätten ihr zuverlässig jedermanns Liebe erworben. Was sie ins Verderben stürzte, war der Stolz eines einzigen herrschsüchtigen Menschen *), war das Streben nach einer Revolution. Der ehemalige Herzog von Orleans war der Mann, dessen Leidenschaften und Helfershelfer nicht nur alles irdenliche Elend über unserm Vaterlande zusammenhäufte, sondern auch insbesondere Marien Antoinetten unglücklich machten.

Wenn in Betreff dieser zwiefachen Wahrheit, nach allem was ich bereits an einem andern Orte hierüber gesagt habe, noch der allergeringste Zweifel Statt finden könnte, so würde dieser nemliche Zweifel durch nachstehendes Schreiben gehoben werden, welches von der eigenen Hand des besagten Herzogs herrührt, und an den bekannten Ebauderlot gerichtet ist, welcher sich unter der vorigen Regierung den Chevalier de la Clos nannte **). Dieses Schreiben befand sich unter

*) Sollte man der berüchtigten Halsbandgeschichte über kurz oder lang auf den Grund kommen, so wird sich unfehlbar finden, daß auch diese Cabale vom Orleans angehenen war, der damals mit dem Cardinal von Nohan im besten Vernehmen stand.

**) Herr Ebauderlot de la Clos war im Jahr 1792 General-Commissär der vollstreckenden Gewalt, welche von

den Frießschaften, die dem General Dumouriez weggenommen wurden. Es ist sowohl von den Volkstrepräsentanten, welche sich jener Papiere bemächtigten, als auch von den Mitgliedern des allgemeinen Sicherheitsausschusses viduirt und beurlaubt, und wird in dem Archiv jenes nun abgeschafften Ausschusses aufbewahrt. Dieses Actenstück mag gegenwärtige Schrift beschließen. Nach dessen Durchlesung wird man mir beypflichten, daß ich kein Wort mehr hinzuzusetzen habe, um zu beweisen, daß es mit in den Plan der sogenannten Breleanschen Faction gehörte, der Königin alles erdenkliche Böse nachzusagen, und sie endlich gar zu ermorden. Hier folgt dieses Schreiben:

„Damit mich Ihre an Subtilitäten gewohnte Denkart, im Fall unser Vorhaben etwa mißlingen sollte, nicht in tausend und aber tausend Sophismen verstricke, verlangt Agnese *) einmal über das andere, daß ich an Sie schreiben, und mich dießfalls außer aller Verantwortlichkeit setzen solle. Ich muß Ihnen sagen, daß der Versuch, wozu ihr mich überredet habt, der letzte dieser Art ist, und daß hinführo keiner von euch allen

der gesetzgebenden Nationalversammlung nach der Enthronung Ludwigs des Sechzehnten insallirt worden war. Jetzt ist er als General-Sekretär bey dem in der Straße De l'Oratoire errichteten Hypothekenbureau mit sechstausend Livres Gehalt angestellt.

*) Die Gräfin Buffon.

etwas bey mir ausrichten wird, wenn er schlief schlägt. Nehmt also hübsch eure Maasregeln, damit ihr euch durch nichts abhalten laßt; und wenn alles gut geht, so schreibt mir Briefe über Briefe, und vergeßt nicht, mir alles ausführlich zu melden. Die nach Marseille geschickten achtmal hundert tausend Livres haben ihre Wirkung gethan, und jene Vesen werden nun wohl bald geschlakt werden. Es kommt mir ganz sonderbar vor, daß mein Geld dasjenige zu Paris nicht zu Stande bringen kann, was es in den Provinzen bewerkstelligt, da ich doch alle dortigen Gelehrten nebst ihren Anhängern auf meiner Seite habe, und daselbst eine so große Menge Schurken befehde, die seit Jahr und Tag bloß von dem leben, was ich ihnen auszahlen lasse. Ich fürchte sehr, meine subalternen Agenten gehen nicht ehrlich mit mir zu Werke. Sagen Sie doch dem Diron, er solle ihnen ein wenig auf dem Dache seyn.

„Sie müssen dafür sorgen, mein lieber Achates, daß ihre Ankunft zu Paris so wenig als möglich bekannt werde. Besuchen Sie vor allen Dingen den La Touche, und lassen Sie sich Rechenschaft ablegen. . . . Die Nöubler sind wieder zurückgekommen. Wenn man mit der besoldeten Garde gehörig zu Werke gegangen ist, so muß sie schon über die Hälfte gewonnen seyn. Das Character, dieß ist ein vor allemal mein Wille, muß ganz von der Erde verüßt werden; jene heillosen Pretellette müssen im Rauch aufgehen, und alle die Aretendrescher, welche

dahen interessirt waren, werde ich fulonisiren lassen. Ich weiß ganz zuverlässig, daß man eine Abschrift von jenen Protokollen nach Madrid geschickt hat; sehen wir aber nur unser Verhaben durch, so werden uns die Engländer schon die Spanier vom Leibe halten, und ich bin diesen letztern gut dafür, daß sie eine Revolution haben sollen. Das wird ein ganz anderer Proceß werden.

„Suchen sie doch mit guter Manier die Nachricht in Umlauf zu bringen, als wenn Leopold mit dem Verhaben umgehe, Brabant wieder an sich zu bringen, und als wenn die vierzigtausend Mann, die er jetzt marschiren läßt, nach Frankreich bestimmt wären. Dadurch mache ihr die Oesterreicherin verhasst, und die Furcht der Pariser bürgt mir für sie. Um den großen General brauchen Sie sich weiter gar nicht zu bekümmern; Karl Lameth wird schon mit ihm fertig werden. Er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn das Decret in Betreff des Rechts Krieg und Friede zu beschließen, ganz zum Vortheil des Bürgers ausfiele; Sie werden aber den günstigen Augenblick schon zu benutzen wissen. Die Sturmglöcke! vergessen Sie die nicht. So auch die Piken und die beyden Vorstädte; Sie verstehen mich schon. Ich schwöre Ihnen bey — was weiß ich! — daß Sie mir Zeitlebens nicht wieder vor die Augen kommen dürfen, wenn die Sache schief geht. Wissen Sie wohl, daß mich der Spaß zwey Millionen kostet? Machen Sie, daß das Pfingstfest merkwürdiger wird, als die

Idus im März, und lassen Sie uns den fünften October in Vergessenheit bringen. Sie lehrten mich den Grundsatz, wenn man einmal ein Verbrechen begangen habe, dürfe man sich nicht scheuen, tausend andere zu begeben; jetzt lege ich Ihnen diese nemliche Lehre zur Feyerzierung vor. Agnese besitzt einen entsetzlichen Stolz; sie möchte gern eine zweyte Montrespan werden, und Fürstentümer zur Welt bringen. Sie sollte bedenken, daß ich den Titel des Bürgers schlechterdings nicht annehmen kann, und ohne diesen sind keine Fürstenthümer zu hoffen. Ich lasse sie schwachen.

„Ich habe dem Mirabeau aufgetragen, eine Rede zu Gunsten unsers Vire zu halten; Barnave ist ausdrücklich dazu bestellt, ihm zu widersprechen, und ich hoffe er soll Recht behalten. Man wird Jeter über Mirabeau schreien, wird ihm schuld geben, daß er bestochen sey, und eben darum desto schlimmer für die, welche im Verdachte stehen, ihn bestochen zu haben; dieß Hülfsmittel wird uns treffliche Dienste thun. Der Schächer will aber nicht recht anbeißen; er schreibt mir, es sey eine gefährliche Sache, wobey er sein Leben aufs Spiel setze. Reden Sie ihm zu; sagen Sie ihm, daß man ihn vor allem Uvalück behüten und bewahren werde. Wenn übrigens seine Besorgnisse eintreffen, wenn man ihn wirklich ermorden sollte, so würde dieß ein sicherer Beweis seyn, daß wir ihn entbehren können. Hoffentlich gilt es sodann seinem Bruder. Sie haben ja die Liste.

„Ich werde Ihren Rathschlägen folgen. Sobald man mit den Vorträgen fertig ist, müssen Sie es so einzuleiten suchen, daß die Majorität unabwweichlich auf der Forderung besteht, mich berufen zu lassen. Zu dem Ende müssen Sie vorgeben, daß solches die Wohlfarth des Staates und die Wiederherstellung der Ruhe schlechterdings nothwendig machen. In Erwägung dieser wichtigen Beweggründe werde ich mich eurem Verlangen fügen, und nach Paris eilen. Dann müßet ihr mich feierlich empfangen, und mein Einzug müsse einem Triumph gleichen. Dieß ist unumgänglich nöthig; denn ihr wißt wohl, wie gern das Volk so was sieht, und ich selbst. Hinweg mit Neckern!

„Nun bedenken Sie einmal, in was für Handel Sie mich da verwickelt haben! Schlägt's fehl, so ist mein Geld wieder fort, und alle Welt wird mich auslachen. Sollte dieß wirklich der Fall seyn, so kommen Sie mir nun und nimmermehr vor die Augen. Sie allein sind der Mann, der meinen Stolz angefaßt hat, hierbey aber eine ganz irrige Berechnung meines Charakters zum Grunde legte. Da schwachten Sie mir immer vom Guise, vom Cromwel vor, gerade als wenn unser einer die nemlichen Eigenschaften mit auf die Welt gebracht hätte. Ich sollte den Degen ziehen, meinten Sie. Lieber gar! Mit Ihrem vermaledeiten Degen! Als wenn das nur so gethan wäre. Man sollte mir meine Projekte maquiren, sie durchsetzen helfen; darauf kam's an.

„Wäre es nicht viel geschickter gewesen, wenn ich mich ruhig verhalten hätte? That ich nicht besser, wenn ich, anstatt, in Verbindung mit den Capitalisten und den Parlamentern, auf die Zusammenberufung der Generalsände zu dringen, mich zur Hosparthey schlug, und diese Zusammenberufung aus allen Kräften zu verhindern suchte? Gesahst dich, so hätte ich noch jetzt mein Vermögen beisammen; ich wäre noch in Frankreich; der Thron, den vielleicht meine Kinder dereinst besteigen konnten, würde nicht umgestürzt worden seyn; und ich wäre der unerträglichen Angst überhoben, die mir jetzt weder Tag noch Nacht Ruhe läßt, und mir das Leben zur Hölle macht. Sie allein waren daran schuld, daß ich mich dem Könige nicht zu Füßen warf, als Versailles von deutschen Regimentern umgeben ward. Ihre Ränke, und die unbeugsame Metaphysik des Abbe' Sieyes, haben mich ins Unglück geführt. Ach, Lacroix, der patriotische Roman, den Sie auch spielen ließen, verdient wirklich mit weit größerem Rechte *Les liaisons dangereuses* (die gefährlichen Verbindungen) genannt zu werden, als jener, worin sie uns Valmont und Merteuil schildern. Immer erinnern Sie mich an die paar Monate meines Exils, die ich zu Calney zubringen mußte. War ich denn aber, unter uns gesagt, etwas Besseres werth? Was ich gethan hatte, war mehr als zu viel. Demungeachtet stellten sie mir jene Verurtheilung als die größte Beleidigung vor, und ruheten nicht eher, bis sie meine Nachjäger berge-

halt angefaßt hatten, daß ich mich zum Königsmord entschloß. Die Wahrheit zu sagen, hatte ich nur Anlage zum Laster, nicht zum Verbrechen. Ihnen hatte der Stolz die Idee in den Kopf gesetzt, daß sie ein vor allemal darauf bestanden, Generalfeldzeugmeister zu werden. Dieß war die einzige Ursache, weswegen sie sich an mich angeschlossen; nicht Sorgfalt für mein Emporkommen, nicht Liebe für meine Person. Hoffärtige Menschen lieben niemand als nur sich; sie sind die entschiedensten Egoisten. Kurz, Sie haben mich bey der Nase herumgeführt. Bisweilen ist mir nicht anders zu Ruche, als müßte ich alle meine Sachen zu Gelde machen, meine Verbrechen wieder abbüßen, mich zu dem Ende auf die Seite des Königs schlagen, und ihn wieder auf den Thron setzen. Leider ist aber an den Höfen wenig Dank zu verdienen, und überdieß könnte ich dadurch gewissen Leuten die Macht in die Hände spielen, mir den Kopf ein wenig vor die Füße legen zu lassen. Ich befluge mich in einer entschlichen Verlegenheit. Hat die Constitution Bestand, so sehe ich mich auf meine ganze Lebenszeit proscribirt und nach England verbannt; wird sie von jemand andern als von mir umgestoßen, so bin ich ebenfalls verloren. Sie haben mich in eine Lage gesetzt, wo ich Alles aufs Spiel stellen muß, wenn ich nur noch hoffen könnte, die öffentliche Meinung auf meiner Seite zu haben. Sie versichern mich zwar einmal über das andere, daß man mich liebe, daß man mich

schalichst erwarte. Halten Sie mich denn aber wohl für so dumm, daß ich dieß glaube? Das Volk liebt nur die, denen das Glück lacht, und übt dasjenige maschinenmäßig aus, was Mazarin nach den schlauesten Grundsätzen that. Ach Lacos, Lacos, welch ein Unglück ist es für mich, daß ich mit Ihnen bekannt ward!

„Ich mache es Ihnen zur Pflicht, diesen Brief auf das ferasältigste vor der Agnese zu verhehlen. Sie würde mir die Augen austragen, wenn ihr diese Jeremiaden zu Gesicht kämen. Dieß Weib ist ein eingefleischter Teufel; sie heßt mich in einem fort und wenn es ihr nachgienge, müßte ich längst König seyn. Wenn diese armseligen Kreaturen sich einmal große Dinge in den Kopf gesetzt haben, dann sind sie tausendmal hoffärtiger als die Mannspersonen. Ihr unruhiger Geist giebt keiner Vorstellung Gehör; ihre glühende Phantasie achtet alle Hindernisse für nichts; überall glauben sie gebahnten Weg vor sich zu sehen, und ihre Eitelkeit strebt eben so gierig nach einer Krone, als wäre sie um eben den Preis wie ein Kopfszeug zu haben. Bey dem ganzen Unternehmen gefällt ihnen weiter nichts, als die Ausführung. Was sie wollen, das soll geschehen, und was geschieht, soll gelingen. Zwischenraum, Zeit, Ort, und tausend andre Umstände, bringen sie gar nicht in Anschlag. Wer doch so glücklich wäre wie der König von Preußen, der sich mit diesen Geschöpfen gar nichts zu thun machte“)?

*) Nämlich Friedrich II.

„Georg wird nach aller Wahrscheinlichkeit bald wieder ein Recidiv bekommen. Sollte er ganz zusammenstürzen, so geht gewiß alles gut; wenigstens wissen Sie, daß es mir Jor und G** versprochen haben. Unter den Savoyarden habe ich einen Vertrauten, der mir Alles haarklein berichtet. Die Kerls sind rasend, der Herr Schwager hat mir den Tod geschworen; das Beste ist, daß wir einander nicht nahe kommen, und daß ich mehr Geld habe, wie er. Die andern beyden bewerben sich um eine Armee, woran es ihnen fehlt, und mit der sie gewiß nicht nach Lyon marschiren würden, wenn sie dieselbe auch wirklich hätten. Der Papa, dem Savoyen gehört, steckt tief in Schulden, und liebt den Frieden. Leopold macht sich nichts aus seiner Schwester; der Preusse haßt beyde; und Spanien ist eine Null. Von Innen heraus muß folglich das Ungewitter losbrechen. Auf demnach, Herr Artillerist! Spielen Sie die Rolle des Donnergottes; schmettern Sie die kleinen Kiesen darnieder, und helfen Sie mir auf den Thron! Sie sollen dicht neben mir sitzen.

„In Betreff der Duchesse hat man mir eine höfliche Verläumdung geschrieben. Ich bin weit entfernt, der Sache Glauben beizumessen; sagen Sie ihr aber dennoch, sie solle nicht gestatten, daß Segur sie so gar oft besucht. Unsere Feinde geben auf Alles Acht; man gibt sie für etwas aus, das sie nicht ist, und diese Meinung könnte der großen Dame die wesentlichen

Dienste leisten. Machen Sie ihr das einleuchtend. Agnès, die von Allem unterrichtet ist, nimmt auch wegen jener Geschichte weiblich herum. Als ich vor einigen Tagen von der Jagd kam, nannte sie mich ihren lieben Actäon. Der Hantreurst D'Oraison, so ein arger Dummhals er übrigens ist, wollte sich halbtodt lachen. Ich machte es eben so.

„Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen diese Chiffre durch den Chevalier de la Prade zustellen zu lassen; er erzählte mir aber, die Offiziere, welche er am fünften October, unter dem Vorwande, als wenn solches zum Feilen des Königs geschähe, für meinen Dienst angeworben hätte, wären hinter seine Ehliche gekommen, und sein Leben stünde auf dem Spiel. Demzufolge wollte ich nicht weiter in ihn dringen.

„Sie erhalten also dieses Schreiben durch den Engländer Müller. Fertigen Sie ihn so geschwind als möglich wieder ab, und geben Sie mir doch ja von allen Ihren Dispositionen Nachricht. Schonem Sie die Elboten nicht; schonem Sie überhaupt niemanden, wer es immer seyn möge. Leben Sie wohl, mein lieber Abaren. Ich bin

London den 10ten May 1770.

ganz der Ihrige.

Ende des zweyten und letzten Theils.

A n h a n g *).

Wittliche Vorstellung.

Seit den zwanzig Jahren, die ich bis jetzt im Dienst zugebracht habe, ist nie die geringste Klage gegen mich eingelaufen; der Gerichtsgendarme, Bürger Jourdeuil, hat aber für gut befunden, hierzu Veranlassung zu geben; er, den mit sein Capitain, der Bürger Kauffmann, in beyliegenderm, unter dem sechsten Junius 1793 (alten Styls) von Weissenburg datirten Schreiben, mit folgenden Worten schildert: Was den Jourdeuil anbelangt, so ist er ein Schurke, der aus einem Gasthose in der Pfalz für vierzig Livres Fleisch gestohlen hat.

Als ich dieses Schreiben erhielt, war der Bürger Jourdeuil bereits wieder angestellt worden. Ich habe diesem Denuncianten nicht den allgeringsten Verdruss gemacht. Ich glaubte nemlich, dieser Verbrecher würde schon dadurch genugsam bestraft seyn, wenn er es mit ansehen mußte, wie andere wegen ähnlicher Verbrechen

*) Siehe Seite 324.

vor Gericht bestraft würden. Ich irrte mich nicht; denn seitdem habe ich weiter nichts Böses von ihm gehört. Jene Schonung rührte zum Theil auch mit davon her, daß ich Rücksicht auf seine Frau und Kinder nahm.

Es war am fünften Tage der zweiten Decade, im ersten Monat der republikanischen Zeitrechnung, als er für gut fand, während des Verhørs der Wittwe Capet, auf mein Betragen Achtung zu geben.

Und welches Verbrechen wirft mir denn nun dieser Bürger, oder diejenigen, welche seiner Meinung beitreten, eigentlich vor? Daß ich der Angeklagten ein Glas Wasser gereicht habe, und zwar in Ermangelung der Bürger-Gerichtsdienner, die gerade damals in Geschäften des Revolutionstribunals abwesend waren.

Ferner, daß ich den Hut in der Hand hatte, welches ich aber, weil mir zu warm war, aus Bequemlichkeit that, und keineswegs aus Achtung für eine Frau, die meines Erachtens verurtheilt zu werden verdiente.

Der würdige Bürger öffentlicher Ankläger *) hatte uns eröffnet, daß ein Offizier die Angeklagte begleiten

*) Wie doch das Schreckensinßem den Leuten die Adreß verlehrete! Hier nennt ein Mann, der doch gewiß eine mitleidige Seele hatte, den Tiger Fouquier Tainville einen würdigen Bürger. Man denke!

solle, wie solches üblich ist, wenn man bey den Gefangenen Dienst hat. Als nun die Wittwe Capet durch die Gallerie gegangen war, und eben die Treppe hinabsteigen wollte, die in das Innere der Conciiergeerie führt, sagte sie zu mir: Ich sehe kaum noch so viel, daß ich den Weg finden kann. Hierauf reichte ich ihr meinen rechten Vorderarm hin, daß sie sich anhalten konnte, und in dieser Stellung half sie sich die Treppe hinab. Als sie die drey schlüpfrigen Stufen im Verhof hinterging, hielt sie sich abermals an. Dieß alles that ich in der Absicht, damit sie nicht fallen sollte. Kein vernünftiger Mensch wird mir einen andern Beweggrund bemessen können; denn, wäre sie die Treppe hinabgestürzt, so würde man ein gewaltiges Geschrey über Verschwörung, über Verrätherey erheben, und diesen Verfall der Gendarmerie auf den Kopf schuld gegeben haben. Wie kann man denn also meine Absichten mißdeuten wollen? Die Gesetze der Natur, mein Verus, die Gesetze des furchtbarsten Staats, kurz Alles, machte mir es zur Pflicht, jeden Unfall bis zu ihrem Endurtheil von ihr abzuwenden.

Zugleich bezeuge ich hiermit, und bitte den immer gerecht, immer billig denkenden Bürger Obristleutnant, alles dasjenige, was er nach seiner Klugheit für nöthig erachten wird, über den Bürger Jourdeuil um deswillen zu verfügen, daß sich derselbe von dem Pöbel, wel-

der ihm auf Befehl des allgemeinen Sicherheitsausschusses von einem im Arrestationsstande befindlichen, und in der Straße Vialliere Numero 14 wohnenden Privatmanne, dessen Entweichung für die Republik von den nachtheiligsten Folgen seyn konnte, entfernt und sich indeß mit Denunciationen gegen seine Obern beschäftigt hat, welche offenbar darauf abzielen, die Entracht, die Ordnung und das gute Vernehmen zu stören, ohne welche der Militärdienst schlechterdings nicht bestehen kann.

Ihr aber, Mitglieder der Section des souveränen Volks, die ihr euch insgesammt von wahrer Freiheitsliebe besetzt fühlt, ihr werdet hoffentlich in diesem argwöhnischen Bürger, welcher offenbar Unruhen zu erregen sucht, einen Feind des allgemeinen Wohls erblicken, den ich nur durch mein redliches Vertragen und meinen Patriotismus auf den Hals gehegt habe.

Unterschiedet, *De Busse*, Lieutenant bey der
Gerichts- und Gendarmerie, und Mitglied der
Vollz. gesellschaft des Gardes françois.

Einige
Nachrichten
von den
Schriften des Verfassers
dieser
Lebensbeschreibung;
aufgesetzt
von
J. G. D o l.

„Die Monarchie ist in der Abacht errichtet worden, daß
 „die guten Bürger einen Schutz gegen die Gewalt des Pöbels
 „haben müssen: der Tyrann hingegen wird aus dem Pöbel
 „wegen die besten Bürger anstellt, um den Pöbel gegen
 „die zu schützen. Dieses befähigt die Geschichte beider
 „Kernen. Wenn alle Tyrannen sind aus Demagogen ent-
 „standen, die sich einzig durch ihre Verfolgung der anseher-
 „nen Bürger das Volkvertrauen erworben hatten. Deswe-
 „gen besteht auch der Vorzug des Tyrannen vor dem Volk
 „im Reichthum: des Monarchen Vorzug in der Ehre. —
 „Der Demokratie ist die Tyrannie darin ähnlich, daß sie
 „nichts, was ansehnlich und reich ist, immerfort drückt, und
 „bald sichtbar, bald heimlich zu Grunde richtet: als Hebel-
 „schänke, die sich gegen ihre Herrschaft aufheben und ihrer
 „Herrschafts Linderlich sind. Deswegen lieben auch beide,
 „das Volk sowohl als der Tyrann, die Schmeichler. Denn
 „die Demokraten sind eben so sehr die Schmeichler des Volks,
 „als der kriechende Hölle, der sich alles gefallen läßt, des
 „Tyrannen Schmeichler ist. In Demuth sich alles gefallen
 „lassen, ist in die Seele der Schmeichler.“

Aristoteles Politik, B. V. K. 9.

Mehrere Personen haben mich gefragt: ob ich nicht auch des Herrn von Montjore Lebenschrift Ludwig des Sechzehnten würde übersetzen lassen? Ich muß hierauf mit: Nein! antworten, und ich glaube, man wird die Gründe, die ich für dieses Man anzugeben habe, billigen; zugleich aber auch eine Nachricht von den schriftstellerischen Arbeiten des Verfassers dieser vor trefflichen Lebensbeschreibung wünschen *).

Er war, wenigstens im Auslande, vor der Revolution unbekannt. Mit dem ersten Juny 1790 fug er

*) Die Uebersetzung derselben rührt von Herrn D. W. Andrae her, der sich, seit er aus Mainz flüchten mußte, in Erfurt aufhält, und eine zahlreiche Familie dem Verlust seines sämmtlichen Vermögens, durch schriftstellerische Arbeiten kümmerlich ernähret. Wie sehr verdiente dieser brave Gelehrte ein besseres Schicksal! — Die Notizen mit Anmerk. d. Hr. bezeichneten Noten sind von mir.

ein Journal an, das Fegenweise in groß Quart, mit gespaltenen Columnen, gleich einer Zeitung, erschien, und den Titel führte: *L'Ami du Roi*. Es machte bald allgemeines Aufsehen, und würde noch mehr Werth haben, wenn der Verfasser darin eben so kräftig den Aberglauben wie den Unglauben, die Willkühr wie die Frechheit bekämpft hätte. Da er nicht den Mittelweg einschlug, den unter den damaligen Pariser Journalisten der einzige *Mallet Dupan*, ein Genfer von Geburt, im *Mercur de France*, dessen politischen Theil er besorgte, unausgesetzt besetzte, so zeigte sich Herr von Montjoye in der That nicht ganz als ein Freund seines Königs, dem er durch seine Heftigkeit und unvorsichtigen Angriffe auch solcher Männer, die ganz dem gemäß handelten, was Ludwig der Sechzehnte beabsichtigte, mehr schadete als nützte. Es fehlte ihm nicht an dem Talente zum Schreiben, es fehlte ihm nicht an Redlichkeit und Entschlossenheit; aber es fehlte ihm an gehöriger Staatskenntnis und Staatskunst, um über politische Gegenstände richtig zu urtheilen. Er vertheidigte alles Alte, er verwarf jede Neuerung, ohne zu bedenken, daß das, was er vertheidigte, auch einmal eine Neuerung gewesen war, und daß, ebensowenig nicht jede Neuerung Verbesserung, doch jede Verbesserung Neuerung ist.

Da die Zeitvorfälle und Zeitdebatten ihm hinlänglichen Stoff für sein Blatt gaben; so unternahm er es, in

fünf Hefen eine Geschichte der Revolution bis zum 1sten Jun. 1791, als mit welchem Tage er sein Wochenblatt angefangen hatte, in den Jahren 1791 und 1792 herauszugeben, um dieses Blatt zu einem vollständigen Archiv des ganzen Processes zu machen. Sie erschienen als Beilagen zu demselben und wie dasselbe gedruckt. Der Geist war auch der nämliche. Malouet, der selbst darin heftig angegriffen wird, sagt demungeachtet von diesem Werke: es werde länger leben, als die Gelegenheitschartersen; und würdiate deshalb den Verfasser desselben einer ausführlichen Antwort *). Recht sehr verdiente es daher eine Umarbeitung und neue Ausgabe, zumal die erste gänzlich vergriffen, ja selbst verschwunden war, weil während der Schreckensperiode, unter dem Regiment des sogenannten Wohlfahrts-Ausschusses, jedermann Schriften der Art aus Furcht für Verantwortung ins Feuer geworfen hatte. Außerst wichtig für die Geschichte ist diese neue Ausgabe, welche in der kurzen Zwischenzeit, während der die Royalisten in dem neuen Frankreich frey athmen durften, mit der *Histoire de Marie-Antoinette* zugleich, aus der Druckerey von G. L. Perronneau, rue des grands Augustins zu Paris, mit Kupfern geziert, 1797 unter dem Titel

*) Man sehe: des Herrn Malouet Briefe über die Revolution. Aus dem Französischen. C. 163 : 180.

erschien: *Histoire de la Révolution de France, depuis la présentation au parlement de l'impôt territorial et de celui du timbre, jusqu'à la conversion des états-généraux en assemblée nationale*: par F. L. C. Montjoye. 2 Bände, groß Octav, von 504 und 648 Seiten. Ich würde davon eine Uebersetzung liefern, mit Hingeweglassung des den ersten Band zur Hälfte füllenden Discours préliminaire, worin die Revolutionsgrundsätze zwar mit Nachdruck, aber nicht genugfamer Gründlichkeit bestritten werden, hätten wir nicht von Herrn Kriegsrath Gertz zu Berlin nächstens eine Geschichte der französischen Revolution über denselben Zeitraum und bis zur Annahme der ersten Constitution von Seiten des Königs und des Volks zu erwarten, die höchst wahrscheinlich jedes ähnliche Werk überflüssig machen wird. Sehr richtig bemerkt Herr von Montjoye: „Die Erzählung dieses Abschnitts der Revolutionsgeschichte sey bey weitem der interessanteste, weil man daraus die vollige Entwicklung der Ursachen und der Unruhen ersehe, welche die großen und Erstaunen erregenden Neuerungen, von denen wir jetzt Zeugen sind, vorbereitet und herbeigeführt haben.“

„Dieser Theil, fährt er fort, ist zugleich derjenige, welcher meines Bedünkens um so mehr verdiente gehérig ins Licht gesetzt zu werden, als er beynähe von allen, die bisher über die Revolution geschrieben haben, fast

gänglich mit Stillschweigen übergangen worden ist *). Sie eilten zu den großen Ereignissen zu kommen, aus denen sie besteht; aber diese Ereignisse würden den künftigen Jahrhunderten weit weniger wichtig und weit minder lehrreich seyn, wenn man nicht die Auseinandersetzung der Ursachen, der Meinungen, der Schriften, und der Männer, welche dazu beitrugen, jene Ereignisse hervorzubringen, heran gehen ließe.“

Meisterhaft hat er, im Ganzen, sein Vorhaben ausgeführt. Nur wäre zu wünschen, daß er nicht blos die Subjectiven, welche sich in der frühern Ausgabe gegen die Herren Mounier, Malouet, Clermont-Tonnerre, Lally-Tolendal, Virieux, Bergasse, oder die sogenannten Monarchisten, fanden, theils gemildert, theils ganz weggelassen, sondern auch eingesehen hätte, daß

*) In Deutschland ist dieß weniger der Fall. Sowohl Herr von Eggers in seinen Denkwürdigkeiten, als Herr Hefrath Girtanner in seinen Nachrichten, und nicht minder Herr Professor Wichhorn in seinem Abriss der Revolution, haben ihn ausführlich, so viel es die Actenstücke zuließen, die sie vor Augen hatten, erörtert, und eben dieß macht das Buch des Herrn von Montjoye schon für Deutschland minder wichtig, als für Frankreich, hätten wir auch nicht die neue Untersuchung dieses Zeitraums von Herrn Gentz zu erwarten.

diese Parthen allein es mit König und Vaterland ehrlich meinte, wie auch selbst aus seiner Erzählung sich ergibt. Freylich irrten auch oft diese Männer; freylich waren sie, den einzigen Herrn Malouet ausgenommen, Neulinge in der Politik, wie auch der Graf von Clermont-Tonnerre ehrlich genug war selbst zu gestehen *). Aber konnte dieß anders seyn? Lag die Schuld nicht an der bisherigen Staatseinrichtung? Ist Herr von Montjoye nicht auch durch die Revolution erst zum Politiker geworden? Diese Männer hatten Unrecht, wenn sie behaupteten: Frankreich habe keine Constitution; denn ein Kreis, der über neunzig Jahr alt wird, und ein Staat, der vierzehn Jahrhunderte bestand, hatten doch gewiß eine feste Natur, wenn beyde auch schon am Ende starben. Welche demokratische Verfassung hat, in alten oder neuern Zeiten, vierzehn Jahrhunderte erlebt? Was sie aber mit jener Behauptung eigentlich meinten, war sehr gegründet; nämlich: die Staatseinrichtung sey zu schwankend von jeher gewesen, und dieß habe von jeher so vielen Zwiespalt und so viele Unruhe im Staate erzeugt. Daß einige unter ihnen, unter Neckers

*) Man sehe: *Analyse raisonnée de la Constitution française décrétée par l'Assemblée Nationale; des années 1789, 1790 et 1791*: à Paris de l'imprimerie de Mignot. 1791. gr. 8. 302. P.

Ausführung, die englische Verfassung in Frankreich einführen wollten *), war unflug, aber nicht unredlich; auch wollten es nicht alle; Malouet wollte eine Verbesserung der Staatseinrichtungen, ohne Nachäffung fremder, und dieß wollte ja auch der König. Man muß diese Parthen der Unpartheyischen ja nicht mit den Jeuillans, oder Constitutionellen von 1791 **)

*) Was die Einführung der englischen Verfassung in Frankreich unmöglich machte, war eines Theils die römisch-katholische Religion, andern Theils daß die Adelswürde auf alle Kinder der Adlichen forterbte, wodurch sie aufhört eine Staatswürde zu seyn, und einen Staat im Staate erzeugt, eben so wie die Abhängigkeit der Prieferschaft von einem auswärtigen Bischof. In jedem Staat sollten die Geistlichen nur unter einem einheimischen Bischof stehen, und die Adelswürde sollte persönlich und ein Realrecht seyn, das auf dem Besiz gewisser Grundstücke ruhte. (Man vergleiche hiermit was Schlosser in einer Anmerkung zu seiner trefflichen Uebersetzung der Aristokratischen Politik, 2ter Theil. S. 319. sagt.)

**) Die Anführer der Jeuillans, welche eine Demokratie, mit einem König an der Spitze zur Parade, für einen Augenblick errichteten, waren: Target, Barnave, Thouret, Le Chapelier, Serdeau, Bailly, Larat. Montmoren i, La Fayette, die Brüder Lameths Republikaner in der frühern Periode waren: Pethion, Manuel, Jauchet, Guadet, Rabaud de St. Etienne,

verwechseln. Wie wenig sie darauf ausgingen, schändliche Projekte auszubilden, oder zu begünstigen, kann man schon aus folgender Stelle des bereits angeführten Schreibens von Herrn Malouet sehen. „Ich erkläre Ihnen hiermit: (sagt er zu Herrn von Montjoye): „Wenn die Aegypter Frankreich erobern hätten, so würde ich dabei anfangen, ihnen zu gehorchen, wenn ich

Brisot von Warville, Jonard, Cerutti, Condorcet, Gorsas, Sabre d'Eglantine. Zu den Orleanisten rechnete man: Mirabeau, Sieyès, Laclos, Biron, Valence, Dumouriez, Voidel, Chabron, Camille Desmoulins, Danton, Santerre, Vernet de St. Sargeau. An der Spitze der Factionisten, die nichts als Unruhen beabsichtigten, standen zwei Ausländer: Marat und Cloots, der sich Anarcharis nannte. Ihre Nachfolger waren: Chaumette, Hebert der Vater Dichtesne genannt, Grammont der Komödiant, Roussin, Jourdan mit dem Bepanamen der Kopfabschneider, Dufrenoy, Morot. — Robespierre kam in den zwei ersten Jahren gar nicht in Betracht: er hinterging die Girondinen und Orleanisten, und zermalmete selbst die Anarchisten, da er nichts geringeres sein wollte als Frankreichs Mahomet. Er stand für sich allein; ward von Niemand begriffen, und konnte von Niemand begriffen werden, weil er, wie alle exaltirte Köpfe, sich selbst nicht begriff.

Historische Nachrichten von Cloots findet man in meinen politischen Blättern. E. 34. f.

„mich auf ihrem Gebiete befände. Eine Eroberung,
 „eine Revolution, eine Versetzung der Gewalten, eine
 „augenscheinliche Veränderung in dem Willen und in
 „den Meinungen bey einer Nation, sind ausgemachte
 „Thatsachen und keine Hypothesen: über Thatsachen
 „kann man aber nicht, wie über Muthmaßungen, räson-
 „niren. — Man kann einer Nationalversammlung, sie
 „bestehe aus was für Leuten sie wolle, nicht sagen: Du
 „bist nicht die gesetzgebende Gewalt! wenn die große
 „Majorität einer Nation darauf besteht, in dieser
 „Versammlung die gesetzgebende Gewalt anzuerkennen.
 „Wie sind die mehresten Regierungsformen entstanden?
 „Durch die Macht. Wie erhalten sie sich? Durch einen
 „weisen Gebrauch der Macht *). — Ich habe mich
 „also auch nicht für berechtigt gehalten, der National-
 „versammlung, ob sie sich gleich, gegen meine Meinung,
 „selbst zu einer solchen aufgeworfen hatte, zu sagen:
 „Du bist nicht das gesetzgebende Corps. — Ich habe
 „sie von dem Augenblicke als eine öffentliche Macht be-
 „trachtet, wo ich keine einzige Stadt, kein Dorf, keine
 „Armee gesehen habe, die ihr diese Eigenschaft streitig

*) Vielleicht in Europa; aber sicher nicht in den übrigen
 Welttheilen. Man denke nur an die Regierung der
 Kammelucken in Aegypten. Eine militärische Gewalt
 bringt die Vernunft zum schweigen.

machten.“ Diefelb will immer Herrn von Montjoye noch nicht einleuchten; eine angemäſſte Gewalt, meint er, ſey keine Gewalt, die er anzuerkennen brauche. Aber er muß doch vor ihr fliehen? Wie kann man mit einem Manne raifonniren, der ſo offenherzig iſt zu geſehen: ſich entſage jener vollkommenen Unpartheylichkeit, die man die erſte Pflicht des Hiftorikers zu ſeyn erachtet. Ich frage meiner Seits: ob dieſe vollkommene Unpartheylichkeit, mitten unter Factionen, die noch bis auf dieſe Stunde Trautſch zerleiſchen, nicht ein Hingefpannt ſey? Ich frage: ob, um ein guter Geſchichtſchreiber zu ſeyn, man Gott und Vaterland aufſagen ſoll? Ich frage endlich: ob man nicht unpartheyiſch ſeyn kann, als inſofern man vor der Allgewalt von Rebellen, von Räubern, von Mördern, demüthig die Kniee beugt? Neutral zu bleiben zwiſchen Thorheit und Weisheit, zwiſchen Verbrechen und Tugend, verräth Feigheit, und der Hiftoriker muß keine erniedrigende Schwachheit zeigen.“ Dieſe Stelle kann zur Probe von dem Raifonnement des Verfaſſers dienen. Wahres und Falfches iſt ſo darin durch einander gemiſcht, daß man Mühe hat, es zu ſondern, und am Ende doch keine beträchtliche Ausbeute erhält. Glücklicherweiſe hat der Verfaſſer die eigentliche Erzählung nicht durch politiſche Diſcuſſionen unterbrochen, auch die Facta nie abſichtlich verfäliſcht; denn daß ihm die erkannte Wahrheit heilig iſt, müſſen die Leſer dieſes Buchs bereits wiſſen. Seine

Geschichte der Revolution bleibt daher, obſchon man einige Urtheile darin anders motivirt zu ſehen wünſchte, immer von unſchätzbarem Werth, und man muß ihm beſtimmen, wenn er ſagt: „En accordant, au ſurplus, que je ſuis plutôt l'avocat d'un parti que l'historien de tous, la collection que j'offre aujourd'hui au public n'en ſeroit pas moins néceſſaire à la poſtérité, à qui il importe d'avoir les pièces contradictoires du procès reſervé à ſon jugement.“ Das iſt gewiß! Und wer wird den Mann nicht lieben, wenn er hinzusetzt: „Ein peinliches Gefühl ergreift mich, indem ich dieſe Verrede endige. Ich widme dieſe Schrift der Nachwelt; und bin gegewungen, ihr meine Zeitgenossen in einem haſſenswürdigen Bilde zu zeigen! Was wird ſie zu dieſer ekelhaften Reihe von Schandthaten ſagen, die Frankreich unter dem tugendhafteſten Monarchen, den es je gehabt hat, veranſtalteten? Was für Empfindungen werden ſich bey unſern Enkeln erzeugen, wenn ſie auf der einen Seite ſo viel Güte, auf der andern den ſchwärzeſten Undank in Erwägung ziehen? Ach! ſie werden unſere unſelige Verblendung bejammern, und die Namen der Elenden verfluchen, denen in unſern Tagen es glückte, faſt aus allen Gemüthern die Grundſätze der Religion, der Gerechtigkeit, der Treue, der Erkennlichkeit zu verdrängen.“

Die Abſchaffung des Königthums in Frankreich am 10ten Auguſt 1792 zwang den Verfaſſer, die Fortſetzung

seines Journals, so wie seine Geschichte der Revolution, einzustellen. Seit diesem schrecklichen Tage bis zur Verurtheilung Robespierre's, und selbst noch einige Monate nachher, konnten Schriftsteller, die monarchische Grundsätze geäußert hatten, fast an nichts denken, als wie sie ihr Leben retteten. Aus einem Asyl in das andere sich flüchtend, schrieb Herr von Montmore indeß, während dieser Zeit, zwei Schriften zur Vertheidigung Ludwig XVI. *), ferner die historische Lobschrift dieses Fürsten, die Geschichte der Verschwörung von Robespierre und einen Theil derjenigen des Herzogs von Orleans. — Ich will von allen diesen Schriften eine etwas ausführlichere Nachricht geben.

Reponse aux Reflexions de M. Necker, sur le procès intenté à Louis XVI. par M^{rs}. 46 S. Um die doppelte Repräsentation des dritten Standes durchzusetzen, habe Necker die Adresse aufgesetzt, die deshalb von Seiten der Stadt Nantes übergeben ward, und die sich halb

*) Man findet beide in der Collection des meilleurs Ouvrages qui ont été publiés pour la défense de Louis XVI, Roi des Français; rédigée par A. L. de Gour, ci-devant Professeur au collège royal de la Flèche, Auteur du Mémoire justificatif en cinq cahiers. 2 Vols. à Paris; chez V. Oulon 1793.

von der Hand seiner Frau, halb von seiner eignen noch vorfinde; so wie die Adresse der Stadt Toulouse von der Hand seines Sekretärs Coignet. Er habe alles Unglück über Frankreich gebracht *), sich in Frankreich bereichert; es siehe ihm daher sehr schlecht an, in seiner Baronie von Copet **), wo er ruhig in vergoldeten Zimmern sitzt, zu thun, als ob er allein das Herz habe, für Ludwig zu sprechen ***). Dieß hätte er den 6ten October 1789 thun sollen. Da hätte er seine Popularität benutzen, seine Herzhaftigkeit zeigen sollen, um den Sturm von Ludwigs Haupte abzuwenden, den er erregt habe. — Seine Fehltritte als Minister werden scharf gerügt und gut entwickelt; die Kritik über seine Schrift aber ist minutiös, und ließe sich zum Theil leicht widerlegen: wozu aber hier der Ort nicht ist.

Avis à la Convention Nationale, sur le jugement de Louis XVI. 60 S. Von dieser hinreißenden, in einer

*) So spricht die Leidenschaft, nicht der Verstand.

**) Im Waadtlande, nicht weit von Lausanne. Die igeine Revolution in Helvetien wird ihn auch zum armen Naamen machen. Was ihn am ärgsten kränken muß, ist, daß Niemand seiner gedenkt, daß er auch nicht Eine Stimme erhielt, als die Volkstheilvertreter für die Schweiz gewählt wurden.

***) Er war doch der erste. Seine Schrift ist vom 30sten October 1792 datirt.

einfachen Schreibart abgefaßten kleinen Schrift, verdient wenigstens der Anfang hier zu stehen:

„Meine Herren!

„Dem Griffel der Geschichte sey es überlassen, jene betrübte Reihe unglücklicher Ereignisse zu verzeichnen, die heute *) den Abkömmling von fünf und sechzig Königen, in der Stellung eines Beschuldigten, hieher an Ihre Ehrenbank bringe. Auch überlasse ich es den drey gelehrten und rechtschaffnen Vertheidigern, die sich zwischen Ihnen und ihm stellen; ich überlasse es diesen großmüthigen Männern, denen wir unsere ganze Erkenntlichkeit weihen, und die schon längst unsere ganze Hochachtung hatten, die Pflichten Ihnen vor Augen zu stellen, deren sich diejenigen unterziehen, welche die Wage der Gerechtigkeit in ihre Hand nehmen. Was mich betrifft, der ich weder ihre Einsichten, noch ihre Beredsamkeit besitze, aber den der Anblick der Tugend im Kampfe mit einer großen Gefahr mit gleichem Eifer befeelt; so werde ich mir nicht herausnehmen, Ihnen die vernünftigen Grundsätze vorzuhalten, welche Beschuldigungen, die gleich ungereimt als

*) Den 26sten December 1792, an welchem, in aller Frühe, der Verfasser seine Schrift vertheilte. Die Hinrichtung geschah den 21sten Januar 1793.

als schändlich sind, in ein ewiges Nichts versenken müssen: ich werde Ihnen nicht sagen, was Sie in wenigen Stunden ungleich besser hören werden: aber ich werde vielleicht einige nützliche Wahrheiten zu demjenigen hinzufügen, die Sie im Begriff stehen zu vernehmen.

„Die Augenblicke sind kostbar. Die kurze Frist, welche Sie dem erlauchten Angeklagten zu seiner Verteidigung gestattet haben, erlaube nicht, sich gelächerten und langen Untersuchungen zu unterziehen. Was schadet es? Es braucht wenig Zeit, um den Schläger zu zerreißen, den Hinterlist und Vorurtheil über das Bild der Gerechtigkeit warfen. . . Ich lese es in Ihrer Miene; Sie befürchten, ich werde von neuem die Frage über die Unverletzlichkeit durchsuchen, ich werde von neuem die Gründe wiederholen, welche augenscheinlich erweisen, das Tribunal, vor welchem Ludwig Rechenschaft abzulegen verbunden ist, sey nicht hienieden, und daß, wenn er auf dieser Welt gerichtet werden könnte, es von Eines Gleichen geschehen würde. Nein! Diese Probleme haben Sie gelöst; Ludwig ist für Sie nicht weiter das Oberhaupt der französischen Nation: sein Thron, seine Krone, sein Diadem, diese Gerechtsame der erhabenen Stelle, die er bekleidete, einst sein Erbtheil, sind von Ihnen vernichtet worden; jenes Priestertum der Königswürde, jene heilige Salbung, welche die ehrfurchtgebietende Hand der Religion auf seine Stirne goß, von alle dem ist keine

Spur mehr vorhanden. Was ist denn also Ludwig? Ein Mensch nach Ihren Begriffen, der aus einem Kerker herbeigeschleppt wird, um sein Urtheil zu empfangen.

„Nun wohl; es sey! Ludwig wäre also nicht als ein Mensch. Da steht er vor Ihnen mit vierzig Hauptanklagen beschwert; das Schwert des Gesetzes schwebt über seinem Scheitel. Aber man entziehe ihm wenigstens nicht die dem Unlück gebührende Achtung, man entziehe ihm nicht die heiligen Verrechte, welche alle Nationen zur Vertheidigung des Unschuldigen, was der Mensch hat, jedem Angeklagten verstaten. Jene Leidenschaftlichkeit müsse Sie umhüllen, ehe Sie über sein Schicksal entscheiden, die man von einem jeden, der das Leben Anderer in seiner Macht hat, zuerst fodert. Kein falscher Wahn finde Zugang zu Ihrem Herzen; keine hinterlistige Einflöschung bestimme Ihr Urtheil; zerbrechen müssen die Pfeile des Hasses zu Ihren Füßen; Ihr Ohr sey verschlossen dem Geschrey der Verläumder, dem Geplär der Unruheflüster! Mit einem Worte: werden Sie Gott ähnlich! bewilligen Sie alles der Billigkeit, nichts dem Drohen! Vor allen Dingen hüten Sie sich vor einem zu schnellen Entschluß! Denn wie der unglückliche Stuart bey einer dieser ganz gleichen Gelegenheit sagte, wenn Sie sich befinden: Es ist ungleich leichter, eine mit Uebereilung gefällte Sentenz zu bereuen, als das

Wisse, das sie bewirkte, wieder gut zu machen. Das war es demnach, was selbst der niedrigste Mensch von seinen Richtern zu erwarten das Recht hat; kann man es Ludwigen verweigern?

„Ludwig ist nichts weiter als ein Mensch! Nun ja! Aber, großer Gott, welch ein Mensch! Sehen Sie da, wie er vor Ihnen steht, gefaßt von Ihren Lippen sein Urtheil zu vernehmen; er ist gekraut, aber nicht unruhig; das Unglück hat seiner Farbe die Lebhaftigkeit benommen, aber Nedlichkeit sitzt auf seiner Stirne, Heiterkeit überstrahlt sein Antlig: man liest in seinen Augen den gütlichsten Antheil, den er an allen denjenigen nimmt, die ihn umringen. Er scheint Ihnen zu sagen:

Leiden ist meine Bestimmung, Liebe mir Pflicht.

(Soulrir est mon destin, aimer est mon devoir.)

„Ihm zur Seite stehen jene drei berühmten Römer, die sich für ihn aufzuopfern bereit sind: der eine, unter der Last der Jahre gebrühet, war die Zierde unserer alten Magistratur *), und es muß ihnen noch erinnerlich seyn, mit welchem Eifer, mit welchem festen Nachdruck er im Jahr 1770 das Interesse des Volks vertheidigte **);

*) Lamoignon-Malesherbes, 78 Jahr alt.

**) Gegen das Ministerium Ludwigs XV. als damaliger Präsident der Requetenkammer.

Sie können nicht vergessen haben, daß, als er zwey Jahre darauf von Ludwig ins Ministerium gerufen ward, er es seine erste Sorge seyn ließ, die Flicke des jungen Monarchen auf das Innere der Gefängnisse zu richten und von ihm die Befreyung einer Menge Unglücklichen zu erhalten. Zweymal euferte er sich vom Hof, und zweymal wehlagte Frankreich darüber. Der sechszehnjährige Redner *), der mit ihm sich Ludwigs Dienste gewidmet hat, war, als die vernichteten Gesetze noch galten, einer ihrer würdigsten Ausleger; seine Einsicht ward bewundert, seine Rechtschaffenheit geehrt; Niemand genießt eines reinern Rufes als er; wenn er vor Gericht sprach, so geschah es zur Beschützung der Unschuld. Gleich Ihnen hatte er das Vertrauen des Volkes: auch Er war einer seiner Repräsentanten **). Seine Arbeiten, während der gesetzgebenden Laufbahn, geben ihm ohne Zweifel einen gegründeten Anspruch auf Ihr Zutrauen; denn er richtete seine Bemühungen vorzüglich gegen das Verhewesen. Der diese zwey würdigen Kreise unterstützende Rechtsgelehrte ***) hat nicht minder Anspruch auf Ihr Zutrauen. Sobald er im Gerichtszimmer der Hauptstadt erschien, zog er aller Blicke auf

*) Tronchet.

**) In der ersten Nationalversammlung.

***) Deseze.

sich; er sey, sagte man, ein würdiger Racheiferer der größten Advocaten; man wußte, daß die Richter ihn zum Leitstern nahmen, und um so mehr suchte der Unterdrückte seinen schützenden Beschutze. Könnte ein schöneres Kleeblatt an dieser Stelle gesehen werden! Die allgemeine Achtung, welche diese Männer stets umgab, und auf welche die in unsern Tagen so verwegene Ratter der Verläumdung ihr Gift selbst nicht zu spritzen wagte, wie umgiebt sie zu gleicher Zeit den erlauchten Clienten, zu dessen Vertheidigung drey solche Männer auftraten, deren Lebenswandel ohne Makel ist! Läßt es sich nur denken, daß sie ihren Dienstleifer einem wilden Despoten, einem grausamen Tyrannen, einem blutgierigen Könige weihen würden? Wäre es nicht die sonderbarste Veränderung, daß bey einem auserlesenen Verstande sie mit einmahl der einstimmigen Werthachtung entsagten, deren sie bisher so unüberschwinglich genossen, um durch die gewagte Rechtfertigung eines Teros sich die Verabscheuung der ganzen Menschheit zuzuziehen? Denn diess war der Name, wie ich mich mit Schrecken erinnere, den man Ludwigen auf Ihrer Tribune gab. Nein! hätte ein einziger Zug, während der ganzen Dauer seiner Regierung, die mindeste Gleichheit mit dem scheußlichen Wilde, das unversehnliche Feinde von seinen Sitten und seinem Betragen entworfen haben, nie, nie würden weder ein Malesherbes, noch ein Tronchet, noch ein Desfze ihn vertheidigen.

„Ludwig ist nach Ihren Begriffen nichts weiter als ein Mensch. Es mag seyn! Aber erkennen Sie nicht über die ehrfurchtgebietende Begleitung, mit der dieser Verurtheilte an der Schwelle Ihres Tribunals erscheint? Bemerken Sie nicht, daß Frankreich, daß Europa, ja wenn ich mich so ausdrücken darf, alle künftigen Geschlechter ihre Augen auf ihn an diesen Schranken gerichtet haben, daß sie Ihnen Rechenschaft abfordern über die Cirkana, in welche die Tyrannen einer Faction, welche zu bändigen endlich einmal Zeit wäre, ihn herabgebracht hat? Hören Sie nicht den Ruf: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit für die Unschuld! Mir dünkt, ja mir dünkt, daß die himmlischen Heerschaaren selbst sich bewegen, und daß sie, aufmerksam auf ein Schauspiel, das Sie der Welt geben, aus der Höhe der Himmel erwarten, ob Sie die Vorsehung rächen werden, die zwar die Erniedrigung Ludwigs hat zulassen wollen, aber ihr auch ein Ziel zu setzen weiß. Soll ich noch mehr sagen? Ich glaube die Schatten unserer Väter aus ihren Gräbern steigen und mitten unter Ihnen erstaunt über das zu sehen, worüber Frankreich eines Tages erretten wird, es zu sehen zu haben. . . . Aber, großer Gott! ich werde auch Jurien auf ihren Fußstapfen gewahr, die in der Hand einen blutigen Dolch schwingen. Es sind die Schatten eines Clement, eines Ebatel, eines Ravaillac, eines Beadschans, eines Cromwel, eines Damiens. Sie zielen unter Ihnen das Gift des

Königsmords; sie schauern vor Ungebulst; sie klagen über den Verzug. Eilt! kreischen sie; urtheilt! haut das Opfer nieder! und mit einem Triumphgeschrey eilen sie zur Hölle zurück. . . . Wahrlich, das sind keine Vorstellungen einer exaltirten Imagination! Nicht die Furcht hat sie erzeugt, das Schwert, welches in Ihren Händen blinkt, auf ein Haupt fallen zu sehen, Ihnen zwar nur ein höchst alltägliches, mir aber stets das kostbarste, das heiligste, zu dessen Rettung ich es für meine Pflicht halten würde, tausend Leben anzubieten, wenn ich sie hätte. Sehen Sie sich wohl vor zu glauben, als wolle ich Sie nur irre führen: als wolle ich durch trügerische Schreckbilder Sie täuschen. Alles ist hier der Wahrheit gemäß: denn was für eine Verwandlung, auf Ihr Anstiften, auch mit Ludwigen vorgegangen ist; so konnten Sie wohl seiner Stirne das königliche Band entziehen, aber Sie konnten kein anderes Blut ihm ein gießen. Das, welches in seinen Adern fließt, ist noch immer das Blut Ludwigs IX., Ludwigs XII., Heinrichs IV. Würde es auf Ihr Geheiß verspricht, so ist unwidersprechlich, daß Sie Ihre Namen auf die Lisle derjenigen selbst schreiben würden, welche die Geschichte mit Abscheu und Verachtung brandmarkt; so ist unwidersprechlich, daß Sie gewissermaßen das Andenken der schändlichsten Bösewichter wieder herstellen würden, deren Erscheinung die Welt in Trauer und Schrecken setze. Um das Werk zu krönen, dürfen Sie dann nur noch

die Brustbilder dieser Vetterbuben auf das Fußgestell der Statuen unserer Könige hinpflanzen, die man in einem Auffall blinder Naserey herabgeworfen hat; den verabscheuungswürdigen Kavaillac an die Stelle des guten Heinrichs, eine Ehrensäule für Damien auf den Platz, wo Ludwig XIV. stand. Wäre es sonach aber nicht un widersprechlich, daß Sie die schwarze Politik jener Nordkrenner, die nur um Unheil zu stiften das Tageslicht erblickt zu haben scheinen, daß Sie die alles in Flammen setzende Sittenlehre eines Calvin, eines Blaise, eines Durosier, eines Knor, eines Jurieu, eines Gotsmann, eines Buchanan *), der Lehre vorzögen, zu der sich die aufgeklärtesten und tugendhaftesten Männer aller Zeiten bekannt haben **), den Grundsätzen eines Hof-

*) Der Verfasser hätte hinzufügen können eines Priestley und Paine: aber Letzterer saß mit unter den Richtern. Jedoch protestirte er heftig gegen die Hinrichtung des Königs, was ihn um seinen bisherigen hohen Credit unter der Völkerverbände brachte, ja für einige Monate Gesandnis zuzog. Viel klüger ist er indeß dadurch nicht geworden, wie seine neuerden Schriften beweisen, in denen er sich nun mit dem Christenthum herumstreitet, nachdem er mit dem Königthum fertig zu seyn glaubt.

*) Hier hätte der Verfasser vorzüglich den Stifter der christlichen Religion und den Apostel Paulus nennen sollen; welches er aber vielleicht, in Rücksicht seines Publicums, nicht zu thun mochte.

fuert, Genelon, Arnaud, Paschal, La Brûyere? Ah! welcher Unterschied würde sich dann zwischen Ihnen und den weisen Deputirten des Bürgerstandes, zu den Generalstaaten im Jahr 1614 erheben, welche die Meynung *), es sey zulässig (loisible), Könige zu tödten oder abzuersetzen, gegen sie aufzustehen und zu rebelliren, das Joch des Gehorsams abzuwerfen, unter welchem Vorwand es auch sey, für gottlos, verflucht, wider alle Wahrheit und wider alles Staatsrecht erflärten . . . welche alle Bücher, worin diese falsche und verderbliche Meynung vorkömmt, si- aufrührerisch und verdammungswerth; alle Ausländer, die solche Bücher schreiben und publiciren, für geschworne Feinde des französischen Reichs; und alle Eingeborne, die ihr beystimmen, von welchem Stande und Range sie seyn mögen, für Rebellen, Verlezer

*) Sie ward von den Deputirten der Aleriken, auf Betried der Jesuiten, damals vorgebracht. Die Jesuiten haben stets gelehrt, und werden immer lehren: unter dem Vorhitz des unfehlbaren Oberhauptes der Kirche und seiner Diener könnten Könige zur Verantwortung gezogen, bestraft und abgesetzt werden. Die der calvinischen Lehre zugethanen Prediger geben dem ganzen Volke (in abstracto) dieses Recht; welches freylich noch abgeschmackter ist, weil, um dieses Recht geltend zu machen, ein Convent an die Stelle der Nation treten muß, Individuen

der Fundamental-Reichsverordnungen, und Hochverräther erklären *). — Entscheiden Sie! Noch ist es Zeit. Was soll die Geschichte der Nachwelt von Ihnen melden? Wählen Sie zwischen Laster und Tugend, zwischen Thorheit und Weisheit! Auf der einen Seite stehen die Beförderer und Apologeten des Königsurtheils, auf der andern die beherzten und aufgeklärten Censoren einer Meinung, die bisher unter uns für gotteslästerlich gehalten ward. Zu welchen wollen Sie sich gesellen? Können Sie noch aufsehen?

„Sie werden es nicht thun! Alle Rechtschaffnen in Frankreich, alle Rechtschaffnen in Europa vernehmen mit einem süßen Wohlgefallen, daß weit der größere Theil unter Ihnen dem Wahnsinne einiger aufrührerischen Köpfe nicht beystimmt, welche das Verbrechen erneuern wollen, über das England noch ihr seufzt; weil

an die Stelle des Ganzen. Nur Luther und diejenigen Theologen, die in seine Fußtapfen treten, behaupten, mit Christus und Paulus, die Unabhängigkeit der Regierungsgewalt von der kirchlichen wie von der plebeien.

*) Man sehe: *Recueil très-exact et curieux de tout ce qui s'est fait et passé de mémorable en l'Assemblée générale des états tenus à Paris en l'année 1614*; im ersten Paragraph der Cahiers der Deputirten vom dritten Stande.

auch sie die Tyranney eines Usurpators zu gründen nöthig haben. Ich habe selbst mehrere Mitglieder Ihrer Versammlung sagen hören: Kaum vierzig Ihrer Collegen wären der Meinung, man müsse für die Hinrichtung des Despoten stimmen *). Bedenken Sie, was für eine Entschuldigung würde Ihnen übrig bleiben, wenn Sie Ihre Wünsche, Ihr Gewissen, Ihre Ehre, die Hochachtung der Zeitgenossen und der Nachwelt einer so schwachen Minorität Preis gäben. Freylich droht diese Faction mit Aufruhr und Proscription; sie intriguiert und cabaliret: aber wer wird sie fürchten? Kann etwas in Betrachtung kommen; kann der Tod selbst demjenigen schrecklich seyn, der so heilige Pflichten zu erfüllen hat, wie Sie, meine Herren? Welch Opfer brächte man nicht dem beruhigenden Zeugnisse, der Stimme der Tugend Gehör gegeben zu haben, einen Namen ohne Makel seinen Kindern zu hinterlassen!

*) Aber die Meinung jener Schein-Gemäßigten war für das Königthum noch weit verderblicher. Sie hatten ja den Prozeß eingeleitet; freylich nicht um den König auf Schafott zu bringen, aber um die Königswürde verächtlich zu machen. Alle Girondinen stimmten ja auch für unbedingte Fortdauer der Gefangenschaft; Condorcet gar für Ketten.

„Zudem werfen Sie Ihre Blicke auf das Ziel, welches man im Auge hat; denn

En toute affaire, il faut considerer la fin.“

Dieses Ziel, meint der Verfasser, sey einen Usurpator auf den Thron zu heben. Er schildert den Richter Ludwigs das traurige Ende der Richter Karls I., das auch die meisten Richter Ludwigs bereits betroffen hat, und den andern noch bevorsteht. Er zeigt ihnen, daß innere Ruhe und wahre äußere Ehre für sie nur dann zu hoffen sey, wenn sie sich in die Arme Ludwigs und zu seinen Füßen würfen. *Il n'est pas pour vous sur la terre d'asyle où vous puissiez être plus en sûreté. Partout ailleurs, quelque soit le parti que vous adoptiez, vous ne trouverez que des regrets cuisans. La puissance que vous ambitionnez vous défendrait mal u. s. w.* So wahr diese Vorstellungen sind, so konnten sie doch unter den damaligen Umständen wenig Eindruck machen; ja sie erhöhten vielleicht noch die Verbitterung. Mehr Eindruck, hätte man glauben sollen, würde die Vorstellung machen, daß um ein legales Urtheil zu fällen, man wenigstens zuvor diejenigen entfernen müsse, die sich bereits für Ludwigs Tod erklärt hatten. Man habe es ja selbst getabelt, daß Cromwell unter Karls

Nichtern Platz genommen habe *), und wolle einen Orleans über Ludwigen Recht sprechen lassen **).

*) Dies war nämlich von verschiedenen Rednern während den Debatten im November und December über die Form eines Königsprocesses geschehen.

**) Bei dem ersten Verhör Ludwigs, den 11ten December, hatte Orleans die Frechheit, sich dem Könige, dem Oberhaupte seiner Feinde, gerade gegen über zu setzen, und ihn unaufhörlich durch eine Vergewaltigung zu betrachten. Sein zweiter Sohn besaß sich unter den Palchancern, ganz vorn auf der ersten Tribune, und rief, als Ludwig die ihm vorgelegten Papiere zurückschickte, weil er schon zuvor verlangt hatte, sie mit Wut durchzusehen! *Eh! mais, il ne tout.* Dieser junge Mensch hat nun bereits auch erfahren, daß, wenn es dem Himmel gefällt, das unbesländige und grausame Glück weder Macht, noch Geburt, noch Reichthum achtet. — Die Rolle des Vaters in der Revolution war mit den Worten geendigt, die er in der Nacht vom 17ten zum 18ten Januar — denn nur in dieser Nacht konnten Unterthanen ein Bluturtheil über ihren rechtmäßigen König fällen — von einem Papier ablas, weil er vermuthlich seinem Gedächtniß nicht trante, und die so lauten:

Ceux qui ont attenté et ceux qui attenteroient à la souveraineté du peuple, ont mérité la mort. Je vote pour la mort. . .

Durch den ganzen Saal erscholl ein dumpfes Gemurmel:

Soyez que c'est déjà bien assez d'attirer l'univers en lui présentant le spectacle d'une assemblée dont les membres sont accusateurs et témoins contre l'accusé soumis à leur jugement, dont plusieurs l'ont déjà jugé sur les mêmes accusations qu'on lui présente. Oui, meilleurs, Louis a été déjà jugé sur ces chefs d'accusation que vous avez produits avec tant de solennité, et peut-être aussi avec trop peu de réflexion *). Le monde entier sait et n'oubliera jamais que le jugement qui est intervenu, l'a frappé de la déchéance. Contre l'adage donc des jurisconsultes, si connu, *non bis in idem*, vous nous montrez ce qui ne s'est jamais vu, un accusé jugé deux fois pour la même affaire. Si un tribunal de l'ancien régime eût donné l'exemple de quelque une des monstruosités qui se rencontrent dans le procès de Louis, que penseriez-vous d'un tel tribunal? En

Oh! le monstre! Zadek ward seine Stimme doch mitgetheilt. Aber der allgemeine Abstoß erklärte sich von dieser Stunde an dermaßen gegen ihn, daß seine eigenen Missethäter gegenwärtig waren, ihn gleichfalls aufs Missethätigen zu senden, wodurch sie sich im Missethätigen rein zu waschen wußten.

*) Wie wahr dies sey, erfahren Roland, Weissot und die Dürendiken, welche die Actenstücke zum Prozeß fabriziert hatten, sehr bald. Sie überlebten Ludwigen kaum vier Monate.

voulant donc mieux faire qu'on ne faisoit dans l'ancien régime, gardez-vous de l'inconvénient de le faire regretter.

Wie einleuchtend! Aber man war blind, und wollte blind seyn. Man verstockte sein Herz gegen die überzeugendsten Gründe. Die weitere Ausführung derselben überläßt der Verfasser den officiellen Vertheidigern Ludwigs. C'est à eux également qu'il appartient de soustrayer, avec les armes de la raison et de la justice, tous ces prétendus délits que vous avez accumulés sur la tête. Pour moi, je ne veux vous entretenir que de ses vertus; c'est dans son coeur que je veux vous faire puiser l'opinion que vous devez vous former des calomnies dont on a essayé de l'empoisonner. Je veux montrer au peuple, qu'on a égare, quel père, quel ami il a aiglé.

Aus den edeln Zügen, zur Charakteristik Ludwigs, welche die größere Hälfte der Schrift fällen, will ich nur einen Zug ausheben, der dem Leser einen Blick in das Innere der königlichen Familie gewährt *). Im Jahr 1790, den Donnerstag vor Ostern, sollte die königliche Tochter zum erstenmal in der Kirche St. Ger.

*) Die übrigen sind meist bekannt, und finden sich zum Theil auch in dem gegenwärtigen Werke nieder, zum Theil in den Vertheidigungsschriften für Ludwig von Dessez, Dujour und Lally-Tolendal, die alle drei ins Deutsche übersezt sind.

main l'Angerois mit communiciren. Als man im Begriff war in die Kirche zu fahren, führte die Königin die Prinzessin mit den Worten zu ihrem Vater: „Wirf dich, meine Tochter, zu den Füßen deines Vaters und bitte ihn um seinen Segen.“ Er segnete sie ein, hob sie dann wieder auf und sagte ihr: „Meine Tochter! du verlangst meinen Segen? Ich gebe dir ihn von ganzem Herzen, indem ich zugleich den Himmel bitte, er wolle dir die Wichtigkeit der Handlung, die du vorhast, recht anschaulich machen. Die Unschuld und Keuschheit deines Herzens muß Gnade vor Gott finden; deine Gebete müssen erhört werden. Kufe ihn an für deine Mutter und für dich. Bitte zu ihm, daß er mir die nöthige Kraft verleihe, das Glück derjenigen zu besorgen, über die er mich gesetzt hat, und die ich auch als meine Kinder zu betrachten verbunden bin. Gehe zu ihm, um die Erhaltung dieses Königreichs und der reinen christlichen Lehre, und vergiß nie, liebe Tochter, daß sie die Quelle alles Glücks und der einzige Trost in Widerwärtigkeiten ist. Bilde dir nicht ein, über Widerwärtigkeiten erhaben zu seyn. Wie oft hast du nicht gesehen, so jung du bist *), deinen Vater betrübt gesehen! Wer kann wissen, meine Tochter, was die Ver-
schung

*) Die Prinzessin ist zu Versailles den 19ten December 1778 geboren.

„scheidung über dich verhängt hat; ob du auswärts ver-
 „sorgt werden, oder in diesem Königreiche bleiben wirst.
 „Wohin die Hand des Höchsten dich führt, so bedenke,
 „daß du verbunden bist, durch dein Beyspiel zu lehren;
 „thue so viel Gutes als du kannst; vor allen aber, mein
 „Kind, unterstütze die Nothleidenden so viel du ver-
 „magst! Gott hat uns nur deshalb in dem Range ge-
 „boren werden lassen, worin wir uns befinden, um die
 „Wohlfarth der Niedrigen zu befördern und ihre Leiden
 „zu mildern. Tritt nun mit Freude zu den Ältern,
 „wo du erwartet wirst; präge dir die Ermahnung eines
 „dich aufs zärtlichste liebenden Vaters recht in dem Herz,
 „und Gott erbarme sich deiner!“

Herr von Montjoye war bey diesem äußerst rüh-
 renden Auftritt zugegen. Wer wird ihm nicht nachspres-
 chen: Oh! famille celeste! si vous etiez connue, on
 vous eleveroit des autels.

Dieß war auch der Eindruck, den diese Familie auf
 einen gemeinen Soldaten machte, der im December 1792
 dazu verdammt war, sie zu bewachen, und als er ab-
 gelöst ward, ausrief: non, non, je ne retournerai plus
 dans ce temple *), je n'irai plus voir cette Famille; si

*) Es war die abgeseimteste Bosheit von Vethion und
 Manuel, die königliche Familie in den Schuldthurm ein-
 zusetzen. S. 6

J'y retournois, je tomberoix à leurs genoux, je les embrasserois et on ne m'en sépareroit plus qu'en me donnant la mort; ce ne sont pas des hommes, ce sont des anges, des âmes célestes.

Dieser Ausruf eines gemeinen Mannes giebt dem Verfasser Gelegenheit, sich zuletzt noch mit folgender Rede an Ludwigs eigenmächtige Richter zu wenden:

„Ah, meine Herren! möchte Sie doch eine gleiche „Denkart ergreifen! Nur unvollkommen habe ich so viele, „in einem einzigen Mann vereinigte Tugenden zu schil- „dern vermocht: aber denken Sie über das Gemälde „nach, das ich Ihnen anbiete, so schwach es auch ge- „zeichnet seyn mag; frischen Sie die Züge, an die es „Sie erinnern wird, in Ihrem Herzen von neuem „auf: werden Sie Ludwigs Freunde; er war, er wird „immer der Ihrige seyn. Ersetzen Sie ihm durch Ihre „Liebe das erlittene Ungemach; halten Sie ihn für so

zuvertrauen, um dem Volk damit zu sagen: Ludwig XVI. kann nicht bezahlen und deshalb sey er seiner Krone ver- lüthig geworden. Condorcet hat ein dicles Buch über die Perfectibilität der menschlichen Natur geschrieben; Herr Professor Krug zu Wittenberg eines über die Perfectibi- lität der Nationen. Die Perfectibilität der Spigbüßeren dürfte erwiesener seyn.

„viel Un dank schablos: erfreuen Sie die Welt; geben
 „Sie Frankreich durch einen großen Act der Gerechtigkeit
 „seine Ruhe wieder! Die Wohlfarth des Vaterlandes
 „ist denn Ihr Werk, und nie wird man Ihre Namen
 „ausprechen, ohne Sie zu segnen.“

Eloge historique et funebre de *Louis XVI.* du
 nom, Roi de France et de Navarre; à Neuchâtel de
 l'imprimerie royale, 1796. 368. S. die vorgesezten
 Faltes des Bourbons LXII. S. Diefß Werk ward gleich
 nach dem Tode Ludwigs XVI. angefangen, und war
 in den ersten Tagen des März (1793) schon geendiget
 und zur Hälfte abgedruckt. Die Decrete, welche der
 Convent noch in dem nämlichen Monate gegen die Press-
 freyheit erließ, die man bisher als den Mittelpunkt der
 Staatswohlfarth ausgesprochen hatte, erschreckten die
 Buchdrucker dermaßen, daß der Verfasser genöthigt war,
 sein Manuscript zurück zu nehmen. Die bereits ge-
 druckten Bogen, heißt es in dem Vorbericht des Heraus-
 gbers, wurden verbrannt. Ich zweifle aber daß dieß
 geschehen ist; denn das Papier zu den ersten eilf Bogen
 ist ganz versetzt, fleckigt, und der Druck offenbar älter,
 als das Uebrige. Auch ist es nur so erklärbar, daß der
 Verfasser sein Manuscript, in dessen Besiz er soll geblie-
 ben seyn, nicht nochmals überarbeitet hat. Zwar waren

1796 weder die *Memoiren von Bouille*, noch von *Bertrand de Mollenville* erschienen, welche über den Gang der Revolution so viel Aufschluß geben *): aber die Geschichte des toten August von Digne von *St. Croix* und die *Kriegsflücht* zum 31sten Mai (1793), welche gelegentlich den Königsproceß ins Licht setzen **), wa-

*) Auch über die Flucht des Königs im Jun. 1791, die mir von *Montjoie* nicht ganz richtig ergiebt. Seine *Wahrhaltungen des Marquis de Bouille* sind anerkannt und falsch. Er hat nur alle *Margarete* der bei dem Vorfalle erkrankenden *Diogenes* drucken lassen, um sich gegen die bestimten Urtheile von Leuten zu rechtfertigen, die sich einbilden, man sey im Stande jemanden den todtenden *Meerwein* zu entreißen, der sich ihnen *Preis* giebt. Eine authentische Erzählung dieser Flucht, aus einer handschriftlichen Nachricht von mir überfent, findet sich auch in den, *Grundrissen des Friedens* und der häuslichen Ordnung von mir gewidmeten, politischen Aufzügen C. 131 — 137. Sie bekräftigt die Aussagen des Herrn von *Bouille* und der unter ihm commandirenden Offiziere, was nicht von dem Nachruhm, was der König und die ihn umgebenden Personen thaten, zu welchen Berzinger gehörte, von dem ich den Auftrag zum überfent erhielt.

**) Befehlens die beiden *Edelreihen* von *Brissot*: *Levee à tous les Republicains de France, les 10. et 11. de Mars*, 1792, und *L. B. Reigie à tous les Conventionnels*, 1792.

ren doch schon gedruckt. Ueberdies ist, von dem III Bogen an, nicht nur Papier und Druck anders und frischer; sondern auch die Schreibart gemäßigter, wie dies immer der Fall ist, wenn man nicht in der ersten Hitze des Unmuths schreibt. Daß Herr von Montfoye im Februar 1793 sich selbst mit den besten Freunden des Königs herumzaukt, wenn sie nicht ganz so denken wie er, war ihm zu der Zeit zu vergehen: der Verdruß über die fehlgeschlagene Hoffnung, durch seine Schriften etwas zur Rettung des Königs beizutragen, so wie die schreckliche Aussicht für ihn und alle Königsfreunde, mußten seinen Geist erbittern, und in einer solchen Stimmung des Gemüths schlägt man um sich herum, ohne genau Acht zu haben, wohin die Streiche fallen. Aber daß er, wenn er es hindern konnte, im Jahr 1796 die lange Note S. 121 gegen den Grafen von Saint Priest druck-

situation de la Convention Nationale, sur l'influence des anathémistes, et les maux qu'elle a causés, sur la nécessité d'arrêter cette influence, pour sauver la République; à Paris de l'imprimerie de P. Prevoist, datirt vom 22ten May 1793, gr. 8. 128 S. enge gedruckt. Einen Auszug derselben findet man im Anhange zur Schazischen Uebersetzung der Schrift von Waller du Van: über die Ursachen, welche die Dauer der Revolution verlängern.

ten ließ, weil er von Ludwigs Herzhaftigkeit gesagt haben soll: *Ce courage est purement passif; ce n'est point un courage d'activité, et c'est cette dernière qualité qui manquait à Louis*: wer mag das billigen? Welcher Unparteiische wird nicht dem Urtheile des Herrn von Saint-Priest beitreten, und wer hingegen nicht über den Herrn von Montjoye lächeln, wenn er Ludwig XVI. auch zu einem beherzten Soldaten machen will, weil er beherzt das Schafott bestieg? Wie wahr ist, was Hr. v. Sonnenfels in den Betrachtungen eines österreichischen Staatsbürgers, auf Veranlassung eines von Herrn Abbé Sabatier herausgegebenen Schreibens, die französische Republik betreffend, S. 21 sagt: „Die gerechteste Sache verliert, die best: wird übel, durch üble Vertretung: und zwischen zwey Meinungen, die sich bekämpfen, hat derjenige, der mich von der feinnern nicht überzeugt, mich für die Meinung des Gegners annehmen.“

Ludwig XVI. glaubte: die erste Pflicht eines Regenten sey Nothleidenden beizustehen; aber dieß ist die erste Pflicht des Menschen, nicht des Regenten. Die erste Pflicht des letztern ist: die Gemeinheit in Ordnung zu halten. Ludwig XVI. hatte die höchste Herzgüte; er war sicher einer der rechtschaffensten Menschen, die je gelebt haben; auch fehlte es ihm weder an Kenntnissen, noch an Einsicht: aber er war weder ein

großer Regent, noch auch nur ein mittelmäßiger Soldat: und hieraus entsprangen seine Unglücksfälle unter Umständen, die freylich nicht kritischer seyn konnten. Wer wird seinem Andenken nicht Thränen weihen, wenn er hört oder liest, daß als Ludwig XVI. in den letzten Tagen seines Lebens mit dem Herrn von Malesherbes davon sprach, wie den 2ten September, nach der Schlächterey in den Gefängnissen, einer der Commisarien von der Municipalität, die ihn bewachten, und dem die Freude aus den Augen funkelte, als er die Prozeßion mit dem blutenden auf einer Pike aufgesteckten Haupte der Prinzessin von Lamballe die Straße herunterkommen sah, und ihm zugerufen habe: Venez vite, venez voir un spectacle curieux! der andere hingegen, nachdem er kaum einen Blick auf die Straße *) geworfen, sich herumgewandt, vor den König gestellt, die Hand ihm vor die Augen gehalten und gesagt habe: Ah! non, non, de grace, n'approchez pas, ne regardez point! Quelle horreur! Peut-on vous appeller pour vous faire voir un semblable objet? daß, sage ich, er mit Thränen in den Augen sich hierden bloß des edeln

*) Ludwig sah damals noch nicht im Thurm, welcher zu seinem Gefängniß zurecht gemacht ward, sondern in dem daneben stehenden Gebäude, dessen Fenster auf die Straße gehen.

Beichnend des zweiten Commissärs erinnerte, hinzufügte: „Ne pouvant mieux faire, je l'ai pris de moi dire son nom et son adresse“, und dem Herrn von Malesherbes auftrug, ihn seiner ewigen Erkenntlichkeit dafür zu versichern. Und als Herr von Malesherbes fragte: *Favez-vous aussi demandé à l'autre?* nämlich Namen und Wohnung, erwiderte Ludwig: „Mais l'autre, je n'avois pas besoin de le connaître.“ — Daß wird dieser Zug indeß noch von folgendem übertroffen. Seine beiden Kammerdiener, Herr von Chamilly und Herr Sue, waren ihm genommen und ins Gefängniß zu werfen worden; hierauf hatte sich der bisherige Kammerdiener des Dauphin, Cléry, welcher die erstere Zeit nicht rot im Temple gewesen war, erboten, dem König zu dienen, und die Erlaubniß hiezu von der Pariser Municipalität erhalten. Den 26sten December (1792) selbst sollte der König zum zweiten- und letztmale an den Schranken des Convents erscheinen, und er ahnte, er werde diesen Tag nicht überleben. Er hatte daher den 25sten schon von seinen drei Vertheidigern den gerichtlichen Abschied genommen, und ging am Abend dieses Tages äußerst bewegt, ein Stück Brod in der Hand haltend, im Zimmer auf und ab, weil es ihn drückte, Herrn Cléry, diesem treuen Freunde, sein Ausrufen von sich hinterlassen zu können. Plötzlich hielt er an, wandte sich hastig gegen seinen Kammerdiener, bot ihm das in der Hand haltende Brodstück an

und sagte: „Cléry rompez ce pain, prenez-en la moitié, afin qu'il soit dit qu'avant ma mort j'ai au moins partagé quelque chose avec vous. . .“

Wahrlich, solche Züge darf man von einem Manne nur im einfachsten Tone erzählen, um ihm Aller Herzen zu gewinnen. — Es wird wahrscheinlich in dem Tagebuche geschehen, daß Herr Cléry jetzt zu London über die fünf Monate und sieben Tage drucken läßt, die Ludwig XVI. in seiner letzten Gefangenschaft zubrachte, und von dem uns Herr von Montjoye einen Hofschnaack giebt. Auch deshalb, dünkt mir, sey eine Uebersetzung seines Werks überflüssig; woran keiner meiner Leser jetzt weiter zweifeln dürfte.

Ein Biograph Ludwigs XVI. müßte nicht nur seine Bürgertugenden ins Licht setzen, die mit den Sitten seiner Unterthanen in so auffallendem Contrast standen, und gerade dieserwegen eine Zeitlang von ihnen verkannt wurden *); er müßte auch aus Ludwigs natürlichen

*) Man darf nur die Stücke des *Mouineur* vom Jahr 1792 und 1793 lesen, um sich davon zu überzeugen. Ich bringe folgende Rede des Vellerepräsentanten Legendre, eines Schlachters von Profession, bloß hier in Erinnerung, die er den 19ten Januar 1793 ausstieß, als im Convent die

Anlagen und seiner Erziehung zeigen, wie es kam, daß er von der Königspflicht einen so ganz falschen Begriff hatte, und die Wohlfarth von Millionen auf Spiel setzte, nur damit nicht das Blut einiger Rebellen fließe. Dieß Blut, fürchtete er, möchte über sein Haupt kommen, weil man ihn gelehrt hatte, seine Persönlichkeit, nicht sein Amt *), als den Mittelpunkt des Reichs

Nebe davon war, den Leichnam Ludwigs nicht etwa in die Gruft der Könige zu bringen, sondern neben den Leichnam seines als Krouprinz verstorbenen Vaters beizusetzen, der, weil er an einem, wie man glaubte, ansteckenden Fieber gestorben war, in einem Privatbegräbnisse stand. Volk Wuth schrieb dieser vom Volke gewählte Richter, Gesetzgeber und Regent, als er diesen Vorschlag hörte: „Je demande à déposer moi-même en quatre-vingt-quatre lambeaux le corps de Louis; je demande à en envoyer un lambeau à chaque département, et à présenter à la convention le coeur de Louis XVI. comme un cadeau digne d'elle.“ Dahin kommt es also mit einer Nation, die ihre religiösen Institute vernichtet, daß sie die Sprache der Proleten führt; denn hätte man diese nicht vernichtet, nie, nie hätten die Franzosen eine solche Sprache geführt, oder geduldet. Und von solchen Richtern und Gesetzgebern erwartet man die Ruhe Europas? Fürwahr, das heißt von Cain erwarten, er werde die Natur Abels annehmen, den er todtschlug.

*) Wenn ich die Königswürde ein Amt nenne, so denke man nicht etwann, daß ich der ungereimten Meinung bestreite,

zu betrachten. Ueber den Ursprung seiner Mäandigkeit, welche alle seine Kenntnisse und Einsichten für ihn selbst und für sein Reich fruchtlos machten, und gar nicht im Charakter der Bourbons ist, habe ich eine eigene Vermuthung, die ich hier zur Prüfung vorlege. Man weiß, er war der dritte Sohn der zweiten Gemahlinn des Dauphins, einer Tochter August III., Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen. Ihre erstgebohrner hieß *Louis Joseph Xavier*, Duc de Bourgogne; der zweyte, welcher den Namen führte: *Xavier Marie Joseph*, Duc d'Aquitaine, starb den 22sten Februar 1754, und den 23 August 1754 ward *Louis Auguste*, welcher den Titel Duc de Berri erhielt, und da sein Vater und sein älterer Bruder starben, bereits im elften Jahre Dauphin und im neunzehnten (1774 im Monat May) König ward, zu frühzeitig geboren: daher die Dauphine ganz allein zu Versailles, der Hof aber zu Choisi war. In der zu frühen Entbindung war die Betrübniß über den Verlust des Herzogs von Aquitanien Schuld, den sich die Fürstin außerordentlich zu Gemüthe gezogen

welche Könige und Fürsten zu Volksbeamten herabwürdiget. Nein, sie ist ein Amt, das aus einem Verhältnisse entspringt; wie die Vaterwürde. Man vergleiche, was ich in der Untersuchung über die Natur, Ursachen und Resultate der Revolution S. 135. gesagt habe.

hatte, und der sie gerade in einem Zeitpunkt traf, wo Gemüthsbeurtheilungen auf die Liebesfrucht einer Frau den stärksten Einfluß haben. Sollte sich hieraus nicht die an einem Fürstensehn so höchst befreundende Mäßigkeit Ludwig Augusts erklären lassen? Sie fiel seinen Aeltern und den Hofleuten vermaßen auf, daß sie dem jungen Prinzen täglich darüber Vorwürfe, und natürlich das gute Kind dadurch nur noch verlegener, furchtsamer, ja auf einige Zeit etwas stöckisch machten; zumal man ihm ehn' Unterlaß seine beiden jüngern Brüder, den Grafen von Provence und den Grafen von Artois, zu Mustern aufstellte. Dieß hatte die Folge, daß er beide nie recht lieben konnte. Eines Tages hatte man bey Ziehung einer gesellschaftlichen Lotterie am Hof: die Bedingung gemacht, wer etwas gewönne, solle sein Loos demjenigen verchren, den er am liebsten habe. Der Duc de Bourgogne, der Graf von Provence und der Graf Artois geberchten der Verschrift: als die Reihe an den Duc de Berry kam, behielt dieser sein Loos für sich, und da ihn der Obersthofmeister aller vier Prinzen, der Duc de la Vauguion, darüber ausscholt, antwortete er mit flammendem Gesicht und verbissenen Thränen: *L'h! qui aimerois-je ici ou personne ne m'aime?* — Wie charakteristisch ist dieser Zug! welch ein Licht wirft er auf die verkehrte Erziehungsweise des Herrn Obersthofmeister, der jeden Einfall des ältesten und des jüngsten Prinzen den Aeltern, dem Großvater

und wer dem alten Hofmanne sein Ohr leihen wollte, oder leihen mußte, zu wiederholtenmalen erzählte, den Duc de Berry aber für unfähig etwas zu lernen erklärte. Schon nach dem Tode des Duc de Bourgogne, und noch mehr nach dem Tode des Dauphin, veränderte sich natürlich diese Sprache, und das machte ebenfalls einen widrigen Eindruck auf den jungen Prinzen, der einen sehr gesunden natürlichen Verstand, nur aber keine Lebhaftigkeit besaß. Von dieser Zeit an verachtete er die Hofleute, und liebte den gemeinen Mann. Gegen beides wäre nichts zu erinnern gewesen; denn schändlichere Menschen, als die Hofleute Ludwigs XV. um diese Zeit, ließen sich nirgends finden: wenn er nur nicht vergessen hätte, daß der gemeine Mann ein blindes Werkzeug in der Hand der Vernünftigen und Reichen ist. Diese leiteten par dépit die Revolution ein, und die Neu-Bereicherten und Rangsuchtigen sind es, die sie noch zur Zeit aufrecht erhalten. Wät entfernt über die mit dem Titel eines Dauphin von Frankreich verbundenen Ehrenbezeugungen erfreut zu seyn, vermehrten sie nur den Schmerz des eilfsjährigen Knaben über den Verlust eines Bruders und eines Vaters. Der kleine Zwischenraum, der sich nunmehr zwischen ihm und dem Throne fand, setzte ihn dermaßen in Furcht, daß als er zum erstenmal, indem er durch die Zimmer zu seinem Großvater ging, den gebräuchlichen Ruf vor sich hörte: *place à Monseigneur le Dauphin!* hörte, sich so bewegt fand,

daß er am ganzen Körper zitterte, und helle Thränen seine Wangen herabließen. Ach, ihm ahndete, daß es kein Glück für ihn sey, der Führer eines Sittenverborenen Volkes zu werden! Was er thun konnte, um sich zum regieren geschickt zu machen, that er redlich. Sein Eifer in Erlernung der Wissenschaften war unermüdet. Aber man erzog ihn nicht zu einem regierenden Herrn; man erzog ihn zu einem Akademiker, zu einem Bischoff, zu einem mechanischen Künstler. Daher unterwarf er immer sein Urtheil dem Urtheil seiner Räte, und diese waren meist alle von dem Zeitgeiste des Atheismus, der Wellust, der Habsucht angesteckt. Konnte er auf diese Weise sein Land glücklich machen? Man brauchte ihn nur zu sehen, um ihn zu verehren und zu bedauern. Er war ein wohlgemachter Mann, dessen seelenvolles blaues Auge eine sanfte Melancholie verrieth, die sich demjenigen mittheilte, der ihn betrachtete; es schien, als ob sein Geist darnach schmachtete, der irdischen Hülle, die ihn drückte, los zu werden. Er fühlte es, daß, wenige Personen ausgenommen, alles was ihn umgab, nicht zu ihm stimmte. *Si j'avois été sans foi, sans loi, sans mœurs, je leur aurois mieux convenu*, sagte er wenige Tage vor seinem Tode, als er von seinen blutigen Nachfolgern sprach, und wie wahr dich ist, hat die Folge gelehrt. Was für Menschen — selbst einem Marat — haben die Franzosen ihr Vertrauen geschenkt! Was für Menschen sind ihre Führer geworden!

Wie man sich gegen solche Leute jetzt in Frankreich nimmt, wenn man Schriften drucken läßt, die ihre Blöße aufdecken, zeigt folgende Stelle aus dem Avertissement des éditeurs zur Handschrift auf Ludwig XVI.

L'opinion, il est vrai, de l'auteur sur Louis XVI. peut n'être pas celle de tous ceux qui nous gouvernent, mais aucune loi en France ne nous ordonne d'avoir une même opinion sur les hommes qui ne sont plus; leur mort met chacun en possession d'en dire librement son avis. Quand par exemple il plairoit à ceux qui régissent la chose publique, de regarder Cromwel comme un habile politique, il ne leur viendrait sûrement pas à l'esprit de s'offenser contre ceux des gouvernes qui voudroient ne le regarder que comme un hypocrite heureux. Prendre dans ces sortes de controverses l'opinion des gouvernans pour règle, ce ne seroit pas respect, ce seroit basse adulation.

Von den beiden Schriften des Herrn von Montjoye über die Verschwörung von Robespierre und über die des Herzogs von Orleans brauche ich nur wenig zu sagen, da beide ins Deutsche übersetzt worden sind. Die erste zu Chemnitz bey Hofmann unter dem Titel:

Geschichte der Verschwörung des Maximilian Robespierre. Aus dem Französischen. 1795 H. 8.
248. S. (Pr. 18 Gr.)

Dies Werkchen hat zwei Abschnitte. Im ersten Abschnitt wird der Gang der Revolution und die Art und Weise entwickelt, wie Robespierre zu seiner kurzen, aber schrecklichen Allmacht gelangte; der zweite schildert die Begebenheiten während dieser Allmacht, mit Treue, aber ohne die Trichfedern derselben gehörig ins Licht zu setzen, weil der Verfasser alles den Personen, nichts dem Zeitgeiste zuschreibt. Der erstere ist also der wichtigere, derjenige, welcher die meisten vorher unbekannten Facta enthält, und dadurch neue Aufschlüsse gewährt. Der Verfasser hebt seinen Bericht über Robespierre's Erziehung mit der feinen Bemerkung an, daß die in den Jesuitenschulen eingeführte Unterrichtsmethode viel dazu beitragen habe, daß alles in Frankreich so kam, wie es bis jetzt vor unsern Augen geschehen ist. „Die Art des Unterrichts, die man den Schülern gab, war so, als wenn sie einst Bürger eines Staats werden sollten, der gerade die nämliche Verfassung hätte, wie das alte Rom.“ Auch unsere deutschen Pädagogen fallen oft in den Fehler die Helden des Alterthums, statt der alten classischen Schriftsteller, ihren Jünglingen zum Muster aufzustellen; und dennoch konnten sie bereits im Aristoteles (Politik Buch V. Abschn. 9) finden, wie wichtig es ist, daß die Kinder von Jugend auf gleich in den Grundsätzen erzogen werden, welche die Staatsverfassung fordert. Schwerlich dürfte er daher auch die Methode in unsern

unsern Philantropinen *) billigen, nach welcher die jungen Leute nicht zum Fleiß und Nachdenken, sondern zum Herumlaufen und zur Haselen erzogen werden. Die Erziehung zum Geist des Staats **) geht übrigens nicht

*) Einer der vormaligen Lehrer am Dessauischen Philanthropin, Simon, war Sekretär der Verschwörung, um den Thron Ludwigs XVI. zu stürzen, und Anführer einer der fünf Colonnen am 10ten August, die gegen das Schloß auszogen. Er ist jetzt Sekretär der französischen Gesandtschaft zu Cassel. Was ging denn diesem Menschen die französische Verfassung an?

**) Der ihm entzogen scheinende Cosmopolitismus ist eine Frucht der Unpüttlichkeit. Alle außer der Ehe erzeugte Kinder sind geberne Weltbürger. Chamfort gestand es unverhohlen, daß er ein Feind der bestehenden Einrichtung im Staate sey, weil er gegen die Geetze des Staats zur Welt gekommen war. Man sehe *Ouvrages de Chamfort, recueillis et publiés par un de ses amis, Guingonnet, det* (Tom. I. C. 7.) in der *Notice sur la vie de Chamfort* sagt: Rien de plus douloureux pour un jeune homme à qui la Nature a donné de l'élevation et de l'énergie, que de se sentir défavorablement classé dans l'opinion. Il en résulte trop souvent pour lui le malheur de jeter sur la Société un coup-d'oeil amer, de prendre de bonne heure en haine les institutions, et de s'habituer à regarder comme les plus contraires au bonheur et à la morale, celles-là mêmes qui ont été créées pour les garantir. Thiel.

dahin, sich denjenigen, welche herrschen, knechtisch zu empfehlen, seyen dieß Adliche oder Volkerepräsentanten; sondern dahin, daß jeder das thue, woben die Monarchie oder die Republik bestehen kann. — Wie diejenigen, welche eine Staatsveränderung in Frankreich beabsichtigten, den Enthusiasmus der jungen Leute für alle Helden des Alterthums künstlich benutzten, wird von Herrn von Montjoye ausführlich gezeigt. Will man das Uebel bey der Wurzel abschneiden, so muntere man nicht jeden halbwege gescheuten Jungen zum Studiren auf. Die vielen Gelehrten machen die Gelehrsamkeit verächtlich. Man denke auf einen zweckmäßigen Unterricht der nie-

tir. Er setzt hinzu: Ces réflexions pourroient en amener d'autres, et ouvrir un champ assez vaste aux considérations de la Philosophie, sur les rapports de la position de chaque homme avec son esprit et son caractère. Möchten doch dieß diejenigen Regenten bedenken, welche öffentliche Häuser der Unzucht verfallen! Möchten sie aus den Geburtelisten, die ihnen jährlich überreicht werden, die stets wachsende Zahl der unehlichen Kinder bemerken, und schauern! Wenigstens würde dieser heillosen Schauer sie auf Anstalten leiten, um solche Kinder zur Arbeit anzuhalten. Ergeben unehlich Erzeugte sich dem speculativen Leben, (das überhaupt wenig Nützlichen frömmet,) so werden sie meist unglücklich und drohen dem Staate Gefahr. Die Grenzen lassenen halten, aus gleichem Grunde, die Staaten des Alterthums stützen.

den Volksschulen, und ehre dieselben, wie sie es verdienen; dann wird der wohlhabende Handwerker und Bauer seine Söhne auch zu Handwerkern und Bauern erziehen. Nur so erhält man Patrioten. Wer ohn' Unterlaß darauf sinnt, sich und die Seinen in einen höhern Stand zu versetzen, ist kein Patriot, sondern ein Egoist: das Vaterland ist ihm nichts, Geldgewinn alles. Wie leicht wird er gereizt, sein Wissen übel anzuwenden, den Feinden des Vaterlandes zu verkaufen! Schwachtende Candidaten, überzählig Angestellte, unbefordete oder schlecht befordete Diener sind misanthropisch; sie müssen denn eigenes Vermögen besitzen, und dem Staate zu dienen eine Ehre seyn. Dahin muß man es wieder zu bringen suchen. So lange man die Staatsbedürfnisse nur als Gelderwerb sucht steht keine edle Volkseigenart zu hoffen. Man verbiete nicht den Söhnen des gemeinen Mannes zu studieren; aber man erschwere es ihnen. Man verwandle die Hälfte der lateinischen Schulen in Bürger-schulen, nähere die zu unbeschränkter Verfassung der Universitäten der Verfassung von Gymnasien, und betrachte Stipendien nicht als Almosen, sondern als Hülfsmittel große Gelehrte zu bilden.

Die verkehrte Erziehungsmethode in Frankreich bildete verkehrte Menschen, und die allgemein verbreitete Sittenlosigkeit machte die Meisten schlecht gesinnt, mit allem unzufrieden, zu ewigen Tadlern der Regierung,

zu feurigen Bewunderern und lächerlichen Nachahmern alles Auffallenden, Fremden und Bizarren. Der amerikanische Gesandte Franklin trug auf der Straße und in allen Gesellschaften eine Brille. „Da er für einen Naturforscher und tiefen Staatsmann galt; so glaubte man sich das Ansehen von beyden zu geben, wenn man auf diese Weise einem Greise ähnlich zu werden suchte, dessen Augen durch Krankheit und Alter geschwächt waren. Man bildete sich ein, daß ein weiser Staatsmann die Eindrücke, welche er von äußern Gegenständen empfängt, nicht durch die Bewegung seiner Augen verrathen dürfte. Die meisten von denen, die einigen Antheil an den Regierungsgeschäften hatten, nahmen diese Meinung an, und glaubten, daß man sie für Staatsmänner halten würde, wenn sie sich mit so verwahrten Augen zeigten. Wahrscheinlich war es eine Folge dieser Meinung, daß Robespierre den Einsall hatte, seine Augen auch in eine solche Verwahrung zu nehmen, wodurch er aber seine Geisteschwäche nicht verbergen konnte.“ Schon 1789 hatte er die Frechheit in die Cahiers für Arras *), welche denen nach Ver-

*) Er war aus Arras gebürtig, der dasige Bischoff sein Pflegevater. Mehrere Jahre verrichtete er die Dienste eines Eberknaben. Zu Paris studierte er nachmals die Rechtsgelahrtheit, und practicirte als Advocat in seiner Bar-

saillies zum Reichstag gehenden Deputirten aus dieser Provinz mitgegeben wurden, und deren Redaction er sich zu erschleichen gewußt hatte, folgende Stelle einzurücken. „Wir wollen uns gern auf ein Jahr der Regierung des Königs unterwerfen, und wenn wir mit ihm zufrieden sind, so wollen wir ihn länger behalten.“ Man lachte bloß darüber, und es ging ihm ungeahndet hin. Die Minister machten nicht die mindeste Einwendung gegen die Aufnahme eines solchen Rasenden unter die Mitglieder der Reichstagsversammlung. Darf man sich wundern, daß, bey einem so nachlässigen Regiment, Factionen wie Pilze emporgeschossen, und das Land überdeckten? — Sehr wahr sagt der Verfasser: „Jede Republik, die in mehrere Partheyen getheilt ist, hat eben so wenig eine ruhige Verfassung, als Hoffnung, dahin zu gelangen, weil alsdann die Gesetze immer nur zu Gunsten der triumphirenden Machthaber und nicht für das allgemeine Beste gemacht werden.“ Jede Re-

terkadt, als der König die Generalsäube berief. Mit einmal ward er nun Gefeugeber, und bald darauf Regent, Beherrscher von Frankreich! Vor ihm beugten sich diejenigen, die sich vor Ludwig XVI. zu beugen geweiigert hatten. Jetzt beugen sie sich vor einem Merlin und Neubel! Und suchden wie — daher ihnen denn auch immer mehr und mehr Sätze zu tragen auferlegt werden.

*) Der 4te September von 1797, oder der berühmte sogenannte achtzehnte Fructidor, hat dieß von neuen bestätigt.

„publik, die mehr von Partheyen als von den Gesetzen
 „regiert wird, befindet sich nothwendigerweise in einem
 „unauflösblichen Zustand der Zwietracht. Denn keine
 „herrschende Parthey kann von den Ursachen und Mit-
 „wirkungen des Zwiespals frey gesprochen werden, die
 „sie selbst zu ihrer eignen Erhebung angewendet hat.“
 Was konnte unter solchen Umständen die Constitutions-
 acte werden? „Nicht sowohl ein Gesetzbuch, als vielmehr
 „eine Sammlung von Strafgesetzen gegen die Anhänger
 „der alten Reichsverfassung.“ Von der hierauf folgen-
 den Auseinandersetzung der verschiedenen Factionen,
 die hiezu beitragen, bezieht der Verfasser nur den schon
 S. 360 gerügten Fehler, auch diejenigen zu tadeln, welche
 neue Strebepfeiler unterziehen wollten; er meint, man
 hätte bloß den Unrath wegsetzen und die Mäuseldächer
 verstopfen sollen: aber eines war doch so nöthig als das
 andere, da es in dem Hause so manchen verfaulten Bal-
 ken gab. Diejenigen, welche sich dem Unterziehen neuer
 Balken widersetzen, waren vielleicht mit am meisten
 Ursache, daß Nordbrenner das ganze Gebäude in Brand
 stecken.

Von der Geschichte der Verschwörung des Herzogs
 von Orleans steht ein ausführlicher Auszug, welcher
 durch mehrere Monate läuft, in dem Journal Frankeich
 von Jahr 1796, welches der königliche preussische Cavell-

meister Reichardt herausgibt, und höchst interessante Actenstücke zur Geschichte der Revolution, aber auch unausgeglichenes Briefgeschwäg *) von dem in einen Pariser Buchdrucker verwandelten Kieler Professor Cramer der junge, und andern Deutschen seines Gelichters aus dem Hofstaat des Bürgeradvocaten-Directors Renbel enthält, die das Glück, welches die französischen Kriegsheere den Mailändern, Römern, Schweizern, Belgiern, Lüttichern, Holländern, und den jenseits des Rheins wohnhaften Deutschen gebracht haben, auch gern den diesseits des Rheins wohnenden Deutschen verschaffen, und die Rolle des Herrn Ochs von Basel spielen möchten.

Die Facta sind auch in dieser Schrift des Herrn von Montjoye wieder sehr gut zusammengestellt und erzählt; aber den wahren Geist der Orleans'schen Faction, die eigentlich die Anti-Oesterreichische heißen sollte, hat er noch weniger gefaßt, als den der Faction, welche nach Robespierre benannt wurde. Außer dem Duc de Biron, und höchstens noch zwei oder drei andern Spießgesellen von Orleans bey seinen Bacchanalien, war es Niemanden, der zu ihr gehörte, um die Person des Prinzen, sondern darum zu thun, die Farbe zu

*) Als Beleg zur Geschichte der menschlichen Narrheit kann es indeß auch seinen Wert haben.

gerissen, welche Frankreich an Oestreich ketteten, um es wieder in Ansehn zu bringen und das Regierungssystem auf den Fuß herzustellen, wie es unter Ludwig XIV. und unter Henrys Administration in den ersten zwanzig Jahren der Regierung Ludwig XV. gewesen, und das durch den Duc de Choiseul, einem Lothringer von Geburt und Anhänger des österreichischen Hauses, umgestossen worden war. Die Verläumdungen, welche diese Faction gegen die Königin ausstrebte, galten nicht ihrer Person, sondern ihrer Abstammung. Calonne gehörte auch zu dieser Faction der altfranzösischen Politik, und die Königin wußte es recht gut, daß er ihr Feind war *). Deshalb begünstigte sie eben den Fancier Zedler, der als ein Ausländer die altfranzösische

*) Breteuil, welcher in die Fußtapfen Choiseuls trat, und dessen Rolle zu spielen trachtete, half deshalb Calonne 1788 stürzen, und veranlaßte die Flucht der Königinlichen Familie im Jun. 1791 nach Montmedy, ohne Zuziehung der bereits im Auslande lebenden französischen Prinzen. Auch verhinderte er, aus übel verstandener Abhänglichkeit gegen die Königin, im Jahr 1792 die Anerkennung des Grafen von Provence als Reichsregenten, wodurch der Marsch des preussisch-österreichischen Heers auf Paris ein feindseliges Ansehn gegen Frankreich bekam. Man sehe darüber Bonville's und Bertrand's Memoiren.

Politik gar nicht begriff, dafür aber zu der Sekte der philosophischen Akademiker gehörte, aus welcher der Nebespierrische Geist hervorgegangen ist; eine Amalgamation des Calvinismus mit dem Jansenismus, wobei der Atheismus die Stelle des Quecksilbers vertrat, daher am Ende ein sinnlicher Deismus, der einen gewissen Anstrich von Mahometismus hatte, daraus entstand, und der ist, geläutert und gereinigt, Theophilanthropie — ein etwas barbarisches, höchst ungriechisches Wort — heißt. Möchte er sich doch in den Geist des wahren Christenthums vollends umsetzen!

Man lese die vortreffliche Schilderung der Philosophen und Politiker Frankreichs von Burke, die ich der deutschen Uebersetzung von Mouniers Adolph, einem Werke, welches die Grundsätze des Staatsrechts gesprächsweise vorträgt und das man allen jungen Leuten, die eine gelehrte Erziehung erhalten, in die Hände geben sollte, beigelegt habe, und man wird anfangen, klar in der Sache zu sehen, die Verworfenheit des menschlichen Herzens verfluchen und beklagen, aber nicht länger glauben, die französischen Politiker hätten kopflos gehandelt, und es sey blindes Glück, daß Frankreich jetzt wieder der Schiedsrichter von Europa ist.

Die Politiker hatten keine Religion; aber sie haßten nicht das Christenthum: sie wollten die Kleriken nur

plündern, aber nicht unterdrücken. Die Akademiker hingegen wollten sich an die Stelle der Bischöffe setzen; sie verstanden nichts von Politik, und Frankreich würde so ziemlich das Schicksal von Polen gehabt haben, wenn die sogenannten Maratisten nicht der Herrschaft der Brissotiner ein Ende gemacht und das Königthum in Commission gesetzt, mitlerweile aber in Vorschlag genommen hätten. Erst nach der Veraubung der Geistlichkeit durch die Politiker, welche die Herabwürdigung derselben zur Folge haben mußte, konnte der Deismus als herrschende Macht sein Haupt erheben, um mit dem Christenthume und Atheismus zu gleicher Zeit einen fürchterlichen Kampf zu beginnen: denn nichts ist schrecklicher als ein Kampf über Religionsmeinungen, wenn diese sich mit der Politik amalgamiren. Und nun zumal unter Franzosen, das heißt unter Leuten, die gar keinen Widerspruch vertragen können, und einander wohl über Verschiedenheit des Geschmacks in Absicht der Musik von Gluck und Piccini, wie viel mehr in Absicht der Verschiedenheit des Urtheils in politischen und religiösen Angelegenheiten werthständig zu Laide gehen. Daher kam es denn, daß sie gegen die ehrwürdigsten Personen keine Schonung bewiesen, sobald sie glaubten, sie wären ihren Meinungen abgeneigt; gegen Personen, die Neu-Seeländern Ehrfurcht würden eingeflößt haben, wie der achtzigjährige Lamoignon-Malesherbes, die tugendhafte Prinzessin Elisabeth, ein König und eine Königin von Frankreich. Wie anders

benahmen sich die Engländer, in ganz gleicher Lage, gegen die Stuarte! Karl I. hatte einen Pallast zum Gefängnisse; bis zum letzten Augenblick seines Lebens wiederfuhr ihm alle Ehre, die den Umständen nach ihm nur erzeugt werden konnte; er trug die Ehrenzeichen seines Standes noch auf dem Blutzrüß; er sah um sich herum Freunde, denen Thränen zu vergießen vergönnt war; der Scharfrichter hatte, aus Achtung für die Königswürde, sein Gesicht verhüllt, und der Leichnam dieses Fürsten ward ehrenhaft in die Gruft seiner Vorfahren gestellt. — Nichts ist empörender in der französischen Revolutionsgeschichte, als die unnütze Grausamkeit gegen die Schlachtopfer derselben, als der mit Grausamkeit gepaarte Leichtsinns der Zuschauer bey den öffentlichen Hinrichtungen. Wahrlich, Voltaire kannte seine Nation, als er behauptete, der Charakter derselben sey eine Mischung von Tyger, Fuchs und Affen!

Das Königthum wird sicher in Frankreich wieder hergestellt. Aber wenn? — wer mag das bestimmen? Sollten die Söhne des Grafen Artois iht nicht einsehen, daß da Schutzverleihung die Amtspflicht der Könige ist, Fürstensöhne weder das Schlosser, noch das Schreiner-, sondern das Kriegs-Handwerk erlernen müssen? Möge Heinrich des Vierten Geist über sie kommen! Soviel ist gewiß, Europa kann und wird seine verlornen

412 Ueber die Schriften des Verfassers.

Ruhe nicht eher zurück erhalten, bis die drey Lilien wieder das Wappen von Frankreich sind *).



*) Man vergleiche die äußerst merkwürdige Schrift: Frankreichs Verfahren gegen Amerika; oder vollständige Actenstücke über die nun abgebrochenen Negociationen zwischen den vereinigten Staaten und der französischen Republik. Aus dem englischen Original überfent. Hamburg im Junius 1798.

„Diese Actenstücke (sagt mit Recht der Uebersetzer) enthalten ein solches Gemebe tausendfacher Corruption, sie stellen die — aus der Anwendung freylich schon längst bekannten — Grundsätze, nach denen die französische Republik in ihren auswärtigen Verhältnissen handelt, so klar und unverbräunt vor Augen, und bieten überhaupt so reichen Stoff zu den mannigfaltigsten Betrachtungen dar, daß man sie gewiß allgemein mit dem lebhaftesten, wenn gleich mit Unwillen gemischten, Interesse lesen wird.“

Einige Erläuterungen.

Zum ersten Theil S. 337.

Bailly war vielleicht einer der verschmitztesten, wenigstens gewiß einer der undankbarsten Widersacher des gutmüthigen Ludwig. Er verdankte ihm eine jährliche Einnahme von 25,000 Livres, (6250 Thaler) und befand sich dadurch in einem Wohlstande, den er in der Jugend kaum hoffen konnte, da er gar kein väterliches Vermögen besaß. Demungeachtet cabalirte er gegen seinen Wohlthäter. Der Austritt im Ballsaale war ganz sein Werk, und brachte der königlichen Autorität einen Nachtheil, der durch nichts wieder gut zu machen stand. Er ging dabei mit einer solchen Hinterlist und Bosheit zu Werke, daß nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa glaubte, man habe die Volks-Deputirten mit Hantenküssen aus ihrem Versammlungssaale vertrieben. Wie denn noch im neuesten Stück der allgemeinen deutschen Bibliothek es Herrn Necker zum Vorwurf gemacht wird, daß er in seinem Werk: *Sur la Revolution Française*, dieses Attentat gegen die Volkerechte mit Stillschweigen übergangen habe. Die Wahrheit ist: Ludwig XVI. hatte durch den Ceremonienmeister, den Marquis von Breze, die Deputirten des dritten Standes einzig und allein ersuchen lassen, ihre Sitzungen ein paar Tage auszussetzen, damit in dem Saale die erforderlichen Einrichtungen zu einer allgemeinen Sitzung der sämmtlichen Reichsdeputirten gemacht werden könnten, die dazu bestimmt sey, den entstandenen Zwiespalt unter ihnen zu heben, und bey welcher der König auf seinem Thron erscheinen werde.

Aber eben diesen wollte man nicht wieder aufrichten lassen. Die academischen Lehrstühle sollten an die Stelle des Throns treten. Das Volk, welches Bailly hintergangen hatte, veracht ihm im reichlichen Maasse, den seiner schrecklichen Hinrichtung, die Qual, die er über das Haupt Ludwigs XVI. hatte bringen helfen. Londonet, Champfort, Georg Sotter haben auf gleiche Weise erfahren, daß Undank und Verrath sein Glück bringen. Möchte dieß doch die Eitelkeit der Philosophen zügeln, die gezeigt haben, daß die niederträchtigen Neigungen eben so leicht in der Brust eines Philosophen, als in der Brust eines Hofmanns Wurzel fassen, und daß die durchtriebenste Schalkheit mit der tiefstinnigsten Metaphysik im Bunde stehen kann.

Zum zwenten Theil S. 49.

Daß die Idee des Herrn Raimond Ribes, als habe die orleanische Faction darauf gedacht, den zwenten Sohn des Königs von England auf den französischen Thron zu setzen, ein Traumbild war, bedarf wohl keiner umständlichen Erklärung. Wozu hätte dieß den Duc d'Orleans führen sollen? Herr Ribes gehörte zu den vielen ehrlichen Leuten in Frankreich, die wohl die Greuelthaten dieser Faction sahen, aber ihren Zweck nicht beargüßten; und daher mitunter auf die sonderbarsten Vermuthungen geriethen. Da der Herzog von Orleans vor der Revolution mit dem Prinzen von Wallis, der Vierbergen wegen, in vertrauter Bekanntschaft stand; so bildete Herr Ribes sich ein, der erstgeborne Sohn des Königs von England werde seinen Herrn Vater vermögen, um sich an Ludwig XVI. wegen Ausrückung der Nordamerikaner zu rächen, dem Duc d'Orleans den französischen Thron zu ver-

schaffen, oder durch ihn diesen Thron für einen seiner Söhne zu erbischen. Er kannte also nicht einmal das Verhältniß, in welchem Georg III. dazumal mit dem Thronerben stand, und eben so wenig den Edelmuth und die Einsicht dieses Fürsten, dem zuverlässig, einen seiner Söhne auf Frankreichs Thron zu setzen, selbst nicht im Schlafe einfiel. Aber auch der Prinz von Wallis brach alle Bekanntschaft mit dem Duc d'Orléans ab, sobald dieser als Chef einer Verschwörung gegen Ludwig XVI. und seine Gemahlin auftrat; ja er ließ das Bildniß des Herzogs aus seiner Gemäldesammlung wegnehmen und zertrümmern. Zu Ende des Octobers 1789 reiste der Herzog nach London, nicht um sich des Schutzes von Seiten Englands zu versichern, wie Herr Ribes glaubt, sondern weil La Fayette, der von ihm am 6ten October war hintergangen worden, ihm mit einer gerichtlichen Untersuchung drohte, wenn er nicht sofort sich aus Frankreich entferne. Ludwig XVI., ein großer Freund der Gerechtigkeit, auch da wo die Gerechtigkeit Strenge forderte, willigte in dieses Auskunftsmittel, die Sache zu besetzen. Der Herzog fand in London eine sehr üble Aufnahme, und schute sich um so mehr nach Paris zurück. Nachdem die Nationalversammlung, auf einen Vortrag von Chabroud, (den man seitdem den Weißwascher nannte), im Junius 1792 erklärt hatte, es finde wegen der Begebenheiten zu Versailles am 5ten und 6ten October des vorigen Jahres keine Anklage gegen Orleans und Mirabeau Statt, konnten weder der König noch der Generals-Commandant der Pariser Nationalgarden Orleans Rückkehr nach Paris hindern.

Zwei einander entgegensehende Factionen hatten die Begebenheiten zu Versailles am 5ten und 6ten October eingeleit-

tet: die Constitutionellen und die Orleanisten; oder wie ich lieber sagen möchte: die Philosophen und die Politiker. Sie wollten den König mit Gewalt nach Paris bringen, um ihn zur Einwilligung in ihre Pläne zu nöthigen, welche darauf ausgingen, eine der Nord-Amerikanischen ähnliche Staatsverfassung, jedoch mit einem König, wenigstens einweilen noch, zur Parabe, einzuführen. Die andere Parthei wollte nichts weniger als dieß: sie hatte ihre Maßregeln darnach angenommen, das Schloß an einem Tage zu überfallen, wo der König auf der Jagd war; dieser, glaubte sie, werde nicht zurückkehren, wenn er höre, was vorgehe, und so werde es leicht seyn, die Königin zu ermordeu, den Dauphin gefangen zu nehmen, und den Herzog von Orleans zum Reichsverweser vorerst auszurufen. Hierdurch sollte das vom Due de Choiseul einzuführende friedliche Staatssystem vernichtet und ein Krieg mit Oesterreich vorbereitet werden, den diese Parthei seit langer Zeit beabsichtigte, um Frankreich seinen Antheil an der in China ankommenden Länderteilung zu verschaffen. „Der Rhein muß die Gränze von Frankreich werden“ sagte Mirabeau schon 1787 zu Herrn Mauvillon in Braunschweig, als Letzterer die Notabeln berief. Eiltad reiste er nach Paris, in der Hoffnung Sekretär dieser Versammlung zu werden: aber sein Verhänger ward gekürzt, und Brienne, so wie Necker, gehörten zur philosophischen, nicht zur alt-französischen, oder politischen, oder Orleanischen Parthei. Aus der gedruckten Briefsammlung Mirabeaus an Mauvillon ersieht man, daß der damalige Abbe Perigord, nachmaliger constitutioneller Bischof von Autun, in jener Minister der auswärtigen Angelegenheiten der einen und untheilbaren französischen Republik, mit Latoune und Mirabeau im vertrautesten Verhältnisse stand,

Hand, welcher letztere sich rühmt (s. vierter Brief von 1757) den Plan zur Versammlung der Notabeln entworfen zu haben. Mauvillon mußte alle seine Briefe an Mirabeau in einen dreysachen Umschlag nach Paris senden: der erste Umschlag war an Calonne, der zweite an Vergord, der dritte an Mirabeau gerichtet. Seit Vergord wieder zu Einfluß auf die politischen Angelegenheiten gelangt ist, macht Calonne den Kobredner des Directoriums.

Zu E. 141. 3. 16.

Herr De Toly scheint zu glauben, der König habe die Authenticität des sogenannten Brannschweigschen Manifestes nicht im Ernst bezweifelt. Er mußte sie aber wohl bezweifeln, da dieses Manifest seinen Erwartungen so wenig entsprach. Er hatte nemlich Herrn Mallet Du Pan unter der Hand nach Frankfurt am Main zur Kaiserkrönung mit dem Auftrage gesandt, die beyden kriegsführenden Mächte zu ersuchen, daß sie bey dem Eintritt ihrer Armeen in Frankreich durch ein Manifest bekannt machen möchten: „wie sie als Freunde des Königs und der Nation kämen, den ihnen erklärten Krieg bloß als den Angriff einer Faction betrachteten, sich in die Regierungsform keinesweges mischen, alles Privateigenthum schützen wollten, und von jedem Gedanken an Eroberungen weit entfernt wären.“ Nachdem Mallet du Pan seinen Auftrag ausgerichtet, und man ihm versprochen hatte, auf seine übergebenen Vorstellungen Rücksicht zu nehmen, reißt er nach der Schweiz, um von hier aus

ater Theil.

Ludwig dem Sechzehnten durch den Grafen von Montmorin von dem glücklichen Erfolge seines Besuchs Nachricht zu ertheilen. Wie ersäunt mußte dieser bedauernswürdige Fürst also nicht seyn, als ihm, Statt des Manifestes, das ihm war angekündigt worden und welches, wie er glaubte, durch seinen liebreichen Ton die Franzosen beruhigen sollte, ein Manifest durch die Zeitungen unvermuthet bekannt ward, dessen harter Ton ganz Europa anseßig schien; wie dieß neulich ein braunschweigischer Schriftsteller, der Uebersetzer von Bertrand's Memoiren, selbst gestanden hat, der aber auch zugleich gesteht, daß sein Herzog das Manifest bloß als General unterschreiben und publiciren mußte, ohne an seinem Inhalte Theil zu haben oder zu nehmen. Man sehe: Ueber das letzte Regimentsjahr Ludwig des Sechzehnten, König von Frankreich; aus Privatnachrichten von Anton Franz Bertrand von Krielleville, damaligen Staatsminister. Aus dem noch ungedruckten französischen Dramalet (welches aber nun erschienen ist und das man wohl hätte erwarten sollen) ins Englische und aus diesem ins Deutsche übersetzt mit einigen Anmerkungen. Braunschweig bey Christ. Fried. Thomas. 2ter Band, die Anmerkung des Uebersetzers zum 21sten May. S. 121 / 133; nebst den an den Uebersetzer gerichteten zwey Schreiben von Walter du Van und dem eigentlichen Conciptanten des Manifestes, der sich zwar nicht nennt, aber zu nennen nöthig ist, falls man seine Ansinnen bezweifeln sollte; die dahin gehen: Er habe das Manifest zu Mainz unter Leitung des kaiserlichen Staatsministers und Reichs-Grafen Philipp von Lebergel und des preussischen Staatsministers Grafen von der Schulenburg. *Il est devenu par adoption directe ou indirecte de S. A. S. le Duc de Brunsvic* (der damals schon bey der

Armee war) aufgesetzt: die beiden Minister hätten aber hindern vielerley darin geändert. Ces deux ministres jugèrent à propos de syncoper le projet qui leur fut présenté, en y faisant des additions qui ne pouvaient pas être indolentes. Ils laissèrent subsister sous le nom de manifeste la déduction des motifs de la guerre, et ils placèrent des injonctions et des menaces dans une déclaration militaire que fut. — On sent que dans cette circonstance la signature du Général n'étoit que passive, et avoit uniquement pour objet d'annoncer militairement les intentions des deux cabinets. De toutes les personnes marquantes qui se trouvoient à cette époque à Mayence, il n'en est certainement aucune qui ait pu ignorer que le Duc de Brunswick ne put et ne *voulut* prendre aucune part à la rédaction de cette déclaration. Les ministres avaient promis positivement de ne la publier qu'à une ou deux journées de Paris, et cependant elle le fut à Coblenz le 25 Juillet jour même de la date, sans que le Duc de Brunswick, ni le rédacteur du manifeste, en eussent connaissance avant le Public. Wie viel weniger also Ludwig der Sechzehnte, der es anfangs für ein Nachwerk der Jacobiner hielt, da die unausführbaren Drohungen in demselben bey einer so reizbaren Nation wie die französische Winckeln und Ausbrüche der wilden Wuth erzeugen mußten. Man sieht hierauf, wie nöthig die Kunst zu schreiben demjenigen ist, der ein Manifest abzufassen übernimmt.

Zu E. 202.

„Eine gewisse Tison.“ Ihr Mann war Accus-Aufsasser an den Schlagbäumen zu Paris, im Gele der Finanzrächter,

gewesen, und als Aufpasser im Tempelthurm gesetzt worden; wo er und sein Weib, mit der Königin und den beiden Prinzessinnen, das dritte Stockwerk gemeinschaftlich bewohnten. Sein Auftrag ging dahin, die Municipalbeamten und Nationalgardien, welche im Temple die Wache hatten, zu befehlen. Seine Frau sollte den weiblichen Theil der königlichen Familie bekauern. Er war der roheste, plumpeste Kerl, ohne alles menschliche Gefühl; neun Municipalbeamten kamen durch ihn unter die Guillotine, weil er von ihnen versichert, sie hätten der königlichen Familie mit Achtung begegnet; die Frau war nicht böse; ließ sich aber, aus Furcht vor ihrem Mann, dazu gebrauchen, Verleumdungen gegen die Königin durch ihre Aussagen zu bekräftigen. Nach dem Tode dieser Fälscher verfiel sie darüber in Wahnwitz und eine fürchterliche Naseren.

30 E. 217.

Die königliche Familie saß gerade den dem Mittagessen, als dieser schreckliche Zug ankam. Man wollte durchaus den geschändeten Körper der Prinzessin von Lamballe ins Zimmer bringen, welches indeß die Wache noch verhinderte. Dem Tempel ging der Zug nach dem Palais royal. Orleans ließ das abgeschchnittene Haupt der Prinzessin auf seine Tafel stellen und den Hörden Wein reichen.

Die Frau Thon stand im Zimmer der Königin am Fenster, und that einen lauten Schrey, als man ihr, weil man

ſie für die Königin nahm, das abgeſchlagene Haupt auf einer Piſte zurichte. Daher iſt die Scene entſtanden: man habe der Königin das Haupt ihrer Freundin küſſen laſſen.

Der König ward den 21ſten September Abends aus dem Templegebäude in den Templethurm gebracht, wo er das zweite Stockwerk bewohnte. Sowohl dieſes, als das dritte, waren eigentlich Höfen, aus denen man durch Verſchlätze hervorzuhauſen konnte. Die Arbeitſleute waren noch nicht einmal mit dem zweiten Stock fertig, als der König herüber gebracht wurde. Die Königin und die beiden Prinzeſſinnen konnten daher das dritte Stockwerk erſt gegen den 24ſten October beziehen.

Einen Grundriß aller dieſer Gemächer, ſo wie eine Anſicht des Templethurms und Templegebäudes, wird Herr Clercy in ſeinem Tagebuche liefern. Ich habe die Zeichnungen davon in Händen gehabt.

Einen kleinen Irrthum des Verfaſſers S. 222 und 224 habe ich gleich im Texte verbeſſert. Er ſagt: die Königin habe im Templethurm das zweite aus vier Zimmern (Verſchlätzen) beſtehende Stockwerk bewohnt; aber ihr Aufenthalt war im dritten Stockwerk, und ſie hatte, nebst ihrer Schwägerin und Tochter, nur drey dieſer Verſchlätze zu ihrem Gebrauch. Der Irrthum des Verfaſſers mag daher entſtanden ſeyn, daß die Königin in Templegebäude das zweite, der König aber das dritte Stockwerk bewohnte. Im Templethurm war es gerade umgekehrt; weil man den König der Soldaten: wache näher bringen wollte.

3u E. 245. 3. 15.

Man vergleiche Vertrauds Memoiren das 1te Kapitel. Orleans war durch die ihm ertheilte Adminalwürde im Jan. 1762 ganz umgewandelt, stattete dem Secreminister Herrn Vertraud einen Besuch ab, und erklärte dabei, wie sehr er wünsche, dem Könige sich von nun an acfällig zu machen. Der König entschloß sich, auf den befalligen Vortrag des Ministers ihm gleich den folgenden Tag eine Unterredung zu gestatten. Die Letz. Statt, dauerte über eine halbe Stunde, und der König war mit ihr sehr zufrieden. Deshalb erschien der Herrgen am nächsten Sonntag zum Lence des Königs; wo er aber, theils von den Hofbedienten, die nicht wußten, was vorzunehmen war, theils von den Königsbischenten, die gewöhnlich Sonntags sich zur Court einfanden, auf eine höchst schimpfliche Art empfangen wurde. Wie drängten sich ihm rings umher auf den Leib, traten ihm absichtlich auf die Füße, und schoben ihn nach der Thür zu. Als er in das Zimmer der Königin trat, wo bereits die Tafel gedeckt war, rief man von allen Seiten: „Laßt ihn den Schüsseln nicht zu nahe kommen!“ wodurch man ihm zu verstehen gab, man besorge, er werde Stuhl hinein werfen. Alles dieß nöthigte ihn bald wieder zum Abgehen, ohne jemanden von der königlichen Familie gesehen zu haben. Er wurde bis zur Treppe verfolgt, und als er hinunterging, sprudten ihm einige über das Treppengeränder auf den Kopf. Außer sich vor Wuth und Erbitterung eilte er aus dem Schlosse zu kommen, völlig überzeugt, daß der König und die Königin diese schimpfliche Behandlung veranlaßt hätten, wovon diese aber nicht nur kein Wort mußten, sondern auch, als sie ihnen nachher erzählt wurde,

äußerst bekümmert darüber waren. Von diesem Augenblicke an faßte er von neuem den unverwundlichen Haß gegen den König und die Königin; und schwur ihnen unaussprechliche Rache. Und er hielt seinen Eid nur zu gut.

Zu E. 361.

Die in der Anmerkung von mir erwähnten Worte des Herrn Schloßer lauten, wie folgt:

„Der französische und der deutsche Adel ist vorzüglich
 „durch die vielen jüngern Brüder, jener gestützt worden,
 „dieser herabgekommen und dem Staate lästig. Denn um diese
 „zu versorgen, wurden bey den Katholischen so viel Stifter
 „und Präbenden, die dem Staat höchst lästig sind, unterbal-
 „ten; und um dieser Nahrungsquellen willen wurde aller Re-
 „formation entgegen gearbeitet. Bey Katholischen und Pro-
 „testanten aber wurden ebenfalls, blos damit die mit Kindern
 „beladenen adelichen Familien Brodt für ihre Kinder erhielt-
 „ten, alle nur etwas ansehnliche Civil- und Militärdienste
 „zum Eigenthum des Adels gemacht, und noch so viel Hof-
 „staatsdienste erfunden. Ich sehe, da ich die Erhaltung
 „des Adels für sehr wichtig halte, kein Mittel, diesem Uebel,
 „das endlich den ganzen Staat stürzen wird, abzuhelfen, als
 „das, welches in England üblich ist, wo die jüngern Brüder
 „der vornehmsten Familien ganz im Bürgerstand leben und
 „bürgerliches Gewerbe treiben. Diese Einrichtung kann, un-
 „ter einer guten Leitung, einen vierfachen Nutzen haben.
 „Sie kann erstlich es möglich machen, daß, wenn einmal

„ein innerer Bruder oder Vetter die Familiengüter erbt,
 „der Reicher besser gelernt hat, sie wohl zu verwalten; zum
 „ändern werden die Familiengüter eher in den Brand ge-
 „rent, unabhängig von Fürstenthum, die Landherrschaften
 „Pflichten zu beobachten, und wahre Ehre stets vor Augen zu
 „haben; zum dritten wird der Reich der Bürgerlichen ge-
 „schmälert, wenn die Kinder der Adlichen ihnen gleich gestellt
 „werden, bis sie in den Besitz der Familienwürde kommen;
 „und endlich viertens wird der Adel selbst mehr Fürstfreund
 „und mehr patriotisch werden, als er ist, da er unter den
 „Bürgern Nichts mehr, was ihm von irgend einer Seite
 „angreift.“

 3a S. 407.

Meinest Meinung ist der würdige Verfasser einer höchst
 interessanten Schrift, die mir so eben noch zu Gesichte kommt:
 Das Gemähl des Louis XIV. allen Chur-Sächsischen Pa-
 trimen. gewidmet. Man sehe daselbst S. 41 und S. 199,
 wo die Ursache des Mißenthums so vieler Gelehrten, oder eig-
 nentlich Feindschaften, sehr richtig angedeutet wird. Daß diese
 Schrift einen großen Staatsmann zum Urheber hat, ist un-
 verkennbar. Sie wird gewiß Gutes in und außer Sachsen
 wirken. Ich entlehe aus ihr den tröstlichen Schluß, S. 224.

„Eben die Allmacht und Weisheit des obersten Weltre-
 „gents, so aus dem wahren Chao, durch Wirkung und
 „Gegenwirkung streitender Elemente, die Erde, den schönen

„Wohnplatz des Menschenaceichts, hervorgebracht hat,
 „kann und wird auch den fürmlichen Elementen des politis-
 „schen Chaos, dem Mißbrauch der aufs höchste aufsteigenden
 „Cultur und des daher entstandenen übermäßigen Luxus, dem
 „übel zusammen hanaenden Gewirre neuer Meinungen, und
 „hauptsächlich den wüthenden Leidenschaften der Selbstsucht,
 „zu seiner Zeit Ziel und Maß setzen: und aus der höchsten
 „Zerrüttung der bürgerlichen Ordnung wird eine neue bessere
 „Ordnung der Dinge zur Vervollkommenung des zum gemeinen
 „Menschenverstand zurückkehrenden Menschenaceichts her-
 „vorgehen.“

36. E. 411.

Hier sind einige Bünde von dieser dummdreißigen Bosheit,
 welche Schauder erregen:

Eines Tages, während die königliche Familie vor dem
 Esen, zwischen ein und zwei Uhr, unter der Aufsicht von
 vier Municipalbeamten und einem Hauptmann der National-
 garde, auf dem kleinen zum Temple gehörigen und mit Pla-
 meau besetzten Grasplatz, den heiterem Wetter frische Lust
 schöpfte, schrie man inwendig über die Thüre von Ludwigs
 Schlafgemach mit großen Buchstaben:

La guillotine est permanente et attend le tyran Louis
 XVI.

In den Säulen waren ebenfalls ähnliche Grobheiten und
 Unfluthen zu lesen, als:

Madame Veto le dandera.

Nous faisons monter le gros caisson au rez-de.

A bas le cordon rouge.

Il faut étrangler les petits louveteaux.

Bald mahlte man einen Galgen mit einer Figur, welche den König vorstellte, an die Wand, und legte darunter:

Tous periront un bain d'aig.

Bald eine Quittung mit der Unterschrift:

Levin crachant dans le feu.

Alles das litten die wackhabenden Rathsherren und Stüßiere; vor denen die Schuldwachen das Gewehr präsentirten, wenn sie verurtheilt waren, daraus sie verurtheilt schulderten, sobald der König herbei kam.

Die eisernen Manustüzen wurden nie früher zerbrochen, als bis die königliche Familie dicht dabei war, und man ließ sie absichtlich auf diese Zerörung warten, damit ihr das Geräusch der zerfallenden Stützen und das Klirren der vielen Schieber recht ins Ohr schallen sollte. Der Ausschließer Nocher, ein schenklischer Keck mit einem Zwickelbarte und Kreutzen von der Schulter herabhängenden Säbel, behielt die Tabakspfeife, während die königliche Familie bei ihm verbrannte, im Hause, und mochte es sich zur Freude, den Züßlingen recht viel Tabakdampf ins Gesicht zu blasen; was unter den umherstehenden Nationalknechten großes Gelächter erregte. Der König und die Fürstinnen erduldeten indes diese Greueligkeiten mit himmlischer Sanftmuth, nur um den kleinen Taurin und seiner Schwester eine Stunde Berieselung in freier Luft zu verschaffen. Aber auch diese konnten sie nicht unangenehm empfinden; denn auf dem Grasplatze trafen sie tanzende Amosiere, welche revolutionäre und blutige Lieder

sangen. Der König entzog sich diesem Spaziergange, nach-
dem man ihn von seiner Familie getrennt hatte.

Die Menschheit soll täglich und stündlich Fortschritte in
der Humanität, Weisheit und Gerechtigkeitsliebe thun, ver-
sichern unsere Philosophen und Dichter. Vergleicht man aber
das Benehmen der Engländer im sechszehnten Jahrhundert,
in einer ganz gleichen Lage, mit dem Benehmen der Franzo-
sen im achtzehnten: so ergiebt sich das Gegentheil: und die
französische Nation ist doch für die inhumanste und manier-
lichste ausgeschrieben, weil sie sich rühmt, es zu seyn. Durch
das Christenthum ward ein Theil des Menschengeschlechts
allerdings humaner, als er vorher gewesen war, weil Liebe
zu Gott und den Menschen die Grundlage des Christenthums
ist. Nur durch die Erhaltung des Christenthums kann also
auch die Humanität unter den Menschen sich erhalten. Je
mehr wissenschaftliche Begriffe unter einem Volke verbreitet
sind, das diesem göttlichen Gebote wieder entsagt, nachdem
es selbes erkannt hatte, um so fürchterlicher wird die thieri-
sche Natur eines solchen Volks, denn Pödsartigkeit wird nun
mit Massenelement gesaart. Der rohe Wilde schlägt seinen
Feind todt: aber der cultivirte, mit philosophischen und poe-
tischen Sentenzen um sich werfende Lotterhube zappelt vor
Vergnügen, seinem Feinde wehe zu thun. — Göthe ist viel-
fältig etabell worden, daß er seinen Beaumarchais (im
Clavigo) in der Hitze der Leidenschaft mitunter als einen
Menschenfreier sprechen läßt, der seinen Widersacher mit den
Zähnen zerreißen will, und sein Blut zu schürfen dachtet:
aber Göthe's dichterischer Genius sagte den wahren Charakter
der Franzosen, wie Shakspear den der alten Römer, als

er die Schicksale eines Coriolan und Julius Cäsar zu schildern beabsicht, in der Geschichte. Seit der Revolution mag die Wahrheit von Göthe's Schilderung seines Beaumarchais jedermann einleuchten. Der leidenschaftliche Franzos ist ein festergebter Mannibale, sobald er die Religion aus den Augen lost. Nicht das goldene Zeitalter, in welchem Alle dem Wesen nachrichten ohne einen Neauten nöthig zu haben, sondern die Hölle auf Erden ist für Europa zu erwarten, wenn das einzig denkbare Vergebäude, welches Moral und Religion mit einander vereint, so wie jeither geblieben ist, untertraben, auseinander gerissen und zertrümmert wird. Keine Welt einen mächtigen Hüfen weichen, der dem Zeitalter eine veränderte Richtung giebt! Deutschland hofft es von Friedrich Wilhelm III.

Ende des ganzen Werks.

A n z e i g e n.

Ein Buch, das in keiner Familien-Bibliothek fehlen sollte, ist:

X. Sullivan's Uebersicht der Natur, in Briefen an einen Reisenden; nebst einigen Bemerkungen über den Atheismus, in Beziehung auf dessen Verbreitung im neuern Frankreich. Aus dem Englischen übersezt und mit einigen Anmerkungen des deutschen Herausgebers begleitet. gr. 8. Leipzig im Verlage der Dylischen Buchhandlung.

Von dem Original sind seit 1794, wo es zuerst erschien, bereits fünf Ausgaben herausgekommen; ein Beweis, daß die Engländer nicht bloß Zeitungen und Romane, sondern auch nützliche Bücher kaufen und lesen. Einer der competentesten Richter in Deutschland, Herr D. Meyer zu Göttingen, kündigte den Anfang der Uebersetzung auf folgende Weise an: „Der Verfasser der gegenwärtigen Schrift, einer der geistvollsten und unterhaltendsten neuern englischen Schriftsteller, hat an Herrn Professor Sebensireis zu Leipzig einen so gelehrten und erfahren als geschmackvollen Uebersetzer gefunden. Der Plan derselben ist von weitem Umfang: er schließt Physik, Naturgeschichte, Anthropologie und Geschichte des Menschengeschlechts in sich. Herr Sullivan hatte, bey ihrer Ausarbeitung, einen religiösen Nebenweck; er wollte die wichtigsten Wahrheiten aller dieser Wissen-

schaften zum Behuf der Ueberzeugung vom Daseyn Gottes benennen. Man darf aber nicht glauben, daß ihn dieser Zweck verleite den zudringlichen Physico-Theologen zu spielen, der da, wo er mit seiner Bekanntschaft der Naturerscheinungen nicht ausreicht, die mannigfaltigen Lücken mit Geschwäg ausfüllt, was er für tiefgeschöpftes Résonnement verkauft; der diese halbreifen Ideen einer ungezügelten Phantasie als unumstößlich erwiesene Wahrheiten aufstellt, oder gar alle Andersdenkende anathematisirt. O nein! alle diese Ideen sind zwar mit der Wärme vorgetragen, die jedem Menschen bey dem, was er für wahr hält, natürlich ist; aber zugleich sind sie mit der Bescheidenheit dargestellt, die selbst den ächten Denker bey solchen Vermuthungen nicht verlassen darf, deren Gewißheit ihm beynahe evident zu seyn scheint. Nur dann kann man hoffen, sein Publikum zu überzeugen und zu belehren, wenn man selbst ruhig und kaltblütig zeigt, daß das, was man vortragen will, nicht das Erzeugniß einer stürmischen, verleiteten Phantasie, sondern das Resultat eines geprüften Nachdenkens ist; daß man nicht gesonnen sey, wachenden Träumern, durch die geschmückte Erzählung eines Sommernachtsstraums, die Zeit zwischen Schlafen und Wachen angenehm zu verkürzen, sondern erfahrene Männer für das interessiren will, was man durch ruhiges, lange fortgesetztes Nachdenken, über wichtige Gegenstände, herausbrachte. Gebildete Männer also, aus allen

gelehrten Ständen, sie mögen nun bereits in den Jähren, die der Verfasser bearbeitete, Erfahrung haben oder nicht, Frauenzimmer, die ihre Talente für ernsthafte Beschäftigungen nicht ganz unausgebildet gelassen haben, kurz alle Personen, die von ihrer Lectüre nicht bloß flüchtige Unterhaltung, sondern auch angenehme Belehrung erwarten, werden seine Arbeit nicht aus der Hand legen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Der deutsche Herausgeber suchte den Nutzen dieses Werks, für das deutsche Publicum, durch zweckmäßige Aenderungen und Zusätze zu erhöhen: vorzüglich fand er hiezu Gelegenheit bey der Lehre von den Lustarten und den Fossilien u. s. w.“ Jeder Band kostet 1 Thlr. 8 Gr. der vierte und letzte ist gegenwärtig unter der Presse.

Da die Expedition der Franzosen nach Aegypten ist aller Blicke auf sich zieht, so wird es Vielen vielleicht lieb seyn zu erfahren, daß sie durch ein im vorigen Jahre herausgekommenes historisches Schauspiel, *Ali Bey* betitelt, einen anschaulichen Begriff von dem Zustand der Dinge daselbst erhalten können. *Ali*, der Sohn eines griechischen Priesters in Katalien, welcher durch arabische Beduinen geraubt, an die Kammelnucken verkauft worden und unter ihnen zur höchsten Staatswürde emporgestiegen war, kam durch seine Gemahlin, eine Europäerin, aus Roth-Neussen gebürtig, zur Zeit, als eine russische Flotte, unter dem Grafen Alexs. Selow, auf Morca

gelandet war, auf den Gedanken, Aegypten von der Oberherrschaft der Türken zu befreien, und eine den europäischen Staaten ähnliche Verfassung daselbst einzuführen. Die Türkischgesinnten unter seinen Collegen, zu welchen sein eigener Schwager gehörte, vernichteten den Plan; ist sind aber wieder Ali's Zöglinge die Tonangeber unter den ägyptischen Bey's der Mamelucken. Alle Personen in diesem Schauspiele sind echt historisch, so wie die Vorfälle und die darin vorkommenden Neben bey der Zusammenkunft der Beys im ersten und dritten Acte; nur Ali's Lob ist, der theatralischen Wirkung halber, anders motivirt. Dieses Schauspiel ward in der Absicht geschrieben, die Aehnlichkeit der Jacobiner - Republik mit der Republik der Mamelucken zu zeigen; und siehe! der Corse Buonaparte führt jetzt vierzigtausend Jacobiner nach Cairo, um mit den Mamelucken zu fraternisiren, und, falls die jüdischen Wechsler zu Berlin, Wien, Lissabon, London, Amsterdam, Hamburg und Madrid das Geld dazu schleunigst an den ehemaligen constitutionellen Bischoff von Autun, jetzigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten der französischen einen und untheilbaren (auch unheilbaren) Republik, dem Citoyen Talcyrand Perigord einsenden wollen, wozu die Pariser Journalisten sie einladen, den Salomonischen Tempel zu Jerusalem wieder nach nutgenommenen Rissen, unter der Aufsicht theophilanthropischer Architekten, aufbauen zu lassen. Was wir nicht alles erleben!

